Annegarn, Joseph,

J. Annegarn's allgemeine Weltgeschichte für die katholische Jugend und für Erwachsene

Bd.: 7

Münster 1851

J. Annegarn's

allgemeine

Weltgeschichte

für die

katholische Jugend und für Erwachsene.

Vierte Ausgabe, abermals bedeutend erweitert und verbessert

von

Heinrich Oberhage,
Pfarr-Dechant zu Werne.

Siebenter Band:

Vom westfälischen Frieden bis zur Befreiung Europa's.

Münster, 1851.

Druck und Verlag der Theissing'schen Buchhandlung.

Neue Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Vom westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution.

(1648—1789.) 141 Jahre.

I. Die Deutschen.

§ 1.

Deutschland nach dem dreißzigjährigen Kriege.

Betrachten wir nun die Verfassung des deutschen Reiches und den Zustand des deutschen Volkes und Landes nach dem dreißigjährigen Kriege. Die Einheit des Reichsverbandes war fast gänzlich dahin, das Oberansehen des Kaisers ohne Bedeutung. Die einzelnen Fürsten konnten nunmehr nach eigenem Belieben Bündnisse mit fremden Mächten abschließen; kurz das weiland deutsche Reich war jetzt es nur noch dem Namen nach, in der That aber bestand es bloß aus einer Menge größerer und kleinerer Staaten, von denen fast keiner einem gemeinsamen großen National-Interesse, dagegen fast jeder bloß seinen eigenen, und oftmals sehr kleinlichen Sonderrücksichten folgte, der deutsche Kaiser hatte eigentlich bloß als Fürst und Herr seiner zahlreichen Erblande nur

noch Macht und Bedeutung; als Oberhaupt des Reiches besaß er allein das ihn auszeichnende Recht, daß reichsgesetzliche Beschlüsse der Reichsstände erst durch seine Zustimmung Rechtsgültigkeit erlangten; ferner erfreute er sich noch der Gerichtsbarkeit über Reichsunmittelbare, der Oberlehnsherrlichkeit und mehrerer Reservatrechte, z. B. der Berufung von Reichstagen, Standeserhöhungen u. s. w. Vom J. 1654 blieb der deutsche Reichstag eine ständige höchste Behörde, welche zu Regensburg ihre Sitzungen hielt. Dieser ständige Reichstag umfaßte drei Collegien, 1) den Kurfürstenrath, 2) den Fürstenrath und 3) den Städterath. Der Fürstenrath hatte wieder drei Bestandtheile, a) die „geistliche Bank" (für Bischöfe und Prälaten, so wie für die Mitglieder des Erzhauses Oesterreich), b) die „weltliche Bank" (für Fürsten, Grafen und Herren), c) die „Querbank" (für den Administrator des Erzbisthums Magdeburg). Der Städterath bestand wieder a) aus der „rheinischen Bank" mit 25, und b) aus der „schwäbischen" mit 38 Abgeordneten der Städte. Für Religions-Angelegenheiten stand den Reichsständen das Recht zu, sich in zwei Körperschaften zu theilen (das „jus eundi in partes"), nämlich 1) in die der Katholiken (corpus catholicorum) unter dem Vorsitz von Mainz, 2) in die der Evangelischen (corpus evangelicorum) unter dem Vorsitz von Kursachsen. Reichskammergericht und Reichshofrath bestanden in ihrer frühern Wirksamkeit fort, die nothwendigen Folgen dieser Reichsverfassung waren für die Würde der deutschen Nation weder im Großen und Ganzen dem Auslande gegenüber, noch im Einzelnen für den innern Zustand der verschiedenen Staaten günstig. Was das Erstere betrifft, so fehlte nämlich bei der allgemeinen Zersplitterung und Entfremdung die gemeinsame Kraft, um fremder Anmaßung die Spitze bieten zu können; und um sich von auswärtiger schlauer Politik nicht überlisten zu lassen, dazu gebrach es an Nationalgefühl und Geistesklarheit. So konnte denn die auswärtige Politik, und zwar insbesondere die französische, durch die Schuld der Deutschen selbst, ungestört jene Handlungsweise befolgen, durch welche schon die

Römer obgesiegt hatten, nämlich Deutschlands Volksstämme in Uneinigkeit zu erhalten, sie durch sie selbst zu schwächen, und bei dieser Schwäche ein deutsches Land nach dem andern vom großen Verbande loszutrennen, und fremder Oberherrschaft unterthänig zu machen. Die Gerechtsame der einzelnen Landesherren wurden über die Gebür ausgedehnt: während des Krieges hatte man die Landstände nicht um die Besteuerung gefragt, dies behielt man nun bei; auch die Soldtruppen blieben. So wurden Adlige und Bürger der Waffen entwöhnt, und die Fürsten konnten alles durchsetzen. Eine fernere Folge von der Landeshoheit der Fürsten war eine Masse von Beamten, zu deren Erhaltung die Steuern erhöht werden mußten, und durch welche die Hoheitsrechte immer weiter ausgedehnt wurden. Die eingezogenen geistlichen Güter boten besonders die Mittel zur Hebung der Territorialgewalt.

Wahrlich entsetzlich waren in vielfacher Beziehung die Folgen des dreißigjährigen Krieges, und kläglich sah es überall in Deutschland aus, als der westfälische Friede dem Kriege und Räuberleben ein Ende gemacht. Man konnte Tage lang reisen, ohne ein Haus zu finden; in vielen Provinzen befanden sich keine Dörfer und Städte mehr, sondern nur Aschenhaufen. Die Grafschaft Ruppin in der Mark Brandenburg, über 6 Meilen lang und 5 Meilen breit, besaß nur vier bewohnte Dörfer mehr. Schon 1626 waren im Braunschweigischen über 300 Städte, Dörfer und Vorwerke niedergebrannt. Das Lüneburgische war eine große Wüste; ganz entvölkerte Dörfer und Flecken wurden den Soldaten statt des Soldes zur Plünderung überwiesen. Eher mochte der einsame Reisende Wölfe als Menschen antreffen. Sachsen allein hat in den dreißig Schreckensjahren an zwei Millionen Menschen verloren. Welche das Schwert noch geschont, erlagen der Pest und der Hungersnoth. Durch das Aussterben vieler Familien waren manche Grundstücke herrenlos geworden, und wurden für ein Spottgeld verkauft. Fast alles baare Geld war verschwunden, manches vergraben. Handel und Gewerbe lagen darnieder, und haben sich bis jetzt nicht wieder zu dem alten Flore erhoben: die Hol-

länder und Engländer hatten den Handel an sich gerissen, die Hanse war erstorben. Manche Stadt und Landschaft hatte durch die ungeheuern Brandschatzungen, die den Schweden oder Wallensteinern entrichtet werden mußten, sich eine schwere Schuldenlast aufbürden müssen, und seufzt unter derselben theils noch bis auf den heutigen Tag. Noch sieht man in vielen Haiden Deutschlands Spuren früheren Anbaues; diese Wüsten hat ohne Zweifel, wenigstens theilweise, jener unselige Kampf geschaffen.

Die dreißigjährigen Schrecken des Krieges, die tägliche Todesangst, die Hungersnoth, die Vergänglichkeit der zeitlichen Güter, die man nun so deutlich erkannte, alles dieses hatte den Blick der Deutschen wieder nach dem Himmlischen gerichtet, und in ihnen eine äußerst religiöse Stimmung zurückgelassen. In der Religion fand man Heilung so vieler geschlagenen Wunden, der Krieger kehrte zu den stillen Geschäften des Ackerbaues zurück, und Sonntags goß der feierliche Gottesdienst eine Ruhe in sein Herz, die er im Getümmel des Lagers nie gekostet hatte. Selten war wohl in Deutschland der Eifer, fromme Stiftungen zu machen, so groß, als gleich nach dem dreißigjährigen Kriege.

Während desselben waren das erste Mal Franzosen in Masse nach Deutschland gekommen, und den Deutschen durch ihre feineren Sitten aufgefallen. In Münster und Osnabrück hatte man diese Nachbarn auch von Seiten ihrer Pracht und ihres glänzenden Anzuges kennen gelernt. Die Deutschen wurden ganz vernarrt in diese vermeinten Vorzüge, und reiseten nun zu Tausenden mit schwerem Gelde nach Paris, um sich in Franzosen umwandeln zu lassen. Wenn sie heimkehrten, so trugen sie statt des deutschen vollen Rockes einen Frack, über demselben einen Degen, Schuhe mit großen Schnallen, gepudertes Haar oder gar eine mächtige Alongeperücke, und ließen sich Monsieur anreden. Dabei mischten sie allerlei französische Brocken in ihre Rede, auch wenn sie sich herabließen, Deutsch zu sprechen. In adligen und fürstlichen Häusern wurde die deutsche Sprache durch die französische ganz verdrängt. Man verschrieb Gouvernanten aus Frankreich, die Kinder des Hauses im Französischen und im s. g. guten Ton zu unterrichten, zum Nach-

theil des edeln deutschen Charakters. Alle Moden, welche Paris aushecke, wurden sclavisch angenommen. Kaufmannsfrauen wollten Equipage halten. Bisam und Pomade, Schnupf- und Rauchtabak wurden allgemein. Die Weiber, nun Damen und Demoisellen genannt, gingen höchst unanständig gekleidet, unten aber war das Kleid so lang, daß ein Diener es nachtragen mußte. Anfangs liefen die Gassenbuben den seltsamen Gestalten nach, wie uns Lauremberg, ein Satyriker dieser Zeit, zuletzt Professor zu Rostock, also berichtet:

„Tucht und Schamhaftigkeit is mit weggeschneden,
Mit half blotem Live kommen sie hergetreden.
Int erste, da disse Mode noch was unbekannt,
Un men nich wußte, dat se was kommen int Lant,
Blewen se vör ene Junfer stahn un gapen,
Als wenn se segen enes Quacksalbers Apen.
De Stratenjungens hüpich hinder er lepen.
Un ener thom andern mit vollem Halse repen:
Süh, süh, dar geit en Wyff, dat vör er böse Sak
Schall uthgestreken werden öffentlich am Kak!
De Bödelknecht hefft er dat Schnörlif uthgethagen,
Nu will er mit de Rod de Flöh van'n Rügen jagen!"

Anstatt des Degens, den die Männer trugen, behängten sich die Frauen mit einem Messer und einer Gabel, die vor der Brust in einem Futteral saßen. Auch Damenuhren kommen schon vor. An den Schuhen mußten eine Zeitlang zwei Hörner emporstehen, und die Strümpfe roth, blau, grün oder gelb sein. Die Männer ließen ihren Bart immer mehr beschneiden, und mit dem Brenneisen kunstgemäß bearbeiten, „bald wie ein Zirkelbärtel, bald wie ein Schneckenbärtel, bald wie ein Jungfrawenbärtel, ein Dotterbärtel, ein Spitzbärtel, ein Maikäferbärtel, ein Entenwädele, ein Schmalbärtel, ein Zuckerbärtel, ein türken Bärtel, ein spanisch Bärtel, ein italienisch Bärtel, ein Sonntagsbärtel, ein Osterbärtel, ein Lillbärtel, ein Spillbärtel, ein Drillbärtel, ein Stutzbärtel, ein Trutzbärtel," wie ein Schriftsteller dieser Zeit uns erzählt. Man sieht, Modennarren hat es immer gegeben, aber schämen müssen sich die Deutschen, daß sie sich Moden, wie Friedenschlüsse, von den Franzosen vorschreiben ließen.

Der Mann hatte wohl Recht, der diese lächerliche Nachäfferei in folgender Weise geißelt:

— „Sollt' ein Franzos es wagen,
Die Sporen auf dem Hut, die Schuh an Händen tragen,
Die Stiefeln auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch
Anstatt des Nestelwerks, ein Deutscher thät es auch."

Der Titel Monsieur wurde nach etwa 100 Jahren so gemein, daß er am Ende nur noch Knaben, Kaufmannsdienern, Fuhrleuten und Scheerenschleifern blieb; Männer von Stande ließen sich wieder Herr nennen, und ehrsame Bürgertöchter in Städten nahmen den Titel Fräulein an, sonst nur eine Auszeichnung des Adels. Wäre man doch zu dem schönen Worte Jungfrau zurückgekehrt. Auch der Titel Madame kommt nur noch im Mittelstande vor.

§ 2.

Pater Spee.

Nachdem der Zustand Deutschlands nach dem westfälischen Frieden kurz geschildert worden, müssen wir eines Mannes gedenken, dessen Wirken zwar schon in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts fällt, aber erst in der zweiten überall, im katholischen wie im protestantischen Deutschland, gesegnete Folgen hatte. Dieser Mann ist Friedrich von Spee aus dem adeligen, jetzt gräflichen Geschlechte Spee von Langenfeld; er wurde zu Kaiserswerth, einem am Rhein unterhalb Düsseldorf gelegenen Städtchen, im Jahre 1591 geboren. Im J. 1610 trat er zu Cöln in den Orden der Gesellschaft Jesu, um sich für den geistlichen Stand, welchem er sich zu widmen beschlossen hatte, auszubilden. Nachdem er die Priesterweihe erhalten hatte, wirkte er noch bis gegen das Jahr 1627 in Cöln als Lehrer der Grammatik, Philosophie und Moral. Im Auftrage seines Ordens begab er sich dann nach Franken, wo er besonders in Würzburg und Bamberg der Seelsorge oblag. Hier nun öffnete sich für Spee ein Wirkungskreis, der ihn zu den ausgezeichnetsten Männern des Jahrhunderts erhob, und man kann sagen, daß er in einer Hinsicht hier einzig dasteht. Es war dies die schreckliche Zeit, wo die zahlreichen

Hexengerichte in Deutschland unzählige Opfer dem Tode überwiesen. Vermöge seiner Sendung ward unserm Spee der traurige Beruf zu Theil, in den beiden genannten Städten viele dieser Unglücklichen zum Tode vorzubereiten, und ihnen auf ihrem letzten Wege den Trost der Religion zu spenden. Der Pater Spee überzeugte sich immer mehr und mehr von der Unschuld dieser Unglücklichen, welche als Opfer des Wahns der fürchterlichsten Strafe anheim fielen. Der Gram darüber zehrte an seinem Innern, und machte ihn vor der Zeit zum alten Manne; doch wagte er es nicht, diesem Gräuel sogleich offen entgegen zu treten*). Nur Einzelnen theilte er seine Ansichten und seinen Kummer mit. Zu diesen gehörte auch Philipp von Schönborn, damals noch Domkapitular zu Würzburg, später Kurfürst von Mainz. Letzterer fragte den Pater Spee eines Tages, woher es komme, daß er, erst im besten Mannesalter, schon so viele graue Haare habe, worauf der Domherr zur Antwort erhielt: „Dies komme von den Hexen, die er (Spee) zum Feuertode geleitet habe." Bei dieser Gelegenheit sprach sich Spee gegen den aufgeklärten Schönborn frei und unumwunden darüber aus, daß er von der gänzlichen Unschuld des allergrößten Theils der Hingerichteten völlig überzeugt sei. Endlich aber brach er sein Schweigen, und setzte sich mit hochherziger Menschenfreundlichkeit an's Werk. Er schrieb seine „Cautio criminalis", ein Buch, das allein genügend ist, ihm einen Ehrenplatz unter den Freunden der Menschheit anzuweisen. Mit Umsicht, Scharfsinn und überzeugender Gründlichkeit, in einer kräftigen Sprache und in körnichtem trefflichem Latein wies er hier in 51 Abschnitten, die er „Zweifel" (Dubia) betitelte, die Unhaltbarkeit der Grundsätze nach, von welchen man Seitens der Gerichte ausgehe, so wie auch das Unzulängliche der Gründe, mit welchen man das ganze Verfahren zu rechtfertigen pflegte. Aus lobenswerther Vorsicht ließ er das Buch erst eine Zeitlang in Abschriften von Hand zu Hand gehen, worauf er es dann ohne seinen Namen dem Drucke übergab. Nicht

---

*) Der gelehrte Jesuit Adam Tanner war schon früher gegen die Hexenprozesse aufgetreten, wie bereits erwähnt wurde.

sogleich steuerte die Erscheinung dieses Buches den blutigen Opfern des Aberglaubens, doch wirkte es nach und nach auf so entschiedene Weise, daß an mehreren Orten den bereits eingeleiteten Hexenprozessen Einhalt gethan wurde. Nicht aber im katholischen Deutschland allein herrschte der Glaube an Hexen und Zauberer, sondern — wie bereits ausführlich nachgewiesen — eben so sehr im protestantischen, in den Niederlanden, in England uud Schweden war dieser Wahn verbreitet. Das Buch des Pater Spee fand daher auch bald den Weg in diese Länder und dazu Uebersetzer und Bearbeiter. Jedoch erst 60 Jahre nach unserm Spee trat Balthasar Becker in seiner „bezauberten Welt" und nach 70 Jahren der gelehrte Christian Thomasius von protestantischer Seite selbstständig und mit Erfolg gegen den Unfug des Hexenglaubens und der Hexenprozesse auf. Bald vor oder nach dem Erscheinen seines Buches wurde Spee durch seine Obern abberufen, um in dem zum großen Theile protestantischen Niedersachsen eine Bekehrungsmission zu übernehmen. Er widmete sich diesem Geschäfte mit allem Eifer, den seine religiöse Ueberzeugung ihm einflößte, doch verläugnete er hierbei nie den Geist der Sanftmuth und der Duldung. Auf dieser Mission gelang es ihm unter andern, das hildesheimische Städtchen Peina für den katholischen Glauben wieder zu gewinnen. Mehrere protestantische Bewohner Hildesheims wurden darüber aufgebracht, und sendeten einen Menschen aus, der ihn aufheben sollte, als er eben in Ausübung seines Berufes nach einem Dorfe ging. Er erhielt 5 tiefe Wunden auf dem Kopfe und 2 in dem Rücken. Froh der ehrenvollen Wunden gelangte er dennoch nach dem Dorfe, und predigte daselbst, bis die Kräfte ihn verließen. Die ganze Zeit seines Lebens konnte er sich von diesem Unfalle nicht vollkommen erholen. Doch hielt er sich auch nicht lange mehr in dieser Gegend auf, und bald finden wir ihn in Trier wieder. Hier befand er sich noch zur Zeit der Belagerung dieser Stadt durch die Spanier und Kaiserlichen im Jahre 1635. Nicht nur Kranke, Gefangene, und alle, die ihn als Seelenarzt anriefen, erfuhren hier seine unermüdete Menschenliebe, sondern auch die französischen Krieger, welche die Stadt Trier besetzt

hatten, und von den Belagerern daraus vertrieben wurden. Spee wagte sich unter die in den Straßen mit einander kämpfenden Reiter und Fußvölker, verhinderte manche Plünderung und Mißhandlung, trug die hülflos zurückgebliebenen Verwundeten auf seinen Schultern in die Spitäler, pflegte ihre Wunden, veranstaltete Sammlungen zu ihrem Unterhalte, kleidete die Nackten, und erwirkte ihnen endlich die Erlaubniß, ungehindert in ihre Heimath zurückkehren zu dürfen. Auf seine Veranlassung wurden mehr als 400 schon seit einigen Tagen in den Kerkern ohne Nahrung schmachtende Franzosen gerettet und befreiet. Er trug ihnen Wasser aus dem Stadtbrunnen, Brod und andere Lebensbedürfnisse zu, und begleitete die Wiedererstarkten in die Schiffe, die sie weiter führten. Endlich erlag der große Menschenfreund diesen Anstrengungen, und ein ansteckendes Fieber, das er sich beim Krankenbesuche zuzog, stürzte ihn, aller ärztlichen Hülfe ungeachtet, in kurzer Zeit in's Grab. Er starb am 7. August 1635 im 44. Jahre seines Lebens, im Kreise seiner betrübten Ordensbrüder.

Auch als Dichter und ascetischer Schriftsteller ist Friedrich von Spee ausgezeichnet. Wir haben von ihm geistliche Lieder unter dem Titel „Trutz-Nachtigall" und eine Erbauungsschrift unter dem Titel „Güldenes Tugendbuch". Adel und Reinheit der Gesinnungen, kindliche Glaubenstreue, Gemüthlichkeit, Natursinn und Gottinnigkeit, anspruchslose, edle Einfalt und liebliche Naivetät, und alles dieses von wahrhaft dichterischer Eigenthümlichkeit durchdrungen, bildet den Charakter seiner Dichtungen. Bis zum Jahre 1719 erlebte die Trutz-Nachtigall fünf Auflagen. Am Schlusse des 18. Jahrhunderts waren seine schönen Lieder fast vergessen, und erst seit dem Beginn des gegenwärtigen nahmen mehrere Bearbeiter und Herausgeber sich des fast vergessenen Dichters wieder an. Er kann unbedenklich für den ersten deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts gelten, und auch sein Tugendbuch steht wegen Innigkeit und Eigenthümlichkeit einzig in unserer Literatur da.

§ 3.

Kaiser Leopold I.

(1658—1705.)

Kaiser Ferdinand III. regierte nach dem 30jährigen Kriege noch 9 Jahre verständig und ruhig. Die Schweden hielten noch 2 Jahre lang 7 Kreise des Reiches besetzt, und ließen sich täglich 170,000 Thlr. bezahlen, außer den bedungenen 5 Mill. Kriegskosten. Ja, im Münsterschen lagen sie ganze 6 Jahre, und saugten mit den Hessen das Land fürchterlich aus, bis der neue Fürstbischof, Bernard von Galen, ein ausgezeichneter Herrscher und Kriegesheld dieser Zeit, durch gütliche Verträge die theuern Gäste zum Abzuge bewog, und sein Land durch Anlegung starker Festungen und Errichtung einer Landwehr (wie es in unsern Tagen heißt) gegen künftige Ueberfälle mehr sicherte. Herzog Karl von Lothringen, durch die Franzosen seiner Lande beraubt, setzte den Krieg nach Mansfelds Art noch länger fort, eroberte mehrere Festungen am Rheine, und hatte die Dreistigkeit, sie dem Kaiser für 300,000 Thaler anzubieten. Die rheinischen Fürsten schrieen laut über seine Frevelthat, und es wäre Recht gewesen, ihm den Raub mit den Waffen wieder abzujagen. Aber Ferdinand, der den Frieden über alles liebte, beredete die rheinischen Fürsten, jene 300,000 Thaler zusammen zu schießen, und so ihre Festungen wieder zu kaufen. So stand es damals mit der Justiz in Deutschland.

Kaiser Ferdinand III. starb 1657, als er seinen Erbprinzen bereits durch die Blattern verloren hatte. Der König von Frankreich Ludwig XIV. bemühete sich ungemein, römisch-deutscher Kaiser zu werden: aber die Kurfürsten, selbst die protestantischen, hatten keine Ursache, das Haus Oesterreich zu übergehen, wenn doch einmal ein deutscher Fürst römischer Kaiser werden müsse, und so wählten sie den 18. Juli 1658 den ältesten österreichischen Prinzen, den zweiten Sohn Ferdinands, Leopold, zum römischen König und Kaiser, und krönten ihn den 1. August desselben Jahres.

Am Ende des Mittelalters saß Friedrich III. ein halbes Jahrhundert unthätig auf dem Kaiserthrone. Mit ihm hat Leopold I. große Aehnlichkeit; er regierte 47 Jahre, und

that in dieser Zeit wenig für die Würde des deutschen Reiches, so gutmüthig und fromm er auch war. Seine Regierung ist fast nur durch schwere Kriege merkwürdig. Der ländersüchtige Ludwig XIV. von Frankreich, dessen nähere Bekanntschaft wir erst in der französischen Geschichte machen werden, war durch seine Schlauheit dem arglosen Kaiser weit überlegen. Erst nahm er den Spaniern einen großen Theil ihrer Niederlande weg, und dann griff er die Holländer an. Diese, welche eben erst im westfälischen Frieden die Anerkennung ihrer Freiheit auch von Frankreich erhalten hatten, konnten kaum einen Bundesgenossen finden. England hielt mit Frankreich, selbst mancher deutsche Fürst, z. B. Cöln und Münster (Bernhard von Galen war immer ein großer Feind der Holländer). Nur Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gewöhnlich bloß der große Kurfürst genannt, leistete den Holländern Hülfe, und beredete auch den Kaiser, gegen die Franzosen aufzutreten. Aber was half es? Der kaiserliche General Montecuculi hatte von dem durch französisches Geld bestochenen Fürsten Lobkowitz, dem ersten Rathgeber des Kaisers, den gemessenen Befehl, den Franzosen keine Schlacht zu liefern. Einmal hatte Montecuculi den berühmten General Türenne fast eingeschlossen, aber — er mußte ihn entrinnen lassen. Erst als der Verräther Lobkowitz vom Kaiser abgedankt war, konnte Montecuculi freier handeln, und nun erst (1676) kam es zu einer Schlacht bei Sasbach unweit Offenburg, in welcher Türenne erschossen wurde. Jetzt halfen die Franzosen sich aber durch andere Mittel. Dem Kurfürsten von Brandenburg hetzte Ludwig XIV. die Schweden auf den Hals, während derselbe mit allen seinen Truppen am Rheine stand. Die Schweden brachen gleich in die Marken ein. Der Kurfürst schrieb seinen Unterthanen, sie möchten nur eine kleine Weile Geduld haben, eilte dann mit seiner ganzen Macht herbei, und überfiel die Schweden bei Fehrbellin (28. Juni 1675). Der Feind wurde so völlig geschlagen, daß Dänemark und Münster mit Brandenburg sich verbündeten, und fast ganz Pommern von den Schweden geräumt wurde.

Am Rhein wußten die Franzosen sich nicht anders zu helfen, als daß sie das Land in eine Wüste verwandelten.

Zu Zweibrücken sperrten sie die Leute in eine Kirche, und plünderten darauf die Stadt. Im Herzogthum Würtemberg mißhandelten sie Männer und Frauen so entsetzlich, daß ganze Ortschaften von allen Bewohnern verlassen wurden. Mitten im Winter flüchteten diese in die Wälder, und kamen alle durch Hunger oder Kälte um. Und diese Gräuel dauerten nicht ein Jahr, sondern drei volle Jahre. Da wurde der Friede zu Nymwegen geschlossen (im Herbst 1678 und dem darauf folgenden Winter). Es war ein Friede, wie der westfälische: Deutschland mußte die Festung Freiburg im Breisgau und die Grafschaft Burgund an Frankreich abtreten; Frankreich erhielt auch schöne Landstriche der spanischen Niederlände; Holland verlor fast nichts. Den Kurfürsten von Brandenburg hatte der Kaiser beim Friedensschlusse nicht zu Rathe gezogen, denn er konnte nicht leiden, wie er sagte, daß sich ein neuer König der Vandalen an der Ostsee erhebe. Friedrich Wilhelm hatte nämlich ganz Pommern, sogar Stralsund und Rügen den Schweden entrissen. Wir können nur bedauern, daß Deutschland in dieser Zeit immer so schlecht berathen war.

Ludwig XIV. war mit dem neuen Erwerbe noch keineswegs zufrieden. In den letzten Friedensschlüssen hatte es geheißen, Deutschland trete diese und jene Länder und Städte mit allen ihren Dependenzen an Frankreich ab. Nun machte ein Parlamentsrath zu Metz, ein Speichellecker, dem Könige den Vorschlag, untersuchen zu lassen, welche Städte und Dörfer in alten Zeiten mit den erworbenen Besitzungen zusammengehangen hätten, und diese dann ohne weiteres wegzunehmen. Der Franzosenkönig setzte vier Gerichtshöfe nieder, diese Sache zu untersuchen, und was sie ihm zusprachen, nahmen seine Truppen gleich in Besitz. Dies nannte er Reunion. Eine der wichtigsten Erwerbungen, welche er auf diese Weise machte, war die Stadt Straßburg im Elsaß, welche im westfälischen Frieden dem deutschen Reiche als freie Reichsstadt noch vorbehalten blieb.

Der Reichstag zu Regensburg, der seit 1667 ohne Unterbrechung versammelt war, machte zwar Einsprüche gegen die Gewaltthätigkeit des Königs von Frankreich; aber statt ihm ein gerüstetes Heer entgegen zu schicken, stritten die Herren

um den Vorrang in den Sitzungen und um andere kleinliche Vorrechte. So wollten die Gesandten der Kurfürsten Excellenz heißen, und bei feierlichen Gastmahlen auf rothen Teppichen sitzen, mit goldenen Gabeln essen, und von Edelknaben bedient werden, unterdessen sie dem fürstlichen Gesandten nur einen grünen Stuhl ohne Fußteppich, silberne Gabeln und Lakaien zur Bedienung zuerkannten. Dazu kam noch die Frechheit der französischen Gesandten, welche die lateinische Sprache beim Reichstage abgeschafft, und die französische Sprache eingeführt haben wollten. Die Verhandlungen zogen sich so sehr in die Länge, zu der Franzosen größten Freude, daß diese in den eroberten Städten sich ganz gemächlich einwohnen konnten. Um von den Deutschen desto weniger befürchten zu müssen, beredete Ludwig XIV. am Ende noch die Türken, dem Kaiser in's Land zu fallen.

§ 4.

Die Türken vor Wien.

(1683.)

Der türkische Sultan hatte damals einen sehr kriegslustigen Großvezier, Kara Mustapha, der in aller Eile mit 200,000 Türken vor Wien rückte. So schnell war seine Ankunft, daß der Hof eiligst nach Linz fliehen mußte, um nicht gefangen zu werden. Sogar 6000 Wiener eilten aus der Stadt, die übrigen erwarteten bange ihr Schicksal; nur der tapfere Herzog von Lothringen warf 12,000 Mann Soldaten in die Stadt, und der Graf von Stahremberg schlug alle Stürme der Türken als Commandant glücklich ab. Die Türken arbeiteten nach einem Plane, den ihnen Ludwig XIV. zugeschickt hatte, beschossen die Stadt fürchterlich, und sprengten einen Theil der Mauer durch Pulverminen. Dennoch kamen sie nicht in die Stadt, desto schrecklicher mißhandelten sie aber das Land: 50,000 Kinder, 6000 Männer, 11,000 Weiber und 51,000 Jungfrauen schleppten sie aus Oesterreich als Gefangene nach der Türkei. In Wien waren 200,000 Menschen — wie sollte es diesen gehen? Als eben die Noth am größten war, am Abend des 11. Septembers, erschien der tapfere Polenkönig

Johannes Sobiesky mit 12,000 Reitern und 3000 Fußgängern auf der Höhe des Kahlenberges, und gab den Belagerten seine Ankunft durch drei Kanonenschüsse und viele Raketen zu verstehen. Bei ihm befanden sich die Truppen des fränkischen und schwäbischen Kreises, die ganze Kriegsmacht der Kurfürsten von Bayern und Sachsen, ja der Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen war in eigener Person gegenwärtig, dem Kaiser Hülfe zu bringen. Am 12. September vor Tagesanbruch wohnten die katholischen Feldherren auf dem Leopoldsberg der heiligen Messe bei, unter welcher der zum Oberanführer erkorene König von Polen das h. Abendmahl empfing. Nachdem alle ihre Andacht beendigt hatten, wurde das Zeichen zum Angriff gegeben. Sobiesky fiel wie ein Sturmwind mit seiner leichten Reiterei über die Türken her, und zwang sie, nach einem ungeheuren Verluste am Abend das Feld zu räumen. Am andern Morgen (13. September) sollte die Schlacht erneuert werden, aber Kara Mustapha hatte es für räthlich gehalten, in der nächsten Nacht zu entweichen. Sogar seine Kriegskasse, 2,000,000 Thaler enthaltend, und sein eigenes Zelt, 400,000 Thaler an Werth, fiel in die Hände der Sieger. Die Beute wurde auf der Stelle getheilt, und der brave König von Polen erhielt allein 4 Millionen Gulden. Die Türken ließen 20,000 Todte auf dem Schlachtfelde, und hatten bei der Belagerung Wiens früher schon einen Verlust von 30,000 Mann erlitten; leider metzelten sie vor ihrem Abzuge noch 25,000 christliche Gefangene ohne Unterschied des Alters und Geschlechts nieder.

Zwei Tage nach dem Entsatze kam der Kaiser aus Linz zurück, und es wurde ein feierlicher Einzug in Wien gehalten. Auf den Kaiser sah Niemand, aber für Sobiesky und den Herzog von Lothringen waren die Wiener bis zur Begeisterung hingerissen. Ein Prediger wählte zum Text der Siegespredigt die Worte Joh. I, 6: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes." Johannes Sobiesky schrieb seiner Gemahlinn die Nachricht des Sieges; der Schluß des Briefes lautet also: „Ich mußte lange mit dem Vezier fechten, bis der linke Flügel mir zu Hülfe kam. Da waren um mich der Kurfürst von Bayern, der Fürst von

Waldeck und viele andere Reichsfürsten, die mich umhalseten und küßten. Die Generale faßten mich bei den Händen und Füßen, die übrigen Obersten und Offiziere sammt ihren Regimentern zu Roß und Fuß riefen mir zu: Unser braver König! Heute Morgen erschien der Kurfürst von Sachsen nebst dem Herzog von Lothringen vor mir. Endlich auch kam der Wienerische Statthalter, Graf von Stahremberg, mit vielem Volke hohen und niedern Standes mir entgegen; Jedermann hat mich geherzt, geküsset, und seinen Erlöser genannt. Auf der Straße erhob sich ein Jubelgeschrei: Es lebe der König! Als ich nach der Tafel wieder hinaus ins Lager ritt, begleitete mich das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen zum Thore hinaus. — Für diesen uns zugesandten höchst vortrefflichen Sieg sei dem Höchsten Lob, Preis und Dank gesagt in Ewigkeit!"

Man hätte nun die räuberischen Türken verfolgen sollen, aber das geschah nicht. Sie hielten sich noch 6 Jahre lang in Ungarn, und dies hart bedrängte Land, das vorher selbst gern gegen Oesterreich rebellirte, wurde nun so zahm, daß es dem Hause Oesterreich die Krone Ungarns erblich zuerkannte, da es sonst ein Wahlreich gewesen war.

§ 5.

Die Franzosen verheeren die Rheinlande.

(1688—1697.)

Kaum war die Gefahr vor den Türken beseitigt, so nahm Ludwig XIV. seine Rèunionen wieder vor. Seine Raubkriege brachten aber doch das halbe Europa gegen ihn in Waffen, Spanien, England, Holland und Savoyen. Weil er nicht Truppen genug hatte, seine Grenzen in Süden und Osten, in Norden und Westen gegen so viele Feinde gehörig zu decken, so griff er zu einem abscheulichen Mittel, seinen Gegnern den Angriff Frankreichs unmöglich zu machen; er beschloß, die angrenzenden fremden Provinzen in Wüsten zu verwandeln, damit kein Heer nach Frankreich hindurchziehen könne, und das arme Deutschland wurde eben dazu

von ihm ersehen, denn gegen Deutschland ließ sich solches ungestraft am ersten thun — der Reichstag zu Regensburg war immer mit kleinlichen Streitigkeiten beschäftigt, jetzt z. B. ob Braunschweig-Lüneburg die 9. Kurwürde haben solle, was der Kaiser endlich (1692) unter der Hand bewilligte; und dem alten Leopold selbst fehlte es durchaus an Selbstständigkeit und Kraft, die Ehre Deutschlands kräftig zu vertheidigen.

Wie gesagt, Ludwig XIV. hatte beschlossen, die Rheinlande zu verheeren, und schickte im Herbste 1688 ein starkes Heer an den Rhein. Speyer, Worms, Mainz, Mannheim und andere kleinere Städte waren bald genommen, und nun ergossen die Franzosen sich wie eine Fluth über Franken und Schwaben. Stuttgart wurde seiner Mauern beraubt. In der Pfalz bezogen die Franzosen ihre Winterquartiere, und im Januar 1689 begann die Verheerung, erst mit Dörfern und kleineren Städten. Die Bewohner wurden halb nackt auf's freie Feld getrieben, wo viele verhungerten oder auf dem Schnee erfroren, und dann die Oerter angezündet. Im März wurde das kurfürstliche Schloß zu Heidelberg in die Luft gesprengt; die berühmten Ruinen sind noch zu sehen. In Mannheim hatten die Bürger den Franzosen bereitwillig Nahrung und Geld gereicht, so viel sie aufbringen konnten; aber zum Lohne wurden sie gezwungen, ihre Stadtmauern niederzureißen, und ihre Gebäude durch Pulver in die Luft zu sprengen. Das ging den Franzosen aber zu langsam: sie zündeten die Stadt an; keine Spur von Gebäuden blieb übrig. Die Bürger wollten zu ihren entfernten Verwandten ziehen, aber mit Säbelhieben wurden sie zurückgehalten, und in Frankreich hineingetrieben. Die schönen Städte Offenburg, Kreuznach, Bruchsal, Pforzheim, Baden, Rastatt und viele kleinere hatten alle Mannheims Schicksal. Die Städte Worms und Speyer wurden noch am härtesten getroffen. Sie hatten sich den Franzosen ergeben, unter der Bedingung, daß sie nur einige hundert Mann Besatzung gegen Entschädigung aufnähmen; vom Dauphin selbst war der Vertrag bekräftigt. Aber die Franzosen pflegten nicht Wort zu halten: Worms und Speyer mußten sechsmal mehr Besatzung unterhalten, und zwar umsonst, ihr Geschütz aus-

liefern, ihre Mauern einreißen, ihre Kornvorräthe nach französischen Festungen fahren; Speyer mußte noch die Kasse und Akten des Reichskammergerichts herausgeben, und als die armen Bürger das alles 7 Monate lang mit unermüdeter Geduld geleistet hatten, hieß es, sie könnten nur ihre Habe ganz einpacken, denn ihre Stadt solle zerstört werden. Fällt uns hier nicht Karthagos Schicksal ein? Die Unglücklichen warfen sich vor den Franzosen auf die Knie, und streckten flehend ihre Hände aus. Umsonst! „Der König will's," erhielten sie zur Antwort; nur den Dom in beiden Städten versprachen die Räuber stehen zu lassen, und lieferten den Bürgern einige hundert Wagen, ihre Habe fortzuschaffen. Die Bürger luden also ihre Geräthe und Waaren auf, aber die Franzosen forderten: „Nein, erst eure Lebensmittel!" und als diese aufgeladen waren, fuhren die Franzosen damit von dannen in ihre Festungen. Beide Städte wurden dann eingeäschert; sie brannten nur einen Tag, aber noch 6 Wochen hindurch untersuchten die Franzosen die Keller der Brandstätten, und fanden viel Beute. Der Dom zu Speyer war gleichfalls niedergebrennt; in seinen Gewölben befanden sich noch zwei silberne Särge alter fränkischer Kaiser, einer von dem bekannten Heinrich IV. Die Gebeine wurden mit Gelächter auf's Feld geworfen, die Särge waren ein willkommener Fund. Damit die Bürger, die man nach Frankreich hineingejagt hatte, nicht etwa auch zurückkommen möchten, um, wo möglich, eine kleine Nachlese zu halten, so waren überall Wachen ausgestellt. Die Gräuel rührten doch manchen französischen Offizier, aber der Herzog von Crequi, der die Räuber befehligte, zeigte ein Verzeichniß von 1200 Ortschaften, die alle noch vom Erdboden vertilgt werden müßten. Ist es nun zu verwundern, daß der Name Franzose jedes deutsche Herz mit Abscheu erfüllte! Und diese schändlichen Franzosen betete der Deutsche damals als Gesetzgeber in der Mode an!

Aber sendete das deutsche Reich kein kräftiges Heer gegen die Räuber und Mordbrenner? Ach, die Herren in Regensburg hatten über weit wichtigere Sachen zu handeln, als über die Noth der Rheinländer, nämlich über ihre Titel und Stühle bei den Sitzungen des Reichstages, über ihre

Messer, Gabeln und Livreen u. s. w. Erschien auch einmal eine deutsche Reichsarmee am Rhein, so waren ihre Anführer nicht einig, und machten den Franzosen leichtes Spiel. Acht Jahre hindurch ward der unrühmliche Feldzug gegen die Franzosen wiederholt, und man erfreuete sich nicht eher des Friedens, als es den Franzosen selbst beliebte. Ludwig XIV. sah ein neues Gewitter aufziehen: der Zustand des Königs von Spanien versprach kein langes Leben mehr, und diesen wollte er gern beerben, was ohne einen schweren Krieg nicht geschehen konnte. Deswegen schloß er am 30. October 1697 zu Ryswyck, einem Dorfe zwischen Delft und dem Haag, mit dem Kaiser und dem Reiche Frieden; er gab die verheerten Rheinlande und auch einige Festungen wieder heraus, jedoch nicht Straßburg, und bedingte nur, daß in den zurückgebliebenen Ortschaften — etwa 1900 — der katholische Gottesdienst fortdauern solle.

So genoß 1697 nach einem 12jährigen Kriege Deutschland den Frieden wieder, aber nur auf kurze Zeit. Denn der König von Spanien starb schon 5 Viertel Jahre nachher, und sein Tod verbreitete über halb Europa den schrecklichen spanischen Successions- oder Erbfolgekrieg. Ehe ich diesen erzähle, muß ich noch einige andere Gegenstände über Deutschland einschalten; den Verheerer Deutschlands, Ludwig XIV., werde ich in der französischen Geschichte ausführlicher schildern.

Ich habe oben schon erzählt, daß Braunschweig-Lüneburg die 9. Kurwürde erhielt. Man nennt es gewöhnlich das Kurfürstenthum Hannover, und versteht unter Braunschweig das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel.

Im Jahre 1697 trat das kursächsische Haus zur katholischen Kirche zurück, wie bereits im vorigen Bande bemerkt ist, weil der Kurfürst Friedrich August nach Johann Sobiesky's Tode zum Könige von Polen gewählt ward. Die Familie ist bei der kath. Religion verblieben bis auf den heutigen Tag, und dürfte wohl auf die Anhänglichkeit ihrer sächsischen Unterthanen Anspruch machen, da diese in ihrer protest. Religion von dem Landesherrn ungekränkt belassen wurden. Der Kurfürst behielt sogar seine protestantische Stimme auf dem Reichstage, alles dem westfälischen Frieden gemäß.

§ 6.

Preußen wird ein Königreich.

(18. Jan. 1701.)

Es ist schon einige Male des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg erwähnt worden. Er regierte von 1640 bis 1688, und heißt mit Recht der große Kurfürst, denn er heilte als Landesvater die Wunden, die der 30jährige Krieg seinem Staate geschlagen hatte, durch Beförderung des Ackerbaues und der Fabriken, durch Aufnahme vieler tausend Ansiedlungen in seine menschenleeren Provinzen, so wie durch weise Vertheilung der Steuern. In den Händeln mit den Schweden und Franzosen nach dem westfälischen Frieden spielte er, wie gesagt ist, eine der ersten Rollen. Er schlug die Schweden bei Fehrbellin, und erwarb in Westfalen das Herzogthum Cleve, die Grafschaft Mark und die Grafschaft Ravensberg. Das Herzogthum Preußen, im vorigen Zeitraume säcularisirt, war schon durch Erbschaft an Brandenburg gefallen. So zerrissene Lande wußte der große Kurfürst dennoch zu verbinden und zu einem neuen Leben hervorzurufen. Er legte Posten von Memel bis Cleve an, also von der russischen bis zur niederländischen Gärnze, ließ die Straßen der Städte pflastern, und führte in den größeren Städten die nächtlichen Beleuchtungen ein. Nicht minder beförderte er die öffentliche Sicherheit durch stehende Garnisonen, die er besoldete.

Sein Sohn Friedrich III. erbte nur wenig von seines Vaters großem Geiste, und war auch bei ihm nicht beliebt. Er suchte die Pracht nachzuahmen, welche an Ludwig's XIV. Hofe herrschte, und strebte, das auch dem Titel nach zu sein, was der große Kurfürst in der That schon war, nämlich König. Waren ja so manche Fürsten damaliger Zeit bemüht, sich mit äußerm Glanze zu umgeben, und zur höchsten Erdenwürde zu gelangen. Zwei Amtsbrüder Friedrich's im Kurfürstencollegio bestiegen damals einen Thron, August von Sachsen den polnischen, Georg von Hannover den englischen. Sollte Friedrich von Brandenburg zurückbleiben? Er konnte

ja **König von Preußen** heißen. Freilich war Preußen klein, aber Dänemark nicht größer, und dieses hieß doch auch ein Königreich. Er wagte also den Antrag beim Kaiser Leopold, ihm den Titel eines Königs von Preußen zuzuerkennen, und versprach dafür, dem Hause Oesterreich immer bei einer Kaiserwahl seine Stimme zu geben, während des spanischen Erbfolgekrieges dem Kaiser 10,000 Mann Hülfstruppen auf eigene Kosten zu unterhalten, die Festung Philippsburg mit einer Besatzung zu versehen im Dienste des Kaisers, und für das Kurfürstenthum Brandenburg dem heiligen römischen Reiche alle bisherigen Verbindlichkeiten zu halten. Leopold nahm diese trefflichen Bedingungen an, und grüßte den bisherigen Kurfürsten von Brandenburg nun als König von Preußen. Die übrigen Monarchen der Christenheit hatten nichts dagegen zu erinnern, da das weltliche Schirmhaupt der Christenheit gesprochen hatte, und es sich hier nur um einen Titel, nicht um eine Eroberung handelte.

So schritt man denn zum Werke. **Friedrich I.** (so heißt er als König) hielt einen glänzenden Einzug in Königsberg. Herolde riefen in den Straßen die Erhebung des Herzogthums Preußen zum Königreiche aus, und zum Andenken dieser Begebenheit wurde der schwarze Adlerorden gestiftet. Am folgenden Tage, dem 18. Januar 1701, setzte er sich und seiner Gemahlinn im Saale des Schlosses vor den Großen des Reiches und den fremden Gesandten die Krone selbst auf, und ließ sich auf dem Throne nieder; seine Gemahlinn mußte vor ihm knieen, als sie die Krone empfing, knieend leisteten sein Sohn und seine Brüder ihm die Huldigung. Bei dieser Feier hielt er Zepter und Reichsapfel in den Händen, und seinen unansehnlichen Körper schmückte ein Karmosinmantel, in welchen zahllose Adler und Kronen gestickt waren; auch eine gewaltige Perücke fehlte nicht, der Mode gemäß. Dann ging der Zug in die Kirche. An jeder Seite des Altars stand ein prächtiger Thron, für den König und die Königinn. Zwei bloß für diese Feierlichkeit angeordnete reformirte Bischöfe verrichteten die Salbung, worauf der König sich die Krone wieder selbst aufsetzte. Predigt und Abendmahl beschlossen die Feier. Dann wurden alle Gefangenen begnadigt, die Lustgelage aber währten über 6 Wochen. Am 6. Mai hielt

der König seinen Einzug in Berlin durch die Straße, welche deshalb seitdem die Königsstraße heißt.

Als König hat Friedrich I. noch 12 Jahre regiert. Er erbte die Grafschaften Mörs und Lingen; die Grafschaft Tecklenburg erwarb er durch Kauf. So vergrößerte er sein Gebiet noch um ein Kleines. Zu Berlin baute er das Schloß und das Zeughaus, wie auch die lange Brücke und einige Kirchen. Von ihm rührt gleichfalls in Berlin die Anlage der Friedrichsstadt her, deren Hauptstraße, schnurgerade, eine Stunde lang ist; unter seinem Sohne wurde die Friedrichsstadt vollendet. Die Duldung der preußischen Regierung zog bald auch angesehene Gelehrte in's Land, von denen ich einige nennen muß.

§ 7.

Christian Thomasius.

Christian Thomasius, Sohn eines Professors zu Leipzig, am Neujahrstage 1655 geboren, wurde schon als Jüngling Professor in seiner Vaterstadt. Er war der erste, welcher Vorlesungen in der deutschen Sprache hielt, und eben dadurch machte er sich seinen Collegen, welche das Latein liebten, bitter verhaßt. Als er nun noch gar einige lutherische Glaubenssätze antastete, rüsteten sich die Wittenberger und Leipziger Theologen gegen ihn, und erwirkten beim Kurfürsten seine Verweisung aus dem Lande. Als er aus dem Thore Leipzigs wanderte, wurde ihm zum Schimpf sogar das Armesünderglöcklein geläutet. Aber er hatte die Freude, daß ihm einige hundert Studenten in die Verbannung folgten. Er ging nach Halle an der Saale im brandenburgischen Gebiete, und erhielt einen Saal in der Ritterakademie, seine Vorlesungen fortzusetzen. Aber der Kurfürst von Brandenburg führte nunmehr einen lange gehegten Plan aus, zu Halle eine neue Universität zu errichten. Am 1. Juli a. St. 1694, am Geburtstage Friedrich's, ward sie eingeweiht in Gegenwart des ganzen Hofes.

Thomasius fuhr fort, zu Halle treffliche Schüler zu ziehen. In seinen Vorlesungen über die Rechtspflege drang er besonders auf Anwendung des Naturrechts bei den Gerichten, und darum erklärte er sich entschieden gegen die Folter. Von seinen Bemühungen gegen den Unfug des Hexenglaubens und der Hexenprozesse ist schon § 2 Rede gewesen. Thomasius starb 1728.

§ 8.

Die Pietisten.

Nicht mit Unrecht hatte Thomasius das ewige Zanken der lutherischen Theologen scharf gerügt. Das Streiten hatte dabei fast so viele lutherische Parteien geschieden, als es angesehene lutherische Theologen gab. Da kamen die Theologen zu Helmstädt auf den Gedanken, die drei Hauptconfessionen, Katholiken, Lutheraner und Reformirten, wieder zu vereinigen, und legten dabei zwei Punkte zu Grunde: 1) In den Punkten des apostolischen Glaubensbekenntnisses stimmen alle Christen überein. 2) Was in den fünf ersten Jahrhunderten von Kirchenvätern und Kirchenversammlungen in katholischer Einheit gelehrt und geglaubt ist, muß so viel Ansehen haben, als was ausdrücklich in der Bibel steht. Der Anführer der Helmstädter war Professor Georg Calixtus. Die Helmstädter legten ihr Glaubensbekenntniß der ganzen Welt vor Augen, als der Herzog von Braunschweig, der zur katholischen Kirche übertreten wollte, sie befragte, ob man solches nach protestantischen Grundsätzen auch mit gutem Gewissen thun könne. Die Antwort war, die katholische Kirche habe die wahre Erblehre der Apostel, die wahre Einrichtung nach Christi Anordnung und die wahren Priester durch ununterbrochene Reihenfolge von den Aposteln her. Man kann denken, daß dieses Gutachten die sächsischen Theologen empörte. Sie nannten die Helmstädter Synkretisten, heimliche Papisten, und setzten ihnen ein neues symbolisches Buch entgegen.

Einen andern Weg, das Unheil im Protestantismus zu

heben, schlugen Spener und seine Anhänger ein. Sie wollten die Reformation Luthers reformiren. Weil Luthers Reformation durch die Gewissens- und Denkfreiheit so viel Zank über Glaubenswahrheiten erzeugt, und durch das übertriebene Vertrauen auf den bloßen Glauben die Sitten häufig verschlimmert hatte, so wollten sie, man solle die streitigen Glaubenslehren bei Seite setzen, und nur auf die Sittenlehre bedacht sein, die Bibel nicht für theologische Grübelei, sondern bloß zur Erbauung lesen. Diese Ansicht hat besonders Philipp Jacob Spener in Aufnahme gebracht. Geboren im Elsaß 1635, war er als Knabe von 14 Jahren Augenzeuge von dem erbaulichen Tode der Gräfinn von Rappolstein, bei welcher sein Vater Rath war, und wurde stark davon ergriffen. Dies entschied vielleicht für sein ganzes Leben. Er trat früh in den geistlichen Stand, wurde erst Prediger zu Straßburg, dann 1666 schon Senior der Geistlichkeit zu Frankfurt am Main, erst 31 Jahre alt. Hier fing er mit gutgesinnten Seelen häusliche Erbauungsstunden an, die er Collegia pietatis*) nannte, nicht, um eine Secte zu gründen, sondern um unter seinen Glaubensgenossen eine engere Verbindung zu stiften. In diesen Versammlungen wurde gesungen, die Bibel vorgelesen, gepredigt und gebetet. Spener tröstete die Seinigen mit der Hoffnung besserer Zeiten, mit der Erwartung eines neuen Reiches Christi, mit einer geistlichen Wiedergeburt und mit der Bekehrung aller Juden. In seinen frommen Wünschen (pia desideria), die er 1675 erscheinen ließ, sagte er gerade heraus, man müsse über den symbolischen Büchern die Bibel nicht vergessen, das Christenthum mehr praktisch treiben, als dogmatisch, und bei dem Werthe des Glaubens die guten Werke nicht verachten — es sei besser, fromm, als gelehrt zu sein — auch den Laien müsse vergönnt werden, sich einander zu erwecken und zu erbauen. Spener wurde Hofprediger zu Dresden, und arbeitete in demselben Geiste fort. Er führte die Katechismusprüfungen der Schuljugend durch die Geistlichkeit ein, die von den Jesuiten schon seit 100 Jahren gehalten wurden, und drang

*) Collegia pietatis, daher der Name Pietisten.

auf die öffentliche feierliche Confirmation. In seinem Aeußern war Spener sehr ehrwürdig. Daß er den Kurfürsten, dessen Beichtvater er war, einmal schriftlich wegen seines Wandels ermahnte, wurde übel genommen, und er ging deshalb 1691 nach Berlin, wo er 1705 als Probst der Nikolaikirche starb, obgleich der folgende Kurfürst von Sachsen, der zur katholischen Religion übergetreten war, ihn 1698 nach Dresden zurückzuziehen gesucht hatte. Allerdings hat auch Spener, dieser merkwürdige und verdienstvolle Mann, sehr bedeutende Fehler und Einseitigkeiten. „Vom innern Wesen und der Bedeutung der Kirche hatte er nur äußerst beschränkte Ansichten, und er beförderte den unkirchlichen Sinn im hohen Grade; (die Kirche ist aber der Leib der Religion, beide gehören nöthig zusammen). So sehr er auf den lebendigen, im neugeschaffenen Willen wurzelnden Glauben drang, so drohete er doch demselben seine Grundlage zu entziehen, indem er einen gewissen Ekel vor festen und bestimmten, den Verstand erleuchtenden Begriffen, verbreitete, und den Werth einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung wirklich verkannte, wodurch er nicht nur das krankhafte, empfindelnde und tändelnde Wesen der Pietisten einleitete, sondern auch einer sehr schädlichen Gleichgültigkeit gegen das Dogma (die Glaubenslehren) in die Hand arbeitete. Endlich ist ein Anstrich von hochmüthigem, separatistischem Geiste in Spener unverkennbar"*). Die orthodoxen Protestanten und die Pietisten sind Gegensätze; die katholische Kirche hält mit ihrer Lehre von der Nöthigkeit des liebethätigen Glaubens zur Seligkeit hier, wie immer, die goldene Mittelstraße zwischen beiden.

Während Spener zu Dresden predigte, führten einige junge Docenten zu Leipzig die frommen Versammlungen an der Universität ein, sie lasen nämlich statt des Latein nun nach Spener's Plane Collegia über die Moral (Sittenlehre) in deutscher Sprache, und wiesen die Zuhörer mit Hintansetzung aller Dogmatik (Glaubenslehre) und Polemik (Angriffe entgegengesetzter Meinungen) nur auf Tugend und Andacht hin. Aber hier in Leipzig wurde die Sache ganz

*) Siehe Symbolik von Dr. J. A. Möhler.

in's Tolle getrieben. Spener's Anhänger gaben Erscheinungen vor, verachteten alle Wissenschaften, und wollten keine Tänze, Schauspiele, unterhaltende Lectüre, Zeitungen und Musik dulden, und verwarfen einseitig selbst das, welches das Leben erheitert, ohne die Sitten zu gefährden. Sie sprachen nur von Versenkung der Seele in Gott und vom Durchbruch der göttlichen Gnade. Die biblischen Collegia, wie man sie zu Leipzig nannte, wurden verboten, und der Name Pietist galt als Schimpfname forthin für Frömmler, Andächtler. Die aus Leipzig vertriebenen Docenten zogen nach Halle, setzten unter Thomasius ihre biblischen Collegia fort, und konnten bei dem Schutze des preußischen Monarchen aller Verschwörungen der hamburger, wittenberger und leipziger Theologen lachen. Halle wurde der Hauptsitz der Pietisten, und der Ausdruck Hallenser mit Pietist gleichbedeutend. Obwohl die Pietisten unter den Lutheranern nie im Aeußern eine besondere Kirchengemeinschaft ausmachen wollten, so gaben sie doch den Protestantismus in seiner Gesammtheit als unrettbar auf und begnügten sich, wie Spener selbst sagt, mit Sammlung eines Kirchleins in der Kirche. (In unsern Tagen nennen die ungläubigen Protestanten ihre gläubigen Brüder Pietisten, wie sie die entschiedenen Katholiken mit dem Titel Jesuiten und Ultramontanen beehren).

August Hermann Franke, 1663 zu Lübeck geboren, war einer der beliebtesten biblischen Docenten zu Leipzig. Als er diese Stadt verlassen mußte, wurde er Prediger zu Erfurt. Hier fanden seine herzlichen Kanzelvorträge so viel Beifall, daß sie von Katholiken eben so zahlreich besucht wurden, wie von Lutheranern, und die kurmainzische Regiernng Nachtheil für die dortigen kath. Gemeinden befürchtete. Als Franke sich von Erfurt entfernte, weinten ihm die Kinder der Stadt nach, und er ging nach Halle, wo er Pfarrer in der Vorstadt Glaucha und Professor der Theologie wurde. Die Verwilderung seiner Pfarrkinder und ihre große Armuth weckten seine ganze Thätigkeit. Die Kinder bettelten fast alle, und wuchsen ohne Schulunterricht auf. Franke fing damit an, die Bettelkinder, welche bei ihm einsprachen, auf seinem Hausflur zu unterrichten, und sie dann

mit einer kleinen Gabe zu entlassen. Sie kamen natürlich täglich wieder. Da stellte er in der Kirche und in seinem Zimmer eine Büchse aus, umschrieben mit einem biblischen Spruche, der sich auf arme Kinder bezog; der ihn besuchte, mußte ihn auch etwas in seine Büchse geben, und jedes Schärflein preßte ihm Freudenthränen aus. Einmal fand er 7 Gulden in der Büchse. „Das ist ein ehrliches Capital — sagte er — mit ihm muß man etwas rechtes anfangen.“ Er eröffnete eine Armenschule; ein armer Student ward der Lehrer, und erhielt wochentlich 6 gGr. Gehalt. Bald nahm Franke auch einige Waisen auf, und weil die Gaben sich mehrten, so unternahm er im Vertrauen auf Gottes Fürsehung den Bau des berühmten hallischen Waisenhauses in Glaucha: 1698 wurde der Grundstein gelegt. Der Bau ward immer fortgesetzt, obgleich Franke oft Sonnabends des Morgens noch nicht wußte, woher er den Arbeitern am Abend den Wochenlohn zahlen sollte. Aber wenn er eben in der größten Noth war, so erhielt er 50, 100, ja 1000 Thaler auf einmal durch die Post. Er unternahm große Reisen, Gaben für seine Anstalten zu sammeln, und er hatte Wohlthäter in allen Staaten Deutschlands. Ein geschickter Arzt vermachte ihm auf dem Todesbette alle seine geheimen Recepte; nun legte Franke im Waisenhause eine besondere Apotheke an, verkaufte die berühmten Arcana durch viele Länder, und allein dadurch nahm das Waisenhaus jährlich 30—40,000 Thaler ein, welches wohl 50 Jahre währte. Die Buchhandlung und Druckerei des Waisenhauses brachte auch keinen kleinen Gewinn. Schon nach 10 Jahren hatte Franke das Vergnügen, 125 Waisen und 75 arme Studenten nähren und 800 fremde Kinder unterrichten lassen zu können. Auch ein Pädagogium für Kinder begüterter Eltern und ein Wittwenhaus wurde mit dem Waisenhaus verbunden. Alle Gebäude der Stiftungen nehmen jetzt zwei über 800 Fuß lange Straßen ein, die meisten wurden von Franke selbst aufgeführt, nur wenige von seinen Nachfolgern. Der Unterricht und die Erziehung war nach Spener's Grundsätzen eingerichtet, alles wurde auf Andacht bezogen. Schwerlich hätte Franke so Großes erreicht, wenn er die alte lutherische Lehre, daß der Glaube

allein rechtfertige, und die guten Werke zur Seligkeit unnütz und verdienstlos seien, beibehalten hätte, und nicht dem bessern Genius Speners gefolgt wäre. Wenn die katholische Kirche von ihrer Stiftung an bis auf den heutigen Tag so viele und so großartige Anstalten zum Wohle der leidenden Menschheit gegründet, so hat sie das dem ererbten Geiste ihres Stifters zu verdanken, der seine unglücklichen Kinder uns so nachdrücklich ans Herz legt, diesen erzeigte Dienstleistungen als ihm selbst geschehen bezeichnet, und der einst als Weltenrichter namentlich auf Werke der Nächstenliebe Rücksicht nehmen wird. Wo diese so offenbar in der heiligen Schrift hervortretende Wahrheiten geläugnet werden, da ist an eine großartige, mit hohen Aufopferungen verbundene, allseitige und nachhaltige Hebung des so zahlreichen und mannigfaltigen menschlichen Elends nicht zu denken. Als Franke 1727 starb, waren im Pädagogium 2125 Schüler und Schülerinnen unter 130 Lehrern und 8 Lehrerinnen, im Waisenhaus 134 Waisen, 225 arme Studenten und einige 100 arme Schüler wurden täglich gespeiset; 82 Personen besorgten die Haushaltung, den Ackerbau, die Krankenpflege, Buchhandlung, Druckerei und Apotheke. So viel that ein armer Professor, der nichts hatte, als einen hellen Verstand, ein frommes Gemüth und einen festen Willen, und er that alles ohne Unterstützung der Regierung. Seine Stiftungen blühen noch jetzt, und Director war eine lange Reihe von Jahren hindurch der im April 1828 verstorbene Consistorialrath Dr. August Hermann Niemeyer, Ritter des rothen Adlerordens, Urenkel des edeln Stifters von mütterlicher Seite, durch seine Grundsätze der Erziehung und des Unterrichtes und seine Charakteristik der Bibel rühmlich als Schriftsteller bekannt.

§ 9.

Wolff und Leibnitz.

Großen Glanz verbreitete über die neue Universität Halle noch der berühmte Philosoph Wolff. Er war der

Sohn eines Gerbers zu Breslau, und studirte mit Eifer die Mathematik und die Philosophie des Descartes. Erst lehrte er in Leipzig, dann seit 1706 in Halle Mathematik und Naturlehre. Nach ihm benannte sich sogar eine philosophische Schule. Weil er aber die Pietisten in Halle bekämpfte, so eilte Doctor Lange, ein eifriger Hallenser, nach Berlin, und bewies dem Könige, welch' ein gefährlicher Irrlehrer dieser Wolff sei. Wolff erhielt Befehl, binnen 24 Stunden Halle zu verlassen, bei Strafe des Galgens. Er ging, und lehrte nun 17 Jahre hindurch auf der Universität Marburg. Aber sein Verdienst wurde doch nicht verkannt: Friedrich der Große rief ihn 1740 nach Halle zurück, und der Kaiser erhob ihn in den Reichsfreiherrenstand. Er starb als Vice-Kanzler der Universität Halle 1754, in einem Alter von 75 Jahren.

Eine weit größere Zierde dieses Jahrhunderts, als Wolff, war Gottfried Wilhelm Leibnitz, der Stolz der deutschen Nation, Sohn eines leipziger Professors, geboren 1646. Seinen Vater verlor er schon im 6. Jahre, aber seine Mutter hielt ihn zum Guten ernstlich an. Doch zum Fleiße brauchte sie ihn nicht anzuspornen, denn der Knabe las die ganze Bibliothek seines Vaters durch, wußte den Virgil fast auswendig, und bezog mit 15 Jahren die Universität. Als er mit 20 Jahren zum Doctor promoviren wollte, und deshalb die nöthigen Besuche machte, traf er den Decan der juristischen Facultät nicht zu Hause, wohl aber die Frau Decaninn, welche ihm indeß mit gelehrter Miene bedeutete, wegen seiner Jugend sei er zum Doctor noch nicht reif. Leibnitz ging nach Altorf, und wurde mit allen Ehren Doctor der Rechte. Von hier zog ihn eine Gesellschaft Alchymisten nach Nürnberg; flugs las er einige alchymistische Bücher, und schrieb einen Aufsatz in der Sprache dieser Grillenfänger, der sie so neugierig machte, daß sie ihn zu ihrem Secretair erwählten, wodurch er Gelegenheit hatte, die Thorheit dieser Leute zur Genüge einzusehen. In Nürnberg lernte der kurmainzische Minister Boinaburg den jungen Doctor kennen, und die Folge war, daß er an den Mainzer Hof berufen wurde. Er sah Paris und London, und wurde mit den gelehrtesten Männern des Aus-

landes bekannt. Als der Kurfürst von Mainz starb, trat er in kurhannöverische Dienste, aber er verweilte auch mitunter in Berlin, Dresden und Wien. Jeder Hof wurde durch seine Gegenwart geziert. In Berlin ist die Stiftung der Akademie besonders sein Werk. Sein Kurfürst ernannte ihn zu seinem Justizrath und Historiographen (Geschichtschreiber) mit 1300 Thaler Gehalt nebst freier Equipage und Dienerschaft; der russische Kaiser Peter der Große, von dem wir zu seiner Zeit mehr hören werden, setzte ihm 1000 Albertusthaler jährlicher Pension aus, und der römische Kaiser, der auch nicht zurückbleiben wollte, erhob ihn in den Reichsfreiherrenstand mit 2000 Reichsgulden Jahrgeld. Hier wurde also einmal das Verdienst nach seinem Werthe geehrt. Wofür Leibnitz solche Auszeichnung verdiente? Er war in allen Wissenschaften bewandert. In der Mathematik hat er ganz neue Entdeckungen gemacht, besonders ist er durch die Rechnung des Unendlichen unsterblich geworden, die nur der Engländer Newton zu gleicher Zeit auf anderm Wege fand, aber erst Leibnitz durch den Druck bekannt machte. Sein anderes berühmtes Werk ist die Theodicee, eine Rechtfertigung der weisen und liebenden Fürsehung Gottes trotz der vielen Uebel in der Welt. Ueberhaupt hatte Leibnitz ein sehr religiöses Gemüth, und er arbeitete ernstlich an einer Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionsparteien. Sein von Vorurtheilen freier Geist sprach sich nur zu günstig für die Katholiken aus, als daß seine protestantischen Glaubensbrüder es hätten billigen können, und aus der Religionsvereinigung wurde nichts, wie sich aus dem Geiste der Zeit erwarten ließ. Die von ihm verfaßte ganz katholische Schrift: Systema theologiae, welche in der Bibliothek zu Hannover aufbewahrt wurde, ist erst in der napoleonischen Zeit an's Licht gezogen worden. — Später wurde dieselbe herausgegeben und übersetzt von Räß und Weis (nachher Bischöfe von Straßburg und Speier, die sich um die neueste katholische Literatur so sehr verdient machten). Zur katholischen Kirche ist er indeß nicht übergetreten; wenn er auch in den meisten oder fast in allen Glaubenspunkten mit ihr übereinstimmte, so wollte er sich ihr doch nur mit Vorbehalt unterwerfen, namentlich äußerte er, daß

man innerlich mit der katholischen Kirche vereint sein könne, ohne es äußerlich sein zu müssen. Ersteres glaube er von sich, wie derjenige, welcher ungerecht excommunicirt sei, weil es nicht an ihm liege, auch der äußern Vereinigung sich zu erfreuen. Es würden nämlich einige philosophische Meinungen, von welchen er die Beweise zu haben glaube, die er also unmöglich aufgeben könne, die übrigens weder der h. Schrift, noch der Ueberlieferung, noch der Erklärung einer Kirchenversammlung widersprächen, von einigen Gottesgelehrten der Schule beanstandet, als gehörte das Gegentheil davon zum Glauben. — „Sie haben Recht — schreibt L. an Madame Brinon 1691 — wenn Sie glauben, ich sei im Herzen Katholik. Ich bin es sogar öffentlich," und ferner an dieselbe: „Die wahre und wesentliche Communion, welche macht, daß wir zu dem Körper Jesu Christi gehören, ist die Liebe." Das war aber eine Einseitigkeit und ein Irrthum. Man muß sowohl auf dem Grunde des Glaubens als auf dem der Liebe mit der wahren Kirche vereinigt sein. Es ist auch keine Folgerichtigkeit im Denken, den Beistand des h. Geistes, die Unfehlbarkeit der Kirche annehmen, und dann noch Vorbehalte bei der Unterwerfung unter sie annehmen. Einige philosophische Lieblingsneigungen und noch nicht völlig abgestreifter Verstandesdünkel waren also die einzigen Hindernisse, daß der treffliche Leibnitz nicht zur wahren Kirche äußerlich übertrat. Seine sonstige katholische Denkungsart ist übrigens nicht in Zweifel zu ziehen: wenn auch eine in Gereiztheit geschriebene Stelle in seinen „Annales imperii Brunswicensis Occidentalis" hiergegen zu streiten scheint, so geht doch aus so zahlreichen und immer wiederkehrenden entgegengesetzten Aeußerungen in andern Schriften, nicht allein in seinem Systema theologiae, hervor, daß er katholisch dachte und der alten Kirche fast in sämmtlichen Glaubenspunkten Recht gab. Leibnitz verstand alle neueren und älteren Sprachen, doch schrieb er mehr lateinisch und französisch, als deutsch. Er schlief wenig, trank wenig, aß aber viel, jedoch selten vor Mitternacht; am liebsten fand er sich mit seinem Magen kurz vor dem Schlafe ab, um in seinen Arbeiten nicht gestört zu werden. Am meisten arbeitete er des Nachts, und ging oft gar nicht

in's Bett, sondern schlief ein wenig in seinem Lehnstuhle, und setzte seine Arbeiten wieder fort, sobald er aufwachte. So brachte er oft Monate auf seinem Sessel zu, fast ohne aufzustehen, und nur eine so feste Gesundheit, wie er hatte, konnte dergleichen Unregelmäßigkeiten weniger schädlich machen. Leibnitz erreichte 70 Jahre, und starb 1716 den 14. November Abends 10 Uhr, in seinem Sessel, als er eben die Feder niedergelegt hatte. Der Sessel steht noch auf der Bibliothek zu Hannover, und am Ende einer Allee vor der Stadt ruhen seine Gebeine in einem Tempel: den Grabstein bezeichnet die einfache Inschrift: Ossa Leibnitii. Leibnitz war von großer Statur, aber hager, im Umgange gefällig, sogar von feinem Ton, und stand mit verschiedenen Menschenklassen, mit Handwerkern, Ministern und Königen in Verbindung. Verheirathet ist er nicht gewesen, denn er sagte wohl, man müsse sich 40 Jahre bedenken, ehe man diesen Schritt thue, und als er endlich warb, hatte seine Erwählte sich auch bedacht und lehnte den Antrag ab.

§ 10.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

(1713—1740.)

Dieser kräftige zweite König Preußens hatte schon lange geharret, die Unordnungen abzustellen, welche sein Vater durch Prachtliebe herbeigeführt. Die bedeutenden Schulden zu tilgen, schaffte er stracks 88 Kammerherren seines Vaters ab, und behielt nur 12; das Gold- und Silbergeräth des Schlosses wurde verkauft, auf die königliche Tafel kam nur Hausmannskost und das Kleid des Monarchen war oft eine abgeschabte Uniform; seine Sparsamkeit in allen Zweigen war so bedeutend, daß er jedes Jahr eine Million Thaler zurücklegte. Wenn der König reisete, so durfte seine Gemahlinn nur eine Kammerfrau mitnehmen. Er war heftig von Temperament. Widerspruch konnte er nicht leiden, ein „Raisonnir' Er nicht!" durch die Nase geschnarrt,

schnitt alle Einrede ab. Auf der Straße wich man ihm gern aus, den er pflegte jeden, der ihm in die Augen fiel, anzureden, über allerlei auszufragen, und ihn wohl mit Ohrfeigen und Stockschlägen abzufertigen. Sah er Handwerkerfrauen in Baumwolle gekleidet, so ließ er ihnen auf offener Straße die Wämser ausziehen: er wollte nämlich keine ausländische Kleidungsstücke, um die inländischen Leinwebereien und Tuchmanufakturen zu heben. Zuweilen ließ er die Häuser durchsuchen, und alle kattunenen Bettvorhänge verbrennen. Hausdiebe wurden vor dem Hause, in welchem sie gestohlen hatten, gehängt, und Beamte, welche Gelder unterschlugen, kamen ohne weiters auf die Festung. Eine strenge Justiz war löblich, aber nicht, daß auch seine Frau und Kinder von ihm oft hart behandelt wurden. Der König kannte keine andere Erholung, als bei Tage die Jagd, und Abends sein Tabakscollegium, zu welchem nur seine „guten Freunde" den Zutritt hatten. Hier wurde so stark geraucht, daß die Lichter fast erloschen, und auf Kosten einiger armen Wichte allerlei unfeiner Scherz getrieben.

Eine besondere Liebhaberei des Königs waren große Soldaten. Seine Garde in Potsdam bestand aus Riesen, die er aus allen Staaten Europa's zusammenbrachte, und seine Werber erlaubten sich wahre Menschendiebereien. Löwen'sche Studenten, italienische Edelleute, polnische katholische Priester wurden mit List oder Gewalt aus ihren Betten geholt, und zu Potsdam unter die Garde gesteckt. Dem Flügelmann Homann konnte König August II. von Polen, der auch nicht klein war, mit der ausgestreckten Hand noch nicht an den Kopf reichen. In der Liebhaberei für große Soldaten war der Preußenkönig allein Verschwender. Einen Riesen für die sogenannte Potsdamer Wachtparade bezahlte er einmal mit 5000 Gulden, ein andermal 43 mit eben so viel tausend Thalern. Alle ersten Glieder der ganzen Armee mußten Leute haben, die etliche Zoll über sechs Fuß waren; bei vielen Regimentern durften nur Leute von 5 Fuß 8 Zoll angenommen werden. Man rechnete, daß ein Mann von 5 Fuß 10 Zoll Friedrich Wilhelm 700 Thaler kostete, von 6 Fuß 1000 Thaler, so für jeden Zoll mehr. Man nahm an, daß 12 Millionen Thaler während seiner

Regierung für Werbungen aus dem Lande gingen. Alle Truppen wurden hübsch gekleidet, und von dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau mit dem Stock eingeübt. Dieser wilde Mann, der alte Dessauer genannt, verließ sein Fürstenthum, das er in friedlicher Ruhe hätte regieren können, und zog vor, als Korporal die Truppen eines größeren Fürsten zusammenzuhauen. Er war wirklich mehr Korporal, als General, und ganz der Mann für Friedrich Wilhelm I. Ungelenkige Rekruten wurden nur durch Stockschläge, Faustſtöße, Fußtritte und Spießruthen dressirt, und mancher gab unter den Spießruthen seinen Geist auf. Wie ganz anders wird das preußische Militair von seinen Obern jetzt behandelt! Freilich ist dasselbe gegenwärtig auch viel besser, weil das verderbliche Werbesystem längst aufgehört hat, und fast jeder zum Dienste verpflichtet ist. Der alte Dessauer wird uns in der Folge noch wieder begegnen, aber ich kann hier nicht von ihm scheiden, ohne einige Proben von seiner Manierlichkeit zu geben. Wenn ihn jemand auf der Straße grüßte, so grüßte er häufig nicht wieder, sondern streckte die Zunge aus, so lang sie war. Einmal begegnete ihm ein Reisender auf der Landstraße. „Wer ist Er?" fuhr er ihn an. Ein Tanzmeister, Ew. Durchlaucht — war die Antwort. Gleich trieb der Dessauer ihn auf ein eben gepflügtes Stück Landes, und befahl ihm, eine Menuet zu tanzen, wobei er ihm weidlich mit seiner Peitsche um die Füße hieb, wenn der arme Künstler nicht hurtig genug tanzte. Neu angeworbene Rekruten ließ er zuweilen gleich bei ihrem Eintritte in das Heer tüchtig durchprügeln. Wenn dieselben mit Verwunderung nach der Ursache dieser Strafe fragten, so erwiderte er ihnen: „Merket euch dieses, ihr Hallunken, so viel kriegt ihr schon, da ihr noch nichts gethan habt; ihr könnet daraus abnehmen, wie strenge eure Strafe sein wird, wenn ihr mal etwas gethan habt." Solche unfeine Späße machte er sich oft. Einmal fuhr er früh Morgens durch Magdeburg, und sah einen Regierungsrath in seidenem Schlafrock und in Pantoffeln am Fenster stehen, und seinen Kaffee trinken. Er winkte ihm, und der Mann kam heraus und fragte, was Se. Durchlaucht beföhlen. Der Dessauer öffnete seinen Kutschenschlag,

zog ihn herein, und befahl dem Kutscher fortzufahren. Als er eine Stunde von Magdeburg war, sagte er zu dem Regierungsrathe, derselbe könne nun aussteigen, und nach Hause gehen. So war der Mann genöthigt, am hellen Tage durch die Straßen der volkreichen Stadt in Schlafrock und Pantoffeln sich nach Hause zu begeben, wenn er nicht unterweges ein Unterkommen fand, und sich andere Kleider aus der Stadt holen ließ.

Friedrich I. hatte etwa 40,000 Mann Truppen gehalten, Friedrich Wilhelm I. brachte sie auf 76,000, doch besaß er seine Kriegsmacht nur zum Prunke, einen ernstlichen Gebrauch hat er während seiner 27jährigen Regierung nie von ihr gemacht, obgleich alle seine Nachbarn oft gegen einander zu Felde zogen.

Friedrich Wilhelm I. hatte eine geistreiche Mutter gehabt, die Königinn Sophie Charlotte, die nämliche, welcher zu Ehren Friedrich I. das neue schöne Schloß Charlottenburg benannte, und welche mit Leibnitz die Akademie zu Berlin gründete. Aber von ihrem wissenschaftlichen Geiste war nichts auf ihren Sohn gekommen. Friedrich Wilhelm I. verachtete die Wissenschaften, und haßte die Gelehrten, die er nur Dintenklekser nannte, und bei jeder Gelegenheit zum Besten hatte. Seine Hofnarren machte er zu Präsidenten der Akademie, und den meisten Akademikern entzog er die Gehälter. Als er einmal durch Frankfurt kam, ließ er sämmtliche Professoren der Universität durch seine Unteroffiziere in den Hörsaal treiben, und in ihrer Gegenwart den Satz vertheidigen, daß alle klassischen Schriftsteller Roms und Griechenlands nur Saalbader und Narren gewesen seien.

Dies waren die schwachen Seiten des Königs. Sonst war er ein großer Regent, und hat sein Land sehr glücklich gemacht. Er erließ der arbeitenden Klasse alle drückenden Steuern, und zog alle adligen Güter, die bisher steuerfrei gewesen waren, zu den Abgaben heran. Er nahm an 4000 Familien aus fremden Ländern auf, und bevölkerte mit ihnen wüste Landstriche; der sonst so geizige König reichte ihnen Reisegeld, Baugegenstände und Ackergeräthe. Zu

Schulstiftungen gab er einmal in einem Jahre 150,000 Thaler her. Potsdam, vor ihm ein sumpfiger Fischerflecken, wurde in eine prächtige Residenz umgeschaffen, die Friedrichs-Stadt in Berlin vollendet, das große Waisenhaus zu Potsdam für 2500 Soldatenkinder, das Cadettenhaus und die Charité zu Berlin mit königlichem Aufwande gegründet. In der Charité, dem großen Armenhause, machte man den ersten Versuch, in Deutschland Kartoffeln anzubauen, welche damals noch selten waren.

Am Ende seines Lebens plagte ihn die Gicht und das Podagra, und sein Körper wurde so unförmlich dick, daß er sich nur in einem Rollstuhle hin und her schieben konnte. Doch verließ ihn auch noch jetzt seine Thätigkeit nicht. Er befahl, ihm allerlei Handwerkszeug an seinen Stuhl zu bringen, malte und drechselte, und machte dabei ein Geräusch, daß man es auf der Straße hören konnte. Den Frühling 1740 wollte er in Potsdam, seiner Schöpfung genießen, aber derselbe erheiterte ihn nicht mehr. Zwei Prediger bereiteten ihn zum Tode. An seinem Sterbetage bemerkte er durch das Fenster noch, daß einige Stallknechte den Pferden nicht die rechten Sättel auflegten, und gerieth in starke Bewegung. „Wäre ich doch gesund! — sagte er — ich wollte die Schurken abprügeln. Gehe doch einer hinunter, und haue sie tüchtig zusammen!" Er starb Nachmittags 2 Uhr, den 31. Mai 1740. Von seinem Sohne Friedrich dem Großen in der Folge!

II. Die Franzosen.

§ 11.

Ludwig XIV. in seiner Jugend.

(1638—1661.)

Dieser berühmte und berüchtigte König Frankreichs wurde am 5. September 1638 geboren. Sein Vater war

König Ludwig XIII., der unter Richelieu's Herrschaft stand, wie meine Leser aus dem vorigen Bande noch wissen werden, und seine Mutter Anna von Oesterreich. Der Kronprinz brachte 3 Zähne mit auf die Welt. Hugo Grotius schrieb darüber an Oxenstierna, und weissagte, daß der neugeborne Franzosenkönig ein großer Länderräuber sein werde, welches auch eingetroffen ist.

Als er 5 Jahre alt war, verlor er seinen Vater; seine Mutter wurde Reichsregentinn, aber der Cardinal Mazarin, von Richelieu empfohlen, leitete als erster Minister alles, auch die Erziehung des jungen Königs, und diese fiel schlecht genug aus, der Prinz lernte nicht einmal rechtschreiben. Desto mehr aber beobachtete er die Händel des Staates. Drückende Auflagen und die Herrschsucht des Ausländers Mazarin brachten das pariser Parlament in eine völlige Spannung mit dem Hofe. Man wollte es durch ein Lit de iustice*) einschüchtern: der siebenjährige König trat in demselben auf, und sagte sehr ernsthaft: „Meine Herren, ich bin gekommen, mit Ihnen von meinen Angelegenheiten zu sprechen; mein Kanzler wird Ihnen meine Meinung sagen." Aber das half nicht. Als der Hof sogar einige kühne Parlamentsräthe verhaften ließ, stand das Volk in Paris auf, sperrte die Straßen durch Ketten und Düngerhaufen, und setzte den Hof in keinen geringen Schrecken. Neun Jahre (1645—1654) wüthete der Bürgerkrieg, die Fronde genannt, von frondeurs, den Gassenbuben, welche sich mit der Schleuder belustigen. Der Hof gewann für sich den großen Condé, der den Krieg gegen Paris aber so unrühmlich fand, daß er ihn nur den Krieg gegen die Kammertöpfe (la guerre aux pots de chambre) nannte. Eben seine Nachlässigkeit und seine Anmaßung gegen die Gewalt des Ministers Mazarin machten ihn so verdächtig, daß der Hof ihn verhaften ließ. Der tapfere Turenne trat zu seiner Befreiung auf, und dies bewog die Regentinn, die Rollen zu wechseln. Mazarin

*) So hießen feierliche Parlamentssitzungen in Gegenwart des Königs bei den wichtigsten Veranlassungen.

räumte Frankreich, Condé erhielt die Freiheit, und Turenne ging zur Hofpartei über.

Unterdessen hatte Ludwig XIV. sein 14. Jahr erreicht, und trat, nun nach französischen Gesetzen schon mündig, 1651 die Regierung an, doch behielt seine Mutter allen Einfluß bis zu ihrem Tode, und sie selbst ließ sich ihre Schritte von Mazarin, der jetzt in Cöln wohnte, vorschreiben.

Aber Condé, der seine Verhaftung nicht verschmerzen konnte, trat nun als Rebell auf, und warf sich in Paris. Mazarin kam zurück, Turenne bestürmte die Hauptstadt, und die Straßen wurden mit Leichen bedeckt (1652 im Juli). Dennoch waren Condé's Schaaren nicht zum Weichen zu bringen. Da entschloß sich Mazarin zu einer abermaligen Auswanderung, wofür die pariser Bürgerschaft dem jungen Könige dankte. Dazu kam der Umstand, daß Condé durch seine vielen Ausschweifungen erkrankte, und das Vertrauen der Pariser verlor. Er merkte dies, zog sich aus der Stadt zurück, und wendete sich zu den Spaniern, den Feinden der Franzosen, die in Champagne standen. Am 21. October 1652 hielt Ludwig seinen Einzug in Paris.

Nun trat auch Mazarin wieder auf. Er warb in seiner Verbannung Truppen, nahm den Spaniern einige Oerter für Frankreich weg, und gewann dadurch den Dank und das Wohlwollen der Franzosen. Sein Waffenruhm ging vor ihm her, und als er näher nach Paris kam, fuhr ihm der König mit vielen Großen und seinen Garden entgegen. Da Mazarin des Königs Wagen erblickte, stieg er aus. Ludwig that dasselbe, ging dem Cardinal zu Fuße entgegen, umarmte denselben wie einen Vater, und nahm ihn in seinen Wagen.

Nun hatte die Fronde ihr Ende erreicht. Mazarin, vor kurzer Zeit vom Parlamente noch geächtet, erhielt jetzt vom Parlamente ein Festmahl auf dem Stadthause. Als er dabei noch Geld unter das Volk auswerfen ließ, war er vollends der Liebling des Pöbels. Der entflohene Prinz Condé wurde als Hochverräther zum Tode verurtheilt, und aller Würde einstweilen verlustig erklärt.

Von nun an (1654) beherrschte der alte Mazarin den

jungen Monarchen ganz, und unterrichtete ihn, wie ein Fürst seinen Willen als das höchste Gesetz geltend machen könne, wenn er nur strenge Folgerichtigkeit beobachte, seine Unterthanen in Fesseln zu schlagen. Ludwig verstand diese Lehren sehr wohl. Einmal trat er in Jagdkleidern, mit Stiefeln und Spornen, die Jagdpeitsche in der Hand, wüthend in den Parlamentssaal, weil er eben vernommen hatte, daß das Parlament etwas gegen den Hof berathe, und wollte die Männer züchtigen; das wagte er schon in seinem 16. Jahre. Mazarin behandelte das Parlament nicht besser; er empfing die Deputirten desselben während des Barbirens, und machte die Staatsangelegenheiten mit ihnen ab, indem er mit seinen Affen spielte. Solches nahm sich Ludwig zur Lehre. Mazarin rieth ihm auch, den damals mächtigen Cromwell Bruder zu tituliren, weil dieser dann mit Frankreich ein Bündniß schließen wollte. Mazarins letztes Meisterstück war, daß er dem jungen Könige eine Frau gab, nämlich die Infantinn Maria Theresia von Spanien. Dadurch wurde ein langer Krieg mit diesem Reiche beendigt, und Frankreich erhielt Aussichten sogar auf die spanische Krone, denn der Erbprinz von Spanien, Maria Theresia's Bruder, versprach kein langes Leben. Freilich wollten die Spanier keine französische Unterthanen werden, und Maria Theresia mußte auf Befehl ihres Vaters, da sie verlobt wurde, allen Ansprüchen auf Spanien entsagen, und Mazarin unterschrieb dies im Namen Frankreichs, aber zu Ludwig sagte er: Kommt Zeit, kommt Rath! In dem pyrenäischen Frieden — so heißt dieser Vertrag zwischen Frankreich und Spanien — erhielt auch der Prinz Condé seine Güter und Würden wieder, weil Spanien darauf bestand. Als er das erste Mal vor Ludwig erschien, und um Vergebung bitten wollte, antwortete dieser ihm sehr artig: „Mein Vetter, nach den vielen Verdiensten, die Sie um meine Krone sich erworben haben, erinnere ich mich eines Uebels nicht mehr, das nur Ihnen selbst geschadet hat."

Im Juni 1660 heirathete Ludwig seine Maria Theresia, aber er hat ihr nicht viel Liebe bewiesen, weil er sie nur aus Politik zur Gemahlinn gewählt. Er schenkte seine

Gunst andern Frauen, und wahrlich nicht den besten, zum Aergerniß seiner Unterthanen. Auch dieser unsittliche Gebrauch wurde von auswärtigen Höfen nachgeahmt: deutsche Fürsten, die Ludwige im Kleinen sein wollten, ließen ihre edeln Gemahlinnen in der Einsamkeit ihr Leben vertrauern, und verjubelten ihre Tage mit Hofdamen und fremden Weibern, zur Verhöhnung der deutschen Sittsamkeit. In dieser Hinsicht verdient Ludwig XIV. den Fluch der Menschheit.

§ 12.

Ludwig XIV. Regierung.

(1661—1715.)

Im folgenden Jahre (1661) starb der Cardinal Mazarin, mit bitterer Reue über sein Leben. Er hinterließ 1 bis 2 hundert Millionen Livres, und vermachte der Krone Diamanten, welche als das größte Kleinod des königlichen Schatzes betrachtet wurden.

„An wen sollen wir uns nun wenden?" sprachen die Staatssecretaire zu Ludwig, als Mazarin verschieden war. „An mich!" antwortete der König, und regierte nun 54 Jahre ohne ersten Minister, ganz sich überlassen, besonders als 1666 auch seine Mutter starb. L'état c'est moi, (der Staat, der bin ich) pflegte er zu sagen, und diesen Grundsatz wußte er durchzuführen, ohne selbst ein großer Herrscher zu sein. Nur hatte er den hellen Blick, die großen Männer zu erkennen, deren Frankreich damals so viele besaß, und jeden an seinen rechten Platz zu stellen. Diese großen Köpfe haben die Regierung Ludwigs zu einer der glänzendsten in der Weltgeschichte gemacht; Ludwig eignete die Ehre ihrer Arbeiten sich zu, und darum ist er Ludwig der Große genannt. Eine ganz eigene Geschicklichkeit besaß er, sich zu repräsentiren, wie es der Franzose nennt. Er hatte einen hohen Wuchs, schöne Gesichtszüge und einen edeln Anstand in der Haltung seines Körpers. Ein süßer Schmeichelton der Stimme gewann ihm die Herzen, wie einem Alcibiades, aber die Majestät seines Wesens flößte

Ehrfurcht ein. Tausende rühmten sich seiner Gnade, kein einziger seines Vertrauens. Er konnte alle um sich fröhlich sehen, aber er lachte nie laut mit, und seine ältesten Höflinge behaupteten, nur einmal einen Scherz aus seinem Munde gehört zu haben. Ein Blick von ihm machte jeden, der in seiner Gegenwart zu vorlaut werden wollte, plötzlich verstummen, und schon durch seine Worte hielt jeder, der ihm nahe kam, sich für belohnt oder bestraft. So wußte er die Menschen zu beherrschen, die ihn umgaben, ohne ein großer Geist zu sein, indem er immer das Schickliche traf. Alle überboten sich, ihm zu schmeicheln, und es thut dem Herzen wirklich wohl, wenn man unter der feilen Schaar der Höflinge auch einzelne freimüthige Männer erblickt. Einst spielte der König Triktrak, und that einen zweifelhaften Wurf. Darüber erhob sich ein Wortwechsel, die Hofleute alle ringsumher schwiegen. Da tritt eben der Graf von Grammont herein: „Entscheiden Sie unsern Streit!" redet ihn der König an. — „Sire," antwortete der Graf, „Eure Majestät sind im Unrecht." — „Wie können Sie," versetzet Ludwig, „also entscheiden, da Sie noch nicht mal den Streitpunkt kennen?" — „O," entgegnete der freimüthige Mann, „wäre die Sache irgend zweifelhaft, sämmtliche hier gegenwärtige Edelleute würden sich sicherlich für Eure Majestät ausgesprochen haben." In den ersten Jahren seiner Regierung tanzte Ludwig wohl bei Hoffesten; als er aber einmal im Trauerspiel Britannicus hörte, daß man dem Nero den Vorwurf mache, er habe im Tanze sich den Römern zum Schauspiel gegeben, tanzte er nie wieder öffentlich. Er konnte es leiden, daß große Dichter seine Verse schlecht fanden; wenn Boileau Gedichte tadelte, die der König selbst eben gerühmt hatte, so sagte dieser: „Er versteht das, es ist sein Fach." Als Ludwig diesem Kritiker einst seine höchsteigenhändigen Gedichte zeigte, und um des Gelehrten Urtheil bat, versetzte Boileau: „Sire, Ihnen ist nichts unmöglich, Sie wollten schlechte Gedichte machen, und es ist Ihnen überaus trefflich gelungen." Boileau war einer der Dichter, auf welche Frankreich damals stolz that. Daß aber Ludwig die Gelehrten so ehrte, ging wieder nur aus seiner Sucht zu glänzen hervor: er wollte durch die großen Geister

seiner Zeit verherrlicht werden. Er ließ sich sogar ein Verzeichniß der ersten Gelehrten des Auslandes anfertigen, und übermachte denselben von Zeit zu Zeit königliche Geschenke, als Beförderer der Wissenschaften. Diese Männer erstaunten nicht wenig, an ihrem Büchertische von Ludwig dem Großen beachtet zu werden, und ließen bei Gelegenheit sein Lob in ihren neuesten Schriften erschallen. Die Gelehrten Italiens besangen jährlich seinen Geburtstag, und schickten ihm die Gedichte schön gedruckt und gebunden nach Frankreich. So war es kein Wunder, daß sein Name in allen Ländern erscholl. Selbst in die Großmuth legte er Repräsentation. In den Raubkriegen gegen Deutschland hatte ein französischer Marquis die Festung Mainz einen ganzen Monat gegen die Uebermacht seiner Gegner vertheidigt, und sie endlich übergeben müssen. Er befürchtete des Königs Ungnade, eilte nach Hofe, und that einen Fußfall vor dem Monarchen. „Stehen Sie auf, Marquis — sagte dieser — Sie haben die Festung vertheidigt als ein Mann von Herz, und capitulirt als ein Mann von Verstand." Viele solcher Anecdoten wußte man von ihm, und sie wurden von den Schmeichlern sorgfältig ausposaunt, als Beweise seines edeln Geistes. Man nannte ihn den Großen, den ersten Monarchen Europa's, den Vater seiner Völker, den Beschützer der Wissenschaften, einen Helden, der Alexander und Cäsar verdunkele, ja ein Wesen höheren Geschlechts. Wahr ist es, daß er in der ersten Hälfte seiner Regierung täglich 8 Stunden arbeitete, und daß seine Beamten nie sicher waren, von ihm bis in's Kleinste beobachtet zu werden, aber wie gesagt, die Werke während seiner Regierung schufen seine Diener.

Ludwig hielt sich wirklich für den ersten Monarchen der Erde, und befahl seinen Gesandten, den Vorrang vor allen andern zu behaupten. Als sein Gesandter in London einmal bei einer feierlichen Auffahrt den Schimpf erlitt, daß der spanische Botschafter ihm vorfuhr, und die gegenwärtigen Spanier, vom englischen Pöbel unterstützt, ihm die Pferde tödteten und den Wagen zertrümmerten, wies Ludwig den spanischen Gesandten aus Paris, rief den seinigen aus Madrid, und schrieb dem spanischen Könige, seinem Schwiegervater, der Krieg sei unvermeidlich, wenn ihm als

Beleidigtem nicht eine glänzende Genugthuung zu Theile werde. Der König von Spanien hielt es nicht der Mühe werth, um einen Gesandtenzwist Menschenblut zu vergießen, und ließ durch einen Botschafter zu Fontainebleau vor dem Hofe und allen auswärtigen Gesandten die Erklärung abgeben, er habe befohlen, daß seine Gesandten künftig mit den französischen nicht wieder zusammentreffen sollten. Ludwig setzte auf der Stelle hinzu, indem er sich an die fremden Gesandten wendete: „Sie hören, daß Se. Katholische Majestät ihren Gesandten befehlen haben, bei aller Gelegenheit den meinigen die Vorhand zu lassen, und ich bitte Sie, Ihren Herren diese Erklärung zu melden."

Der französische Gesandte in Rom, ein Herzog von Crequi, handelte treu nach Ludwig's Willen, und ließ durch seine Leute bei jeder Gelegenheit die päpstliche Garde, die aus Corsen bestand, necken. Da erlaubte Don Mario Chigi, des Papstes Bruder, den Corsen, wenn sie wieder mißhandelt würden, die Franzosen nur einmal derbe abzufinden. Das geschah. Als die Franzosen mit den Corsen wieder Händel anfingen, bekamen sie Schläge; die Haufen verstärkten sich von beiden Seiten, die Corsen schossen nach den Fenstern des Gesandten, auch nach dem Wagen seiner Gemahlinn, die eben nach Hause gefahren kam; viele Franzosen wurden verwundet, ein Page getödtet. Ludwig war entrüstet, als er dieses vernahm. Er ließ den päpstlichen Gesandten durch Gensd'armes über die Gränze bringen, den Crequi aus Rom abrufen, und 18,000 Mann gegen Italien aufbrechen. Als der Papst Unterhandlungen anknüpfte, waren Ludwig's Forderungen so übertrieben, daß sie mit des h. Vaters Ehre gar nicht bestehen konnten. Unter andern sollte der Papst seinen Bruder aus dem Kirchenstaate verbannen, oder Ludwig wollte Avignon (eine päpstliche Herrschaft innerhalb Frankreichs) sofort einziehen. Der Papst ließ einen Corsen und einen Sbirren hinrichten, aber diese Genugthuung genügte dem Könige nicht: eine Armee von 21,000 Mann stieg schon über die Alpen. Nun mußte der Papst sich wohl alles gefallen lassen. Es wurde ein förmlicher Friede zu Pisa geschlossen, in welchem der Oberhirt erklärte, durch einen Legaten am französischen Hofe

eine demüthige Abbitte thun, und die Corsen auf ewig aus dem Kirchenstaate entfernen zu wollen; auch mußte des h. Vaters Bruder schriftlich auf seine Ehre versichern, daß er an dem Frevel gegen den französischen Gesandten keinen Antheil gehabt habe, und der Papst dies durch ein Breve bekräftigen, Chigi aber so lange Rom meiden, bis alle Friedensbedingungen erfüllt waren. Endlich mußte der Papst den Corsen Schandsäulen in Rom setzen, und seinen Neffen nebst dessen Gemahlinn dem Herzoge von Crequi bei des Letztern Rückkehr nach Rom 10 Meilen weit entgegen senden, und durch denselben das Vorgefallene bedauern lassen. — Dies geschah 1662—1663, im 2. Regierungsjahre Ludwigs, als dieser 24—25 Jahre zählte. Was war denn von seinem reiferen Alter zu erwarten!

Weit folgenreicher waren die neuen Streitigkeiten Ludwigs mit dem Papste. Vom Anfange seiner Regierung an erlaubte der König sich gewaltsame Eingriffe in die kirchlichen Gerechtsame, indem er geistliche Orden unterdrückte, kirchliche Güter eigenmächtig einzog u. s. w. Dann nahm er in seinem ganzen Reiche das sogenannte Regale d. h. das Recht, bei der Erledigung eines Bisthums dessen Einkünfte beziehen, und die von demselben abhängigen Stellen besetzen zu können, in Anspruch. Nur einzelne Bischöfe waren muthig genug, die alten Rechte ihrer Kirchen zu vertheidigen. Als später König Ludwig auf die Besetzung der Stellen verzichtete, erklärten 34 französische Bischöfe sich mit der Ausdehnung des Regale einverstanden; dies geschah im Monat Januar 1682. Ehe Papst Innocens XI. in einem Breve den Beschluß jener Bischöfe gemißbilligt hatte, wurden am 13. März desselben Jahres die sogenannten gallicanischen Freiheiten declarirt, welche von dem berühmten Bischofe Jakob Benignus Bossuet abgefaßt waren, und die angeblich den König von den Einwirkungen der weltlichen Macht des Papstes, und wirklich die Geistlichkeit von der unbedingten Autorität, der geistlichen Gewalt des h. Vaters lossprechen sollten. Die sogenannten gallicanischen Freiheiten sind im Grunde nur Unfreiheiten, und bezweckten Unabhängigkeit vom rechtmäßigen Oberhaupte, Abhängigkeit vom weltlichen

Machthaber in geistlichen Angelegenheiten, was auch die meisten gegenwärtigen Bischöfe Frankreichs sehr wohl begriffen haben. Obwohl die Versammlung der Prälaten erklärte, daß sie durch die vier Artikel der gallicanischen Freiheiten bloß die Meinung der französischen Kirche ausgesprochen hätte: so erhob der König dieselben doch gewisser Maßen zu einem symbolischen Buche, indem alle Lehrer der Theologie und des kanonischen Rechts sie unterschreiben, und diejenigen, welche einen akademischen Grad verlangten, sie vertheidigen und beschwören sollten. Vom Papste sind die vier Artikel der gallicanischen Freiheiten nicht verdammt worden, weil mehr ihre Form, als ihr Inhalt verdammlich war. Zu einer eigentlichen Spaltung mit Rom ist es wegen der vier Artikel nicht gekommen, weil Ludwig XIV. sowohl aus Politik, als auch aus Ueberzeugung katholisch war. Der Papst begnügte sich damit, denjenigen Geistlichen, welche an den Beschlüssen theilgenommen hatten, wenn sie zu Bischöfen ernannt wurden, die Bestätigung zu verweigern. Als endlich im Jahre 1692 die zu Bischöfen ernannten Geistlichen erklärten, daß sie alles, was in der Versammlung von 1682 gegen die Kirche berathen und beschlossen worden sei, als nicht geschehen betrachten wollten u. s. w.: kam eine Aussöhnung zwischen dem Papste und Ludwig XIV. zu Stande, und die ernannten Bischöfe wurden kononisch eingesetzt. Ludwig selbst schrieb an den Papst, daß er die auf die vier Artikel gegründeten Befehle zurücknehmen wolle; allein sie wurden nicht feierlich widerrufen, wie sie verkündigt worden waren, sondern im Stillen zurückgenommen. Nach dem Tode des Königs befahl das Parlament die Ausführung der vier Artikel, und betrachtete dieselben als ein unabänderliches Reichsgesetz. Der berühmte Bischof von Cambrai Fenelon sagt von den sogenannten gallicanischen Freiheiten: Gegenwärtig kommen die Eingriffe nicht von Rom, sondern von der weltlichen Gewalt; der König ist in der Wirklichkeit mehr das Oberhaupt der französischen Kirche, als der Papst; die Autorität des Königs über die Kirche ist auf die weltlichen Richter übergegangen, die Laien beherrschen die Bischöfe" u. s. w.

Ludwig XIV. führte Kriege mit allen seinen Nachbarn, mit England, Holland, Deutschland, Italien, und man nennt sie nur Raubkriege, weil er sie nicht aus gerechten Ursachen, sondern allein aus Ländergier führte. Mit Spanien wollte er doch nicht eher anbinden, als bis sein Schwiegervater todt war. Kaum hatte derselbe aber 1665 seine Augen geschlossen, so nahm Ludwig schöne Landschaften von den spanischen Niederlanden weg, und eben dieses war sein erster Raubkrieg. Der Friede zu Aachen sicherte ihm 1668 den ersten Raub. Dann kam die Reihe an die reichen Holländer: 6 Jahre lang (1672—1678) wurden sie bekriegt, Ludwig selbst reisete zuweilen in die Feldlager, kehrte aber bald zurück, und überließ die Kriegsanstrengungen gern seinen Marschällen. Der holländische Admiral de Ruiter that Wunder der Tapferkeit zur See, die Holländer verwandelten ihr Land bei der Ankunft der Franzosen in einen See, indem sie die Schleusen ihrer Canäle öffneten, und als einmal bei starkem Winterfroste die Franzosen auf Schlittschuhen über das Eis gehen wollten, vereitelte ein plötzliches Thauwetter ihre Unternehmungen. Im Frieden von Nimwegen verlor Holland nicht ein einziges Dorf, Spanien mußte abermals 1678 den Krieg bezahlen: Frankreich erhielt Franche-Comté, welches Spanien bisher unter Deutschland's Oberlehnsherrschaft besessen hatte.

Von Ludwig's drittem Raubkriege gegen Deutschland, von den Reunionen und der Verheerung der Rheingegenden, ist schon die Rede gewesen. Ludwig hatte nur 140,000 Mann Truppen vorgefunden, als er die Regierung antrat, aber am Ende seiner Regierung hielt er ein stehendes Heer von 400,000 Mann und eine Flotte von 190 Kriegsschiffen. Gewöhnlich kämpften 4 bis 6 Heere zugleich in verschiedenen Ländern, Frankreich's Boden blieb von dem Kriegselende verschont — auf feindlichen Boden wußte Ludwig den Krieg zu spielen — nur den Jammer sah Frankreich, daß nach jedem Feldzuge Tausende von Krüppeln zurückgebracht wurden. Die Hospitäler reichten nicht hin, sie alle unterzubringen, man mußte neue anlegen, und auch hierin wollte Ludwig seine Größe zeigen. Das groß-

artige Invalidenhaus zu Paris mit seinem herrlichen Dome wurde ein weitläufiger Palast mit vielen Höfen, mancher anderer Militairbauten zu geschweigen. Die Kriegskunst ward mit ganz neuen Erfindungen bereichert, so daß die Franzosen hierin die Lehrer aller neuen Völker geworden sind; die Benennung der meisten Waffen und militairischer Würden sind auch bei uns französisch. Ludwig war es, der bei seinen Truppen die gleichförmige Kleidung (Uniformen) einführte, da vorher jeder Soldat eines Regiments Farbe und Schnitt seines Kleides nach eigenem Geschmacke gewählt hatte. Dies haben alle Monarchen Europa's gleichfalls nachgeahmt. Auch die Cadettenschulen kamen unter Ludwig auf. Vauban brach in der Kriegsbaukunst, in dem Befestigungs- und Belagerungswesen, eine ganz neue Bahn und die Generale Ludwig's, Condé und Türenne, Luxembourg, Catinat und Villars werden in der Kriegsgeschichte ewig glänzen. Sie fesselten den Sieg an die französischen Fahnen, und diese Siege schmeichelten dem französischen Volke so sehr, daß es ruhig alle Jahre Tausende seiner Söhne auf die Schlachtbank schicken sah.

Doch nicht allein der Wissenschaft und der Macht dankte Ludwig seine Siege, sondern auch der Falschheit. Er hielt Spione an allen Höfen, er bestach die Minister der Monarchen, mit denen er Krieg führte; er schloß Verträge, um sie wieder zu brechen, und wenn ihm zu viele Feinde auf einmal sich entgegenstellten, so schloß er heimlich mit einzelnen durch Bestechungen Frieden, und der zuletzt auf dem Kampfplatze blieb, mußte ihm die Kriegskosten bezahlen, oder Provinzen abtreten. Im Frieden hetzte er seinen Gegnern Feinde in's Land, z. B. dem Kaiser die Türken, und er freute sich herzlich, daß Letztere Wien belagerten. Als Ludwig hörte, daß Sobieski die Erbfeinde der Christenheit von Wien weggeschlagen habe, ärgerte er sich so sehr, daß er sich Tage lang einschloß. Auch wiegelte er gern, wenn er mit feindlichen Monarchen sonst nicht zum Ziele kommen konnte, deren eigene Unterthanen gegen sie auf, z. B. die Ungarn gegen den Kaiser, die Sicilianer und Catalonier gegen Spanien, die Engländer und Portugiesen gegen ihre Landesregierung. „Si non vis falli, fugias consortia

Galli“ (willst du nicht betrogen sein, so laß dich nicht mit Franzosen ein), schrieb ein Deutscher 1672, und ruft den Franzosen zu: Jugo intolerabili populum onerastis; subditos fideliter dominum defendentes tractavistis non hostium instar, sed instar latronum et rebellium. (Mit einem unerträglichen Joche habt ihr das Volk belastet; Unterthanen, die ihren Herrn treu vertheidigten, habet ihr nicht als Feinde behandelt, sondern als Straßenräuber und Rebellen.) So grenzenlos wurden damals die Franzosen von den Deutschen gehasset.

Ludwig wollte sein Land aber nicht blos vergrößern, sondern auch verschönern. Versailles, vor ihm ein schlechter Flecken, wurde durch ihn zu einer Residenz ausgebaut. Le Notre schuf die Gärten von Versailles zu einem Wunderwerke der neuen Welt, das mit den schwebenden Gärten der Semiramis den Vergleich aushielt. An die Gärten von Versailles schlossen sich die Anlagen von Trianon und andere, so daß man Tage brauchte, um die Wunder dieses Paradieses auch nur flüchtig in Augenschein zu nehmen. Paris bekam viele neue Straßen und Plätze, viele Prachtgebäude, ein regelmäßiges Pflaster und nächtliche Beleuchtung. Die Kutschen mit Glasfenstern, in Federn hangend, kamen auf, und das Fahren wurde allgemeiner. Die Landstraßen wurden verbessert, und in Languedoc der königliche Canal gezogen, das mittelländische Meer mit dem atlantischen zu verbinden; er kostete 13 Millionen Livres, und brachte die Kosten bald wieder ein. Bei Cette und Rochefort wurden künstliche Häfen angelegt, mit unsäglicher Mühe: bei Rochefort senkte man hölzerne hohle Pyramiden, die mit Steinen gefüllt waren, mit dem spitzigen Ende in das Meer, um das Fundament einer Mauer zu gewinnen.

So viele und kostbare Bauten erforderten ungeheure Summen. Blos auf den Bau der königlichen Schlösser sollen von 1674—1690, also in 16 Jahren, 157 Millionen Livres, d. h. 39,250,000 Thaler berliner Courant, verwendet sein. Und das Bauen dauerte ohne Aufhören fort. Wer bestritt die großen Summen? Frankreich selbst, wie einst Athen die Bauten des Perikles. Colbert aber war es, der dem Könige

aus Frankreich die großen Summen schaffte, ohne das Murren der Franzosen zu erregen. Unter dem Titel eines Generalcontroleurs der Finanzen führte er ein treffliches Steuersystem ein, welches der ärmeren Klasse viel Erleichterung schaffte, und doch mehr Geld einbrachte. Er kaufte Dünkirchen den Engländern für eine verhältnißmäßig geringe Summe ab, und erklärte dasselbe und Marseille für Freihäfen. Bisher hatten Holländer und Engländer die französischen Landeserzeugnisse aus Frankreich abgeholt; jetzt führten die Franzosen dieselben selbst aus. Colbert legte Colonien zu Cayenne in Südamerika und auf Madagascar in Afrika an, und gründete eine ost- und westindische Handelscompagnie der Franzosen, zum großen Schaden der Holländer und Engländer. Nun brauchten die Franzosen von denselben keine Colonialwaaren mehr zu kaufen, sondern bezogen diese aus ihren eigenen Colonien. Eben so beförderte Colbert die inländischen Fabriken; Tuch, Spitzen, Tapeten, Seidenwaaren, Spiegel, Gold- und Silberdraht machten die Franzosen bald so gut, wie die Holländer und Engländer, und verkauften dergleichen stark an die Ausländer. In Modewaaren hatten die Franzosen einmal den ausschließlichen Absatz in ganz Europa. Solches mußte wohl ungeheure Geldsummen nach Frankreich locken. Colbert, der den Handel und die Fabriken so begünstigte, ließ die Kaufleute und die Fabrikanten dafür große Summen in die Staatskasse zahlen, und sie zahlten lange mit Freuden. Am Ende aber meinten sie, dem Staate nichts mehr zu verdanken, und wurden schwieriger. Als Colbert 1683 im September starb, wollte das Volk seine Leiche zerreißen, und nur eine militairische Begleitung machte es möglich, sie ruhig zu bestatten. Frankreich hat keinen Finanzminister gehabt, der ihm gleich gekommen wäre.

Der Einfluß Frankreichs auf ganz Europa, besonders von der glänzenden Regierung Ludwigs XIV. an, ist unbestreitbar. Ein englischer Schriftsteller drückt sich hierüber also aus: „Frankreich vereinigte zu jener Zeit fast jede Gattung des Einflusses. Sein Kriegsruhm war auf seinem Höhepunkte. Es hatte mächtige Verbindungen besiegt. Es hatte Verträge vorgeschrieben. Es hatte große Städte und Provinzen erobert. Es hatte den castilischen Stolz gezwun-

gen, ihm den Vorzug einzuräumen. Es hatte italienische Fürsten vorgeladen, sich vor seinen Fußschemel niederzuwerfen. Sein Ansehen war in allen Angelegenheiten des guten Tones, von einem Zweikampf bis zu einem Menuet, das höchste. Es bestimmte, wie der Schnitt des Rocks eines Gentleman, wie lang seine Perücke sein mußte, ob seine Absätze hoch oder niedrig, und ob seine Hutschnur breit oder schmal zu sein habe. In der Literatur war es die Gesetzgeberinn der Welt. Der Ruf seiner großen Schriftsteller erfüllte Europa. Kein anderes Land konnte einen tragischen Dichter, der dem Racine, einen komischen Dichter, der dem Molière gleichgekommen wäre, einen so anmuthigen Tändler, wie Lafontaine, einen so kunstvollen Redner, wie Bossuet, aufweisen. Der literarische Ruhm Italiens und Spaniens war untergegangen, der von Deutschland war noch nicht aufgegangen. Der Genius der ausgezeichneten Männer, welche Paris zierten, (und welche wir gleich noch näher besprechen werden) strahlte daher mit einem Glanze, dem der Gegensatz zur vortheilhaftesten Folie diente. Frankreich hatte in der That damals eine Herrschaft über die Menschheit, wie sie selbst die römische Republik niemals erreicht hat. Denn als Rom politisch gebietend auftrat, da war es in Künsten und Wissenschaften der demüthige Zögling Griechenlands. Frankreich hatte über die umgebenden Länder zugleich das Uebergewicht, welches Rom über Griechenland, und das, welches Griechenland über Rom besaß. Das Französische erhob sich rasch zur allgemeinen Sprache, zur Sprache der modischen Gesellschaft, zur Sprache der Diplomatie. An mehreren Höfen sprachen es Fürsten und Adelige richtiger und feiner, als ihre Muttersprache."

§ 13.

Madame Maintenon.

(1735. † 1719.)

Nach Colbert's Tode besaß Louvois, der Kriegsminister, Ludwig's größtes Vertrauen. Louvois begünstigte die

berüchtigten Reunionen, und befahl die Verheerungen der Rheinlande. Ihm lief aber den Rang ein Weib ab, die berühmte Frau von Maintenon, die ich meinen Lesern näher bekannt machen muß.

Francisca von Aubigné wurde 1635 in einem Gefängnisse zu Niort geboren, denn ihr Vater, ein armer Edelmann, der immer umherschweifte, saß eben nebst seiner Frau in Haft. Als dreijähriges Mädchen kam sie nach Amerika. Während der Ueberfahrt wurde das Kind krank, und da es schon wie todt da lag, ergriff es ein Bootsknecht, und wollte es über Bord werfen. Die Mutter bittet noch um einen Kuß, fühlt das Herz des Kindes noch schlagen, und erhält es am Leben. Beim Landen legt die Wärterinn das Kind an's Ufer, und vergißt es mitzunehmen. Aengstlich läuft die Mutter zurück, findet die Kleine von giftigen Schlangen umringt, und rettet sie mit Gefahr ihres eigenen Lebens. In Amerika blieb sie 9 Jahre, und wurde von ihrer Mutter zu einer großen Charakterfestigkeit erzogen. Als der armen Familie das Haus abbrannte, und Francisca weinte, schaute die Mutter ruhig in die Flamme, und sagte verweisend: „Ueber den Verlust eines Hauses muß man nicht weinen.“

Im zwölften Jahre kam sie mit ihrer Mutter nach Frankreich zurück, wurde von einer reichen Dame unterstützt, und nahm von derselben reformirte Grundsätze an. Daher wollte sie einst mit ihrer Mutter nicht in die Messe gehen, und als sie dazu gezwungen wurde, kehrte sie dem Altare den Rücken zu, wofür sie eine Ohrfeige erhielt. Sie aber reichte auch die andere Wange dar, und sagte: „Schlagen Sie zu, liebe Mutter; es ist schön, der Religion wegen zu leiden.“ Bald darauf nahm eine reiche Verwandte, Madame de Neuillant, sich ihrer an, und behandelte sie sehr hart. Francisca mußte bei ihr das Hühnervieh warten, worüber sie später zu scherzen pflegte. „Ich wurde früh Aufseherinn — sagte sie — in meiner Jugend war ich es über Truthühner, und im Alter bin ich es über Prinzen geworden.“ Ein gegenüber wohnender Dichter, Scarron, der Mitleiden mit ihrer harten Lage hatte, erbot sich, wenn sie Nonne werden wollte, ihr dazu das nöthige Geld zu geben, oder

sie zu heirathen, wenn sie lieber heirathen wollte. Scarron war ein verwachsenes, ausgemergeltes Männchen, eine wahre Aesopsfigur, aber der geistreichste, wenn auch nicht feinste Burleskendichter seiner Zeit und ein Günstling aller witzigen Köpfe der Stadt. Die nun 16 Jahr alte Francisca trug kein Bedenken, Madame Scarron zu werden, und die ganze Stadt lachte über das drollige Pärchen. Sie war jung und schön, er alt und häßlich. Sie war aber recht glücklich in der Ehe; alle geistreichen und vornehmen Männer gingen in Scarron's Hause aus und ein, die junge Frau horchte bescheiden den lehrreichen Gesprächen, denen sie die Vollendung ihrer Bildung verdankte, und betrug sich so sittsam, daß man sie fast als eine Heilige betrachtete, und ein wüster Höfling einmal äußerte, er würde der Königinn eher etwas Ungeziemendes sagen, als der Madame Scarron.

Scarron war kein guter Wirth, und bezog von der Königinn einen Jahrgehalt, weswegen er sich zu unterzeichnen pflegte: „Scarron, von Gottes Gnaden unwürdiger Kranker der Königinn von Amts wegen." Als er starb, hinterließ er seiner 25jährigen Wittwe nichts, und diese war nun wieder so arm, wie vorher. Ein Marquis bot ihr seine Hand, aber sie schlug ihn aus, weil er ein alberner Geck war. Sie hielt bei Ludwig um eine Pension an, wurde aber nicht gehört, und wollte schon als Erzieherinn einem Rufe nach Portugal folgen, als Ludwig ihr endlich 500 Thaler Jahrgehalt bewilligte, da sie nur 375 verlangt hatte. Nun blieb sie in Frankreich, lebte der Lectüre und den Uebungen der Religion, und galt für eine der verständigsten und tugendhaftesten Frauen der Stadt. Dieser Ruf führte sie auf eine noch glänzendere Bahn. Der König suchte eine Erzieherinn für zwei seiner Kinder, den Herzog von Maine, und den Grafen von Toulouse; die Wittwe Scarron wurde ihm vorgeschlagen, und er nahm sie an, obschon er dieselbe für eine Betschwester ansah. Sie erfüllte aber treu ihre Pflicht, und mied den Hof. Ludwig verwunderte sich über die Fortschritte ihrer Zöglinge und über die trefflichen Briefe, welche die Gouvernante ihm zuweilen über das Erziehungswesen schrieb. „Du bist ein kluges Kind" — sagte er einmal zu dem kleinen Herzoge von Maine. „Das soll

wohl sein — erwiderte der Knabe — ich habe ja eine Gouvernante, die der Verstand selbst ist." Der König antwortete: „Das freuet mich; geh', bring ihr dies Briefchen, und sag' ihr, das gäbest du ihr für deine Zuckerplätzchen." Es waren 100,000 Livres; für diese kaufte sie sich das Marquisat Maintenon, und hieß jetzt die Marquise Maintenon (1674). Von nun an unterhielt sich der König oft mündlich mit ihr, und jede Unterredung ließ eine gute Stimmung in ihm zurück. Die Frau von Maintenon verstand es, sein Herz von den Ausschweifungen auf Gott hinzulenken, so daß er alle üppigen Weiber vom Hofe verwies, und seiner Gemahlinn Maria Theresia besser begegnete. Alle Gewissensbisse, die ihn nun im höheren Alter quälten, schüttete er in das Herz seiner religiösen Freundinn aus, und fand in ihren Worten immer Beruhigung. Der Pater la Chaise, ein Jesuit, Ludwig's Beichtvater, unterstützte ihre Bemühungen, und so war Ludwig in der letzten Hälfte seiner Regierung ein ganz anderer Mann. So viel vermag ein gutes weibliches Herz! Den unsittlichen Höflingen war die Veränderung freilich nicht angenehm, aber ihr Talent bestand in der Verstellung: sie schafften sich Gebetbücher an, folgten dem Könige täglich in die Messe, und trieben ihre Lasterthaten des Nachts.

Als die Königinn starb, beschloß Ludwig, die Maintenon zu heirathen, und eröffnete seinem Minister Louvois diesen Plan. „Ist es möglich? — rief dieser aus — der größte König der Erde will die Wittwe Scarron heirathen?" und fiel dem Könige zu Füßen. „Warum nicht? antwortete der König — stehen Sie auf! Ich glaube, Sie sind närrisch." Die Vermählung fand 1685 statt: der Erzbischof Harlai von Paris traute das Paar heimlich, nur der Pater la Chaise und zwei Zeugen waren gegenwärtig, und die Ehe wurde auch nicht öffentlich bekannt gemacht. Die Diener wurden angewiesen, der Frau von Maintenon in ihren Zimmern als einer Königinn, bei Hoffesten aber, wenn Fremde zugegen wären, als einer Hofdame zu begegnen. Ludwig zählte damals 48, die Maintenon 50 Jahre, und die Ehe hat 30 Jahre bestanden, bis Ludwig's Tod sie trennte. Ludwig besuchte die Maintenon alle Tage mehrmalen, und

arbeitete auch oft mit seinen Ministern in ihrem Zimmer, wobei sie las, oder sich mit weiblichen Handarbeiten beschäftigte, und auf die Staatssachen nicht zu achten schien. Doch hatte sie auch hierin großen Einfluß, und derselbe ist nicht ohne nachtheilige Folgen für Frankreich geblieben, wie wir in der Folge sehen werden.

Rühmlich ist ihre große Uneigennützigkeit. Sie hat ihre Verwandten nicht befördert und bereichert, und für sich selbst nahm sie jährlich nur 48,000 Livres (12,000 Thaler), für eine Gemahlinn des Königs von Frankreich eine wahre Kleinigkeit. Ihr Gemahl wollte ihr mehr aufdringen, aber sie nahm nichts mehr, und gab das meiste noch an die Armen. Sie war in ihrem Glanze nicht glücklich, und klagte wohl, daß es ein Unglück sei, einen Mann unterhalten zu müssen, welcher der Unterhaltung nicht fähig sei. Nur die Erquickung der Armen, wozu sie jetzt so viele Mittel besaß, wie sie wünschte, gewährte ihr Freude. Gleich im ersten Jahre ihrer Ehe stellte sie dem Könige vor, daß so viele arme Fräulein ohne Unterricht und Erziehung aufwachsen müßten, die doch wackere Mütter, Lehrerinnen oder Klosterfrauen werden könnten, und sie erlangte leicht, daß der König in der Abtei Saint-Cyr (1 Stunde von Versailles) eine Erziehungsanstalt für dürftige Fräulein wahrhaft königlich gründete: 300 Fräulein wurden von 30 Nonnen und 24 Laienschwestern umsonst unterrichtet und erzogen, und wenn sich eine Gelegenheit zum Heirathen darbot, so wurde jede mit 2000 Thlr. vom Könige ausgestattet, unter der Bedingung, daß sie sich in der Anstalt brav betragen hatte. Madame Maintenon entwarf die Vorschriften der Anstalt und den Unterrichtsplan selbst, und die Erziehung zu Saint-Cyr wurde unter ihren Augen musterhaft, lieferte auch so treffliche Erfolge, daß sie ihre herzliche Freude darüber hatte. Lieber war sie in dem Kreise der Mädchen zu Saint-Cyr, als in den Hofzirkeln zu Versailles, und zeigte sich nie vergnügter, als wenn sie bei den Schülerinnen persönlich eine Lection übernahm, oder bei ihren Erholungen an Spieltagen mitspielte. Als ihr Gemahl, der König, starb, nahm sie in Saint-Cyr für immer ihre Wohnung, lebte als Nonne, und unterrichtete, 80 Jahre alt, mit ihnen

die Kleinen noch 4 Jahre lang. In Saint-Cyr liegt sie auch begraben.

§ 14.

Widerruf des Edicts von Nantes.

(1685.)

Wie gesagt, huldigte die Frau von Maintenon in ihrer Jugend reformirten Grundsätzen. Dies dauerte aber nur eine kurze Zeit; nachher war sie den Reformirten so abgeneigt, daß sie Ludwig in seinem Vorhaben nicht wenig bestärkte, dieselben zur katholischen Kirche zurückzuführen. Ludwig sah in den Reformirten Feinde des Staates: sie hatten ja unter Coligny ehemals französische Seestädte den Engländern überliefert, fremde Truppen ins Land gerufen, und den Bürgerkrieg entzündet. Jetzt waren sie freilich friedliche Bürger, aber Ludwig konnte es nicht leiden, daß 2 Millionen seiner Unterthanen eine andere Religion hatten, als er, und suchte einen besonderen Ruhm darin, sie zu unterdrücken, welches sechs Regierungen vor ihm nicht gelungen war. Er sagte wohl: „Mein Großvater (Heinrich IV.) liebte die Hugenotten, aber er fürchtete sie nicht; mein Vater (Ludwig XIII.) liebte sie nicht, aber er fürchtete sie; ich liebe sie weder, noch fürchte ich sie," und er meinte, wenn der verständige Großvater die Macht besessen hätte, die er jetzt in Frankreich besäße, so hätte er das Edict von Nantes wohl nimmer erlassen, weil kein kluger König einen Staat im Staate dulde. So wurde also die Bekehrung aller Hugenotten beschlossen, und Louvois, der anfangs gegen diesen Plan war, aber allein stand, schlug sich endlich auch zu den Gegnern der Hugenotten im Ministerrathe, und trug darauf an, wenn gegen diese Leute etwas unternommen werden sollte, so müßte es auch mit dem größten Nachdrucke geschehen. Dies wurde befolgt. Man schickte den Reformirten katholische Missionarien in ihre Ortschaften, und wenn diese nicht gleich eine geneigte Aufnahme fanden, so folgten ihnen Dragoner nach, von Louvois geschickt, welche sich bei den Reformirten zur

Execution einlegten. „Unser großer Türenne ist katholisch geworden — sagten sie — warum weigert ihr euch dessen?“ Die Reformirten trieb man in katholische Kirchen, zu beichten und zu communiciren; ihre Kinder wies man in katholische Schulen, und keine Ehe wurde vom Staate anerkannt, die nicht vom katholischen Pfarrer geschlossen war. Papst Innocenz XI. mißbilligte diese gewaltsamen Bekehrungen, und schrieb an den König: „Auf eine solche Art habe unser Heiland nicht verfahren; man müsse die Menschen in den Tempel führen, aber nicht hinein schleifen.“ Viele Reformirte wollten auswandern, aber Louvois hatte die Gränzen besetzen lassen; doch waren die Gränzwächter nachsichtig, und über 500,000 Reformirte kamen aus dem Lande. Sie fanden in Deutschland und England günstige Aufnahme, und gründeten dort die ersten Hut- und Strumpfmanufacturen, die den französischen bald großen Abbruch thaten.

Ludwig erfuhr wenig von der Härte, mit welcher man gegen die Hugenotten verfuhr, sondern glaubte den Versicherungen der Höflinge, daß ganze Städte sich immerfort bekehrten, welches er dann mit vielem Behagen wieder andern erzählte. Endlich hieß es, die Anzahl der Reformirten sei so klein geworden, daß das Edict von Nantes ganz überflüßig werde. Ludwig erließ deswegen den 18. Oct. 1685 eine Verfügung, in welcher es hieß, das Edict von Nantes sei nur gegeben, damit man ruhig an der Vereinigung beider Religionsparteien arbeiten könne; dies sei nun mit so gutem Erfolge geschehen, daß es jenes Edicts gar nicht mehr bedürfe, und so solle also jeder öffentliche reformirte Gottesdienst eingestellt werden, und jeder reformirte Prediger binnen 14 Tagen das Land räumen, jedem andern Reformirten aber das Auswandern untersagt bleiben. Alle Parlamente registrirten das neue Edict willig ein, und es wurde hart genug vollstreckt. Doch blieben viele Reformirte in Frankreich, und Ludwig's XIV. Nachfolger gab ihnen 1761 wieder mehr Freiheit, ja selbst zu den ersten Staatsämtern wurden wohl Reformirte befördert.

§ 15.

Die Jansenisten.

(Seit 1640.)

In die Regierung König Ludwigs XIV. fällt auch der Anfang des Jansenismus. Wir müssen der durch denselben herbeigeführten Streitigkeiten hier kurz erwähnen. Cornelius Jansenius, von armen Eltern in den spanischen Niederlanden geboren 1585, hatte zu Löwen sich den Wissenschaften und dem geistlichen Stande gewidmet, dort eine Stelle als Professor der Theologie erhalten, und war 1636 zum Bischofe von Ypern erhoben, welche Würde er jedoch nur 2 Jahre bekleidete, denn er starb 1638. Im Testamente vermachte er seinem Capellan eine Handschrift, Augustinus betitelt, mit einer Zueignung an den Papst und der Versicherung, daß er alle in dem Buche vorgetragenen Lehren dem Urtheile des apostolischen Stuhles unterwerfe. In diesem Werke gab Jansenius vor, die ächte Lehre des Augustinus über die göttliche Gnade gegen die Semipelagianer vorgetragen zu haben. Die Semipelagianer (im 4. und 5. Jahrhundert) lehrten, der Mensch bedürfe zum Anfange des Glaubens der göttlichen Gnade nicht, und hießen deswegen halbe Pelagianer, weil die strengen Pelagianer überhaupt die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade und die Erbsünde läugneten.

Als Jansenius die Augen geschlossen hatte, übergab der Capellan den Augustinus zum Drucke. Noch ehe der h. Vater sein Urtheil über die Schrift des Jansenius aussprechen konnte, fand dieselbe unter der französischen Geistlichkeit viele Anhänger. Papst Innocenz X. verdammte folgende Sätze als ketzerisch und theilweise als gotteslästerlich:

1) Einige Gebote Gottes können auch die Gerechten, selbst wenn sie wollen und ringen, nicht erfüllen; es fehlt ihnen an der hinlänglichen Gnade Gottes.
2) Der Gnade Gottes kann keiner im Stande der gefallenen Menschennatur widerstehen.
3) Zum Verdienst und Mißverdienst bei Gott bedarf es nicht der Freiheit von der inneren Nöthigung, sondern nur der Freiheit vom äußern Zwange.
4) Die Ketzerei der Semipelagianer bestand darin, daß

sie eine Gnade Gottes annahmen, welcher der Mensch widerstehen oder folgen könne.

5) Es ist semipelagisch gesprochen, daß Christus für alle Menschen gestorben sei.

Es rittt offenbar hervor, daß Jansenius in diesen Sätzen die Freiheit des menschlichen Willens und die Zulänglichkeit der göttlichen Gnade für alle Menschen, welche der Kirchenrath zu Trient nach dem Evangelium der unparteiischen göttlichen Liebe ausgesprochen hatte, geradezu läugnete, und sich so von der katholischen Kirche ausschloß. Die Anhänger des Jansenius, Jansenisten genannt, wollten aber nicht unkatholisch sein. Wie halfen sie sich denn? Sie behaupteten, es sei nicht in der Ordnung, die Sätze so in einem Haufen zu verdammen, die päpstliche Bulle hätte jeden Satz besonders beleuchten müssen. Der Papst that dies in einer neuen Bulle. Nun sagten die Jansenisten, der Papst verdamme jene fünf Sätze im Sinne des Calvin mit Recht, aber in diesem Sinne enthalte das Buch Augustinus jene Sätze auch nicht; in diesem Sinne habe Jansenius sie nicht gemeint. Der Papst erwiderte in einer neuen Bulle, er habe die Sätze verdammt in dem natürlichen Sinne, den das Buch Augustinus angebe, und der Verfasser gemeint habe. Nun theilten sich die Jansenisten in zwei Parteien: die strengen Jansenisten erklärten unumwunden die fünf Sätze für christliche Wahrheit, die gelinden Jansenisten unterschrieben die Verdammung der fünf Sätze, erklärten aber, ob sie in dem Buche Augustinus enthalten, und von Jansenius beabsichtigt seien; darüber wollten sie nur aus Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl ein Stillschweigen beobachten, denn der Papst könne nicht wissen, in welchem Sinne der Verstorbene seine Worte niedergeschrieben habe. Aber wußten denn diese Männer mit Unfehlbarkeit die Meinung des Verstorbenen? Wenn sie die Sätze selbst verwarfen, was konnte ihnen dann daran gelegen sein, das Ansehen des Buches Augustinus aufrecht zu erhalten? Sehr viel; denn man muß wissen, als Gegner dieses Buches traten besonders die Jesuiten auf, und diese waren bei den Gelehrten und den Parlamenten Frankreichs bitter verhaßt. Die Jesuiten betrieben beim Papste die Aechtung des Buches, aus welchem — wie offen vorlag — sich wenigstens

Gift saugen ließ, und die Jesuiten durften nicht obsiegen. Daher der Eifer der französischen Theologen, selbst der Bischöfe, den Jansenius rein zu waschen. Den Jesuiten warf man schon damals eine zu gelinde Sittenlehre vor, und von ihren Beichtvätern hieß es, sie gäben ihren Beichtkindern guten Kauf. Was thaten nun die Jansenisten? Durch eine übertrieben strenge Sittenlehre suchten sie die Achtung des Volkes und die Beschämung ihrer Gegner. (Bei einzelnen von ihnen mag immerhin auch eine reine Absicht und ein sittlicher Ernst mitgewirkt haben, der durch das Leben des entsittlichten Hofes und der Großen tief beleidigt ward. Man fiel von dem einen Gegensatz in den andern.) Sie lebten immer in der Buße, fasteten bei Wasser und Brod, geißelten sich täglich bis auf's Blut, und wenn sie beichteten, so verbaten sie die Absolution, die ihre Geistlichen schon aus sich nur selten ertheilten, und ein Vollkommner nahte sich nur einmal im Jahre dem Tische des Herrn, seiner großen Heiligkeit ungeachtet; denn ein ächter Jansenist hielt sich für viel zu unwürdig, sich oft mit seinem Erlöser zu vereinigen. Daß es auch eine stolze Demuth gibt, schienen diese Leute nicht einzusehen. Das weibliche Geschlecht war am meisten von solchem religiösen Eifer hingerissen. So vielen Uebertreibungen und Schwärmereien sich hingebend, verließen sie die rechte Mitte, welche die katholische Kirche ihren Kindern immer einschärft.

Ludwig XIV. konnte die Jansenisten nicht leiden, theils wegen ihres Bußpredigertones am Hofe, theils wegen ihres Widerstandes gegen den Papst, und Ludwig's Beichtvater, der Jesuit la Chaise, redete den größten Gegnern der Gesellschaft Jesu gewiß nicht das Wort. Ludwig ließ die päpstlichen Bullen gegen die Jansenisten als Staatsgesetze einregistriren, hob das Port-royal, ein Nonnenkloster bei Paris, auf, weil dessen Bewohnerinnen, die dem Jansenismus sämmtlich sehr ergeben waren, die fünf Sätze nicht abschwören wollten, und drang darauf, daß alle geistlichen und weltlichen Beamten durch eine Eidesformel, welche der Papst 1665 vorschrieb, dem Buche Augustinus absagten. Dies stellte äußerlich die Ruhe her, aber im Herzen war noch mancher ein Jansenist; denn der Jansenismus war zur Mode des Tages geworden.

Lauter wurden die Jansenisten wieder, als Paschasius Quesnel, ein Pater des Oratoriums zu Paris, im J. 1671 und 1687 Betrachtungen über das neue Testament erscheinen ließ. Der Bischof von Chalons hatte das Werk gutgeheißen, und es war eins der gelesensten Erbauungsbücher. Späterhin entdeckte man aber die Lehre der Jansenisten in demselben, und viele Bischöfe verboten das Werk, zum Verdrusse des Cardinals Noaille, Erzbischofs von Paris, der es neuerdings erlaubt hatte. Als der Papst Quesnel's Buch verdammte, forderte Ludwig den Cardinal Noaille auf, sein Gutachten zu widerrufen; und als dieser solches nicht wollte, verwies er ihn vom Hofe. Größeres Aufsehen machte die päpstliche Bulle Unigenitus vom 2. August 1713, welche 101 Sätze von Quesnel namentlich aufzählte, und am Schlusse in einem Haufen verdammte, weil sie rücksichtlich falsch, anstößig, ärgerlich, verwegen, gefährlich, der Kirche nachtheilig, arg, gotteslästerisch, der Ketzerei verdächtig, der Ketzerei, den Ketzern und der Spaltung günstig, oft verdammt und ketzerisch wären. Die Bulle Unigenitus fand in Frankreich bei der höheren und niedern Geistlichkeit vielfachen Widerspruch. Der König forderte die Annahme derselben, ehe er aber mit seiner Forderung durchdringen konnte starb er im Jahre 1715.

Der Regierungswechsel eröffnete den Widersachern der Bulle Unigenitus ein neues Feld. Sie appellirten sogar an ein allgemeines Concilium, das Parlament wollte die Bulle auch im Jahr 1730 noch nicht einregistriren, und nahm selbst eine Berufung gegen den Papst an. Zwar verwies die Regentschaft die dreistesten Sprecher des Parlaments aus den Sitzungen, aber das änderte in der Lage der Sache nichts: das Parlament von Paris blieb hartnäckig, und bewies hier zum ersten Male eine Kühnheit, welche 60 Jahre später die Revolution herbeigeführt hat.

Pater Quesnel, der Frankreich hatte verlassen müssen, starb 1719 zu Amsterdam, über 80 Jahre alt. In Holland hat er eine jansenistische Gemeinde gegründet, denn 1720 vermaßen sich die 7 Pfarrer von Utrecht, sich Kapitel der Kirche von Utrecht zu nennen, und erwählten einen Bischof

den Herrn Steenhoven, einen Jansenisten, der sich nun Bischof von Utrecht nannte. Die Generalstaaten schützten den Jansenismus, weil er der Lehre Calvins näher steht, und so dauert die Secte, freilich mit kleinem Anhange, dort noch fort. Unter dem Erzbischofe zu Utrecht stehen die jansenistischen Bischöfe zu Harlem und Deventer; stirbt einer der drei Prälaten, so macht der gewählte Nachfolger seine Wahl dem Papste kund, erhält aber immer nach Gebrauch eine Bannbulle zurück. Denn diese Schismatiker erkennen den Papst an, aber der Papst erkennt sie nicht an. Die jetzigen Jansenisten nennen sich selbst Schüler des h. Augustinus, verwerfen die Bulle Unigenitus, und berufen sich fortwährend auf ein allgemeines Concilium, wie alle Irrlehrer.

§ 16.

Bossuet und Fenelon.

Zwei große Zierden für die Kirche uud für das Reich Ludwig's XIV.! Jakob Bossuet ward 1627 zu Dijon geboren, und von den dortigen Jesuiten erzogen und gebildet, doch vollendete er seine Studien zu Paris. Als Jüngling von 16 Jahren legte er schon glänzende Proben seiner Beredsamkeit ab, und als er, 25 Jahre alt, als Canonicus zu Metz sich vorzüglich der Kanzel widmete, erbaute er durch Wort und Beispiel. Er widerlegte einen reformirten Katechismus auf eine Weise, welche ihm selbst die Achtung seiner Gegner erwarb. Auch an der Bekehrung der Protestanten im Bisthum Metz arbeitete er mit glänzendem Erfolge. Sein späteres, treffliches Werk über die Veränderungen der Protestanten hat großes Aufsehen gemacht, und er zeigte sich in demselben als einen großen, tiefen und gelehrten katholischen Theologen. Einige Predigten, die er gelegentlich zu Paris hielt, bewirkten, daß Ludwig's XIV. Mutter ihn zum Hofprediger ernannte, aber ungern verließ er sein geliebtes Metz, um an einen üppigen Hof zu gehen. Doch war er hier in seinem wahren Berufe. Seine Rede 1668 bei Gelegenheit der Ablegung

des Glaubensbekenntnisses von Seiten des Marschalls Türenne, der zur katholischen Kirche übertrat, seine Leichenrede auf Madame (Herzoginn von Orleans,) die Zierde des Hofes, welche in der Blüthe des Alters starb, und seine Rede am Sarge des großen Condé haben einen so erhabenen Schwung der Beredsamkeit, daß sie neben den Meisterstücken des Cicero und Demosthenes stehen. Bossuet wurde von Ludwig XIV. zum Erzieher des Dauphins ernannt. Er schrieb für seinen Zögling den berühmten Discours sur l'histoire universelle, worin er seine großartige und auf wahrhaft christliche Grundsätze sich stützende Ansicht über die Geschichte niederlegte, und erfüllte seinen Beruf als Erzieher so treu, daß der König ihm das Bisthum Meaux ertheilte, und ihn auf viele andere Weisen auszeichnete. Bossuet nahm an den Vergnügen des Hofes nicht Theil, seine Sitten waren strenge, wie sein Glaube, und die Stunden, welche er von seinen Amtsarbeiten erübrigen konnte, widmete er dem Studiren. Außer dem höfischen Nachgeben und Unterstützen des Königs bei dessen Willkürmaßregeln gegen die Kirche und außer dem zwar pflichtgemäßen, jedoch zu leidenschaftlichen Auftreten gegen Fenelon, klebt dem großen Manne kein Fleck an. Seine letzten Jahre verlebte er unter seiner Gemeinde zu Meaux, und starb daselbst 1704, als er 77 Jahre alt war.

François de Salignac de la Motte Fenelon, ein sanfter Johannes, geboren 1652, war Bossuet's Schüler, nachher, ohne es zu wollen, dessen Gegner. Seine Talente und sein lebhafter Geist machten ihm schon in der Jugend die schwersten Wissenschaften zum Spiel, und mit 19 Jahren wurde er bereits als Redner gelobt, geliebt, gerühmt, aber das blähete ihn nicht im mindesten auf. Fünf Jahre später ward er zu Paris Priester, und arbeitete demüthig als Cooperator in der Pfarre St. Sulpice, obschon für ihn eine höhere Laufbahn angemessen gewesen wäre. Die große Geschicklichkeit, mit welcher er die zur katholischen Kirche übergegangenen Protestanten einnahm, belehrte und überzeugte, bewog den König, ihn an die Spitze der Missionarien zu stellen, welche nach der Aufhebung des Edicts von Nantes die Reformirten friedlich gewinnen

sollten. Seine Beredsamkeit und seine sanften Sitten, verbunden mit wahrer Herzensgüte und ächter christlicher Liebe, brachten unter den Reformirten ganz erstaunliche Wirkungen hervor. Mancher Hugenott wurde katholisch, weil er der Freundlichkeit des liebenswürdigen katholischen Priesters nicht widerstehen konnte. Der Dauphin war unterdessen gestorben, Bossuet's Zögling, und Fenelon ward der Erzieher der Enkel Ludwigs XIV., nämlich des Herzogs von Bourgogne, des Herzogs von Anjou und des Herzogs von Berry. Der Herzog von Bourgogne war entschieden der Thronfolger, und Fenelon bemühte sich, aus ihm einen Fürsten zu erziehen, der Frankreich glücklich machen sollte. Der Prinz war stolz und jähzornig, der sanfte Fenelon wußte ihn aber zu bändigen, und auch die Dienerschaft dahin zu bringen, daß sie des Prinzen Willen nur dann erfüllten, wenn er etwas Vernünftiges verlangte, und bescheiden bat, sonst aber thaten, als hörten sie seine Worte nicht. Dem Ungestüm des Prinzen setzte Fenelon eine Kraft und Selbstständigkeit entgegen, die man kaum bei ihm erwartet hätte. Um seinem Zöglinge die Grundsätze einer guten Regierung einzuprägen, schrieb er für ihn die Avantures de Télémaque, ein Werk, welches schon 150 Auflagen und 100 Uebersetzungen in verschiedene Sprachen erlebt hat. Man sagt, daß dem frommen Fenelon sein Kammerdiener die Handschrift entwendete, und sie in Druck gab, weil er bemerkt hatte, wie gierig der Herzog von Bourgogne dieselbe verschlang. Kaum aber waren die ersten Bogen gedruckt, und zu Ludwig's XIV. Kunde gekommen, so verbot er die Fortsetzung des Drucks, denn er glaubte, in dem Telemach eine Satyre auf seine Regierung und seinen Hof zu finden. Die Höflinge sagten, Sesostris im Telemach sei der König selbst, Kalypso die Frau von Montespan, eine Hofdame, die den König damals beherrschte, und Protesilaus der Minister Louvois, u. s. w., woran Fenelon bei Abfassung des Werkes nicht gedacht haben mag. Der Telemach war in dem reinsten Französisch geschrieben, und ist darin vielleicht von keinem späteren französischen Werke übertroffen; er verräth ächtes Dichtertalent, Welt- und Menschenkenntnisse, so wie wahre christliche Weisheit;

aber der Verfasser hatte die Gunst des Monarchen verloren. Erst zwei Jahre nach Fenelon's Tode, nämlich 1717, als auch Ludwig XIV. nicht mehr lebte, erschien der Telemach vollständig. Wäre Fenelon nicht schon früher zum Erzbischofe von Cambray ernannt, als Verfasser des Telemach hätte er diese Prälatur gewiß nicht erhalten.

Einen noch verdrießlicheren Handel bekam Fenelon mit Bossuet über den Quietismus. Schon 1675 hatte Michael Molinos, ein spanischer Weltpriester, zu Rom den geistlichen Wegweiser herausgegeben, ein Erbauungsbuch, das bald in allen Händen war. Er lehrte in demselben, das Gemüth des Menschen solle sich ganz in Gott versenken, in ihm seine Ruhe suchen, und sich durch nichts Aeußeres stören lassen — eine Seele, die in Gott ruhe, sei überselig, und wisse keinen Unterschied mehr zwischen Tugend und Laster, bekümmere sich nicht mehr um ihre ewige Seligkeit, sondern lasse Gott alles mit sich wirken. Von der Seelenruhe (quies), welche die Liebhaber dieses Buches suchten, kommt der Name Quietismus und Quietisten. Molinos wurde für seine gefährlichen Lehren auf Lebenslang in ein Dominikanerkloster verwiesen, und zu einem täglichen Bußgebete verurtheilt. Er starb 1696, aber seine Partei lebte fort, in Deutschland und Frankreich erschien eine Menge quietistischer Erbauungsbücher, deren Liebhaber sogar den Empfang der h. Sacramente als unnöthig anzusehen anfingen. Der Quietismus war also eine Art von Pietismus, welcher sich selbst genügt, die von der Kirche gebotenen Gnaden nicht nach Gebühr achtet, und leicht zum geistlichen Stolze und zur Schwärmerei führt. Die merkwürdigste Pflegerinn des Quietismus wurde die Madame Guyon am Hofe Ludwigs XIV. Eine junge, schöne und reiche Wittwe, war sie durch ihren Beichtvater Lacombe doch ganz für die Andacht gewonnen, hielt Betstunden mit gleichgestimmten Seelen, und rühmte sich, oft ein solches Uebermaß göttlicher Gnade zu fühlen, daß es ihr vorkomme, als solle sie zerspringen, und sie sich ihre Kleider auflösen lassen müsse; welche sie dann aber berührte, solche erführen auch die Ergießung der Gnade in reichlicher Fülle. Die Schriftchen, welche sie erscheinen ließ, athmeten densel-

ben Geist. Ludwig, der an jedem Religionsstreite lebhaften Antheil nahm, ließ den Pater Lacombe ins Gefängniß werfen, in welchem er 1702 starb, und verwies die Guyon vom Hofe, doch wurde ihr bald wieder gestattet, den Betstunden der Frau von Maintenon beizuwohnen. Der sanfte Fenelon war schon lange ihr Gönner, aber Bossuet, der theologische Heros des Hofes, schwieg nicht; er ließ eine Schrift über das innere Gebet drucken. Noch war der Druck nicht vollendet, als Fenelon hörte, daß in diesem Werke die Grundsätze der Guyon entstellt wären, und gleich ließ er seine Grundsätze der Heiligen über das innere Leben ans Licht treten. Wie triumphirte Bossuet, der ein gelehrterer Theolog, aber nicht so ein tiefer Ascet und Geistesmann war, als Fenelon*)! Er fand in den Grundsätzen der Heiligen so viele Irrlehren, daß durch Bossuet's Einfluß Fenelon nach seiner Diöcese Cambrai verwiesen wurde, was diesen keineswegs grämte, denn das Hofleben hatte ihm nie gefallen. Aber auch sein Zögling, der Herzog von Bourgogne, der ganz an ihm hing, und seine größte Freude war, durfte ihm nicht einmal schreiben, Fenelon's Namen zu nennen war am Hofe verboten, und selbst zu Rom wurde der ehrwürdige Erzbischof als Ketzer verklagt. Der Papst fand allerdings 23 jener Sätze anstößig, und verwarf sie, besonders, daß der Mensch aus reiner Liebe Gottes handeln müsse, unbekümmert, ob er auch verdammt werde, bekannte aber zugleich, daß Fenelon aus Uebermaß der Liebe, Bossuet aus Mangel an Liebe gefehlt habe. Fenelon verkündigte selbst im Dome zu Cambrai die päpstliche Entscheidung über seine anstößigen Sätze, und gewann durch diese Selbstverläugnung mehr Ruhm, als Bossuet durch seinen Sieg. Ich weiß nicht, ob die Geschichte ein ähnliches Beispiel von freiwilliger Verdemüthigung aufweisen kann.

Als Ludwig XIV. das Mark seines Landes verzehrte,

*) Fenelon's ascetische Werke athmen den Geist der Liebe, der Milde, Sanftmuth und große Menschenkenntniß, wie sie sich auch durch ansprechende Darstellung empfehlen. Eine Geistesverwandtschaft zwischen ihm und Franz von Sales ist unverkennbar.

wagte Fenelon, ihm mit der ganzen Freimüthigkeit und Würde eines christlichen Redners den Abgrund vorzustellen, welchen er seinem Volke bereite. Er sagt in einem erst im Jahre 1825 bekannt gewordenen Briefe dem Könige unter anderm, daß er die Liebe seines Volkes verliere, daß es erbittert, zur Verzweiflung gebracht und einem Aufstande nahe sei, und wiederholt am Schlusse alle seine ernsten Vorstellungen mit folgenden Worten: „Sie fragen vielleicht, Sire, was sie (seine Vertrauten statt der Schmeicheleien) Ihnen sagen sollten. Hören Sie! Sie sollten Ihnen vorstellen, daß Sie sich unter der mächtigen Hand Gottes selbst demüthigen müssen, wenn Sie nicht wollen, daß er Sie demüthige; daß es Pflicht ist, den Frieden zu begehren und durch diese Erniedrigung allen jenen Ruhm zu sühnen, den Sie zu Ihrem Götzen gemacht haben; daß es Pflicht ist, die ungerechten Rathschläge politischer Schmeichler zurückzuweisen; daß es endlich Pflicht ist, zur Rettung des Staates Ihren Feinden Eroberungen zurückzugeben, die Sie nicht ohne Ungerechtigkeit behaupten können. Sind Sie nicht in Ihrem Unglücke allzu glücklich, da Gott Ihren Erfolgen, die Sie verblendet haben, nun ein Ziel gesetzt hat, und Sie zwingt Entschädigungen zu leisten, die für ihr Heil nothwendig sind, und zu denen Sie sich im Genusse des Friedens und Triumphes nie verstanden hätten? Der, welcher Ihnen diese Wahrheiten sagt, Sire! weit entfernt, ein Feind Ihres Glückes zu sein, würde sein Leben darum geben, könnte er Sie so sehen, wie Gott Sie wünscht, und nie wird er aufhören, für Sie zu beten. „Goldene Worte; aber wer sie nicht hörte (spricht Bischof Sailer) — war Ludwig, dessen Ohr durch die Schmeicheleien seines kleinen Hofgesindes verwöhnet, keinen großen Mann mehr hören mochte. Die großen Männer hatten von jeher das Schicksal des Gewissens; wurden deshalb gefürchtet und gehaßt, wie das Gewissen; wurden aber auch von der Zukunft gerechtfertigt, wie das Gewissen."

Fenelon lebte zuletzt zu Cambrai in ungestörter Seelenruhe. Oft ging er ganz allein in seiner Diöcese umher, vernahm die Bedürfnisse seiner Bisthumsangehörigen, tröstete und half. Einmal, so wird erzählt, brachte er einer

trostlosen Kötterfamilie, der ihre einzige Kuh abhanden gekommen war, das Thier am Strick wieder zurück, denn er hatte es auf seinem Spaziergange eingefangen. Daß der Herzog von Bourgogne ihm endlich wieder schreiben durfte, machte dem anhänglichen Lehrer viel Vergnügen, denn der Inhalt der Briefe war, welche Fortschritte der Herzog in der Besserung seines Herzens machte. Der frühe Tod dieses Prinzen riß seinen Erzieher von der Erde ganz los; Fenelon folgte seinem Zöglinge bald ins Grab 1715. La Harpe schildert das häusliche Leben dieses wahren Johannis-Charakters in folgender Weise: „Seine Stimmung war gleichmüthig, seine Freundschaft gefühlvoll und einfach, seine Unterhaltung lehrreich und beredt. Eine sanfte Heiterkeit milderte bei ihm die Würde seines Amtes; sein Eifer für die Religion hatte nie eine Beimischung von Trockenheit oder Bitterkeit. Während des Krieges stand seine Tafel allen Offizieren, sowohl den einheimischen als den feindlichen, die sein Ruf häufig nach Cambrai lockte, offen. Mitten unter den Pflichten und Arbeiten seines bischöflichen Hirtenamtes fand er noch Augenblicke, die er ihnen widmete. Sein Schlaf war kurz, sein Mahl von der äußersten Einfachheit, seine Sitten von der unbescholtensten Reinheit. Spiel und Langweile waren ihm beide unbekannt; Spaziergänge bildeten seine einzige Erholung, und er entdeckte das Geheimniß, auch sie für das Wirken seiner Wohlthätigkeit ergiebig zu machen. Begegnete er Landleuten, so gewährte es ihm ein Vergnügen, sich mit ihnen zu unterhalten. Man konnte ihn mitten unter denselben sitzen sehen, wie einst den h. Ludwig unter der Eiche von Vincennes. Auch ihre Hütten besuchte er, und mit Freuden empfing er alles, was ihre gastliche Einfalt ihm anbot. Ohne Zweifel haben die, welche er mit seinen Besuchen beehrte, mehr denn einmal den heranwachsenden Geschlechtern erzählt, wie ihr niedriges Dach den Fenelon aufgenommen habe."

§ 17.

Französische Dichter unter Ludwig XIV.

Es traten in Frankreich auch Männer auf, welche den Heuchlern die Larve abzogen, und die Thorheiten aller Stände mit der Satyre ohne Schonung geißelten, besonders Moliere und Boileau.

Moliere (geboren zu Paris 1620, † 1673,) hieß eigentlich Pocquelin; seine Voreltern waren Kammerdiener und Tapezierer am Hofe. Er wurde bei den Jesuiten unterrichtet, und versah eine Zeitlang die Stelle eines Kammerdieners bei Ludwig XIV. Bald aber verließ er diese Laufbahn, sammelte eine Schauspielergesellschaft, und spielte in Provinzialstädten. Er machte Aufsehen, da er die Thorheiten der gelehrten Frauen, die Empfindeleien der feinfühlenden Damen, den Putz der Modenarren und Närrinnen dem Gelächter darbot. Ludwig XIV., welcher einer Vorstellung Moliere's dieser Art in Paris beiwohnte, ernannte dessen Gesellschaft zu seinen Hofschauspielern in Versailles, und gab dem Dichter 1000 Livres Gehalt — für unsere Zeit noch sehr wenig. Nun ließ Moliere seine besten Stücke erscheinen. Den Geizigen hatte er so treffend gezeichnet, daß ein wirklicher Geizhals nach der Vorstellung sagte, aus diesem Stücke ließen sich gute ökonomische Grundsätze lernen. Das bekannteste Stück Moliere's ist aber der Tartüfe, der Scheinheilige oder Betbruder. Ludwig XIV. ließ es zu Versailles 1664 ohne Bedenken vor dem Hofe aufführen, und die Leute sagten, der Tartüfe sei kein anderer, als Pater la Chaise, des Königs Beichtvater. Das Parlament und die Geistlichkeit glaubte so viele Spötterei auf die Religion in dem Tartüfe zu finden, daß seine öffentliche Darstellung, z. B. zu Paris, lange verboten war. Einmal sollte er gegeben werden, als der Präsident des Parlaments die Erlaubniß wieder zurücknahm, da der Vorhang schon aufgehen sollte. Moliere trat da hervor, und sagte zu den Zuschauern: „Der Tartüfe wird nicht gegeben, denn der Herr Präsident will nicht, daß man ihn spiele.“ Erst im Februar 1669 wurde der Tartüfe in Paris auf-

geführt, und mit so allgemeinem Beifalle, daß man ihn 3 Monate lang täglich wiederholen mußte. (Später und auch schon damals haben Ungläubige und Spötter selbst einen wirklich Andächtigen und entschiedenen Christen wohl einen Tartüfe genannt; gewiß sehr mit Unrecht!) Noch jetzt haben die Franzosen den Geschmack an Moliere nicht verloren, wie sie sich auch noch immer durch feinen Witz auszeichnen, und in volksthümlichen Lustspielen uns Deutsche überflügeln.

Boileau (geboren 1636, † 1711,) war jünger, als Moliere, und steht ihm auch im Ruhme nach. Seine Satyren gefielen den Franzosen durch ihre treffliche Schreibart, denn noch nie hat ein Franzose so schön in Versen geschrieben. In seinen poetischen Episteln strebt er, mit Horaz, dem geistreichen Römer, zu wetteifern. Sein beißender Spott zog ihm viele Feinde zu, aber Ludwig XIV. berief ihn an seinen Hof, und ernannte ihn zu seinem Geschichtschreiber.

Einige merkwürdige Gelehrten Frankreichs dieser Zeit kann ich aus Mangel des Raums nur im Vorbeigehen anführen. Peter Bayle, (1647—1706) war der Sohn eines reformirten Predigers in Foix; er änderte seine Religion mehr als einmal, und zweifelte an jedem Glauben, am katholischen und reformirten, und von einem Lande mußte er ins andere fliehen; um sein Brod zu gewinnen, gab er in der Fremde Privatunterricht für die heranwachsende Jugend. Seine Schriften brachten ihn in viele Händel mit der Censur; am berüchtigsten ist sein historisches und kritisches Wörterbuch, in welchem er Zweifel gegen die Religion vorträgt, ohne sein Urtheil auszusprechen. Tiefe Wissenschaft besaß Bayle nicht, sonst wäre er mit seiner eigenen Ueberzeugung wohl auf's Reine gekommen. Er wußte nicht einmal, welche herrliche Entdeckungen Newton in der Naturlehre gemacht hatte, dieser unsterbliche Engländer, von welchem ich noch erzählen werde. Halbgelehrte neigen oft zum Unglauben hin, während gründliche Gelehrte und gediegene Denker, wenn sie mit dem Wissen Bescheidenheit und wahre Weisheit verbinden, dem Glauben huldigen. Bayle ist als Vater und Beförderer der oberflächlichen Conversationslexikons-Gelehrsamkeit und der seichten Halbbildung und Aufklärerei anzusehen.

Peter Corneille (geboren 1606 zu Rouen, † 1684) leistete in der Tragödie, was sein Zeitgenosse Moliere in der Komödie. Er ist der Schöpfer des französischen Trauerspiels. Corneille brachte erhabene Charaktere auf die Bühne; es gelang ihm, das feierlich Ernste mit dem Rührenden glücklich zu vermischen. Seinen Stoff wählte er fast ausschließlich aus der römischen Geschichte; strenger Patriotismus der ältern und die ehrgeizige Politik der späteren Zeit mußten ihm, wie ein geistreicher Kunstrichter sagt, die ritterliche Ehre und Treue ersetzen. Von den 33 Stücken, die er hinterlassen hat, kommen nur etwa 8 noch auf das Theater. Indeß hat Corneille's Ansehen durch die Zeit gewonnen; schon längst nannten die Franzosen ihn den Großen, wenn auch Voltaire, Laharpe, A. W. Schlegel u. a. nicht durchaus beifällige Urtheile über sein Verdienst aussprechen.

Johann Racine, ein Schüler des vorigen, ist noch berühmter als Tragiker. Als Jüngling machte er ein Hochzeitgedicht auf Ludwig's XIV. Vermählung, wofür der König ihm 10 Louisd'or und ein Jahrgeld von 600 Livres gab. Dies veranlaßte ihn, dem Rufe zum geistlichen Stande zu entsagen, und sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Später lebte er nur am Hofe, und die Hofgunst machte ihn glücklich. Als er zu den Betstunden der Maintenon gezogen wurde, ließ er sich von dieser bereden, durch eine Denkschrift dem Könige die Noth des unter den Verschwendungen des Hofes seufzenden französischen Volkes vorzustellen. Dies erbitterte den König, der nur Lobsprüche gewohnt war: Racine mußte den Hof meiden, grämte sich, und starb bald darauf.

So groß aber Corneille und Racine in der Tragödie auch waren, so konnten sie einen Hauptfehler des französischen Geschmacks nicht entfernen, und wir würden die tragischen Helden derselben belächeln, wenn wir sie sähen, wie sie damals auftraten. Aus der vaterländischen Geschichte durfte der Stoff der Tragödie nicht genommen werden, sondern nur aus der alten Geschichte, aber das Costüm mußte die damalige französische Hoftracht sein. Theseus und

Alexander der Große erschienen mit einer Allongeperücke, Medea und Iphigenia in einem Reifrocke, und sie reden mitunter eine Sprache, wie die Menschen in den Antichambern Ludwig's XIV. Gerade so trat einmal zu Amsterdam in Adam's Sündenfall Gott wie ein holländischer Handelsherr auf, in Pantoffeln und Schlafrock, die Tabakspfeife im Munde, und rief sehr ernsthaft: Adam, waar zyt gy? (Adam, wo seid ihr?)

Außer dieser Pedanterie beobachteten die französischen Trauerspieldichter auch sclavisch die von den Alten vorgeschriebenen drei Einheiten, nicht der Handlung allein, welche jeder wahre Dichter beobachten muß, sondern auch die der Zeit und des Ortes; doch war Corneille hierin freier, als die übrigen französischen Tragiker. Am wenigsten störte sich der Engländer Shakespeare an diesen zwei letzten Einheiten, und die gegenwärtigen Schauspieldichter Frankreichs folgen ihm meist in diesem Punkte. (Die sich an den ältern Vorbildern halten, nennt man die Classiker, die übrigen die Romantiker.) Die Sprache der Tragiker dieses genannten Zeitraums ist übrigens höchst rein und elegant, wie man ihr in keiner spätern Periode und bei keinem anderen Volke begegnet. Sie ist platt, glänzend, schön und im Ganzen kalt, wie Marmor.

§ 18.

Große französische Kanzelredner unter Ludwig XIV.

Auch die geistliche Beredsamkeit errang in Frankreich unter Ludwig XIV. eine Vollkommenheit, von welcher sie nachher wieder gesunken ist.

Bourdaloue (geboren 1632, † 1704) trat, 16 Jahre alt, in den Jesuitenorden, und glänzte früh als öffentlicher Lehrer, mehr noch später als Prediger. Ludwig berief ihn 1670 an den Hof, vor ihm zu predigen, und 10 mal wurde dieser Ruf wiederholt, ein seltener Fall, da der beste Prediger kaum 3 mal wiederverlangt wurde. Hier an dem üppigsten Hofe, wo man von nichts sprach, als von den Hoffesten des Monarchen, von den Siegen Türenne's und den Tragödien

Corneille's und Racine's, trat Bourdaloue als ein Baptista in diesen Zauberkreis mit dem Donner des göttlichen Wortes, und sagte dem Könige so gut, wie den Unterthanen, kühn die evangelische Wahrheit. Seine gefälligen Sitten nahmen die Herzen ein, sein Vortrag war der Fassungskraft seiner Zuhörer immer angemessen, einfach oder gelehrt. Er überzeugte durch die Triftigkeit seiner Gründe, wirkte mehr auf den Verstand, als auf das Herz, und verschmähte alle Blumen. Eine tiefe theologische Gelehrsamkeit leuchtet aus seinen sämmtlichen Reden unverkennbar hervor. Als das Edict von Nantes aufgehoben wurde, ward auch er in Anspruch genommen, die Reformirten von der Wahrheit des katholischen Glaubens zu überzeugen, und er vollzog diesen Austrag mit der Würde des Priesters und mit der Schonung des Menschenfreundes nicht ohne reichen Erfolg. In den letzten Jahren entzog er sich der Kanzel, widmete seine Stunden den Hospitälern und Gefängnissen, und starb mitten im Dienste der unglücklichen Menschheit.

Eben so liebenswürdig ist Massillon, 1663 in der Provence geboren. Er trat in den Orden des Oratoriums, und seine seltenen Talente und die Freundlichkeit seines Wesens, die jeden anzog, erweckten ihm viele Neider unter seinen Ordensgenossen, so daß er auszutreten wünschte. Der General seines Ordens rief ihn aber nach Paris auf die Kanzel, zu welcher Massillon anfangs keine Neigung hatte, aber bald entwickelte er hier eine Kraft des Gemüthes, welcher nur das roheste Herz widerstehen konnte. Hatte Bourdaloue den Verstand angesprochen, so bewegte Massillon vorzugsweise das Gefühl, am meisten bewunderte man seine Menschenkenntniß, die den geheimsten Schlupfwinkel des Herzens entdeckte und beleuchtete, und alle Sophismen und Ausflüchte der Leidenschaften zurückwies; es kann daher nicht befremden, daß Ludwig XIV. ihn zu hören wünschte. Massillon mußte nach Versailles kommen, und nach der ersten Predigt sagte Ludwig zu ihm: „Wenn ich andere Prediger hörte, war ich sehr wohl mit ihnen zufrieden, da ich aber Sie gehört habe, bin ich sehr unzufrieden mit mir selbst.“ Massillon vermied den erkünstelten pathetischen Vortrag, der damals auf den Kanzeln in Frankreich Ton war; er sprach

kunstlos, ja scheinbar nachlässig, aber keineswegs mit Vernachlässigung der Regeln der Kunst, oft mit geschlossenen Augen, bewegungslos wie eine Bildsäule, bis endlich das Feuer der Rede Bewegung in ihn brachte, und alles erschütterte. Dann wurde kein Laut in der Kirche mehr gehört. Einmal predigte er über das jüngste Gericht, daß die Stille sich in ein allgemeines Stöhnen verwandelte, als ständen die Sünder, die ihm zuhörten, schon wirklich vor dem Richter der Welt. Meine Leser thun wohl, wenn sie diese Predigt (von der geringen Anzahl der Auserwählten) selbst lesen; die treffende Stelle werden sie leicht herausfinden. Der berühmte Schauspieler Baron hörte einmal eine Predigt von Massillon, und sagte beim Schlusse: „Das ist ein Redner, wir sind Komödianten!“ Am meisten glänzte Massillon unter Ludwig XV., dem folgenden Könige; er wird uns da schon wieder begegnen. Zur Belohnung seiner Verdienste ernannte man ihn zum Bischofe von Clermont, er war aber so arm, daß ein Freund die mit der Bestattung und den Feierlichkeiten verbundenen Kosten bezahlte.

Ferner verdient als großer Redner jener Zeit rühmliche Erwähnung Flechier, geboren 1632 zu Pernes, einem Städtchen in der Grafschaft Venaissin. Er trat in den Jesuitenorden, und glänzte bald zu Paris als Redner, durch Inhalt und Darstellung seiner Predigten gleich ausgezeichnet. Seine Meisterwerke sind die Leichenreden auf Bossuet und Turenne. Außer seinen Kanzelreden verfaßte er auch sehr geschätzte geschichtliche Werke, nämlich: „Histoire de l'Empereur Théodose le Grand,“ und „Vie du Cardinal Ximenes“ (Geschichte des Kaisers Theodosius des Großen und Leben des Cardinals Ximenes). Für seine Verdienste erhielt er von Ludwig XIV. 1685 das Bisthum von Lavaux und 1687 das von Nismes. Er starb 1710 zu Montpellier. Kanzelredner, wie Bossuet, Bourdaloue, Massillon und Flechier, besitzt keine andere Nation.

Die Reformirten in Frankreich hatten zu gleicher Zeit einen berühmten Prediger an Saurin, doch ist er nie in Frankreich angestellt gewesen. Als das Edict von Nantes widerrufen wurde, kam er als 8jähriger Knabe nach Genf, diente nachher als Soldat, kehrte aber zur Theologie zurück,

und predigte erst 5 Jahre lang in London, dann bis an sein Ende vor der französischen reformirten Gemeinde im Haag, und zeigte sich immer als ein religiöser Mann, voll Haß gegen die Laster, voll Liebe für Menschenwohl. Seine Predigten füllen 10 Bände, und sind in viele Sprachen übersetzt.

§ 19.

Die Trappisten.

(1664.)

Ich kann Frankreich in dieser Periode nicht verlassen, ohne der Stiftung eines außerordentlich strengen geistlichen Ordens zu erwähnen.

Armand Jean le Bouthillier de Rancé, geboren 1626 zu Paris, widmete sich mit vielem Erfolge den Wissenschaften, und wurde früh mit geistlichen Pfründen überhäuft. Unter andern war er Domherr zu Notre Dame in Paris und Abt zu la Trappe in der Normandie. Er führte ein weltliches, sogar ausschweifendes Leben, bis Gottes Gnade ihn plötzlich bekehrte. Als er einst von einer Reise nach Paris zurückkehrte, und die Frau von Montbazon, seine Freundinn, besuchen wollte, fand er beim Eintritte in's Zimmer ihr blutiges Haupt in einer Schüssel liegen. (Sie war nämlich kurz vorher gestorben, und man hatte ihr den Kopf ablösen müssen, weil der für sie verfertigte zinnerne Sarg zu kurz ausgefallen war.) Dieser Anblick erschütterte den gefühlvollen Rancé so sehr, daß er auf der Stelle beschloß, sein übriges Leben der strengsten Buße zu widmen. Er gab all sein Vermögen, 300,000 Livres, dem Hotel-Dieu in Paris, legte alle seine Pfründen nieder bis auf die Abtei la Trappe, und nachdem er die Mönchsgelübde abgelegt, bezog er die schauerliche Einöde la Trappe. Diese liegt 34 Stunden nordwestlich von Paris, unweit Montagne, im jetzigen Departement der Orne, in einem von Wald nnd Felsen eingeschlossenen Thale; kein gebahnter Weg führt hin, man muß sich nach dem Stande

der Sonne und nach den Kennzeichen der Bäume richten, und eben von diesem schwierigen Eingange rührt der Name la Trappe, d. h. Fallthür. Seit 1140 wohnten in la Trappe schon Cisterzienser, diese waren aber im 16. Jahrhundert äußerst verkommen, und man erzählt, daß sogar einige von ihnen die dortige Gegend unsicher gemacht hätten. Nun kam der reuige Rancé nach la Trappe, kaufte die noch vorhandenen 7 Mönche durch eine Pension aus, und berief Franciscaner der strengen Observanz, deren Regel er aber noch bedeutend schärfte. So entstand 1664 der Orden der Trappisten. Ein Trappist wird äußerst selten auf einige Zeit aus seinem Kloster, und immer nur aus den dringendsten Umständen entlassen; Fleisch, Wein und Butter sind ihm für immer untersagt, und seine spärliche Nahrung besteht aus Gemüsen, Früchten und Brod. Täglich wird 4—5 Stunden im Chor gesungen, an Festen noch länger, und der Gesang ist hoch, ermüdend. Die übrige Zeit wird mit saurer Feld- und Gartenarbeit zugebracht, und kein Wort darf über die Zunge kommen, als das Memento mori, der Tagesgruß. Abends gräbt jeder an seinem künftigen Grabe, und schläft dann auf einem Brette. Am Eingange von la Trappe steht die Inschrift:

C'est ici que la mort et la vérité
Elèvent leur flambeau terrible,
C'est de cette demeure au monde inaccessible
Que l'on passe à l'éternité.

Der fromme Stifter hinterließ viele Schriften über das Bußleben, und starb im Oct. 1700 auf einem Aschenlager*). In einer tief entarteten Zeit, wo man, besonders in den höhern Kreisen, allen Sinnengenüssen fröhnte und das Sclavenjoch der Lust trug, mußte es tiefen Eindruck machen, Männer zu erblicken, welche zeigten, was der durch höhern Beistand gestärkte menschliche Wille vermag, und wie man alle Fesseln abstreifen kann, wenn man nur aufrichtig will.

---

*) Die französische Revolution zerstreute die Trappisten durch Deutschland, Rußland, England und Nordamerica; der Hauptstamm kam 1801 ins Paderbornsche, 1802 in den Canton Freiburg, und 1812 gab ihm der Erbdroste (Freiherr zu Vischering) bei Darfeld im

III. Die Spanier und Portugiesen.

§ 20.

Das Haus Braganza in Portugal.

(Seit 1640.)

Im vorigen Bande haben wir Spanien und Portugal unter der Regierung Philipp's III. verlassen. Diesem schwachen Könige folgte sein noch schwächerer Sohn Philipp IV., der lieber seinen klugen Minister Olivarez regieren ließ. Portugal wurde noch immer stiefväterlich behandelt; der spanische Minister, der einen Aufstand Portugal's wohl voraussah, verkaufte fleißig dessen Krongüter, deren Ertrag nach Spanien wanderte – man wollte das Lamm scheeren, so lange man es noch besaß. Diese Behandlung verdroß die Portugiesen immer mehr. Der Herzog Johann von Braganza, noch ein Verwandter des unglücklichen ehemaligen Königs Sebastian machte Ansprüche auf den Thron Portugals, das Volk war damit zufrieden, und als Philipp IV. einmal alle seine Truppen gegen rebellische Spanier brauchte, und in Lissabon kein einziger Soldat sich befand, schritt man fröhlich zum Werke. Die Portugiesen riefen am 1. December 1640 den Herzog von Braganza als Johann IV. zum Könige aus, rissen alle spanischen Wappen ab, verjagten sämmtliche spanischen Beamten, nahmen die spanischen Schiffe im Hafen in Beschlag, und vertilgten alle Zeichen der spanischen Herrschaft. Nur 3 Personen verloren bei dieser Revolution

---

Münsterischen eine gastliche Aufnahme. Als sie aber 1815 ihr Stammkloster la Trappe durch Kauf wieder an sich gebracht hatten, kehrten sie 1816 dahin zurück, und 1818 zählte man dort schon wieder 100 Trappisten. Die Julirevolution 1830 hat ihre Ruhe abermals gestört. Gegenwärtig bestehen wieder mehre Trappistenklöster in Frankreich. Der berühmte Geramb, ehemals General in Oesterreichischen Diensten, ist ihr Ordensgeneral.

ihr Leben, in einem einzigen Tage war die ganze Arbeit abgethan. Olivarez verkündigte seinem Könige den Vorfall als etwas Erwünschtes. „Sire — sagte er — der Herzog von Braganza hat sich erfrecht, sich König von Portugal zu nennen; dadurch fallen alle seine Güter Ew. Majestät anheim." „Gut — antwortete Philipp — so lasset sie einziehen." Aber sie wurden nicht eingezogen, Philipp hatte mit seinen rebellischen Spaniern vollauf zu thun, er mußte das kleine Portugal fahren lassen, zu seiner großen Schande.

Johann von Braganza eröffnete ein neues Herrscherhaus, welches noch jetzt in Portugal regiert. Er starb 1656, und hinterließ 2 Söhne, Dom Alfonso und Dom Pedro. Der älteste Dom Alfonso bestieg den Thron, und ließ sich eine Braut aus Frankreich kommen, Maria Francisca v. Nemours, ein französische Prinzessinn. Und nun ereignete sich eine sonderbare Geschichte. Die junge Königinn kündigte nach einem Jahre ihrem Gemahle die Ehe auf, und bot die Hand ihrem dermaligen Schwager Dom Pedro. Die Stände waren damit zufrieden, König Alfonso wurde als Staatsgefangener nach den Azoren gebracht, Dom Pedro als Regent ausgerufen, und Maria Francisca heirathete ihn. Dom Alfonso wurde nachher in ein Landhaus bei Lissabon quartirt, und lebte wohlverwahrt noch ganze 15 Jahre, bis 1683, da erst nahm Dom Pedro den Königstitel an.

Peter I. regierte bis 1706 nicht unrühmlich. Er schloß einen Frieden mit den Holländern, die ihm das reiche Brasilien wiedergaben. Die Franzosen standen ihm heimlich gegen Spanien bei, so daß endlich auch dieses Reich in einem feierlichen Frieden Portugals Unabhängigkeit anerkennen mußte.

§ 21.

Die beiden letzten Oesterreicher in Spanien.

(1621—1700.)

Philipp IV. von Spanien lebte bis 1665. Obgleich das Reich verarmt war, so mischte er sich doch, von Olivarez gereizt, in den 30jährigen Krieg, welches neue Ausgaben

machte. Diese wollte man durch neue Steuern decken. Da rebellirten die Katalonier und die Neapolitaner, und kaum reichten die Kräfte des Staates hin, diese Provinzen zu behaupten. Im westfälischen Frieden mußte Spanien die Unabhängigkeit Hollands anerkennen, Portugal hatte es schon 8 Jahre früher verloren, wie eben gemeldet ist. Mit Frankreich hatte Spanien unaufhörlich Krieg seit Kaiser Karl V.; die Händel wurden beigelegt in dem pyrenäischen Frieden 1659, von welchem schon in der französischen Geschichte Rede gewesen ist. Zum Unterpfande des Friedens heirathete Ludwig XIV. von Frankreich Philipp's IV. Tochter Maria Theresia, doch mußte diese zuvor auf die Erbfolge in Spanien verzichten, damit Spanien nicht unter französische Herrschaft geriethe, denn Maria Theresia's Bruder, der spanische Erbprinz Karl, versprach kein langes Leben.

Dieser Prinz Karl war ein Knabe von 4 Jahren, als sein Vater starb. Anfangs regierte seine Mutter für ihn, und als er selbst unter dem Namen Karl II. den Thron bestieg, fehlte es ihm an Kraft, das unglückliche Spanien und das nicht unedle Volk aufzurichten. In vielen Gegenden des Landes hatte man kein Silbergeld mehr, und als auch das Kupfergeld ausging, mußte man Tauschhandel treiben, wie die Wilden. Der König konnte seinen Dienern den Jahrlohn nicht mehr zahlen; seine Lakaien verkauften ihre Livree, um nicht zu verhungern. Er selbst konnte kaum noch für 15 Prozent Kapitalien geliehen bekommen. Dabei wurde er viermal schwer bekriegt von seinem eigenen Schwager, Ludwig XIV. von Frankreich, und unterlag jedesmal. Doch war die spanische Monarchie noch immer ein Ganzes, aus dem sich etwas schaffen ließ: außer Spanien gehörten zu ihr Neapel, Mailand, die südlichen Niederlande und die reichen Länder in Amerika. Als daher Karl II. sich seinem Tode näherte, zog Ludwig XIV. gelindere Saiten auf, machte Frieden mit Spanien, und suchte wenigstens etwas von der Erbschaft zu erhaschen, denn Kinder hinterließ Karl II. nicht. Der nächste Erbe Spaniens war wohl das Haus Oesterreich in Deutschland, aber die übrigen europäischen Mächte wollten nicht, daß Oesterreich eine Universalmonarchie bildete, Frankreich strebte stets, dasselbe zu schwächen, und um einen

schweren Krieg zu vermeiden, war Leopold damit zufrieden, daß die spanische Monarchie getheilt würde. Außer Oesterreich, welches das Stammhaus des bisherigen spanischen Königshauses war, wollten Frankreich und Bayern erben. Frankreich war mit Spanien verschwägert, denn Ludwig XIV. hatte zur ersten Gemahlinn Karls II. Schwester gehabt, und sein Dauphin war der Sohn, sein Enkel Philipp von Anjou der Enkel derselben. Maximilian Emanuel von Bayern hatte zur Gemahlinn Karl's II. Nichte. Nach mehreren Planen schlug nun Ludwig XIV. vor, sein Dauphin solle Neapel, Sicilien und Lothringen erhalten, der Herzog von Lothringen Mailand als Entschädigung bekommen, Spanien aber und Indien solle der kaiserliche Erbprinz erben. An Bayern wurde nicht gedacht. Kaiser Leopold war mit diesem Tractate zufrieden, England und Holland bestätigten ihn als Vermittler, und alles schien friedlich abzulaufen.

Aber leider, Karl II. selbst wollte von keiner Theilung der schönen spanischen Monarchie wissen, und vermachte anfangs das Ganze dem Erbprinzen von Bayern. Während Oesterreich und Frankreich Alles in Bewegung setzten, das Testament umzustoßen, starb der Erbprinz von Bayern in seinem siebenten Lebensjahre am 6. Februar 1699, und die alten Schwierigkeiten traten wieder hervor. Karl II. legte im Escorial auf Karl's I. und Philipp's II. Grab sein Testament, daß der Prinz Philipp von Anjou die ganze spanische Monarchie erben solle. Dies wurde durchaus geheim gehalten. Karl II. starb 1700 am Feste aller Heiligen, und da wurde das Testament bekannt. Kaiser Leopold war dadurch sehr erzürnt, England und Holland sahen sich in ihren Hoffnungen getäuscht, Ludwig XIV. selbst stellte sich betroffen. Die Spanier waren halb erfreut, daß der Franzose jetzt ihr Schützer sei, und riefen den Prinzen von Anjou als Philipp V. zum Könige von Spanien aus. Ludwig XIV. mußte seinen Enkel wohl unterstützen, und darum versprach er dem Kurfürsten von Bayern die spanischen Niederlande, die derselbe schon als spanischer Statthalter verwaltete, als souveränes Eigenthum. So wurde dieser gekörnt, um ihn als treuen Bundesgenossen der Franzosen

zu gewinnen. Aber Oesterreich machte nicht so leichtes Spiel: es hatte kurz vorher einen Feldherrn sich erworben, der mehr als eine große Armee galt — den Prinzen Eugenius von Savoyen, gewöhnlich bloß Prinz Eugenius genannt, und so wagte es einen langwierigen Krieg ohne Furcht. Auch war es leicht mit England und Holland verbündet; Preußen, eben erst durch des Kaisers Begünstigung zum Königreich geworden, stellte dem Kaiser Streiter zu Tausenden, Hannover, ein neues Kurfürstenthum, desgleichen; aber alle diese Hülfsmittel wog Prinz Eugenius auf, von welchem ich erst Näheres mittheilen muß.

§ 22.

Prinz Eugenius.

(Geb. 18. Oct. 1663, † 1736.)

Dieser größte Held seines Jahrhunderts, der noch jetzt als „Prinz Eugen, der edle Ritter" im Munde des Volkes lebt, war seiner Geburt nach ein Franzose, denn er wurde zu Paris geboren, und sein Vater, Eugen Moritz, aus dem Hause Savoyen, Graf von Soissons, befehligte die Schweizergarde in Frankreich. Die Mutter war Olympia Mancini, Nichte des Cardinals Mazarin. Eugen wuchs am französischen Hofe heran, weil er aber einen schwächlichen Körper zu haben schien, und klein von Gestalt blieb, so bestimmten seine Eltern ihn zum geistlichen Stande, zumal da er ein sanftes, religiöses Gemüth besaß, welches er auch bis in sein Alter bewahrte. Zum geistlichen Stande fühlte er jedoch keinen Beruf, obgleich Ludwig XIV. ihn schon immer das Abbèchen*) nannte. Als er 20 Jahre alt war, bat er den König um ein Dragoner-Regiment, wie es seine älteren Brüder schon hatten; aber Louvois haßte die Familie, und so belächelte Ludwig den Einfall Eugens, und rieth ihm, ein Abbé zu werden. Als bald darauf Oesterreich Krieg mit den Türken bekam, baten mehrere französische Offiziere um Urlaub, unter den

*) In Frankreich heißt jeder Priester Abbé, Abt.

Oesterreichern gegen den Erbfeind der Christenheit zu streiten. Schon waren zwei Brüder Eugens unter den Kaiserlichen. Auch Eugen bat sich von Ludwig XIV. die Erlaubniß aus, in kaiserliche Dienste zu treten, und wurde verächtlich entlassen. Leopold nahm ihn wohlwollend auf, und schickte den Freiwilligen nach Raab in Ungarn. Hier lernte Eugen den Dienst von unten auf, und bewies in allen Gefechten die größte Kaltblütigkeit. Dennoch verachteten ihn anfangs die alten Soldaten, und meinten, der kleine Kapuziner werde nicht vielen Türken den Bart ausraufen. Er trug nämlich gewöhnlich einen braungrauen Mantel von grobem Tuche. Aber der kleine Kapuziner that sich beim Entsatze Wiens unter Sobiesky so hervor, daß der Kaiser ihn zum Obersten ernannte, und ihm ein Dragoner-Regiment gab, das lange Ziel seiner Wünsche. In vier darauf folgenden Türkenkriegen legte er mit seinen Dragonern so großen Ruhm ein, daß Louvois vor Aerger vergehen wollte, und zornig sagte: „Der soll gewiß sein Vaterland nicht wieder betreten!" Eugen vernahm diese Aeußerung, und erwiderte: „Ganz gewiß werde ich zurückkommen, dem Louvois zum Trotz!" Er hielt Wort: Leopold ernannte ihn zum Feldmarschall, und sandte ihn in dem dritten Raubkriege Ludwigs gegen Frankreich. Eugen demüthigte den berühmten Catinat in Italien, stand siegreich auf Frankreichs Boden, wurde dann Befehlshaber von Turin und kaiserlicher Generalfeldmarschall. Nun wollte der stolze Ludwig das Abbéchen wieder in seine Dinste locken: er bot ihm die Statthalterschaft über die Champagne, die Würde eines Marschalls von Frankreich und alle Jahre 2000 Louisd'or Gehalt. Eugen antwortete dem Boten des Königs: „Sagen Sie ihrem Herrn, daß ich kaiserlicher Generalfeldmarschall bin, welches leicht so viel sagen will, als königlich-französischer Marschall. Geld habe ich genug, so lange ich meinem Kaiser treu diene, und zwar mehr Geld, als ich verlange."

Diese dankbare Treue gegen das Kaiserhaus ist nicht seine einzige Tugend. Er war so bescheiden, daß er in seinen Siegesberichten wohl der Fehler des Gegners und der Klugheit und Tapferkeit seiner Unterfeldherren erwähnte, nicht aber der Weisheit seiner getroffenen Maßregeln. Nie wollte

er sich über andere erheben. Mitten im Kugelregen stand er so ruhig, als säße er an seinem Schreibtische. Menschenblut hielt er für heilig, und nicht einen Mann opferte er unnütz auf. In den Hospitälern sah er täglich selbst nach den Kranken, und fragte sie, ob ihnen etwas abgehe, und wehe den Wärtern und Aerzten, wenn die Klagen der Kranken begründet befunden wurden! War Zahlungstag, so erhielt jeder Soldat pünklich sein Geld, sollte Eugen auch aus seiner Kasse vorstrecken müssen. In den Winterquartieren verschaffte er seinen Soldaten alle möglichen Bequemlichkeiten und Erholungen. Für diese Sorgfalt ward er auch als Vater von ihnen geliebt, aber die Nachlässigen mußten ihn eben so sehr scheuen, denn er forderte die strengste Pünktlichkeit im Dienste. Man erzählt von ihm, daß er in der Schlacht Ausreißer wohl mit eigener Hand niedergeschossen habe, um ein warnendes Beispiel aufzustellen. — In freien Stunden entwarf er Pläne für mögliche Fälle, zum Vergnügen, der Schlaf dauerte bei ihm nur 3 Stunden, den Rest der Nacht benutzte er für die Mathematik und Geschichte, oder er betete. Die äußeren Religionsübungen benutzte er fleißig, sein Herz zu heiligen, und hielt auch seine Krieger zur Religiösität an. Man hat noch Gebete, die er mit seiner Feder entworfen hat. Er war Feind eines unsittlichen Lebens, und in diesem Punkte möchte nicht leicht ein anderer großer Feldherr früherer oder späterer Zeit ihm gleich stehen.

Das Aeußere dieses großen Mannes fiel nicht sehr auf, doch hatte sein kleiner Körper viel Gewandtheit, sein Auge viel Feuer, die Bläße seines Jünglingsgesichtes verlor sich im höhern Alter, seine Haltung war heldenmäßig, seine Stimme männlich, stark, und im Gespräche faßte er seinen Mann scharf in's Auge. Für einen Franzosen sprach er sehr langsam und bedächtig, und glich darin mehr dem Deutschen; sonst hatte er ein schwarzes Haar, schwarze Augen und eine lange Nase, die immer mit Spaniol gefüllt war, weshalb er seinen Mund offen hielt, um athmen zu können. Sein schwarzes Haar wurde früh grau, und da trug er eine große Alongeperücke nach dem Geschmacke des Zeitalters.

§ 23.

Anfang des spanischen Erbfolgekrieges: Prinz Eugen steigt über die Alpen.

(März 1701.)

Seine schönsten Lorbeern pflückte Eugen im spanischen Erbfolgekriege, denn so nennt man den 13jährigen Kampf um die Erbschaft der spanischen Länder. Nach dem Tode des kinderlosen Königs Karls II. von Spanien (1700) nämlich, mit welchem der Mannesstamm der spanischen Linie des Hauses Oesterreich erlosch, machte Ludwig XIV. gegen Kaiser Leopold I. auf den Besitz der spanischen Monarchie für seinen Enkel Philipp von Anjou Anspruch, aus dem Grunde, weil Karl II. in einem durch französischen Einfluß ihm abgedrungenen Testamente jenem französischen Prinzen die Erbschaft der Monarchie überwiesen hatte. Um nun diese Ansprüche mit bewaffneter Hand behaupten zu können, verband sich Ludwig XIV. mit den Herzogen von Mantua und von Savoyen, mit dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern (spanischem Statthalter in den Niederlanden) und mit dessen Bruder, dem Kurfürsten von Köln. Kaiser Leopold I. dagegen schloß (1701) ein Bündniß mit Holland und England, und gewann dafür auch Preußen und Portugal. Noch in demselben Jahre brach sodann der spanische Erbfolgekrieg aus, und wurde 13 Jahre lang in den Niederlanden, in Deutschland, Spanien und Italien mit abwechselndem Glücke geführt. Prinz Eugenius sammelte seine Truppen zu Rovoredo an der Grenze Tyrols; Preußen und Oesterreicher folgten freudig dem Feldherrn, der ihr Landsmann nicht war, und ihre Sprache nicht redete. Er wollte in Italien einbrechen, aber die Franzosen hatten schon alle Alpenpässe jenseits besetzt, und Catinat meinte, der Eugen solle wohl heimziehen müssen. Doch Prinz Eugenius bestieg die Alpen wie ein zweiter Hannibal. Der Berg Balbi war von den Franzosen nicht besetzt, weil derselbe schon für sich eine Vormauer schien. Eugen gab einigen Regimentern Hacken, Bohrer und Pulver, und in wenig

Wochen war ein Weg durch den Felsen gesprengt, 6 Meilen lang, 9 Fuß breit, und die ganze Armee zog hinüber. Wo den Pferden das Ziehen zu schwer war, faßten die Soldaten mit an, und Catinat sah den Feind von dem Gebirge bis nach Verona hinabgleiten, ehe er es verhindern konnte. Bald darauf wurde er vom Prinzen Eugenius tüchtig auf's Haupt geschlagen, und zum Rückzuge genöthigt. Ludwig berief den Catinat nach Hause, und schickte den Marschall **Villeroi** hin mit dem Befehle, den Eugen zu schlagen. Villeroi schlug, aber zu seinem Schaden, denn er wurde geschlagen, 2500 Franzosen bedeckten das Schlachtfeld gegen wenige Deutsche, und als endlich Villeroi in Mailand sein Winterquatier bezog, überfiel ihn Eugen noch (1. Februar 1702), nahm ihn gefangen, und schickte ihn unter guter Bedeckung nach Wien, worüber Madame Maintenon untröstlich war, denn eben sie hatte den Villeroi empfohlen.

§ 24.

Der Engländer Marlborough.

(Geb. 1650. † 1722.)

In England waren unterdessen wichtige Veränderungen vorgegangen, die ich erst in der englischen Geschichte erzählen werde. Der König aus dem Hause Stuart war verjagt, und an seiner Stelle hatte man seinen Schwiegersohn Wilhelm III. von Oranien, Statthalter der vereinigten Niederlande, auf den Thron gerufen. Des Letztern Gemahlinn **Maria**, die Tochter des vertriebenen Konigs, starb noch vor ihm, und ihre Schwester **Anna** erbte den Thron, da Wilhelm keine Kinder hinterließ.

Diese Anna hatte schon als Prinzessinn eine glühende Freundschaft für eine gewisse **Lady Marlborough** (spr. Malbro) gefasset, deren Gemahl Marlborough bei ihrem Vater, dem nachher vertriebenen Könige Jacob II., viel galt. Selbst Ausländer nannten den Marlborough nur den **schönen Engländer** wegen seiner hübschen Körper=

gestalt. Als Anna sich einmal mit ihrer Schwester, der Königinn Maria, entzweite, und den Hof verlassen mußte, verlor auch Marlborough seine Würden, und wurde vom Hofe verbannt. Aber Anna blieb in Verbindung mit der Lady, welche sie ihre Freimund nannte, sah sie täglich, und versicherte mündlich und schriftlich, sie könne nicht leben ohne ihre Freimund, und wenn Freimund ihre Freundinn nicht mehr sei, so werde sie sich einschließen, und kein menschliches Wesen mehr sprechen. Wie hätte die Lady da nicht bauen sollen auf die ewige Dauer dieser Freundschaft!

Als Anna den Thron bestieg, wurde Marlborough gleich wieder an den Hof gerufen, und erhielt den Oberbefehl gegen die Franzosen im spanischen Erbfolgekriege, denn England war mit Oesterreich verbündet. Marlborough sollte in den Niederlanden gegen Frankreich wirken, wie Prinz Eugenius in Italien. Es gereicht Marlborough zur Ehre, daß er sich auch als einen zärtlichen Vater zeigte. Noch vor dem Ausbruche des Krieges, da er einmal von seiner Gemahlinn getrennt war, aber seine Kinder bei sich hatte, schrieb er jener am Schlusse eines Briefes: „Du kannst nicht glauben, welche Freude ich mit den Kindern habe. Wenn ich nach Hause komme, so wollen sie immer bei mir sein; sie umschlingen mich mit ihren Aermchen, und liebkosen mich immerfort. Die Jette, das ältere Töchterchen, hängt sich an meinen Arm, und will mit Gewalt ihrer guten Mutter schreiben. Das Persönchen hindert mich, weiter zu schreiben; ich bitte dich nur noch, mich immer so zu lieben, wie ich dich liebe: dann werden wir immer glücklich sein." — Nachschrift: „Ich küsse dir die Hände, meine theure Mama! Dein Jettchen."

Kaum trat Marlborough in den Niederlanden auf, so ließ der König von Preußen ein ansehnliches Heer zu ihm stoßen, auch der Kurfürst von Trier, und fast alle Städte des Kurfürsten von Köln wurden von Marlborough erobert, denn Köln hielt mit Bayern, wie wir bereits gehört haben. Auch das deutsche Reich erklärte einmal mit Kraft den Franzosen den Krieg, weil der Tag der Rache gegen diese Landverwüster gekommen schien; denn halb Europa war nun gegen die Franzosen bewaffnet, Oesterreich, England,

die Niederlande, Portugal, Savoyen; und Frankreich hatte nur einen Bundesgenossen, den Kurfürsten von Bayern. Im Jahre 1703 vereinigte sich eine große französische Armee mit den bayerischen Truppen, und es wurden mehrere kaiserliche Städte genommen, aber aus Tyrol wurden die Bayern, die das Land schon fast ganz eingenommen hatten, von dem tapfern Landvolke wieder verdrängt.

§ 25.

Schlacht bei Höchstädt.

(13. Aug. 1704.)

Im folgenden Jahre 1704 suchten die Verbündeten einzuholen, was bisher versäumt war. Marlborough eilte aus den Niederlanden herbei, und vereinigte sich mit den beiden größten kaiserlichen Generalen Ludwig von Baden und Eugenius. Marlborough und Eugenius sahen sich hier zum erstenmale in ihrem Leben, und betrachteten einander mit Bewunderung, ohne Neid. Eugenius pries die herrliche englische Reiterei, und sagte: „Was mir aus den Blicken dieser wackern Krieger entgegenblitzt, verbürgt mir den Sieg.“ Marlborough erwiderte artig: „Ew. Durchlaucht Gegenwart hauchet ihnen das Feuer ein, welches Sie mit Wohlgefallen in deren Augen lesen.“

Beide Feldherren handelten nun gemeinschaftlich in Bayern. Den zu bedächtigen alten Prinzen von Baden schickten sie listig fort, Ingolstadt zu belagern, sie selbst aber beschlossen, der ihnen überlegenen bayerisch-französischen Armee kühn auf den Leib zu rücken. Beim Flecken Höchstädt unweit der Donau war die Schlacht Mittwochs den 13. August. Marlborough führte den rechten Flügel, immer heimlich betend — er sagte nachher, nie habe er so viel gebetet, wie bei Höchstädt — Eugen focht auf dem linken Flügel, wo die Bayern standen. Mehrmals wichen die Engländer und Kaiserlichen, aber immer faßten sie sich wieder. Einen fliehenden englischen General drehte Marlborough um, und sagte: „Mein Herr, dort ist der Feind!“ Am Abend lagen

20,000 Franzosen und Bayern zu Boden, 15,000 waren gefangen, auch der französische Anführer, Marschall Tallard, mit 800 Offizieren. Die Sieger erbeuteten die Kriegskasse, 5300 Munitions- und Fouragewagen, 140 Kanonen, 300 Fahnen und Feldzeichen. Dieser herrliche Sieg war eine Vergeltung für die vielen früheren Gräuelthaten der Franzosen in Deutschland, denn das französische Heer war so gut wie vernichtet.

Marlborough und Eugen besuchten noch an demselben Abend den gefangenen Tallard, der verwundet und trostlos in einem Zelte saß. Marlborough sagte ihm viel Verbindliches über seinen edlen Charakter, und bedauerte sein Mißgeschick. Tallard erwiederte: „Sie haben die bravsten Truppen von der Welt geschlagen!" Marlborough antwortete lächelnd: „Sie werden diejenigen ausnehmen, welche die Ehre gehabt haben, sie zu schlagen. Wodurch können wir Ihre bedauernswürdige Lage erträglicher machen?" Tallard bat um seinen Wagen, welcher für einen Kranken bequem eingerichtet sei, und gleich wurde ein Trompeter in's französische Lager geschickt, welcher den Wagen brachte.

Der Kurfürst von Bayern mußte nun nach Frankreich fliehen, seine Gemahlinn und 5 Kinder verspäteten sich in München. Als Marlborough von dem Kurfürsten einen offenen Brief an die Kurfürstinn erhielt, mit der Bitte, denselben an seine Adresse gelangen zu lassen, beförderte er ihn durch einen Trompeter gleich nach München, und ließ der Kurfürstinn sagen, ihre Antwort werde redlich besorgt werden.

Ganz Bayern erhielt nun kaiserliche Verwalter, und die Abgeordneten des Kurfürsten wurden aus Regensburg vom Reichstage verwiesen. Marlborough ward vom Kaiser zum Fürsten des heiligen römischen Reiches ernannt, und sein Name ertönte in deutschen Volksliedern bis auf den heutigen Tag. Im Spätherbste ging er nach London, Eugenius nach Wien; die Franzosen verließen Trier freiwillig, denn lange waren sie nicht so gedemüthigt worden. Ihr Marschall Tallard mußte zu London als Kriegsgefangener sitzen, so lange der Krieg dauerte, und das waren noch 9 Jahre.

§ 26.

Der Krieg in Spanien selbst.

Indessen hatte der französische Prinz unter dem Namen Philipp V. Spanien schon 3 Jahre ruhig regiert, als sich der Erzherzog Karl unter dem Titel Karl III. von Spanien von den Engländern und Holländern endlich auch nach Spanien bringen ließ. Er landete in Portugal mit 12,000 Engländern und Holländern; zu ihnen stieß ein Heer Portugiesen, und nun brachen im Frühlinge 1704 Peter II. von Portugal und Karl persönlich nach Spanien auf. Die verbündete Flotte nahm den 4. August d. J. Gibraltar weg, welches die Engländer noch bis auf den heutigen Tag besitzen. Sonst waren die Fortschritte der Verbündeten unbedeutend, nur Katalonien, Arragonien, Navarra und Valencia erklärten sich warm für Karl von Oesterreich, aber bloß aus altem Hasse gegen Kastilien, welches der französischen Partei ergeben war. Die Engländer, Holländer und viele Deutsche waren den Spaniern als Andersgläubige verhaßt.

Im Mai 1706 rückten 42,000 Portugiesen, Engländer und Holländer weiter vor, Philipp V. mußte aus Madrid fliehen, und die Verbündeten nahmen es ein. Karl III. stand bei Saragossa, und wurde nichts davon gewahr, daß die Hauptstadt für ihn erobert sei, denn die Kastilier fingen alle Briefe auf, welche ihm aus Madrid von den Verbündeten gesendet wurden, und in genannter Stadt sprengte man das Gerücht aus, er sei eben gestorben. Die Bewohner von Madrid waren so erbittert, daß die Eroberer in großer Anzahl vergiftet wurden; 6000 Portugiesen starben in den Hospitälern. Endlich erfuhr Karl die Einnahme Madrids und ging hin. Der portugiesische General zog aus, ihn zu empfangen, und ließ nur einige hundert Mann als Besatzung zurück. Hurtig rückte hinter ihm Philipp V. wieder in die Hauptstadt ein, und Karl kehrte nach Barcellona zurück. Der englische General, des unnützen Hin- und Herziehens satt, ließ sich nach Hause rufen.

Doch behauptete Karl sich fortwährend in Arragonien und Katalonien, und in jedem Sommer wurden kleine Feldzüge gemacht, ohne große Schlachten, aber doch zum größten Verderben des Landes. Eroberte die eine Partei ein Städtchen, so wurden alle männlichen Bewohner niedergemacht, die Weiber barbarisch behandelt, dann der Ort geplündert, und durch Feuer völlig vernichtet. Mehrere Städte in Spanien verschwanden auf diese Weise, und sind noch nicht wieder erbauet. Man rechnet, daß die Bewohner Spaniens in dem Erbfolgekriege um 2 Millionen vermindert seien.

§ 27.

Schlacht bei Ramillies.

(23. Mai 1706.)

Am 5. Mai 1705 starb Kaiser Leopold I., und sein ältester Sohn Joseph I. bestieg den Thron. Dieser erklärte, er werde den Krieg für seinen Bruder Karl aus allen Kräften fortsetzen, und seinen Bundesgenossen immer treu bleiben. Prinz Eugenius wurde nach Italien geschickt, Marlborough und Baden an den Rhein. Der bedächtige Baden hinderte aber alle kühnen Thaten, so daß sich Marlborough allein nach den spanischen Niederlanden hinaufzog. Hier stand der französische Marschall Villeroi bei Löwen verschanzt, und war Willens, bei guter Gelegenheit nach Holland vorzudringen. Marlborough lockte ihn aus seinem Lager in die Ebene beim Dorfe Ramillies, und der unverständige Heerführer nahm einen sehr ungünstigen Platz mit seinen Schaaren. Die Tapferkeit der Franzoson konnte nicht ersetzen, was ihr General versehen hatte. Marlborough's Falkenblick erspähete jeden Fehler des Feindes, und benutzte ihn schnell. Die Schlacht war mörderisch. Als Marlborough über einen Graben setzte, stürzte sein Pferd. Ein Oberst bot ihm das seinige an, während er aber seinem Feldherrn den Steigbügel hielt, nahm eine Kugel ihm den Kopf. Marlborough sprengte in die Feinde, und der Sieg war errungen, ein Sieg, wie bei Höchstädt, denn über 20,000 Franzosen waren

getödtet, verwundet oder gefangen, 88 Kanonen, die Kriegskasse, das ganze Gepäck und 80 Fahnen erbeutet, selbst die Standarten der französischen Garde. Drei Monate vergingen, daß die Franzosen, die dem Tode entrannen, sich wieder zusammenfinden konnten.

Am folgenden Tage meldete Marlborough seiner Gattinn den Sieg. „In meinem letzten Schreiben, theuerste Seele — schreibt er — meldete ich dir nichts von meinem Vorhaben, den Feind zu einer Schlacht zu zwingen. Ich kenne deine Besorgnisse, und wollte sie dir diesesmal ersparen. Nun kann ich dir die frohe Botschaft geben, daß wir am gestrigen Sonntage gefochten haben, und daß es dem Allmächtigen gefallen hat, uns einen glänzenden Sieg zu verleihen."

Marlborough benutzte auch den glänzenden Sieg. Villeroi und der Kurfürst von Bayern, der in dessen Gefolge war, flohen mit allen Franzosen nach Brüssel, und Marlborough, der hinter ihnen war, ließ sie gar nicht zu Athem kommen, Löwen, Mecheln, Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge und viele andere Städte öffneten auf Befehl des Siegers ihre Thore, die stärksten Festungen folgten nach einer kurzen Belagerung, in den spanischen Niederlanden war kein Franzose mehr zu sehen, und die Bewohner huldigten Karl III.; in Brüssel ward ein Staatsrath zur Verwaltung angeordnet.

§ 28.

Schlacht bei Turin.

(7. Sept. 1705.)

So war eine Provinz Spaniens den Franzosen entschieden genommen. Eine andere entriß ihnen Prinz Eugenius in demselben Jahre. Dieser stand damals wohlverschanzt unweit Verona, und hatte nur 24,000 Mann. Die Franzosen, 38,000 Mann stark, belagerten Turin, die einzige Stadt, welche der Herzog von Savoyen noch besaß: ihre Behauptung hatte er dem kaiserlichen Feldmarschall Daun anvertraut, um sich selbst im Felde versuchen zu können. Außerdem stand noch ein mächtiges Heer Franzosen unter

den Befehlen des Herzogs von Orleans und des Grafen von Marsin, 42,000 Mann stark, in der Nähe, so daß die ganze französische Macht in Italien 80,000 Mann betrug. Dennoch verließ Prinz Eugenius kühn seine Schanzen bei Verona, führte sein Häuflein mitten durch feindliche Vorposten nach Piemont, und vereinigte sich zum Erstaunen der Franzosen mit dem Herzoge von Savoyen, der 18,000 Mann unter seinen Fahnen hatte. So betrug nun das verbündete Heer 42,000 Krieger, und von dieser Mannschaft befürchteten die 80,000 Franzosen gar keinen Angriff. Aber am 7. September, Morgens 4 Uhr, als der Tag noch kaum graute, rückte Prinz Eugenius gegen die Linien vor Turin. Die Belagerer geriethen in Bestürzung, welches Eugenius von einem Hügel her bemerkte, und froh darüber sagte er: „Mich dünkt, diese Leute sind schon halb geschlagen." Die Franzosen begannen ein starkes Feuern, die Deutschen rückten schweigend weiter, doch auf einmal erdonnerten alle ihre Kanonen zugleich, dann schwiegen sie einige Sekunden; nun krachten sie wieder alle zusammen, und immer wiederholte sich in Zwischenräumen dies entsetzliche Krachen, bis man vor den Linien stand. Der alte Dessauer stieg mit seinen Preußen zuerst hinan, dann folgten die Würtemberger, Sachsen und andere. Zugleich that Daun einen Ausfall aus Turin, so daß die Franzosen zwischen zwei Feuer kamen. Dennoch wehrten sie sich tapfer, und schlugen die Preußen zweimal aus den Linien. Endlich wurden sie übermannt: über 10,000 Todte und Verwundete lagen auf der Wahlstatt; der Marschall war ebenfalls verwundet, gerieth in Gefangenschaft, und verschied am folgenden Tage. Nicht 1600 Mann blieben von der großen Armee zusammen, alle nahmen die Flucht über die Alpen nach Frankreich. Sämmtliche Magazine, 110 Stück Geschütz, 80,000 Fässer Pulver, 2000 Ochsen, 5000 Maulesel und die Pferde von 13 Dragonerregimentern nebst der reichen Kriegskasse fielen den Siegern in die Hände. Nun bekam der Herzog von Savoyen seine Länder wieder, durch ganz Oberitalien sah man keinen Franzosen im Felde mehr, einige weilten noch in verschiedenen Festungen; aber ihnen setzte Eugenius, der edle Ritter, so kräftig zu, daß der geängstigte Ludwig XIV. um alles in

der Welt bat, ihm doch diese Leute zukommen zu lassen; dann wolle er während des ganzen Krieges auch keine Truppen wieder nach Italien schicken, und dies schien ihm in der That ehrlich bedacht. So tief war also der übermüthige Franzosenkönig schon gedemüthigt, und Prinz Eugenius wurde nun in Liedern gefeiert, wie Marlborough; man sprach in allen Reichen von ihm. Eine Dame in London vermachte demselben auf dem Sterbebette 12,000 Thaler, und ein Gärtner die Hälfte seiner Nachlassenschaft, 600 Thaler.

Eugen hatte in der Schlacht von Turin auch, wie oft, eine besondere Probe von seiner persönlichen Tapferkeit und Geistesgegenwart abgelegt. Als er die zurückgetriebenen Kavalleristen in Ordnung brachte und ihnen Muth einsprach, wurden zwei Diener an seiner Seite getödtet, und bald darauf ward sein Roß an der Brust verwundet. Dieses bäumt sich, stürzt dann köpflings hin, und wirft Eugen in einen Graben. Alles ruft laut auf, als man den großen Feldherrn fallen sieht; aber schnell kommt er den Erschrockenen entgegen, besteigt ein anderes Pferd, reitet durch die Reihen und redet die Krieger mit heiterer Miene an; er heißt sie bei ihren Fahnen in Reihe und Glied bleiben und der Gefahr trotzen. Sein mit Blut und Koth besudeltes Gesicht und seine kaltblütige Fassung bei hoher Gefahr weckte den Muth der Truppen. (So hat er oft Proben von persönlicher Tapferkeit abgelegt. Im Sturme von Ofen [1686] war Eugen bei der Abtheilung, die unter dem Kurfürsten von Bayern zuerst eindrang, und bei Mohacz [1687] unter den Ersten, die in das türkische Lager einfielen. Nicht weniger zeichnete sich der Prinz bei der Einnahme von Belgrad aus, wo er zuerst auf die Bresche anlief, und kaltblütig den Janitscharen niederstieß, der ihm den Helm gespalten hatte.)

Zwei Provinzen Spaniens hatte Oesterreich den Franzosen nun glücklich abgerungen, die Lombardei und die Niederlande. Jetzt kam die Reihe an Neapel, und hier hatte man leichtes Spiel, denn die Neapolitaner verabscheuten die französische Regierung. Dies wußte man, und so wurde Graf Daun nur mit 8000 Mann hingeschickt. Bloß auf eine Festung mußte Sturm gelaufen werden; schon am

7. Juli 1707 hielten die Kaiserlichen ihren Einzug in die Hauptstadt unter unablässigem Vivat des Volkes; die Soldaten wurden mit Kränzen und großen Humpen Weins in den Straßen bewillkommt.

Eine andere Unternehmung in diesem Sommer mißlang, nämlich die Belagerung Toulons zu Lande und zu Wasser durch Eugenius einerseits, und durch eine englisch-holländische Flotte andererseits. Der Zug mißglückte, weil der Herzog von Savoyen durch seine Härte die Bewohner der Provence so sehr erbittert hatte, daß diese den Truppen des Prinzen Eugenius sogar Wasser und Feuer versagten, und die Zufuhr aus Italien auf alle Weise erschwerten. So mußte sich Eugenius zurückziehen, aber zu einer Schlacht konnte ihn die gegenüberstehende französische Armee nicht zwingen, obschon sie ihm weit überlegen war. Zur Wiedervergeltung erfuhr der Marschall Villars, der in Deutschland eingefallen war, zur nämlichen Zeit dasselbe Schicksal: er mußte sich zurückziehen, wenn er nicht verhungern wollte.

§ 29.

Ludwig XIV. bittet um Frieden.

(Seit 1705.)

Der stolze Ludwig XIV. war nun auf's äußerste gebracht. Er konnte keine Leute mehr aufbringen, seine überall geschlagenen Heere zu ergänzen. Um Geld zu schaffen, hatte er schon längst sein Silbergeschirr in die Münze geschickt. Der Handel seines Reiches war durch die auf allen Meeren lauernden englischen und holländischen Kaper vernichtet, die Fabriken und der Ackerbau hatten keine Arbeiter, weil alles Soldat werden mußte — das Volk wurde in Bettler verwandelt, und konnte die jährlich erhöheten Steuern nicht aufbringen. „Ihr Volk" (heißt es in dem berühmten Briefe Fenelons an den König), „das Sie wie Ihre Kinder lieben sollten, und das Ihnen bisher eine so leidenschaftliche Anhänglichkeit bewiesen, stirbt unterdessen an dem Hungertode. Der Bau der Felder ist beinahe verlassen; Stadt und Land

entvölkern sich; alle Gewerbe verfallen und nähren ihre Arbeiter nicht mehr. Aller Handel ist vernichtet. So haben Sie also die Hälfte Ihrer wirklichen Kräfte im Innern Ihres Reiches zu Grunde gerichtet, um nichtige Eroberungen nach Außen zu machen und zu behaupten. Statt diesem armen Volke Geld abzunehmen, sollte man ihm Almosen und Nahrung geben. Ganz Frankreich ist nur mehr ein großes, verödetes Krankenhaus, dem es an Vorräthen fehlt. Die Magistrate sind erniedrigt und erschöpft; der gesammte Adel, dessen ganzes Hab und Gut zur Verfügung steht, lebt nur von Staatspapieren. Sie werden, Sire! von einem Heere solcher umlagert, die betteln und murren." — In dieser verzweifelten Lage sah Ludwig endlich ein, daß es Thorheit sei, noch die spanische Erbschaft behaupten zu wollen, und er wünschte herzlich den Frieden. Aber wie sollte er ihn erhalten? Eugen und Marlborough waren seine persönlichen Feinde, und da Eugen im Grunde Kaiser, Marlborough König von England war, so hatte er von Oesterreich und England nichts zu hoffen. Aber die Holländer — vielleicht ließen diese mit sich handeln? Ach nein; sie stellten sich zwar anfangs so, aber Marlborough's Spione redeten ihnen die Friedensgedanken aus, so daß sie den Franzosenkönig 3 Jahre mit Friedenshoffnungen nur äfften. Wie hätte man auch mit der Noth des Länderräubers Mitleiden haben können? Jetzt, glaubte man, oder nimmer sei der Zeitpunkt gekommen, daß man dem falschen Franzosen für seine Raubkriege, für seine Reunionen, für seine gebrochenen Friedensschlüsse, für die Unterdrückung schwacher Nachbarn die gerechte Vergeltung angedeihen lassen, und ihn so klein machen müsse, wie nur der schwächste seiner Vorfahren gewesen sei. Nicht nur die spanische Erbschaft solle er fahren lassen — das verstand sich schon von selbst — sondern auch noch manches von dem eigentlichen Frankreich abtreten — was und an wen? das wußten die Verbündeten selbst noch nicht, darum setzten sie den Krieg munter fort, ohne sich an das Flehen der Franzosen zu kehren.

Ludwig knirschte, als er diese Stimmung seiner Feinde merkte. Noch einmal raffte er alle Kräfte zusammen, und stellte eine treffliche Armee von 80,000 Mann in's Feld,

ihm Flandern wieder zu erobern. Der 25jährige Herzog von Bourgogne, sein lieber Enkel, Fenelon's Zögling, sollte sie anführen.

§ 30.

Schlacht bei Oudenarde.

(11. Juli 1708.)

Die Verbündeten hatten unterdessen auch nicht gefeiert. Weil Eugen in Italien entbehrlich war, so sollte er sich wieder einmal mit Marlborough vereinigen, wie ehemals bei Höchstädt die Franzosen zu vernichten.

Da die Reichstruppen unter Eugen erst spät versammelt waren, so mußte Marborough es geschehen lassen, daß die Franzosen vor seinen Augen manche treffliche Festung der Niederlande wieder einnahmen. Zuletzt liefen sie Sturm auf Oudenarde, als eben Prinz Eugenius ankam. Im Kriegsrathe wurde einmüthig beschlossen, diese Festung zu entsetzen, und so rückte man über die Schelde.

Die Franzosen hinderten diesen Schritt ihres Feindes nicht. Der Herzog von Bourgogne war ein trefflicher Mann, aber kein guter Feldherr. Sein Großvater hatte ihm deswegen den klugen Vendome als Rathgeber zugesellt, aber der Prinz hörte auf denselben nicht. Nun wird man den Ausgang dieses Feldzuges schon errathen. Der Prinz wollte ein Treffen vermeinden, und Vendome rieth dazu, da der Feind ungleich schwächer sei. Während dieses Streites zogen die Verbündeten ungehindert über die Schelde, und nahmen eine solche Stellung ein, daß die Franzosen schlagen mußten, ohne einen günstigen Standort für sich wählen zu können. Aber auch noch während der Schlacht kamen die französischen Truppen durch ihre eigenen Anführer in Verwirrung; der Prinz befahl immer das Gegentheil von dem, was Vendome wollte, und die Soldaten wußten nicht, wem sie gehorchen sollten. Im Heere der Verbündeten befehligten Eugenius und Marlborough im Einverständnisse. Am Ende streckten ganze Regimenter Franzosen das Gewehr, weil

über 8000 Mann. Gefallen und verwundet waren auch wohl 8000 Mann, so daß diese Schlacht den Franzosen gewiß wieder 16,000 Mann braver Soldaten kostete, ein Drittel des hier versammelten Heeres. Den Rest führte Vendome, ein geschickter Krieger, glücklich nach Frankreich zurück.

So waren die Niederlande abermals von den Franzosen gesäubert, und Prinz Eugenius, der nichts halb that, folgte den Feinden nach bis auf ihr eigenes Gebiet, und belagerte ihre starke Festung Lille mit 33,000 Mann und einem furchtbaren Artilleriepark. Marlborough beschäftigte an seiner Seite die französischen Streifabtheilungen. Vendome sagte, man müsse und könne die Festung entsetzen; Bourgogne war der entgegengesetzten Meinung, und weil beide sich nicht vereinigen konnten, so riefen sie den König als Schiedsrichter an. Ehe aber der Eilbote aus Versailles die Entscheidung brachte, hatten Eugenius und Marlborough sich so fest verschanzt, und der Festung durch Hunger so sehr zugesetzt, daß auch Vendome gegen den Willen Ludwigs einen Entsatz für unmöglich hielt, und die Festung Lille ihrem Schicksale überließ. Die hungrigen Bürger in Lille gingen endlich ihren französischen Commandanten so dringend an, daß dieser am 23. October die Stadt und am 8. December auch die Citadelle unter ehrenvollen Bedingungen den Verbündeten öffnete.

§ 31.

Ludwig XIV. in der Klemme.

(1709.)

Nun wußte der Franzosenkönig keinen Rath mehr. Sein letztes Heer war abermals geschlagen, und darauf trat der bekannte strenge Winter 1708—1709 ein, daß sogar das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erfroren. Der Frost vernichtete fast die ganze Wintersaat, die Weinstöcke und Obstbäume in Frankreich, so daß des Landmanns Lage eine höchst mißliche war, und Ludwig nicht sah, wie

er zum nächsten Feldzuge seine Magazine füllen sollte. Geld konnte das arme Land auch nicht mehr aufbringen. Er mußte daher abermals um Frieden bitten, und er sondirte wieder zuerst die Holländer durch geheime Unterhändler. Diese erhielten die Antwort, wenn sie nicht bevollmächtigt wären, die ganze spanische Monarchie mit Indien, Neapel, Mailand und den Niederlanden, und was sonst noch verlangt werden möchte, abzutreten, so dürften sie nur wieder umkehren, und als die Abgeordneten hierein willigten, erklärte man ihnen, dies sei nur französische Falschheit, weil Ludwig sonst wohl öffentliche Bevollmächtigte und keine geheime Kundschafter gesandt haben würde. Eine solche Sprache mußte nun der stolze Ludwig von einem kleinen Volke hören, er, der großen Monarchen Gesetze vorzuschreiben gewohnt war.

Ludwig gab nach, und sendete den Parlamentspräsidenten Rouillé mit öffentlichem Charakter nach Holland. Die Holländer stellten zwei heftige Franzosenfeinde gegen ihn, die Pensionaire (Oberbürgermeister) Buys von Amsterdam und van der Dussen von Gouda. Was mußte da der Franzose hören! Philipp V. sollte nur Neapel und Sicilien haben. Ludwig willigte ein. — Wird Philipp Spanien auch gutwillig gegen Neapel abtreten? — Ludwig will alle seine Soldaten aus Spanien ziehen, die Holländer mögen Spanien zum Unterpfande besetzen, und den König Philipp zu Schiffe nach Neapel bringen.

So weit war man, als Eugen und Marlborough im Haag ankamen. Diese erklärten, der Kaiser wolle, daß Philipp von Anjou auch nicht einen Fußbreit von der spanischen Monarchie behalte. Buys und van der Dussen stimmten bei. Rouillé sagte, sie hätten ihm ja schon Neapel und Sicilien zugestanden, aber die holländischen Bürgermeister antworteten, das sei nur vom Titel zu verstehen gewesen. Darauf verließ Rouillé den Haag, Ludwig knirschte.

Aber was half es ihm? Sein Finanzminister erklärte, ein neuer Feldzug könne vom Lande nicht bestritten werden. In einer solchen Noth war Ludwig noch nie gewesen. Da seine Feinde sich mit furchterregendem Aufbieten zu einem neuen Feldzuge rüsteten, schickte er seinen ersten Staatsminister Torcy nach dem Haag, den Frieden zu erwirken.

Die Holländer lachten, und verwiesen den Mann an Buys und van der Dussen. Frankreich will den Holländern viele französische Gränzfestungen abtreten, sogar Lille, und bittet dann die Holländer um Frieden. — Holland sagt, ohne England und Oesterreich schließe es keinen Frieden. Marlborough und Eugen kommen nach dem Haag zurück, und Marlborough fordert im Namen Englands die Verzichtung auf die ganze spanische Monarchie. Torcy willigt ein, mit der Bemerkung, auch dazu sei er bevollmächtigt im äußersten Falle, und hofft, doch nun alle zufrieden gestellt zu haben. Aber weit gefehlt! Nun erst fängt Prinz Eugenius zu fordern an, und verlangt für Savoyen eine breite Kette französischer Gränzfestungen, für Oesterreich das ganze Elsaß, welches ja immer zum deutschen Reiche gehört habe. Je mehr der französische Minister zugestand, desto mehr neue Forderungen brachte man vor.

Endlich häuften sich die Forderungen so sehr, daß Torcy bat, man möchte sie ihm schriftlich mittheilen. Dies geschah. Die Verbündeten übergaben ihm 40 Artikel, und unter diesen kam vor, daß Ludwig, wenn sein Enkel Philipp Spanien nicht gutwillig räumen wollte, ihn selbst mit Waffengewalt aus demselben vertreiben solle. Diese Zumuthung war für den König entehrend, für den Großvater unmenschlich. Ludwig antwortete, wenn einmal Krieg sein müsse, so wolle er lieber für, als gegen die Seinigen streiten, rief seinen Gesandten zurück, indem er alles Zugestandene zurücknahm, und machte seinen Unterthanen die empörenden Forderungen der Feinde durch ein Manifest bekannt. Die Franzosen, voll Anhänglichkeit an ihr Königshaus, fanden ihre Nationalehre verletzt, und gaben ihren letzten Heller zu einem neuen Feldzuge her.

Noch im Herbste desselben Jahres standen wieder 110,000 Franzosen unter Villars vor Mons im Hennegau, und litten unsäglichen Mangel. Die Soldaten verkauften ihre Monturen, um Brod anzuschaffen. Eugenius und Marlborough zogen 120,000 Mann zusammen, und rückten den 11. September 1709 beim Dorfe Malplaquet (unweit Dornick) auf die französischen Linien los. Sieben Stunden dauerte die schreckliche Schlacht, die blutigste im ganzen Kriege. Die Franzosen

fochten wie hungrige Löwen, und die beiden Helden, Eugen und Marlborough, die noch nie ein Treffen verloren hatten, wollten bei Malplaquet ihre Ehre nicht einbüßen. Eugen wurde am Kopfe verwundet, er schlug aber nur das Sacktuch über die Wunde, und sagte seinen besorgten Adjutanten: „Sollen wir hier fallen, so ist ein Verband nicht nöthig, sollen wir aber leben, so hat es mit dem Verbande auch bis Abend Zeit.“ Wüthend drang er auf den linken Flügel der Feinde, und Villars mußte einige Regimenter aus dem Mittelpunkte dahin ziehen. Dies bemerkte der schlaue Marlborough, warf sich schnell auf den schwachen Mittelpunkt der Feinde, und trennte ihr Heer völlig. Das entschied die Schlacht: die Franzosen verloren 15,000 Mann, die Verbündeten 18,000, zusammen 33,000 Seelen. Aber die Franzosen kehrten über die Gränze zurück.

Was wollte der arme Ludwig nun beginnen! Er mußte sich bequemen, mit den stolzen Holländern wieder anzuknüpfen, und diese stellten ihre alten Abgeordneten, Buys und van der Dussen. Man kann denken, daß die Schlacht bei Malplaquet die beiden Herren noch zäher gemacht hatte. Sie zogen die 40 Artikel wieder hervor. Ludwig bat, man möchte es seinem Vaterherzen doch nicht zumuthen, gegen seinen Enkel zu Felde zu ziehen, alle andern Artikel nehme er an — sie möchten selbst Philipp V. aus Spanien treiben, er wolle ihnen kein Hinderniß legen, ja er verspreche ihnen zu diesem Unternehmen Hülfsgelder zu zahlen, eine ganze Million Livres für jeden Monat. So demüthig kann Noth den Menschen machen.

Nun gaben die Verbündeten doch wohl Frieden? Nein! Sie sagten, dem Kabinette zu Versailles sei nimmer zu trauen; Ludwig müsse erst seinen Enkel aus Spanien schaffen, und überhaupt alle 40 Artikel buchstäblich vollziehen, und zwar binnen 2 Monaten — dann wolle man ferner darüber sprechen, ob Frieden werden könne, und wie.

Mit trostlosen Gesichtern kehrten die französischen Botschafter zu ihrem verzweifelnden Könige zurück, (im Juli 1710), und so keck waren die Verbündeten, daß sie im Mai dieses Jahres den Feldzug gegen Frankreich selbst eröffnet hatten. Eugen und Marlborough rückten in die französischen

Niederlande, Douay und andere Festungen fielen in ihre Hände. In Spanien siegten die Kaiserlichen unter dem Grafen Stahrenberg, am Tage vor Michaelis hielt Karl III. seinen Einzug in Madrid. Für Ludwig ging jeder Stern der Hoffnung unter.

Aber wir wissen, Uebermuth wird immer gedemüthigt, sollte er auch das Recht auf seiner Seite haben. Es ist zu bedauern, daß die Verbündeten ihre Forderungen zu weit trieben. Man lese weiter, und staune.

§ 32.

Ludwig XIV. bekommt unerwartet Luft.

Marlborough konnte bisher für den König von England gelten; er hatte volle Gewalt im Felde, und daheim bewahrte ihm seine Gemahlinn Sara die Gunst der Monarchinn, denn die Königinn Anna konnte ja, wie sie sagte, nicht leben ohne ihre Freimund. Die Herzoginn Marlborough hatte eine arme Verwandte bei sich, Fräulein Abigail Hill; diese führte sie bei der Königinn Anna als Gesellschafterinn ein. Die Hill, welche bald darauf einen Herrn Masham (spr. Meschäm) heirathete, war eine Falsche: sie stahl sich in das Vertrauen der Königinn, und beschrieb die Herzoginn als eine Stolze, die sich rühme, über ihre Königinn zu herrschen. Die Herzoginn erfuhr alles, stellte die Lady Masham einmal in Gegenwart der Königinn über ihre Undankbarkeit zu Rede, aber zu ihrem eigenen Nachtheile. Anna sagte, Sara möchte ihre Hitze mäßigen, und bedenken, wo sie sich befände. Von jetzt an waren ihre Unterhaltungen mit der Königinn langweilig und der Briefwechsel beißend. Kaum bemerkten die Großen des Reiches diese Stimmung, als sie hervortraten, den von ihnen längst beneideten Herzog Marlborough gleichfalls zu stürzen. Sie sagten, Marlborough sei ein Demagog, ein Republikaner, der in England leicht ein anderer Cromwell werden könne, da er schon zu lange unumschränkt über die Armee gebiete. Der französische Marschall Tallard, welcher

seit der Schlacht bei Höchstädt in London als Kriegsgefangener lebte, soll dieses Feuer am englischen Hofe fleißig angeblasen haben. Marlborough erhielt Befehl, nichts im Felde vorzunehmen, ohne erst bei Hofe angefragt zu haben. Keiner hörte dies lieber, als Ludwig XIV. von Frankreich. Es war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen gewälzt wäre. Marlborough's Gemahlinn verlor bald alle ihre Hofämter, und durfte vor der Königinn nicht wieder erscheinen, und doch konnte die Königinn noch leben ohne ihre Freimund.

Eine neue Freude hatte Ludwig, als Kaiser Joseph I. den 17. April 1711 mit Tode abging. (Er starb an den Blattern.) Sein Erbe war sein Bruder Karl III., welcher das Königreich Spanien behauptete. Er erbte Oesterreich, Ungarn, Böhmen, vielleicht auch die Kaiserwürde; war es aber zu erwarten, daß die Verbündeten es auch noch gern sehen würden, wenn er Spanien und die Goldgruben Mexiko's und Peru's erhielt? Dann wäre das politische Gleichgewicht in Europa zu stark gestört worden. An ein Vertreiben Philipps V. aus Spanien wurde nicht mehr gedacht, und der günstige Augenblick, Frankreich zu demüthigen, war unwiderruflich vorübergegangen: Frankreich, welches bisher um den Frieden gebettelt hatte, schrieb bald den Frieden vor, wie wir gleich hören werden.

Ludwig XIV. war jetzt schon wieder so keck, daß er dem Könige Wilhelm I. von Preußen 2,000,000 Gulden und 70,000 Mann Truppen versprach, wenn dieser sich um die Kaiserkrone bewerben wollte. Aber König Wilhelm war zu ehrlich, und gab seine Kurstimme ganz zuerst dem Erzherzoge Karl, der darauf den 23. December 1711 als Kaiser Karl VI. zu Frankfurt gekrönt wurde.

Nun wandte sich Ludwig an die englische Königinn Anna, und ließ sie fragen, ob sie Frieden schließen wolle. Sie antwortete, recht gern wolle sie dieses thun, doch möge man Ehren halber noch einmal die Holländer fragen. Die Holländer merkten die veränderte Stimmung des englischen Hofes, und boten dem Marquis von Torcy günstigere Bedingungen durch den Herrn von Pettekum. Aber der Franzose ließ sie ein halbes Jahr auf Antwort harren,

dann sagte er, der allerchristlichste König habe nur zu viel Ursache, den Staaten zu zürnen, wenn jedoch der Herr von Pettekum eine Idee zum allgemeinen Frieden habe, so möge er sie mittheilen, und man wolle sehen, ob man es wagen dürfe, sie dem allerchristlichsten Könige vorzulegen; übrigens könne man auch von einer andern Seite leicht zum Ziele gelangen. Welch eine vornehme und höhnische Sprache war das? Indessen unterzeichnete England schon die Präliminarien mit Frankreich, und fragte die Holländer, ob sie an den eigentlichen Friedensunterhandlungen Antheil nehmen wollten, oder nicht. Was wollten die verlassenen Holländer machen? Es war noch viel Ehre, daß man ihnen überließ, den Congreßort zu bestimmen. Sie wählten Utrecht, und Anna setzte als Termin den 12. Januar 1712 an.

§ 33.

Der Utrechter Friede.

(13. April 1713.)

Es war löblich, daß die Mächte, um allem Rangstreite vorzubeugen, die Abrede trafen, ihre Gesandten sollten ohne Ordnung durch einander sitzen, und nur mit zwei Pferden nach dem Rathhause fahren. Aber gleich in der ersten Sitzung fragte der englische Gesandte den französischen, was sein Monarch denn abtreten wolle. Der französische Gesandte schämte sich selbst, die Anerbietungen seines Herrn vorzutragen: Deutschland sollte nur zwei befestigte Flecken zurückerhalten, die Ludwig ihm weggenommen hatte, und den andern Mächten hatte er nicht viel mehr zugedacht. Die ganze Versammlung wurde entrüstet, und der französische Bevollmächtigte mußte zugeben, daß die Gesandten alle einzeln ihre Forderungen schriftlich einreichten. Nun entstanden die langweiligsten Streitigkeiten. Prinz Eugenius focht unterdessen noch immer gegen die Franzosen, Marlborough war von seiner Königinn aller Würden entsetzt, und dies hatte zur Folge, daß die Franzosen einige Festungen in den spanischen Niederlanden wegnahmen, ohne von Euge-

nius gehindert werden zu können. Solches wurde in Utrecht bekannt, und als nächstens der holländische Gesandte, Graf von Rechtern, vor dem Hause des französischen Gesandten, Herrn von Menager vorbeifuhr, wurde seine Dienerschaft von den Domestiken des Franzosen höhnisch angerufen. An den folgenden Tagen ward die Unart wiederholt, und als der französische Gesandte dem holländischen dafür keine Genugthuung leistete, so erlaubte bei nächster Gelegenheit sich ein Bedienter des Holländers, einem Domestiken des Franzosen eine derbe Ohrfeige zu geben. Herr von Menager berichtete solches gleich seinem Könige, und Ludwig drohete, alle Friedensunterhandlungen auf der Stelle abzubrechen, wenn die Generalstaaten nicht augenblicklich den Grafen von Rechtern abberiefen, und nicht die feierlichste Erklärung abgäben, daß es ihnen sehr leid sei, wenn Seine allerchristlichste Majestät glauben sollten, daß sie es jemals an dem Höchstdenselben schuldigen Respecte haben mangeln lassen wollen. Der Graf von Rechtern bat daher selbst um seine Entlassung, und sein Nachfolger legte den französischen Ministern wirklich vor einer großen dazu geladenen Gesellschaft die demüthigende Erklärung ab.

Diese Domestikenhändel hatten das Friedensgeschäft fast auf ein halbes Jahr unterbrochen. Als man nun wieder anfing, erklärte der kaiserliche Minister, Graf Sinzendorf, Frankreich müsse dem Kaiser und Reich alles wieder herausgeben, was es durch die Friedensschlüsse zu Münster, Nimwegen und Ryswyk erlangt habe, und der ganzen spanischen Monarchie entsagen, auch nicht ein Dorf dürfe fehlen. Man kann wohl denken, daß die Franzosen diese Forderung keiner Antwort würdigten. Sie steckten sich hinter die Engländer, denen sie Gibraltar und Minorka, die Hudsonsbai in Nordamerica und viele Inseln Westindiens nebst dem Negerhandel-Monopol zugestanden. Nun war England gewonnen: es lud Portugal, Preußen und Savoyen ein, dem Vertrage beizutreten, vom Kaiser wurde keine Kenntniß mehr genommen. Portugal erhielt eine kleine Begünstigung in Südamerica, Preußen ein Stückchen Landes in Geldern, die Souveränität über Neuschatel und Valengin und die Anerkennung seiner Kö-

nigswürde, Savoyen die Insel Sicilien*) als ein Königreich und die Anwartschaft auf Spanien, wenn das neue spanische Haus aussterben sollte, Philipp V. solle aber König von Spanien und Indien bleiben, jedoch Spanien und Frankreich niemals unter einem Könige vereinigt werden. Dieser letzte Punkt war für Ludwig sehr bitter, doch gab er ihn zu, und Philipp V. stellte eine Entsagung auf Frankreich aus. Die Holländer, jetzt auch verlassen, traten ebenfalls bei, und erhielten einige Gränzfestungen.

So waren die Herren in Richtigkeit. Am 11. April 1713 wurden die verschiedenen Gesandten zur Unterzeichnung in die Wohnungen der englischen Minister geladen, und Frankreich genoß die Lust, einen neunfachen Frieden in einem Tage zu schließen, ohne ein Dorf verloren zu haben, vielmehr hatte es Spanien gewonnen. Die Generalstaaten unterzeichneten zuletzt, noch um Mitternacht. Der kaiserliche Gesandte hatte an diesem Tage entrüstet Utrecht verlassen; in einer derben Schrift machte er bekannt, warum der Kaiser diesem Frieden nicht beitreten könne.

Den Engländern gereicht es zur ewigen Schande, daß sie ihre Bundesgenossen so treulos im Stiche ließen. Aber sie fühlten hier das erste Mal ihre Wichtigkeit. Wie hätte Frankreich den Frieden zu Utrecht schließen können ohne England's Gunst! Durch diesen Frieden erlangte England auch die Ausdehnung seiner Seemacht und den Rang eines Staates erster Größe, den es bis jetzt noch behauptet. Es handelte im niedrigen Krämergeiste, und tröstete sich über den Verlust der Ehre mit dem zeitlichen Gewinn. Wer könnte es billigen?

Der Kaiser und das deutsche Reich waren entschlossen, allein den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen, denn noch lebte Prinz Eugenius, und handelte schon kräftig am Rheine. Aber ach! die deutschen Fürsten waren nicht einig und viel zu langsam, ihren Beitrag an Mannschaft und Geld zu liefern; einige steuerten nichts, und nahmen verrätherisch französisches Geld. Wie nur zu oft, mußte auch jetzt

---

*) Im Jahre 1720 wurde Savoyen von Karl VI. gezwungen, Sardinien für Sicilien anzunehmen.

Deutschland das Gespött der Nachbarn werden. Prinz Eugenius hätte weinen mögen: er mußte sehen, wie Villars vor seinen Augen Landau und Freiburg wegnahm, und die Rheingegend mit französischer Barbarei verheerte. Während der Belagerung Freiburgs lud Villars indessen den Prinzen zu einer Zusammenkunft ein, ob man sich nicht über einen endlichen Frieden verständigen könne. Beide Feldherren trafen wirklich in Rastadt zusammen, und Villars war gegen den großen Eugenius so gefällig, daß er mehrere alte Forderungen Frankreichs fallen ließ. Wenigstens hieß es nicht, Oesterreich solle von der spanischen Herrschaft nichts erhalten. Ludwig XIV. wollte jedoch einen solchen Frieden nicht, Eugenius reisete deshalb unwillig ab; aber Villars ging nach Straßburg, wo damals Ludwig war, und bewog ihn, gegen die billigen Nachgebungen des Kaisers auch erkenntlich zu sein. Schnell rief Villars den Prinzen Eugenius nach Rastadt zurück, und in 6 Tagen war der Friede vollendet. Die Schreiber arbeiteten eine ganze Nacht an der Ausfertigung: am 6. April 1714 Morgens zwischen 3 und 4 Uhr unterschrieben Eugenius und Villars, noch beim Kerzenschimmer, und fielen sich dann entzückt in die Arme. In diesem Frieden zu Rastadt erhielt das Haus Oesterreich die spanischen Niederlande (die von jetzt an die österreichischen Niederlande hießen,) das Königreich Neapel, Sardinien, Mailand, Mantua, die Häfen in Toskana; Frankreich gab Freiburg heraus, nicht aber Landau, und der Kurfürst von Bayern wurde in seine Länder und Würden wieder eingesetzt.

Im Rastadter Frieden war aber das heilige römische Reich nicht begriffen, denn der Kaiser hatte ihn nur für sein Haus Oesterreich abgeschlossen. Er entschuldigte sich mit der Eile, die das Geschäft erfordert habe, und lud die Reichsfürsten ein, entweder selbst mit Frankreich Frieden zu machen, oder ihn dazu mit Vollmacht zu versehen. Die deutschen Fürsten wählten das Letztere, und so kamen Eugenius und Villars abermals in Baden, einer Stadt der Schweiz, zusammen, und schlossen im Namen des heiligen römischen Reiches und Frankreichs am 7. September 1714 den Frieden zu Baden, der nichts war, als eine Be-

stätigung des Utrechter und Rastadter Friedens. Doch ich irre, Deutschland erwarb in diesem Frieden doch etwas, und zwar — ein einziges Dorf, Kehl, Straßburg gegenüber, welches Ludwig den Deutschen zurückgab. Dafür hatte Deutschland 14 Jahre hindurch seine Fluren verwüsten und das Blut seiner Söhne versprützen lassen. Jedoch haben auch solche traurige Kriege ihr Gutes: sie bewahren die Menschheit vor Erschlaffung, leiten durch vieles Elend die Gemüther auf das Himmlische, und der Verlust des Irdischen weckt die Sehnsucht nach dem Bleibenden. Es ist ja gewiß, daß Leid den Menschen mehr zu bessern pflegt, als Freude, und da alles nach dem Willen oder Zulassen der Fürsehung geschieht, die selbst aus dem Uebel Nützliches zu erzielen weiß, so dürfen wir voraussetzen, daß auch dieser blutige Krieg für Deutschland nicht ohne Segen gewesen sein wird.

§ 34.

Das Christenthum in China.

(Seit 1640.)

Nachdem wir Manches von den Gräueln des Krieges erzählt haben, richten wir unsere Aufmerksamkeit mit größerer Genugthuung auf die Verbreitung der christlichen Religion in fernen Welttheilen. Es ist wohlthuend und erhebend für das christliche Gemüth, den Bestrebungen der katholischen Kirche in allen Jahrhunderten, sämmtliche Völker des in Christo erschienenen Heils theilhaftig zu machen, im Geiste nachzufolgen.

Schon der h. Franciscus Xaverius hatte den Gedanken gefasset, den Chinesen zu predigen, und nur der Tod hatte ihn an der Ausführung seines Vorhabens gehindert, wie bereits erzählt wurde. Nach seinem Tode wagten drei Jesuiten, die des großen Heidenapostels Geist besaßen, nach China zu gehen, und das Evangelium zu verkündigen. Die Chinesen, kein rohes Volk, bewunderten die Lehre dieser Männer, und staunten auch deren sonstige Wissenschaft

an, da sie bisher geglaubt hatten, die größten Gelehrten und Künstler auf Erden zu sein. Sie erzählten ihrem Kaiser Tschongtsching, Männer von außerordentlicher Geschicklichkeit wären aus Europa angekommen, die ihnen ganz unerhörte Dinge verkündigten. Der Kaiser ließ sie an den Hof rufen, gewann sie lieb, wies ihnen sogar eine Wohnung in der Hauptstadt an, und erlaubte ihnen zu lehren, wie sie wünschten. Beim Fortschritte des Christenthums ward freilich der Neid der Bonzen rege; sie redeten dem Kaiser ein, die Fremdlinge wären ausgeschickt, in dem „himmlischen Reiche des Weltalls"*) einen Anhang zu gewinnen, und der europäischen Eroberungssucht den Weg zu bahnen; dies hatte zur Folge, daß die Christen einige Jahre verfolgt wurden. Aber mit der Zeit sah der Kaiser das Ungegründete dieser Besorgniß ein, und die Annahme des Christenthums wurde wieder frei gegeben. Dominicaner, die nach China kamen, halfen das Evangelium hier weiter fördern.

Bald darauf entstand eine Revolution in China. Der Kaiser wurde in seiner Residenz belagert, und tödtete sich selbst. Da man den Rebellen, der nach dem Throne strebte, nicht aufkommen lassen wollte, so rief man die Mantschu, eine fremde Völkerschaft, in's Land. Diese eroberte China, und setzte ihren Herrscher Tschun-tschi auf den Thron, welchem 1662 sein Sohn Cangi folgte, der Stammvater des jetzigen chinesischen Kaiserhauses. Die Rache der Bonzen hatte schon mehrern Märtyrern das Leben gekostet; was war nicht von dem Eroberer zu fürchten? Aber nein, Cangi erkannte in den Christen seine treuesten Unterthanen, und erschien oft in ihren Kirchen. Personen vom höchsten Range nahmen nun die Taufe.

Als Cangi starb, war sein Erbprinz Yontsching noch minderjährig, und vier Mandarinen bekamen die Regentschaft. Nun wurden die Christen wieder verfolgt, ihre Lehrer aus dem Reiche geführt oder eingekerkert, nur duldete man vier Missionäre, den Prinzen in der Mathematik zu unterrichten, weil kein Chinese dem Lehramte für diese treff-

*) So nennen die Chinesen ihr Reich.

liche Wissenschaft gewachsen war. Der Prinz faßte eine große Liebe für die Glaubensprediger, und als er den Thron bestieg, stellte er die Verfolgungen der Christen ein, und gab ihnen ihre Kirchen wieder. Man mußte neue Missionen anlegen, so groß war der Drang der Heiden, welche Unterricht verlangten, und zu den Jesuiten und Dominicanern gesellten sich jetzt noch Franciscaner wie auch Weltpriester, den Weinberg des Herrn in China anzubauen. Die Jesuiten aber hatten die meiste Gewandtheit, das chinesische Volk einzunehmen; sie ehrten die Sitten des Landes, welche nach ihrer Ueberzeugung mit der Religion bestehen konnten, sprachen von den großen Männern der Vorzeit, welche die Nation feierte, mit Achtung, und die Sprache der Chinesen redeten und schrieben sie so zierlich, als wären sie Kinder des Landes. Die andern Glaubensprediger beneideten sie um diesen Vorzug, nämlich die Dominicaner und Franciscaner, und wollten bald in den Grundsätzen der Jesuiten etwas Unchristliches gefunden haben.

Die Chinesen feierten nämlich das Andenken ihrer berühmten Vorfahren an gewissen Tagen durch angezündeten Weihrauch und durch Abschlachtung von Thieren, die darauf verspeiset wurden. Die Gelehrten der Nation ehrten auf diese Weise den Confucius, welcher, wie wir wissen, lange vor Christi Geburt lebte, ein Weiser, der eine ziemlich vernünftige Sittenlehre ohne eigentliche Religion in Gang gebracht hatte, aber doch als Stifter des alten chinesischen Glaubens galt. Jede Familie feierte das Andenken ihrer Väter besonders. Die Jesuiten fanden darin nichts Anstößiges, und erlaubten solches auch den christlichen Chinesen. Vielleicht machte es der Ordensneid, wahrscheinlicher aber eine entgegengesetzte Ueberzeugung, daß die anderen Missionäre ihren Zöglingen die sogenannten chinesischen Gebräuche als eine nicht gewöhnliche, sondern als religiöse Verehrung, ja als Abgötterei untersagten: jedenfalls standen diese Gebräuche mit der heidnischen Religion in naher Verbindung. Die Angelegenheit wurde nach Rom an den Papst berichtet; mehrere Päpste nach einander entschieden für und wider die chinesischen Gebräuche, je nachdem sie den Bericht der Jesuiten oder Dominicaner angehört hatten; auch schickten

sie Legaten nach China, an Ort und Stelle die Beschaffenheit der chinesischen Gebräuche zu untersuchen, und die Entscheidung war abermals schwankend, zuletzt aber wurden die chinesischen Gebräuche den Christen in China vom Papste als abgöttisch untersagt. Der Kaiser Yontsching war mit diesem Urtheil durchaus nicht zufrieden; er hörte selbst die päpstlichen Legaten an, und da er sie nicht umstimmen konnte, befahl er 1724, alle christlichen Kirchen in seinem Reiche nieder zu reißen, alle Missionäre über die Gränze zu bringen, jene ausgenommen, welche ein kaiserliches Patent hätten (solches wurde aber nur denen ertheilt, welche die chinesischen Gebräuche duldeten,) und welche er sonst als Lehrer weltlicher Wissenschaften in seinem Dienste zu behalten wünschte.

Von dieser Zeit an ist die Lage der Christen in China ein Stand des Leidens gewesen. Zuweilen wurden sie wieder begünstigt, zuweilen verfolgt, und die chinesische Kirche zählt sogar kaiserliche Prinzen unter ihren Märtyrern. Aber noch immer sind viele Christen in China, der Stern des Glaubens ist hier noch nicht untergegangen, und kann einst, so hoffen wir, diesem zahlreichen und begabten Volke glänzend strahlen. In der neuesten Zeit sind die Umstände für eine weitere Verbreitung der katholischen Kirche in dem Reiche der Mitte wieder sehr günstig.

§ 35.

Neue Missionen der Jesuiten.

Aber nicht bloß China, sondern auch die neue Welt erhielt damals Kunde vom Evangelium, z. B. die Länder Nordamerica's, die von ewiger Kälte erstarren, und nur Jesuiten übernahmen hier das Apostelamt. Die Huronen wurden Christen und Menschen, Canada hörte auf, bloß von Menschenfressern bewohnt zu werden, und die Halbinsel Californien, sonst von menschlichen Geschöpfen bewohnt, welche wirklich nicht über fünf zählen konnten, hatten bald Dörfer, deren Bewohner gern zur Kirche kamen, wenn die menschenfreundlichen Jesuiten sie mit Schellen zusammen

riefen, und ihr Stumpfsinn ging in Gelehrigkeit über. Die Jesuiten kannten keine größere Freude, als zu sehen, welches Vergnügen, welche Seligkeit solchen Naturmenschen das Christenthum gewährte. Sie selbst erfuhren dadurch an sich eine Gewalt der christlichen Religion, welche sie bisher noch nicht geahnt hatten, und wurden erbaut durch die Tugenden ihrer geistlichen Kinder.

In Ostindien gewann das Christenthum immer mehr Ausdehnung. An einer Fischerküste, wo die Holländer auch ihre Handelslager aufgeschlagen hatten, entstand indessen eine bedeutende Gährung. Die Neugetauften flohen vor den Holländern in ihre Wälder, und verbreiteten das Evangelium auf diese Weise noch weiter, gerade so, wie die aus Jerusalem vertriebenen Christen, von denen die Apostelgeschichte erzählt. Die Holländer geriethen auf den Einfall, auch Missionen reformirten Glaubens an diesen Küsten anzulegen, und ließen einen reformirten Prediger aus Batavia dahin kommen, die neuen Katholiken aus ihrer Finsterniß zu reißen. Bei der ersten Unterredung, welche derselbe mit dem Oberhaupte der Fischer hatte, sagte dieser: „Du wirst wissen, daß der Glaube unter uns nur durch die großen Wunder, welche der h. Vater Franciscus Xaverius in diesen Gegenden wirkte, Wurzeln geschlagen hat. Ehe sich also von einer Aenderung reden läßt, mußt du weit mehr Wunder verrichten, als er, zum Beweise, daß die Religion, die du uns anräthst, besser sei, als jene, die wir verlassen sollen. Mache also den Anfang damit, daß du wenigstens 10 Todte erweckest; denn unser großer Vater Xaverius hat ihrer 6 wieder belebt. Heile alle unsere Kranken, und mache das Meer fischreicher, als es gegenwärtig ist. So lange du dergleichen nicht thust, hast du auf deinen Vorschlag keine Antwort von uns zu erwarten.“ Der Prediger hatte von einem Fischer sich einer solchen Antwort nicht versehen, indessen bei dem Mangel der Wundergabe brauchte man Gewalt: man machte die Missionshäuser zu Factoreien, führte in den Kirchen den reformirten Gottesdienst ein, und gab den Pararas (so heißt das Fischervölkchen) den strengsten Befehl, bei der reformirten Predigt zu erscheinen. Aber der Häuptling schlug die War-

nung an, daß jeder, welcher an dem neuen Gottesdienste Theil nehme, als ein Verräther behandelt werden solle. Einer, welcher diese Warnung verachtete, wurde wirklich des Landes verwiesen.

Pater Stanislaus Arlet wagte sich mit einigen getauften Indianern, welche ihm den Weg zeigten, zu den fürchterlichen Canisiern; diese Barbaren hauseten in entlegenen Wäldern Peru's, und lauerten nur auf fremde Menschen, um sie zu verzehren. Kaum erblickten sie den fremden Missionär, als ihm 1200 mit Bogen und Spießen entgegen rannten, aber die Bekleidung und die Pferde der Ankömmlinge machten sie stutzen. Vor Angst warfen sie die Waffen von sich, und wollten fortlaufen, aber Arlet winkte denselben freundlich, und bedeutete ihnen, sie — die Fremdlinge — wären nicht Feinde, sondern Brüder, und aus einem fernen Lande gekommen, ihnen Gutes und Liebes zu erweisen. Dann sprach er von dem höchsten Wesen, welches alle seine Anbeter ewig belohne, seine Verräther aber ewig und schrecklich strafe. Die Jesuiten wußten es längst aus Erfahrung, daß die Freuden des Himmels und die Qualen der Hölle den rohen Menschen am besten an's Herz gelegt werden konnten. Sind ja auch Lohn und Strafe, Hoffnung und Furcht, die Hauptgründe, wodurch die Menschen sich bestimmen lassen, Gutes zu thun und Schlechtes zu meiden. Der erste Haufe Canisier blieb, und glaubte. Sie erzählten ihren Nachbarn von dem, was sie gehört hatten, und führten dem Pater neue Zuhörer herbei. Bald schickte ein Volk von 6 großen Wäldern Abgeordnete an den Pater, und bat um seine Freundschaft und seinen Unterricht. Sie folgten ihm, wie Schafe dem Hirten, und er wies ihnen eine große Ebene, die westlich einen wildreichen Wald, nördlich einen fischreichen Fluß zur Gränze hatte. Hier rieth er ihnen zusammen zu wohnen. Er zeigte den Naturkindern, wie man ein Haus baue, und bald stand ein ganzes Dorf da. Die Weiber lernten spinnen, weben und nähen; die Priester hielten es nicht unter ihrer Würde, ihnen alles selbst vorzumachen, und bald waren alle züchtig gekleidet. Ihre Unkeuschheit verschwand, sie gewöhnten sich die Trunkenheit ab, und lebten so mäßig, daß sie lange noch nicht Brod

und Wein kannten. Den Ackerbau führten die Jesuiten aber ein, sobald die nöthigeren Arbeiten abgethan waren, weil Ackerbau der Grund der Bildung ist. Eine Kapelle diente anfangs zum Gottesdienste; die frommen Canisier jedoch, die von den Jesuiten hörten, welch prächtige Kirchen die Christen anderswo besäßen, ruhten nicht, bis sie auch einen herrlichen Tempel erbaut hatten. Kamen heidnische Nachbarn zu ihnen, so schlachteten und verzehrten sie dieselben nicht mehr, wie früher, sondern nahmen sie freundlich auf, gaben ihnen Essen und Trinken und weiche Betten, und zeigten alle ihre neuen Einrichtungen. Es fehlte nicht, die unbekannten Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens reizten manchen zu bleiben. Andere führten dieselben auch in ihrer Gegend ein, es entstanden neue Dörfer, und alle nahmen das Christenthum an. Nach 10 Jahren zählte man in dieser Gegend schon über 40,000 Christen, die nichts mehr von ihrer ehemaligen Wildheit besaßen: sie grüßten sich einander, trugen sich gegenseitig ihre Dienste an, beherbergten Fremde, verpflegten wetteifernd die Kranken und Alten, mit einem Worte, sie übten die christliche Nächstenliebe eifriger und reiner, als die Christen in Europa, zur innigen Freude ihrer geistlichen Väter. Und diese neuen Christen hatten noch jüngst immer Kriege mit den Nachbarn geführt, um Menschen fressen zu können! Man weiß kaum, was man hierbei mehr bewundern soll, die Schöpferkraft des Christenthums oder das Erziehungstalent der Jesuiten.

Wir können uns nicht enthalten, hier ein Beispiel von edler hochherziger Selbstaufopferung eines Jesuiten mitzutheilen:

Das Huronendorf, wo Vater Daniel lebte, wurde am 4. Juli 1648 von den Irokesen überfallen; die jungen Krieger waren abwesend. Der Jesuit las in demselben Augenblicke Messe vor seinen Bekehrten, und hatte bloß Zeit, die Wandlung zu vollenden, um zu dem Platze zu laufen, von wo das Jammergeschrei herüberschallte. — Sein Auge erblickte eine schreckliche Scene: Weiber, Kinder und alte Männer lagen unter einander in den letzten Zügen. Alle, die noch am Leben waren, fielen zu seinen Füßen und flehten um die Taufe. Der Vater tauchte ein Linnentuch ins Wasser, und besprengte

damit den knieenden Haufen, und verschaffte auf diese Weise das ewige Leben denjenigen, welche er vom zeitlichen Tode nicht retten konnte. Er erinnerte sich dann, daß er in den Hütten einige Kranke zurückließ, welche das Siegel des Christenthums noch nicht bekommen hatten. Er eilte dahin, nahm sie in die Zahl der Erlösten auf, kehrte zur Kapelle zurück, verbarg die h. Gefäße, gab den Huronen, welche sich zum Altare hinbegaben, die Generalabsolution, ermahnte sie, ihre Flucht zu betreiben, und, um ihnen Zeit zu verschaffen, dieselbe zu bewerkstelligen, ging er aus, um dem Feinde zu begegnen. Bei dem Anblicke des Priesters, der allein gegen eine ganze Horde heranschritt, hielten die erstaunten Barbaren inne, und fielen einige Schritte zurück, und da sie es nicht wagten, sich dem Heiligen zu nähern, schossen sie in einiger Entfernung mit ihren Pfeilen auf ihn. Obschon durchbohrt von ihnen auf allen Seiten, sagt Charlesvoix, sprach er noch mit einem außergewöhnlichen Nachdruck fort; bald richtete er die Rede an den Allmächtigen, dem er sein Blut für seine Heerde aufopferte, bald an seine Mörder, denen er mit dem Zorne des Himmels drohte, sie aber dessenungeachtet versicherte, daß sie allezeit den Herrn willig finden würden, ihnen zu vergeben, wenn sie zu seiner Gütigkeit Zuflucht nehmen wollten. — Er verschied; und indem er dadurch die Aufmerksamkeit der Irokesen auf sich zog, verschaffte er einem Theile seiner Gemeinde das Mittel zur Rettung.

Es ist mir nicht möglich, so ausführlich die Bekehrung aller Völkerschaften in Amerika zu erzählen, die der Jesuitenorden bewerkstelligte. Vom See der Huronen bis zur Magellansstraße trugen die Jesuiten den Namen Jesu vor die Könige und Völker durch eine Strecke von mehr als 2000 Meilen. Es wurden in diesem weiten Gebiete 6 Erzbisthümer, 30 Bisthümer und 3 Universitäten errichtet, und in den hohen Schulen und Seminarien wurden Tausende von Indianern zu Priestern gebildet, die dann wieder als Missionäre unter ihren Landesleuten dienten. Ohne die Jesuiten aber wäre man gewiß nicht zu so staunenswerthen und segensreichen Erfolgen gelangt. — Meine Leser erinnern sich noch wohl aus dem 5. Bande (S. 217), mit welchem

Schauder Columbus die Inseln der Caraiben besah, in deren Töpfen er gekochtes Menschenfleisch fand. Diese Inseln wurden größtentheils von den Franzosen erobert, und französische Jesuiten fanden hier ein erwünschtes Feld, das sie mit apostolischem Eifer anbauten. Nirgends aber haben diese Väter sich wohl schönere Kränze geflochten, als in Paraguay; davon muß ich in einem besondern Abschnitte doch etwas ausführlich erzählen.

§ 36.

Die Christen in Paraguay.

(Seit 1658.)

Die Bekehrung der Indianer in Peru war nicht so reichlich, wie die Jesuiten für ihre aufgewandte Mühe zu erwarten berechtigt schienen, und im Ganzen konnten auch die Sitten der Neubekehrten nicht so rein genannt werden, wie in andern Ländern, z. B. ehemals in Japan. Verwiesen die Jesuiten ihren Zöglingen den unchristlichen Wandel, so antworteten diese immer: „Sind die Spanier nicht auch Christen?“ Die Laster der Spanier dienten den Indianern immer zur Entschuldigung, und mancher Völkerstamm verabscheute das Evangelium, weil es die Religion seiner Unterdrücker, der grausamen Spanier, war.

Da beschlossen einige Jesuiten, im Jahre 1658, nach dem Innern Südamerika's vorzudringen, und den dortigen Wilden zu predigen, die von der Herrschaft und Lasterhaftigkeit der spanischen Eroberer noch nichts wußten. Noch hatte kein Europäer diese Länder betreten: der Spanier Johann Solis, der sich über die Andes hinaus gewagt hatte, war von den Wilden sogleich verzehrt worden, und seitdem hatte selbst der Golddurst keinen Eroberer gereizt, dieses schreckliche Land zu besuchen. Aber der Geist der Apostel, welcher die Jesuiten beseelte, kannte keine Gefahren. Etwa 20 Jesuiten erkletterten am Ende des Jahres 1658, als dort der Sommer herrschte, die von Eis starrenden Andes; die Männer waren nur leicht bekleidet, unter dem linken

8*

Arm trugen sie ihr Brevier, in der Rechten einen Reisestab, auf dessen Knopfe ein Kreuz befestigt war; sie hatten keine Begleitung, als einige bekehrte Indianer aus Peru. Oft irrten sie zwischen Gebirgsmassen Tage lang an gähnenden Abgründen einher, wohin vielleicht seit der Schöpfung noch kein menschliches Wesen gekommen war; sie froren und hungerten, schliefen Nachts in ihren nassen Kleidern auf Bäumen, um nicht ein Raub wilder Thiere zu werden, und waren selbst da vor Schlangen und Vampiren nicht gesichert. Ihre Nahrung bestand aus wilden Kräutern, nach einigen Wochen fielen ihnen die Kleider in Stücken fast vom Leibe, und doch drangen sie immer weiter vor. Begegnete ihnen eine wilde Horde, so mußten die begleitenden christlichen Indier zurückbleiben, die Jesuiten gingen allein auf den Haufen los, und wenn diese erschlagen wurden, so konnten ihre Begleiter sich doch retten. War die Aufnahme gut, so kamen die zurückgebliebenen Indier auch herbei, und dienten als Dolmetscher. Schon auf der Reise wurden mehrere Jesuiten Märtyrer ihres Berufes, Franz v. Figuera und Suarez; Hurtado, Durango, Richter (ein Deutscher), Don Velasquez und andere fielen am Maranhon als Blutzeugen. Die Wilden wollten gefunden haben, daß das Fleisch der Weißen besser schmecke, als das Fleisch der braunen Amerikaner, vielleicht weil die Europäer mehr Salz genießen. Dennoch wurde die Mission nicht aufgegeben, vielmehr boten sich Mitglieder des Ordens in allen Provinzen für Südamerika an, ja sie baten um eine Mission dorthin, um den Beruf ihrer Gesellschaft zu erfüllen, und an den Leiden ihrer Brüder Antheil zu nehmen. (Ist es nun nicht empörend, wenn man solchen edlen Männern, die auf alles verzichten, was der Sinnlichkeit und der Selbstsucht schmeichelt, und freudig Qualen und Tod übernehmen, um dem Gottesreiche Jünger zu gewinnen, wenn man solchen hochherzigen Seelen nachsagt, sie hätten sich bei ihrem Handeln nur durch selbstsüchtige Zwecke leiten lassen?)

Die Missionäre gelangten endlich in das breite Thal, welches der Amazonenfluß durchströmt, bis in die Gegend, wo jetzt die Stadt **Borgia** steht. Von da drangen sie in die ungeheuern Landschaften, welche der Paraguay, Parana,

Urugay und andere Ströme bewässern, die endlich den prächtigen Platastrom bilden. Oft mußten die Apostel sich Baumstämme aushöhlen, um über Ströme zu setzen, deren anderes Ufer ihr Auge kaum erreichte, dann mit Aexten durch dichte Wälder sich 30 Stunden weit eine Bahn öffnen.

Kamen sie bei einer Horde Wilder an, so brauchten sie verschiedene Kunstgriffe, sich ihnen gefällig zu machen. Gewöhnlich nahten sie sich ihnen singend, und sangen da so schön, wie sie nur vermochten, denn sie hatten erfahren, daß die Musik die Herzen der Wilden am ersten noch fessele.

Hatten sie bei einer Horde einmal Aufnahme gefunden, so fügten sie sich erst ganz in die Sitten derselben, nahmen an ihren Geschäften Theil, machten ihnen Waffen, zeigten ihnen, wie dergleichen Sachen zweckmäßiger eingerichtet werden könnten, und ließen von der christlichen Religion noch nichts hören. Waren Kranke in der Gegend, so übernahmen die Jesuiten die Pflege derselben, verbanden ihre Wunden, sammelten heilende Kräuter für sie, und wachten bei ihnen des Nachts. Die rohen Indianer erblickten in den Jesuiten endlich Männer, welche nur deswegen über das große Wasser (den Ocean) gekommen wären, um sie glücklich zu machen, und die Dankbarkeit weckte bei ihnen auch alle anderen sanften Gefühle. Bekamen sie Krieg mit einer benachbarten Völkerschaft, und wollte keiner als Gesandter zu den Feinden gehen, aus Furcht, von ihnen gefressen zu werden, so erboten sich die Jesuiten zu der gefährlichen Gesandtschaft, unterrichteten sich erst gründlich von dem Gegenstande des Zwistes, nahmen einigen europäischen Tand als Geschenke an die Feinde mit, und brachten gewöhnlich den Frieden zurück.

Diese Arbeiten erwarben den Jesuiten ein allgemeines Ansehen bei den befreundeten Horden wie bei den feindlichen. Gewöhnlich vereinigten sich beide zu einer geselligen Wohnung, welches die Jesuiten so sehr wünschten, denn die Geselligkeit führt zur Bildung, und das Christenthum entfremdet seine Bekenner dem unstäten Leben. Kaum hatten die Jesuiten also die ersten Christen in Paraguay gewonnen, so riethen sie denselben, sich Häuser zu bauen, statt in Erd-

höhlen zu wohnen. Aber die Arbeit sagte den rohen Völkern nicht zu, und ein Haus kannten sie nicht einmal. Die menschenfreundlichen Glaubensboten legten also selbst Hand an's Werk: sie fällten Holz, brennten Kalk, strichen Ziegel; andere schmiedeten Nägel, Riegel und Schlösser, u. s. w. Die Werkzeuge hatten sie sich aus Quito oder Lima nachgeholt. Der träge Indianer schaute, in seiner Hangmatte sich schaukelnd, den Arbeiten der Priester nur gleichgültig zu. Als aber das erste Haus fertig da stand, so mangelhaft es auch sein mochte (weil die Jesuiten des Bauens nicht gewohnt waren), so staunten diese Naturmenschen höchlich. Sie konnten es ja trotz ihres Stumpfsinns leicht begreifen, daß man in einem Hause vor Regen und Sonnenhitze, vor Raubthieren und lästigen Insecten sicher sei. Jeder von ihnen wollte nun ein Haus besitzen, aber die Missionäre erklärten mit festem Tone, diejenigen würden den Vorzug haben, welche mitarbeiteten, und die fleißigsten wären. Das wirkte, der Eigennutz trieb alle zur Arbeit, und bald stand ein großes Dorf fertig, von reinen luftigen Gassen durchschnitten, welches 3000 Bewohner zählte, die alle Christen waren. Eine solche christliche Colonie hieß eine Reduction. Kaum war das erste Dorf vollendet, kaum waren alle Bekehrten mit Häusern versehen, so reisten einige Jesuiten nach Peru zurück, und verschafften sich in den spanischen Städten eine Menge Saatkorn, Ackergeräthe und Hornvieh für bedeutende Summen, welche die Missionshäuser in den spanischen Colonien hergaben. Ein Jesuit trieb 62 Tagreisen weit bloß mit Hülfe einiger getauften Wilden 200 Stück Rindvieh herbei, und man kann denken, wie mühsam dies in einem Lande sein mußte, wo man keine Landstraßen, keine Brücken und kein nächtliches Obdach fand, sondern nur Raubthiere und Menschenfresser, welche nach dem Fleische der weißen Missionäre hungrig waren. Viele Jesuiten wurden auf diese Weise Märtyrer ihres Berufes und eine Speise der Wilden, z. B. Pater Espinossa, der eine Heerde Schafe vor sich hertrieb. — Mit dem Ackerbau mußten die Jesuiten erst wieder selbst beginnen: sie pflügten, säeten, mähten, droschen, mahlten und backten — die Indianer schauten träge zu, aber das Brod schmeckte ihnen vortrefflich, und

die Milch, die Butter und den Käse verschmäheten sie gleichfalls nicht. Auch bei dem Vieh hatten die Jesuiten erst selbst die Wartung und das Melken, das Butter- und Käsemachen zu übernehmen; am Ende begriffen die Neubekehrten alles, wurden arbeitsam, und fühlten in ihrer neuen Lage sich glücklich. Konnten da die Jesuiten nicht mit dem Weltapostel sagen: „Ich bin allen alles geworden, damit ich alle Christo gewinne?"

Natürlich blieb es nicht bei einer Reduction; die Jesuiten waren überaus erfinderisch, neue Horden der Wilden anzuziehen. Vernahmen sie, daß ein Schwarm in der Nähe ihrer Reduction sei, so gingen einige hinaus, begleitet von wenigen Neugetauften, sangen eine christliche Hymne, und begleiteten dieselbe auch wohl mit Saitenspiel. Kaum erklangen die Töne, bald traurig klagend und absterbend, bald feierlich jubelnd, in den Ohren der Wilden, als diese die Köpfe aus ihrem Dickicht hervorstreckten, näher kamen, und bezaubert da standen. Dann zogen die Jesuiten sich zurück unter Gesang und Saitenspiel, die Wilden folgten wie bezaubert — wer denkt hier nicht an das artige Mährchen von Orpheus und Amphion? — und kamen bis mitten in die Reduction, zuweilen 300 auf einmal. Hier wurden sie von den Gläubigen liebreich in die neuen Häuser geladen, festlich bewirthet, und mit der neuen Ordnung bekannt gemacht. Alle blieben, denn sie fanden das gesellige bequeme Leben in Häusern allerliebst. Sie wurden im Christenthum, im Ackerbau und in Gewerben unterrichtet, und wenn sie fähig waren, so erhielten sie die Taufe und Grundeigenthum, und so entstand eine neue Reduction. Von einer andern Seite vergrößerten die Jesuiten ihre Reductionen, indem sie den Wilden, die sich noch nicht bekehren wollten, ihre zum Braten verurtheilten Kriegsgefangenen abkauften, dieselben im Christenthum unterwiesen, und sie zu glücklichen Bürgern machten. Bald zählte man in dem ungeheuern Innern Südamerika's schon über 60 Reductionen, deren viele über 6000 Inwohner hatten. Manche Reduction, z. B. Assumption, erwuchs zu einer Stadt von 12 bis 15 tausend Seelen, und es ist zum Erstaunen, welches Talent die Neugetauften selbst für die schönen Künste bewiesen. Sie schmück-

ten ihre Kirchen mit hübschen Gemälden von ihrer eigenen Hand, und manches ihrer Bilder ist nicht unwerth gefunden, in eine italienische Galerie aufgenommen zu werden. In der Bildhauerei blieben sie auch nicht zurück, und in jeder Reduction bildete sich ein musikalischer Verein, der die schwierigsten Stücke mit Leichtigkeit ausführte. In jeder Woche war eine musikalische Messe. Ihr Gewerbfleiß holte den europäischen bald ein, sogar brabänder Spitzen wurden von ihnen verfertigt, doch mehr zum Verkauf, als zum eigenen Verbrauch, denn alle Ueppigkeit war aus den Reductionen verbannt. Man kannte auch keine Völlerei und Unzucht, keinen Haß und Stolz mehr. Die Christen in Paraguay glichen an Unschuld den ersten Christen in Jerusalem. An jedem Morgen vor Sonnenaufgang war gemeinschaftliches Morgengebet in der Kirche, gegen Sonnenaufgang die h. Messe, darauf ein kurzer Religionsunterricht, und Abends, wenn es dämmerte, kamen alle wieder in die Kirche, gemeinschaftlich das Abendgebet zu verrichten. So bildete die Reduction eine große Familie, deren Väter die Jesuiten waren. Weil alle ihre Zeit zwischen Arbeiten und herzlichen Gebeten theilten, so waren sie immer heiter, der Friede Gottes ruhte auf ihren Antlitzen. Kein Wunder, daß immer mehr Jesuiten nach Paraguay sich hinsehnten! Hier war ein Christenvolk von Millionen, cultivirt, wie das gebildetste Volk in Europa, aber frei von den Lastern der europäischen Christen. Kein Armer befand sich unter ihnen, man kannte keine Hospitäler und Almosen, denn alle Arbeiten waren gemeinschaftlich in jeder Reduction, Nahrungsmittel und Kleidungsstücke lagen in Magazinen, und jedem wurde aus demselben das Nöthige gereicht; dafür arbeitete aber auch keiner für sich, sondern für das Magazin, und die Jesuiten leiteten nur die Verwaltung derselben, Aufseher und Rendanten (nach unserer Art zu reden) waren angesehene Männer aus dem Volke. Auch die Bußanstalt der ältesten Kirche trat hier wieder ins Leben. Hatte einer ein Laster begangen, so wurde er in die Kirche geführt, bekannte sein Vergehen, und erhielt eine öffentliche Züchtigung, oft auf der Stelle. Dann war der Rückfall selten. Wer heimlich gesündigt hatte, meldete sich freiwillig, und bat wohl um die

öffentliche Strafe. Fast alle gingen jeden Monat zum Tische des Herrn, die meisten aber genossen jeden Sonntag das Brod der Engel, und die Feier eines Festes des Herrn schien jeden mit Freude fast zu berauschen.

In Hinsicht der politischen Stellung hatten die Jesuiten den Christen in Paraguay gerathen, sich der Krone Spaniens zu unterwerfen, zugleich aber das Kabinet zu Madrid aufmerksam gemacht, wie verderblich das Leben der Europäer, die sich Christen nenneten, auf die Sitten der getauften Indianer in Peru und Mexiko wirke, und darauf angetragen, daß keinem Europäer erlaubt werden möge, nach den Reductionen zu kommen, um die Kirche in Paraguay, die so herrlich blühe, nicht mit europäischen Lastern anzustecken. Der Hof von Madrid fand die Ansicht der Jesuiten richtig, und verbot allen, die nicht von Amts wegen nach Paraguay gesendet würden, den Eintritt in dieses Land. Nach getroffener Vereinbarung ernannte der König von Spanien den General-Statthalter, der in Assumption seinen Sitz nahm, und die königlichen Oberrichter. Diese Stellen wurden blos mit Spaniern besetzt. Die Unterrichter, die Polizeibeamten, die Aufseher der Magazine u. s. w. wurden von der Gemeinde gewählt, und zwar immer nur auf ein Jahr. Jeder Erwachsene von 20 bis 60 Jahren zahlte dem Könige von Spanien jährlich 1 Thlr. Kopfsteuer; außerdem übernahmen die Christen in Paraguay die Pflicht, bei vorkommenden Gelegenheiten dem Könige von Spanien Hülfstruppen zu stellen.

Wohl 100 Jahre lebten die Christen in Paraguay glücklich, und die Reductionen dehnten sich am Ende fast über das ganze Innere Südamerika's aus. Den wehrlosen Jesuiten gebührt den Ruhm, diese Ländermasse, die kein Eroberer anzugreifen gewagt hatte, ohne Gewalt für Spanien gewonnen, und die Bewohner derselben aus Menschenfressern zu Christen und gesitteten Menschen umgeschaffen zu haben. Spanien zog aus Paraguay jährlich eine hübsche Summe, und die Verwaltung des Landes kostete ihm fast nichts.

Einmal wäre das Glück in Paraguay fast gestört worden. Die Portugiesen hatten an der Nordspitze Brasiliens

auf einem schroffen Felsen die Stadt und Festung St. Paul gebauet. Die ersten Ansiedler, wüste Jünglinge, kamen auf den sonderbaren Einfall, gleich Roms ersten Bürgern, sich Weiber aus den benachbarten Horden der Wilden einzufangen. Das gelang ihnen, und die Abkömmlinge dieser Ehen erbten alle Laster der Europäer und Wilden: die Arbeit behagte ihnen nicht, sie raubten, wagten Streifzüge, zuweilen mehrere hundert Meilen weit in das Innere Südamerika's, und kamen immer mit vielen Gefangenen und anderer Beute zurück. Die Gefangenen brauchten sie in ihren ergiebigen Gold- und Silberminen. Alles Gesindel, welches in Europa und Amerika dem Galgen entlaufen war, fand in St. Paul Aufnahme, und da die Ansiedlung schon bald mehrere tausend Seelen zählte, sagte sie sich von Brasilien los, und verwandelte sich in eine förmliche Räuberrepublik. Die Leute waren aber auch weithin so verschrien, daß man sie nur die Mameluken nannte, und kein Nachbar mit ihnen zu schaffen haben wollte. Die Reductionen in Paraguay, welche alle ja volle Magazine und großen Reichthum an Vieh und Fabrikaten besaßen, mußten die Raubgier dieser Mameluken erregen, und in kurzer Zeit waren 16 Reductionen, die ihnen zunächst lagen, gänzlich vernichtet, die Bewohner ermordet oder als Sclaven fortgeschleppt nach St. Paul. Da die spanischen Statthalter, entfernt wohnend, den äußersten Reductionen keine kräftige Unterstützung leisten konnten, so schickten sie ihnen Pulver, Flinten und Kanonen, und forderten sie auf, sich auf kriegerischen Fuß zu setzen, und die Räuber muthig zu vertreiben. Als die Mameluken nächstens wieder erschienen, empfing man sie so, daß ihnen das Wiederkommen verleidet war, und die zerstörten Reductionen wurden hergestellt. Dieser gute Erfolg veranlaßte alle Reductionen, sich zu bewaffnen, zumal da es noch überall räuberische Horden Wilder gab, welche das Christenthum verschmähten. Der spanischen Regierung war die Bewaffnung Paraguay's sehr angenehm, denn die 100,000 Bewaffneten des ganzen Staates kosteten ihr nichts, wehrten jeden feindlichen Angriff ab, und dienten der spanischen Krone oft mit vielem Vortheil in Kriegen mit Portugal gegen Brasilien. In diesem Falle erhielt die Miliz von Paraguay auch spa-

nische Offiziere; im Frieden wurde sie von den Nachkommen der alten Kaziken befehligt.

Nun blühten die Reductionen immer herrlicher auf. Damit die Bewohner mit den Lastern des Auslandes nicht bekannt würden, besorgten die Jesuiten selbst die Versendung ihrer Waaren nach Europa und nach den Kolonien in Amerika, und litten nicht, daß einer aus dem Lande reisete. Dagegen sorgten sie auch, daß es in den Reductionen nie an Werkzeugen und Materialien gebrach, die das Land selbst noch nicht lieferte. Am Ende machten die Eingebornen das Meiste sich selbst, sogar Kanonen. Fremden war der Eingang in's Land nicht nur verboten, sondern auch schon dadurch fast unmöglich gemacht, daß gar keine europäische Sprache in den Reductionen eingeführt wurde.

Verlassen wir jetzt Paraguay, und gehen nach Portugal: das neue Christenland wird uns schon wieder begegnen.

§ 37.

Marquis von Pombal.

(1750—1777.)

Ich habe oben erzählt, daß Johann IV. der erste König von Portugal aus dem Hause Braganza war. Seine Nachfolger Alphonsus VI., Peter II. und Johann V. haben wenig Interesse für uns. Johann V. regierte fast ein halbes Jahrhundert (1707—1750), und baute das Kloster Mafra, welches noch herrlicher sein sollte, als das Escorial in Spanien, aber bis jetzt noch nicht vollendet ist. Daß er an dem spanischen Erbfolgekriege Theil nahm, ist oben gemeldet. Seine Gemahlinn war Maria Anna, Prinzessinn von Oesterreich.

Unter Johann's V. Regierung fing der nachher berüchtigte Pombal seine Rolle zu spielen an. Eigentlich hieß er Sebastian Joseph von Carvalho, geboren 1699, Sohn eines Capitains, aus dem niedern Adel, doch war seine Mutter, eine Mendoza, von hoher Familie, auch hatte er einen hohen Prälaten zum Oheim. Der junge Carvalho

studirte in Coimbra die Rechte, wurde dann Soldat, war ein tollkühner Raufer, ein ausschweifender Wüstling, und wurde deswegen aus der Hauptstadt Lissabon verwiesen. Als er eine Zeitlang auf dem Gute seines Vaters still gelebt hatte, gewann er die Zuneigung einer vornehmen und reichen Wittwe, und da er ihre Verwandten nicht stimmen konnte, in eine Ehe mit derselben zu willigen, so entführte er sie, und die reiche Wittwe ward seine Gemahlinn. Nun hatte er die Grafen Arcos zu geschwornen Feinden, weil sie den armen Ritter verachteten. Diese Schmach trieb ihn an, empor zu streben. Mit 40 Jahren kam er an den Hof, gefiel durch sein schönes Aeußere und durch seinen bescheidenen Ton. Der Posten eines Gesandten in England ward ihm zu Theil, und in diesem Reiche faßte er nicht nur den Gedanken, Portugal von den Fesseln des englischen Handels zu befreien, sondern auch die freien oder vielmehr leichtfertigen Ansichten von Religion auf, die er nachher deutlich genug aussprach. Als er von London zurückkehrte, ward er als Gesandter nach Wien gesendet, auf Anrathen der portugiesischen Königinn, die ihm überaus gewogen war. Da seine Gemahlinn starb, heirathete er in Wien eine junge Gräfinn Daun, und so wenig traute man hier seiner Würde, daß er vorher seinen Adel beweisen mußte, ehe er zu der Heirath gelangen konnte. Wäre die Königinn von Portugal nicht seine Gönnerinn geblieben, so hätte er es gewiß nicht weit gebracht, denn der König Johann V. haßte den Ehrgeizigen, und rief ihn auch von Wien ab. Carvalho war nun wieder ein Privatmann; weil er aber wußte, wie viel die Jesuiten am Hofe galten, so schloß er sich an dieselben an, erschien täglich in ihrer Kirche, feierte die Sonntage des h. Ignatius und die Freitage des h. Xaverius, und hieß in Lissabon allgemein der große Jesuit. Alles dieses that er nur, um die höchste Würde in Portugal zu erschleichen.

Endlich starb Johann V. am 31. Juli 1750, am Sterbetage des h. Ignatius, und da der Kronprinz als Joseph I. den portugiesischen Königsthron bestieg, empfahlen die getäuschten Jesuiten ihm zum Minister vor allen andern den frommen Carvalho. Gleich trat dieser sein Amt an, und

wußte die Gunst der alten Königinn zu bewahren, bis diese im J. 1754 ebenfalls starb. Sie war immer eine Gönnerinn der Missionen gewesen und so oft Jesuiten nach Brasilien gingen, hatte sie dieselben erst vor sich kommen lassen, und sie gebeten, ihr über den Zustand der Missionen fleißig zu schreiben, und ja nicht zu verschweigen, welche Hindernisse von Portugiesen oder königlichen Beamten der Verbreitung des Christenthums gelegt würden; ihre Namen sollten verschwiegen werden. Die Jesuiten hatten diesen Befehl erfüllt, und den Gouverneur von Brasilien vielseitig als einen despotischen Herrscher dargestellt, der die Indianer durch seine Grausamkeit immer mehr gegen das Evangelium erbittere. Dieser Gouveneur war kein anderer, als Mendoza, Carvalho's Bruder. Der Minister wunderte sich, so oft im Rathe Klagen über seinen Bruder zu hören, und konnte die Quellen derselben nicht entdecken. Nach dem Tode der Königinn fand er Gelegenheit, sich ihrer Papiere zu bemächtigen, und wie wüthete er, hier zu sehen, daß Jesuiten die Berichtsteller über seinen Bruder waren! Das sollte der ganze Orden ihm büßen, dem er seine Erhebung aus dem Staube zu danken hatte.

Gelegenheiten dazu boten sich ihm viele dar. Weil Carvalho glaubte, in Paraguay wären Goldgruben vorhanden, so faßte er den Plan, mit Spanien den Austausch einer Provinz dieses Landes gegen die brasilische Provinz San Sacramento zu treffen. Spanien willigte ein, nur sollten die Unterthanen nicht abgetreten, sondern in das neue spanische Gebiet versetzt werden, welches öde und unbebaut war, und 400 Stunden weit entfernt lag. Selbst der Irokese liebt sein Vaterland, und es ist etwas Hartes, den Menschen von dem Boden zu vertreiben, den er immer bebaute, der die Gebeine seiner Väter enthält, und ihn an die lieblichen Kinderjahre beständig erinnert. Die Jesuiten stellten dies den Höfen vor, und bemerkten auch, welche Unmöglichkeit es sei, einen ganzen Völkerstamm mit Weibern und Kindern, mit dem Vieh und der sonstigen Habe durch Wüsten 400 Stunden weit zu versetzen. Umsonst! Da riethen die Jesuiten den Unglücklichen, sich in ihr unvermeidliches Schicksal geduldig zu fügen, und verloren dadurch alles

Vertrauen. Die Bewohner von Paraguay sahen die bisher so geschätzten Väter nun für Verräther ihres Landes an, die nur gekommen wären, sie unter das Joch der Fremden zu bringen. Als Carvalho's Bruder, Medoza, mit einem starken Heere einrückte, setzten sich gegen den Rath der Jesuiten die Indianer zur Wehre, und es dauerte zwei Jahre, und kostete viel Blut von beiden Seiten, daß sie unterjocht wurden. Carvalho schrieb den Widerstand der Indianer auf Rechnung der Jesuiten, und ließ Bücher schreiben, den Orden auch in Europa verhaßt zu machen. Die Jesuiten, hieß es, hätten im Innern Südamerika's ein eigenes Reich gegründet, welches auch den Augen der Spanier dort entgangen sei, — der Jesuitenkönig heiße Nikolaus, der sich durch Kniebeugen und Fußkuß von seinen Unterthanen verehren lasse — keinem Europäer werde der Eintritt ins Land gestattet, denn die Europäer würden den Indianern von den Jesuiten als Gottesläugner beschrieben, die man fern von sich halten müßte. Carvalho hatte in Lissabon einen Mann mit 3000 Livres Gehalt angestellt, ihm über die Jesuiten dergleichen Lügen zusammen zu schreiben*). Der Mann hieß Platel, war ein Franzose von Geburt, ein Kapuziner, der aus Madras und Pondichery, wo er als Missionair hatte arbeiten sollen, wegen seiner Unsittlichkeit von dem General seines Ordens war entfernt worden. Nach seiner Entfernung aus Pondichery ging dieser Mensch nach Italien, schrieb dort ein schlechtes Buch, was für ihn die Folge hatte, daß er in ein Kapuzinerkloster eingesperrt wurde. Er entsprang, ging nach Holland, wurde reformirt und der ehemalige Pater Norbert, so war sein Klostername, nannte sich jetzt Piter, und eröffnete eine Weinschenke. Als es damit nicht voran wollte, sah er sich in England, Deutschland und Preußen um. Ueberall ausgestoßen wendete er sich wieder nach Frankreich, erschien abermals als Katholik, und zwar als Weltpriester unter dem Namen Abbé Platel, da sein Familienname Parisot war, und als solcher kam er in die Dienste Carvalho's mit

*) Pombal verwandte nach Augustin Theiner jährlich 800,000—1,200,000 Dukaten, um feile Schriftsteller gegen die Jesuiten zu kaufen.

3000 Livres Gehalt, um die Jesuiten in Paraguay zu verläumden. Ein abtrinniger Jesuit ward sein Gehülfe. Was diese beide Elenden damals von Portugal aus in die Welt hineinschrieben, wird leider noch jetzt von vielen für lautere Wahrheit gehalten, weil es Menschen gibt, die geschäftig sind, diese Entstellungen und Verläumdungen noch immer von Neuem drucken zu lassen, obwohl dieselben hundermal genügend widerlegt sind. Die Bischöfe und Statthalter in Peru und Mexiko machten damals ganz andere Berichte über die Jesuiten bekannt, aber dieselben wurden weniger beachtet, denn das Böse findet immer eher Glauben, als das Gute.

Die Christen wurden aus Paraguay nicht vertrieben, sondern unterjocht. Nachdem man ihr Gebiet oft gemessen und besteuert hatte, fand man keine Gold- und Silbergruben in demselben, und Carvalho schämte sich seines Unternehmens.

Auch noch in andern Punkten versah Carvalho sich nicht weniger. Er wollte die Fabriken des Landes heben, und den Gebrauch ausländischer Fabrikate verhindern. Das war löblich. Aber er verfuhr dabei so gewaltthätig, daß alle Stände empört wurden. Jedem, welcher ausländische Stoffe trug, ließ er auf öffentlicher Straße das Kleid vom Leibe reißen, und ihn so nach Hause gehen. Weil der gelehrte und gewaltthätige Menschenbeglücker einmal den Gedanken aufgefaßt hatte, daß nur der Ackerbau Portugal glücklich machen könne, so befahl er den Landleuten, ihre Weinberge in Aecker umzuschaffen, und da dies nicht auf der Stelle geschah, ohne Zweifel auch aus dem Grunde, weil Boden und Clima in jenem Lande sich besser für den Weinbau eignen, so ließ Carvalho den dritten Theil von ihren Weinbergen zerstören, wodurch manche an den Bettelstab gebracht wurden. Er wollte, daß die Engländer nicht die einzigen Weinhändler Portugals sein sollten; deshalb übertrug er den Weinhandel, welcher bisher viele tausend Familien genährt hatte, einer einzigen Gesellschaft, und dies erregte um desto größeren Unwillen, weil man sagte, der Minister theile den Gewinn des Weinhandels mit dieser Compagnie, welches indeß ungegründet war; denn er hat sich nie bereichert, er suchte

nicht Geld, sondern Herrschaft. Zu Porto entstand aber ein fürchterlicher Tumult gegen die Weincompagnie, die vielen Menschen das Leben kostete, und auch in diesen Handel wußte der Minister die Jesuiten zu verflechten, indem er dem Papste klagte, daß die Jesuiten seinen Wein als untauglich zur Messe verwürfen. Wollte man alle Gesetze, Verordnungen und Veränderungen, die Carvalho gleich in den ersten Jahren seiner Regierung vornahm, aufzählen, so würde das Register allein ganze Bogen füllen, wollte man nur das Dauerhafte und Nützliche anführen, so würden einige Zeilen leicht Alles einfassen.

Bald nach dem erwähnten Aufstande ereignete sich das furchtbare Erdbeben zu Lissabon. Am Feste aller Heiligen (1. November 1755), eben zur Zeit des Gottesdienstes, wankte der Boden, und 30,000 Menschen wurden entweder lebendig von den Trümmern der Gebäude verschüttet, oder kamen in den Wellen des ausgetretenen Tejo um. Carvalho's Palast war stehen geblieben, die Bürger Lissabons waren aber so erschreckt, daß sie den schaudervollen Ort völlig verlassen, und sich anderswo anbauen wollten. Der Minister verhinderte dies wie ein zweiter Camillus, und zeigte sich überhaupt bei diesem Unglücke sehr lobenswerth; er fuhr in seinem Wagen umher, um Anstalten zu treffen, die verschütteten Leichen hervorzuziehen und zu beerdigen, und die verwaiseten Verwandten zu trösten, und wußte selbst den König zu bewegen, Hand ans Werk zu legen, daß die vielen Leichen beerdigt würden. Dies rührte wohl manchen, aber noch größere Wirkung brachten die Jesuiten auf ihren Kanzeln hervor, da sie das Erdbeben als eine Strafe des Himmels schilderten gegen die Laster und die Neuerungen der neuesten Zeit. Das bezog Carvalho auf sich, und er war nun mehr als jemals entschlossen, den Jesuiten allen Einfluß zu benehmen. Der König wünschte, 8 Tage hindurch unter der Leitung des Jesuiten Malagrida, der in Portugal für einen Heiligen galt, Betrachtungen zu halten, und er bedurfte derselben wohl, da er gewohnt war, einen lockern Lebenswandel zu führen. Dies war aber den Wünschen des Ministers durchaus nicht gemäß; er spiegelte dem Könige nun so viel von Verschwörungen

vor, die von Jesuiten geleitet würden, daß dieser sie sämmtlich vom Hofe verwies, und einen andern Beichtvater anstellte. Auf Andringen des Ministers erschien in Portugal ein päpstlicher Legat, Passionei, ein erklärter Jesuitenfeind, um im Namen des Papstes das Thun des Ordens zu untersuchen, und dieser verbot den Jesuiten in Portugal die Kanzel und den Beichtstuhl.

Carvalho triumphirte schon, als ein neuer Vorfall ihm Gelegenheit bot, den Adel, den Hof und die Jesuiten mit einem Schlage zu zermalmen. Die Familie Aveiro und Tavora, bisher feind gegen einander, söhnten sich aus durch Vermittelung der Jesuiten. Der König pflegte die Marquisinn von Tavora wohl heimlich zu besuchen, welches ihren Gemahl verdroß. Einmal, als er von einem solchen Besuche in der Nacht vom 3. auf den 4. September 1758 sehr spät zurückkehrte, wurde er unterweges von Reitern überfallen, und er empfing von einem Schuß in den Wagen eine leichte Wunde. Nun war Malagrida's Wort erfüllt, welches er wohl gesagt hatte, wenn der König nicht einen ordentlichen Wandel anfange, so werde ihm noch einmal ein Unglück zustoßen. Der König kam indessen noch gelinde davon, und die Regierung schien den Vorfall vergessen zu wollen. Als aber den 12. December 1758 Carvalho die Hochzeit seiner Tochter feierte, und den hohen Adel bei sich bewirthete, ließ er des Nachts mehrere seiner Gäste verhaften, den Marquis von Tavora und dessen ganze Familie, den Pater Malagrida, am andern Tage den Herzog von Aveiro. Die oberflächliche und fehlerhafte Untersuchung dauerte nicht lange, und es ergab sich gemäß derselben, daß der Herzog von Aveiro, ein naher Verwandter der Marquisinn von Tavora, nebst seinem Kammerdiener Fereira den Angriff auf den Wagen des Königs gemacht, und die Uebrigen aus der genannten Familie von dem frevelhaften Unternehmen Kunde gehabt hatten. Schon den 13. Januar 1759 wurden alle auf einem hohen Gerüste vor dem Schlosse zu Belem hingerichtet: zuerst ward die Marquisinn von Tavora gehängt, dann ihr jüngster Sohn erdrosselt und sein Gebein mit Keulen zerschlagen, darauf dem ältesten Sohne dasselbe angethan. Der Vater, Marquis

von Tavora, ein alter Mann, mußte der Hinrichtung seiner Kinder zusehen, dann wurde er selbst lebendig gerädert, mit ihm der Herzog Aveiro, den man aber langsamer marterte. Zuletzt setzte man den Kammerdiener des Herzogs, Fereira, der allen Hinrichtungen hatte zusehen müssen, mitten auf das Gerüst an einen Pfahl, legte alle Leichen um ihn, zündete das Gerüst an, und warf nachher die Asche ins Meer. Die Jesuiten wurden beschuldigt, aber durchaus nicht überwiesen, die Verschwörung gegen des Königs Leben eingeleitet, und eben deswegen die Familien Aveiro und Tavora versöhnt zu haben. Kein unparteiischer Schriftsteller zeihet sie jetzt mehr dieses Verbrechens. Als der Papst nicht schnell genug die Vollmacht einsendete, die Ordensmänner vor der bürgerlichen Obrigkeit zu richten, ließ der tyrannische Minister sie noch in demselben Jahre auf Schiffe laden, und sie dem Papste nach dem Kirchenstaate bringen, damit dieser sie selbst ferner ernähre. Ihre Güter waren bereits vorher eingezogen worden. Viele der Ordensglieder blieben zwar in Portugal, aber in den tiefsten Kerkern. Das Land, welches die Jesuiten 1540 zuerst aufgenommen hatte, stieß sie auch zuerst aus. Ein gleiches Schicksal traf alle Jesuiten in den portugiesischen Besitzungen außerhalb Europa's. Auch Malagrida wurde in Portugal zurückbehalten, und nebst zwei andern Jesuiten 1761 öffentlich hingerichtet, nicht als Königsmörder, sondern wie die Inquisition sagte — als Ketzer und falscher Prophet. Er hatte nichts verbrochen, als daß er — wie wir oben meldeten — wohl geäußert, den König werde bei seinen Ausschweifungen noch einmal ein Unglück treffen; darum hieß er ein Ketzer und falscher Prophet.

Noch muß ich hinzufügen, daß einige Geschichtschreiber erzählen, Carvalho selbst habe den Angriff auf des König Wagen veranstaltet, um den Adel und die Jesuiten ins Unglück zu bringen. Der Tag des Weltgerichts wird auch diesen Zweifel enthüllen.

Der Papst war sehr unzufrieden über das regellose Verfahren gegen einen verdienstlichen Orden, aber auch ihm hatte der Minister noch eine Demüthigung aufbewahrt. Als des Königs Erbprinzessinn mit ihrem Oheim Don

Pedro vermählt wurde (1760), und die Bürger von Lissabon illuminirten, war der päpstliche Nuntius es, der nicht illuminirte, weil die Vermählung ihm nicht, wie den übrigen Gesandten, amtlich angezeigt war. Das benutzte der Minister, den Nuntius durch Soldaten über die Gränze bringen zu lassen, und sogar die Nuntiatur aufzuheben*).

Alle diese Schritte ärgerten das Volk, der Minister hatte dem Könige die Herzen seiner Unterthanen völlig ent-

*) Um den Verdacht der Parteilichkeit abzuwenden, theilen wir diese Begebenheit noch mit, wie sie der protestantische Geschichtschreiber Schlosser, der wahrlich den Jesuiten nicht hold ist, erzählt:

Pombal, sagt dieser, nahm von einem wirklichen oder vorgeblichen Anschlag auf das Leben des Königs am 3 September 1758 einen Vorwand, alle seine Gegner am Hofe, und mit ihnen die Jesuiten zu verderben. Wenn übrigens überhaupt eine Verschwörung gegen den König gemacht war, was noch sehr zweifelhaft ist, so hatten daran Niemand Antheil, als des Königs vormalige Freunde, und der Mordanschlag war ein toller Versuch der Familie Tavora, die der König vielfach beleidigt hatte. Pombal fand es so bequem, in einem Proceß über Verschwörung gegen den König Ankläger und Richter zugleich zu sein, und auf einmal und zusammen alle seine Feinde zu verderben, daß er bald nachher noch eine zweite Verschwörung ähnlicher Art ans Licht brachte, in welche alle diejenigen verwickelt wurden, die mit seinem despotischen Verfahren unzufrieden waren. Er ließ sie verhaften, in schreckliche Kerker werfen, zum Theil Jahre lang in Elend und Mangel im Gefängnisse schmachten, zum Theil zum Tode verurtheilen und hinrichten. Der päpstliche Nuntius Acciaguoli, von Clemens VIII. nach Lissabon gesandt, um dem Minister entgegen zu wirken, wurde unwürdig behandelt, selbst die gewöhnlichsten Höflichkeiten wurden ihm versagt. Zuletzt ward derselbe durch Soldaten über die Gränze gebracht, der Zusammenhang mit Rom abgebrochen, und die Jesuiten, die schon seit sechs Jahren alle Stellen verloren hatten, ohne daß der Papst gefragt war, wurden verwiesen. Ihre Güter wurden eingezogen, und wenn jedem einzelnen das schmähliche tägliche Einkommen von 18 Kreuzern ausgeworfen ward, so machte man noch zur Bedingung, daß er, wenn er im Reiche bleiben wolle, seine Ordenskleidung ablegen müsse. So lange der Papst den Orden schützte, konnte dieser durch Ablegung der Kleidung sich nicht selbst aufheben; das hatte Pombal erwartet, er strafte diesen Ungehorsam, ließ die Jesuiten, 120 an der Zahl, ergreifen, in ein ragusanisches Schiff bringen, und nach Italien führen, ohne den zum Theil sehr alten, zum Theil sehr verdienten und würdigen Männern die geringsten Mittel des Fortkommens und des Unterhalts zu geben.

fremdet, und sein Stolz, z. B. gegen Spanien, verwickelte das Vaterland in unnütze Kriege. Nur sein König hing blind an ihm, und ernannte den Günstling 1770 für die Vertreibung der Jesuiten zum Marquis von Pombal, doch regierte er als solcher nur noch 7 Jahre. Da starb Joseph I. im Jahre 1777, und auf der Stelle verlor Pombal seinen Ministerposten. Man öffnete die Kerker, die er gefüllt hatte; 9800 Menschen erhielten ihre Freiheit wieder, und fast alle Einrichtungen Pombals wurden aufgehoben. Ja, man verhaftete ihn selbst, stellte ihn vor Gericht, und das Leben ward ihm einstimmig abgesprochen. Da er aber Briefe, vom verstorbenen Könige eigenhändig unterzeichnet, vorlegte, welche Zeugnisse enthielten, daß die Verschwörung der Aveiros und Tavoras wirklich statt gehabt haben sollte, so begnadigte ihn die junge Königinn, vielleicht, um das Andenken ihres Vaters nicht zu brandmarken. Die Hingerichteten ließ die Königinn sämmtlich unschuldig erklären, das Urtheil aber nicht öffentlich bekannt machen. Pombal ward mit Beibehaltung seiner Titel nach dem Flecken Pombal verwiesen, und lebte dort noch 5 Jahre in der Dunkelheit des Privatlebens; er starb 1783, ein 82jähriger Greis.

Wenn Pombal trotz so vieler Unbesonnenheiten, Mißgriffe, Thorheiten, Gewaltstreiche und eben so ungerechter als grausamer Handlungen, trotz der vorragenden Schattenseite bei einigen Lichtpunkten, dennoch von einer gewissen Partei für einen Weisen, für einen Freund des Volkes und der Freiheit ausgegeben wird, so kann ein so sehr befangenes Urtheil nur erklärt werden aus der Verblendung der Leidenschaft, welcher alles gerecht und löblich erscheint, was gegen einen verhaßten Feind geschieht. Zugleich lehrt uns Pombals Beispiel, daß Männer, welche stets Aufklärung, Fortschritt, Freiheit, Gemeinwohl im Munde führen, wenn sie zum Besitze der Macht gelangen, eben so gut, ja besser, den Despoten zu spielen vermögen, wie andere, die sich dieser Redensarten nicht bedienen. Nicht wer dem Volke schmeichelt, ist dessen wahrer Freund, sondern wer ihm nützt, selbst wo sein edles Streben verkannt wird. Nur jene, die vom Glauben und Geiste des Christenthums durchdrungen sind, gewähren dem Volke eine sichere Bürgschaft für ihr

Wohlverhalten, denn nur sie achten das Recht eines Jeden, der Glaube erinnert sie an die Verantwortung vor dem Richter in jener Welt, und die Liebe mildert ihre Gewalt, und zeichnet ihnen das rechte Maaß bei Ausführung ihrer Maßregeln vor.

§ 38.

Die drei ersten Bourbons in Spanien.

(1713—1788.)

Wir haben oben vernommen, daß im Utrechter Frieden 1713 Philipp V., ein Enkel Ludwigs XIV., als König von Spanien anerkannt wurde. Er hat lange (bis 1746, also 33 Jahre) und nicht unrühmlich regiert. Unter ihm kam das Königreich Neapel und Sicilien wieder an das spanische Haus: der Infant Don Karlos erhielt es 1735 als ein abgetrenntes Reich; auch das Herzogthum Parma wurde für den Infanten Don Philipp wiedergenommen. Der Herzog von Savoyen als bisheriger König von Sicilien wurde mit der Insel Sardinien abgefunden, die nun ein Königreich hieß. Nach Philipp V. regierte sein Sohn Ferdinand VI. nur 13 Jahre, bis 1759.

Auf Ferdinand VI. folgte in der Regierung sein Halbbruder Karl III., welcher mit Würde von 1759 bis 1788 auf dem Throne saß. Unter ihm wurde der Ackerbau in Spanien befördert, die Inquisition beschränkt und nur auf die Bestrafung wirklicher Verbrecher, die der menschlichen Gesellschaft nicht würdig waren, angewiesen. Spaniens Bevölkerung stieg wieder über 10 Millionen.

Welche Rolle Spanien in auswärtigen Kriegen unter diesem Könige hatte, werde ich später erzählen. Man höre hier nur, wie Spanien nach dem Beispiele Portugals gegen die Jesuiten verfuhr.

Nachdem Karl III. mehrere Minister hatte abdanken müssen, um dem Willen der Nation zu genügen, berief er

den Herzog von Aranda ins Ministerium, einen Mann, der den damaligen Ministern in Frankreich, sämmtlich Feinden der Religion, angenehm war. Ob der König ihn von dieser Seite vielleicht nicht gekannt hat? — Aranda suchte nichts anderes, als den Glauben an Christus und Offenbarung überhaupt in Spanien zu untergraben, wie sein Freund Choiseul in Frankreich, von welchem ich unten sprechen werde. Da standen ihm aber die Jesuiten im Wege, welche das Christenthum bei allen Unternehmungen als ihr höchstes Ziel im Auge behielten, und von den Grundsätzen der katholischen Kirche weder zur Rechten noch zur Linken abwichen. Sie mußten also aus Spanien entfernt werden, oder Aranda hatte sich seines Werkes auf immer zu begeben. Was that also der gewandte Aranda? Im J. 1766 erhob sich in Madrid ein Volksaufstand, mehr gegen den Minister der Willkür Aranda und gegen Alba, als gegen den König gerichtet. Als die Obrigkeit und die Truppen sich vergeblich bemühten, diesen Tumult, der von seinem Ursprunge Hut-Emeute*) genannt wurde, zu dämpfen, gelang es den Jesuiten, das Volk zur Ordnung zurückzuführen. Statt ihnen dafür zu danken, und diesen günstigen Erfolg der Achtung zuzuschreiben, wodurch die Väter einwirkten, legte man es so aus, daß sie mit dem Volke einverstanden seien. Eine scheinbare Veranlassung zur Verdächtigung war also gegeben. Doch wagte man noch nicht gleich den Schlag zur Vernichtung der Gesellschaft Jesu. An einem Abend, eben als die Zeit war, daß die Jesuiten zu Abend aßen, wurde an ihrem Collegium zu Madrid stark geklingelt, und der Rector vorgefordert. Er kam, und ein Mann von Stande (wie es schien) übergab ihm ein Paquet Schriften mit einem Gruße von dem Rector des Collegiums in Sevilla, der die Bitte beifüge, er möge diese Schriften, da sie wichtig wären, bei Muße durchlesen, und sie allenfalls mit seinen Bemerkungen versehen zurücksenden. Der Rector, nichts Böses ahnend, läßt das Convolut, ohne es einzuse-

---

*) Wegen des Verbotes des bei den Spaniern so beliebten breitkrempigen Hutes.

hen, auf sein Zimmer tragen, verabschiedet den Ueberbringer höflich, und begibt sich zu seinen Brüdern in das Speisezimmer, um die Tagesordnung nicht zu unterbrechen. Kaum hatte er sich niedergesetzt, als abermals stark am Schellthor geläutet wurde. Königliche Bevollmächtigte waren da, alle Briefschaften der Jesuiten in Beschlag zu nehmen. Der Rector verwunderte sich, aber die königlichen Abgeordneten versicherten ihm, die Schriften der Jesuiten würden nur deswegen unter Siegel gelegt, und in das Bureau des Herzogs von Aranda überbracht, damit der Orden der Jesuiten gegen seine Feinde gerechtfertigt werde — der Hof zu Lissabon argwöhne einen heimlichen Briefwechsel verborgener portugiesischer Jesuiten mit den Jesuiten in Spanien, und der spanische Hof sei dem portugiesischen darüber Aufklärung schuldig. Der Rector bemerkte, das von den Jesuiten in Sevilla gesendete Paquet noch nicht einmal eingesehen zu haben, und wollte es erst nicht verabfolgen lassen, aber nach diesem griffen die Abgesandten am gierigsten, und schienen der andern Papiere wegen nicht gekommen zu sein. Es verging eine geraume Zeit, daß die Jesuiten von ihren Schriften nichts weiter hörten; ein Schreiben des Rectors nach Sevilla blieb unbeantwortet, vielleicht, weil es von Aranda aufgefangen war. Auf einmal wurden die Jesuiten aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt; 1767 in der Nacht vom 1. auf den 2. April umringten Soldaten alle Jesuitencollegien in Spanien, rissen die Mitglieder des Ordens heraus, Priester und Nichtpriester, schleppten alle nach Carthagena, luden sie wie Negersclaven in Schiffe, und brachten sie nach dem Kirchenstaate. Dasselbe Schicksal traf zu der nämlichen Zeit sämmtliche Jesuiten in den spanischen Colonien, in Peru, Paraguay, Merico, u. s. w. Der Papst ward unwillig, daß man ihm die Ernährung auswärtiger Jesuiten, natürlicher Unterthanen fremder Staaten, zumuthen wolle, und sperrte ihnen seine Küste. Mehrere Wochen wurden die Armen nun auf dem Meere umhergeschleppt, viele starben vor Gram oder Elend (mehrere waren schon krank auf die Schiffe gekommen); ihre Leichen warf man ins Meer. Endlich erbarmten sich die Corsen, und nahmen sie gastfreundlich auf; es waren noch 2300 Jesuiten. Als bald darauf Cor-

sika an Frankreich kam, mußten die Jesuiten die Insel räumen, und nun nahm der Papst sie in den Kirchenstaat auf.

Die Härte Spaniens gegen die Jesuiten, die nicht angeklagt, nicht verhört waren, ließ ganz neue Verbrechen muthmaßen. Aber Karl III. erklärte der Welt in seiner pragmatischen Sanction vom 2. April 1767, die Ursache von der Vertreibung der Jesuiten aus allen seinen Staaten behalte er in seinem königlichen Herzen verschlossen. Das Geheimniß seines königlichen Herzens ist aber doch an's Tageslicht gekommen. Er hatte viele Briefe der Jesuiten nach Rom geschickt, um vor dem Papste seine That zu rechtfertigen; der Cardinal Braschi (nachher Papst Pius VI.) sah die Schriften durch, es waren laut der Unterschrift Briefe angesehener spanischer Jesuiten, und sie enthielten die schamlosesten Spöttereien über den spanischen Hof, selbst über die Person des Königs, so daß der Zorn des letztern nun nicht unerklärlich mehr erschien. Aber Braschi entdeckte, daß die Briefe auf fremdes Papier geschrieben waren, nicht auf spanisches, und da mehrere spanische Jesuiten, welche die Briefe geschrieben haben sollten, jetzt in Italien sich befanden, so konnte man leicht eigenhändige Handschriften derselben zum Vergleich stellen, und es fiel in die Augen, daß die Schriftzüge der Jesuiten — nachgemacht, die Briefe untergeschoben waren. Dann hat auch die Vermuthung die größte Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Gegner der Jesuiten den König, der diesen früher sehr gewogen war, dadurch umstimmten, daß sie ihm einflüsterten, die Väter hielten ihn für einen unrechtmäßigen Regenten, und gingen damit um, seinen Bruder auf den Thron zu erheben. Zu solchen ehrlosen Mitteln mußte man also greifen, einen verdienstreichen Männerbund dem Monarchen verhaßt zu machen. Wahrlich jene, die den Jesuiten ungerechter Weise den Grundsatz andichteten, der Zweck heilige das Mittel, haben am meisten nach dieser abscheulichen Lehre gehandelt!

IV. Die nordischen Staaten.

§ 39.

Christina von Schweden.

(1626—1689.)

Zu derselben Zeit, als im mittlern und südlichen Europa der spanische Erbfolgekrieg wüthete, wurde im nördlichen der schreckliche nordische Krieg geführt, denn Schweden drohte hier eine Universalmonarchie zu begründen.

Wir haben am Schlusse des vorigen Bandes erfahren, welchen Einfluß Gustav Adolph während des dreißigjährigen Krieges in Deutschland gewann. Er hinterließ nur eine Tochter, Christina, im December 1626 geboren; sie war ein Mädchen von 4 Jahren, als ihr Vater nach Deutschland abging, und er trug sie auf seinen Armen, da er von den schwedischen Ständen den rührenden Abschied nahm.

Gustav Adolph hatte verordnet, seine Tochter männlich zu erziehen, und sie in allen Wissenschaften zu unterrichten wie einen Knaben. Sein Befehl wurde erfüllt. Als Gustav Adolph bei Lützen gefallen war, riefen die Stände die sechsjährige Tochter Christina zur Königinn aus, setzten die fünf höchsten Kronbeamten zu ihren Vormündern ein, und besorgten ihre Erziehung. Christina lernte Griechisch und Latein, Geschichte, Geographie und Politik, Reiten, Fechten und Jagen. Sie las den Polybius und Tacitus so wie den Thucydides in der Ursprache, und schrieb und redete französisch, italienisch, deutsch und lateinisch. Das Lernen gefiel ihr so sehr, daß sie keine Kinderspiele sehen mochte; ihre Vergnügungen waren weite Gänge zu Fuß und Jagden, auch trug sie ungern weibliche Kleidung. Den Kanzler Orenstierna achtete sie wie einen Vater, und lernte von ihm die Staatskunst. Mit 16 Jahren erschien sie im Staatsrathe, und äußerte einen so reifen Verstand, daß ihre Vormünder staunten, und sie baten, die Regierung zu

übernehmen. Christina aber versetzte, sie sei noch ein Kind, und trat erst 2 Jahre später die Regierung an. Schon ihre ersten Schritte verriethen Kenntniß und Festigkeit: mit Dänemark schloß sie einen Frieden, der ihr mehrere Provinzen einbrachte, und sie beförderte den Abschluß des westfälischen Friedens gegen Oxenstierna's Meinung, der den Krieg fortgesetzt wissen wollte. Wir wissen, daß der Friede ihr viele deutsche Länder und mehrere Millionen Thaler an baarem Gelde einbrachte. In den schwierigsten Händeln arbeitete sie mit Leichtigkeit, und hatte immer noch Stunden genug für die Wissenschaften übrig, die ihr als Erholung von den Mühen der Regierung dienten. Des berühmten Gustav Adolph berühmte Tochter wurde von allen Monarchen Europa's geehrt: Frankreich, Spanien, Holland und England warben um ein Bündniß mit ihr. Männer, wie Descartes, Grotius, Salmasius, Huet, Naudé, Vossius und Meibom zog sie an ihren Hof, um ihrem Geiste Nahrung zu verschaffen, und unterhielt sich mit ihnen über Philosophie, Geschichte, Alterthümer, griechische und römische Literatur und über Gesetzgebung; nicht selten jedoch erlaubte sie sich auch einen recht derben Scherz mit den alten, steifen, gelehrten Herren: so ist bekannt, wie sie Naudé und Meibom einen altgriechischen, also ächt classischen Tanz, unter allgemeinem Hohngelächter des Hofes, aufführen ließ. — Wiederholend äußerte sie den Wunsch, die Regierung niederzulegen; einige male redeten die Schweden ihr solches aus, aber 1654 setzte sie ihr Vorhaben durch. Sie empfahl ihren Vetter Karl Gustav von Zweibrück zu ihrem Nachfolger, behielt sich eine jährliche Pension und einen Hofstaat unter ihrer landesherrlichen Gewalt vor, und nach einigen Tagen — verließ sie das Reich, ging nach Brüssel, und trat mit völliger Ueberzeugung zur katholischen Kirche über. Dies machte um so mehr Aufsehen, da ihr Vater als eifriger Protestant und als Hauptstütze des protestantischen Bekenntnisses bekannt gewesen war. Nachdem sie ein Jahr in Brüssel verweilt hatte, ging sie nach Italien, ihre Reise glich einem Triumphe, denn alle Städte Italiens, durch welche sie kam, waren festlich geschmückt, und gaben ihr Gastmähler, Schauspiele und Erleuchtungen. In Rom hielt sie am Thomas-

tage (1655) ihren Einzug, und hier hatte man die höchste Pracht aufgeboten. Papst Alexander VII. ertheilte ihr die h. Firmung, und seitdem schrieb sie sich Christina Alexandra. Nachdem sie alles Merkwürdige der Stadt, besonders die Alterthümer, mit vieler Theilnahme besichtigt hatte, wollte sie auch Paris sehen. Mazarin ließ sie feierlich einholen, und sie wurde so sehr bewundert, daß die Hofdamen vor Neid fast vergeheu wollten, nur damit trösteten sie sich, daß Christina ihre eine Schulter etwas zu hoch trug. Im folgenden Jahre besuchte sie Frankreich noch einmal, und wohnte mit der königlichen Familie im Schlosse zu Fontainebleau. Da sie aber hier, dem ausbedungenen Vorbehalt gemäß, sich noch immer als unbeschränkte Königinn mindestens über ihre Dienerschaft betrachtend, ihren treulosen Stallmeister in seinem Zimmer hinrichten ließ *), so wurde man wegen dieser unweiblichen Härte mit Grund kalt gegen sie, und sie kehrte nach Rom zurück. Jetzt blieben ihre 200,000 Thaler Pension von Schweden aus, und sie gerieth in große Noth, zumal da sie immer noch leidenschaftlich Bücher und Kunstwerke kaufte, und Gelehrte mit Geld überschüttete. Der Papst setzte ihr daher jährlich 12,000 Scudi aus, und bestellte ihr einen Cardinal, Azzolini, der ein verständiger und wirthlicher Mann war, zum Haushofmeister. Als 1660 ihr Vetter in Schweden starb, besuchte sie wieder einmal Stockholm, ihre Finanzen in bessere Ordnung zu bringen. Hier wurde sie feindselig behandelt. Sie hatte Priester mitgebracht, welche ihr in einer Kapelle die Messe hielten. Darüber machten die Schweden ihr Vorstellungen, und als diese nicht fruchteten, zerstörten sie die Kapelle, und jagten alle ihre Geistlichen über die Gränze. Bei einem zweiten Besuche in Schweden erging es ihr noch übler: noch ehe sie Stockholm erreicht hatte, befahl der Staatsrath der eifrigen Katholikinn, entweder umzukehren oder ihre Geistlichen zurückzuschicken. Sie wählte das Erstere, und hielt sich nun in verschiedenen Gegenden auf, zuletzt noch 21 Jahre zu Rom, bis sie, 63 Jahr alt, starb. In der Peterskirche liegt sie

*) Leibnitz hat diese That Christinens vertheidigt.

begraben, und der Papst setzte ihr ein Denkmal mit einer langen Inschrift, während sie selbst zur Grabschrift nur die wenigen Worte gewählt hatte: Vixit Christina annos LXIII. Ihr Erbe war der Cardinal Azzolini, die Bibliothek kaufte der Papst, und ließ 900 Handschriften im Vatikan niederlegen; für einen Theil ihrer Gemälde gab der Herzog von Orleans allein 90,000 Scudi.

§ 40.

Karl X. von Schweden, ein Eroberer.

(1654–1660.)

Der König, welchem Christina die Krone abgetreten hatte, war Karl X., ein muthiger Krieger, der den Eroberungen Schwedens neue hinzufügte. Erst hatte er mit den Polen zu thun, welche ihm die Provinzen Liefland, Esthland und Curland wegnehmen wollten. Zugleich schickten ihm die Dänen die Kriegserklärung, da er eben in Polen lag, oder er sollte die früher von den Schweden eroberten norwegischen Landschaften herausgeben. Alsbald gab Karl den Krieg gegen Polen auf, eilte bis an die Elbe, und eroberte ganz Holstein, Schleswig und Jütland. Es trat eine strenge Winterkälte ein, so daß beide Belten zufroren. Ohne sich lange zu bedenken, ging Karl mit seinem Heere zu Fuß über den kleinen Belt nach Fünen, von da über den großen nach Seeland. Kanonen und Packwagen glitten leicht über das Eis hin, die Reiter führten ihre Rosse am Zaum, doch zwei Compagnien sanken ein, und ertranken, die übrigen kamen glücklich hinüber. In Kopenhagen wollte man das verwegene Wagstück nicht glauben, und als die Schweden nur noch einige Meilen von der Hauptstadt entfernt waren, gerieth der dänische König Friedrich III. in solche Angst, daß er durch die Abtretung einiger Landschaften den Frieden erkaufte.

Karl bereuete es bald, ihn so guten Kaufes losgelassen zu haben, und hielt Jütland und Fünen auch nach dem Friedensschlusse noch besetzt. Ja, er fiel im nämlichen Jahre

wieder in Seeland ein, und erklärte dem bestürzten Friedrich, er sei jetzt gekommen, ganz Dänemark zu erobern. Friedrich besaß bald nichts mehr, als seine Hauptstadt Kopenhagen. Karl belagerte sie, aber obschon nur 1000 Mann Truppen in ihr lagen, so fand er hier doch einen Widerstand, den er nicht erwartet hatte. Kopenhagens Bewohner wurden stark durch Verzweiflung, wie ehemals die Bürger Karthago's. Reichsherren und Hofherren, Prediger und Kaufleute arbeiteten an den Wällen, Studenten vertauschten die Feder mit der Flinte, selbst Weiber und Kinder blieben nicht müßig. Doch schwerlich hätten die Dänen gegen die wiederholten blutigen Stürme der Schweden Stand gehalten, wäre nicht im Spätherbste eine holländische Flotte erschienen, von welcher die schwedische im Sunde völlig geschlagen wurde. Die Holländer glaubten nämlich ihren Handel gefährdet, wenn Dänemark unter Schwedens Botmäßigkeit geriethe. Zugleich kam den Dänen eine Landarmee von 32,000 Mann, die aus Brandenburgern, Oesterreichern und Polen zusammengesetzt war, zu Hülfe. Jetzt wurden die Schweden bald aus Jütland und Schleswig vertrieben. Als aber die Verbündeten gern nach den dänischen Inseln übersetzen wollten, die Schweden weiter zu verfolgen und Kopenhagen zu entsetzen, da wollten die Holländer ihnen keine Schiffe hergeben — aus Neid über die Siege der Verbündeten. So blieb Kopenhagen noch das ganze folgende Jahr (1659) von den Schweden belagert, bis es durchaus unerwartet Luft bekam. Karl X. — starb plötzlich im Jahre 1660, und hatte seiner Gemahlinn empfohlen, einen schnellen Frieden zu schließen. Dieser kam 3 Monate nach Karls Tode zu Stande: Schweden gab nur eine kleine Insel und ein Stückchen Norwegens an Dänemark zurück. Die Brandenburger hatten fast ganz Schwedisch-Pommern erobert, und zeigten große Lust, es zu behalten. Aber da fielen die Franzosen, Schwedens treue Bundesgenossen, in die westfälischen Besitzungen Brandenburgs ein, und die Schweden verloren auf deutschem Boden kein einziges Dorf. Ihr Name blieb im Norden Europas gefürchtet, wie in Griechenland der Name der Spartaner nach dem peloponnesischen Kriege: man hielt die Schweden für unüberwindlich.

Nach dem kriegerischen Karl X. regierte dessen Sohn **Karl XI.** von 1660 bis 1697. Bei seines Vaters Tode war er erst 5 Jahre alt, und da maßte der Reichsadel sich viele Rechte und Krongüter an. Als er aber selbst die Regierung übernahm, mußte der Adel allen Raub wieder herausgeben; der König sparte überall, zahlte 9 Millionen Kronschulden ab, beförderte Handel und Gewerbe, Land- und Seemacht zum Theil aus seiner Privatkasse, und hinterließ seinem Nachfolger noch einen bedeutenden Schatz. Daß seine Truppen 1675 bei Fehrbellin von dem großen Kurfürsten von Brandenburg geschlagen wurden, wie ich oben schon erzählt habe, hatte nicht solche schädlichen Folgen für Schweden, wie man hätte erwarten sollen. Man sah nur, daß ein schwedisches Heer auch überwindlich sei; die Verbindung mit Frankreich machte die Niederlage ziemlich unschädlich. Bremen und Verden, Wismar, Stralsund und Stettin in Deutschland waren schwedisch; Finnland, Ingermannland, Liefland, Esthland und Kurland (jetzt russische Provinzen) gehorchten damals den Schweden, und der Platz, wo gegenwärtig die russische Hauptstadt Petersburg prangt, war zu jener Zeit ein Sumpf, in welchem einige Fischerhütten standen. Rußland hatte kein anderes Meer zur Gränze, als das nördliche Eismeer. Vier Staaten waren durch die Größe Schwedens gehemmt, da dieses fast alle Länder um die Ostsee besaß: Rußland, Polen, Brandenburg und Dänemark. Als daher Karl XI. gestorben war, schlossen Rußland, Polen und Dänemark 1699 ein Bündniß, Schweden in die scandinavische Halbinsel zurückzuweisen. Brandenburg verhielt sich erst noch ruhig.

§ 41.

Karl XII. von Schweden.

(Geb. 1682 † 1718.)

Als Karl XI. in Schweden starb, war sein Nachfolger **Karl XII.**, sein Sohn, etwa 15 Jahre alt, und darum

meinten die Verbündeten, mit ihm leichtes Spiel zu haben. Seine Mutter, Ulrika, eine dänische Prinzessinn, war eine sehr edle Frau, doch schien der Prinz anfangs nichts zu versprechen; sie hatte auch wenig auf ihn wirken können, da sie noch 4 Jahre früher starb, als ihr Gemahl, nämlich als der Prinz erst 11 Jahr alt war. Uebrigens hatte sie ihn in früher Jugend fleißig zum Lesen der Bibel angehalten, und ihn Morgens und Abends sein Gebet in ihrer Gegenwart verrichten lassen. Die Lehrer waren angewiesen, den Prinzen nur durch den Ehrtrieb zu spornen, und ihn sonst nicht hart anzufassen. Er lernte neben der schwedischen Sprache auch die deutsche, welche damals in Stockholm die Hofsprache war, ferner die lateinische und französische. Kinderspiele liebte er nicht, auch sprach er wenig, und darum berichteten die Gesandten der auswärtigen Mächte an ihre Höfe, der junge König von Schweden habe wenig Kopf, und scheue die Arbeit, welches vielen Höfen angenehm zu hören war.

Nach seiner Eltern Tode führte die Großmutter die Regierung. Aber nicht lange nachher, als er einmal bei einer Revue sehr in Gedanken stand, und ihn deshalb der Reichsrath Piper befragte, antwortete er: „Ich denke, daß ich selbst diese braven Leute schon befehligen könnte, und wünsche, daß wir nicht länger unter einer Frau ständen.“ Piper merkte sich diese Worte, und nach einigen Wochen ward Karl XII. für mündig erklärt und zum Könige ausgerufen, so sehr sich auch die Großmutter widersetzte. Piper blieb immer sein vertrautester Rathgeber.

Nun erscholl die Nachricht, daß Rußland, Polen und Dänemark sich gegen Schweden verbündet hätten. Mehrere Reichsräthe sprachen von Nachgeben, aber zum Erstaunen aller erhob sich jetzt der sonst stumme König, und erklärte, er werde einem gerechten Kriege nicht schimpflich ausweichen, sondern einem Feinde nach dem andern entgegen eilen, und die alte Furcht vor dem schwedischen Namen gewiß wieder herstellen. So ward der nordische Krieg erklärt, und Karl XII. schickte sich an, seine Heere und Flotten auf den Kriegsfuß zu setzen. Die Engländer und Holländer,

alte Bundesgenossen Schwedens, sandten ihre Hülfe, und so ging Karl erst auf die Dänen los. Am 4. August, Abends 6 Uhr landete er auf Seeland, 5 Meilen von Kopenhagen, unter dem heftigsten Feuer der Dänen. Er sprang selbst zuerst aus dem Schiffe, und schwamm, den Degen in der Hand, nach der Küste, seine Schaar ihm nach. Einen Generalmajor fragte er, was das Pfeifen in der Luft bedeute. „Die Kugeln der Feinde, Sire! — antwortete dieser — die uns um die Ohren sausen.“ Das soll von jetzt an meine Musik sein, versetzte der junge König. Gleich darauf fiel dieser General an des Königs Seite, auch ein Lieutenant an seiner andern Seite, Karl veränderte keine Miene. Er drang vor bis unter die Mauern Kopenhagens, aber überall hielt er auf strenge Zucht. Er schrieb in Seeland nur mäßige Schatzung aus, bezahlte alle verabreichten Lebensmittel baar, und hielt jeden Morgen und Abend eine Betstunde im Lager, an welcher alle seine Krieger Theil nehmen mußten. Wer einen wehrlosen Dänen kränkte, wurde ohne Umstände erschossen.

Der König von Dänemark mußte bald um Frieden bitten, und erhielt ihn unter der Bedingung, daß er dem Bündnisse gegen Schweden entsage. Fröhlich wandte sich Karl nun gegen seinen zweiten Feind, den König von Polen, der Liefland, eine ehemals polnische Provinz, wieder erobern wollte, und eben Riga belagerte. Der König von Polen war August II., Kurfürst von Sachsen, den eine Partei in Polen unlängst gewählt hatte; eine andere Partei verabscheute ihn jedoch, und so wurde die Belagerung Riga's von den Polen so lässig betrieben, daß König August sich unter einem Vorwande aus diesem Handel zog. Karl XII. lachte, und zog vergnügt gegen seinen dritten Feind, den Czar Peter von Rußland. Doch — diesen müssen wir erst näher kennen lernen.

§ 42.

Peter I. der Große von Rußland in seiner Jugend.

(Geb. 1672.)

Peter der Große, den die Geschichte mit Staunen, nicht aber immer mit Achtung und Liebe nennt, war der jüngste Sohn des russischen Czaren Alexei, der von 1645 bis 1676 eine rühmliche Regierung von 31 Jahren führte. Aus seiner ersten Ehe hatte derselbe zwei Söhne, Feodor und Iwan, auch eine Tochter Sophia; seine zweite Gemahlinn Natalia Narischkin war die Tochter eines russischen Bojaren, nicht fürstlicher Herkunft, und die Prinzessinn Sophia konnte diese Stiefmutter durchaus nicht ausstehen. Eben diese Natalia Narischkin war die Mutter Peters des Großen.

Als Alexei starb, bestieg sein ältester Prinz Feodor den Thron der russischen Czaren, und regierte 6 Jahre von 1676 bis 1682 nicht unrühmlich, doch kränkelte er fast immer, und als er sich dem Tode näherte, überging er im Testamente seinen blödsinnigen rechten Bruder Iwan, und ernannte zu seinem Nachfolger seinen Stiefbruder Peter, den Sohn der Natalia.

Damit war die Schwester Sophia keineswegs zufrieden. Mit seltener Schönheit verband sie einen trefflichen Verstand, und im Vertrauen auf diese Gaben wagte sie es, ihren Halbbruder vom Throne auszuschließen, wenigstens versuchte sie solches. Sie streute das Gerücht aus, die Familie Narischkin habe den Prinzen Iwan bereits ermordet, und setzte dadurch die Strelitzen (die regelmäßigen Truppen) in Feuer. Diese dringen in Moskau gegen den Kreml vor, in welchem die kaiserliche Familie wohnte, hieben einige Narischkins in Stücke, und forderten den Peter, den Sohn der Narischkin, heraus. Aber nicht dieser erschien, sondern der todtgeglaubte Iwan, und bat, man möge doch seinen lieben Bruder Peter mitregieren lassen. Die Strelitzen ließen sich solches gefallen, und Sophia bekam die Regentschaft.

Beide, Iwan und Peter, wurden nun gekrönt; Sophia regierte nach der Leitung des Fürsten Galliczin; ihr Bruder Iwan, hoffte sie, würde bald sterben, und den Halbbruder Peter verachtete sie, und sah es gern, daß dieser ganz roh aufwuchs, und in dem Dorfe Preobraschenskoy sich mit Buben umhertummelte. Peter spielte hier Soldaten, und lernte früh viel Branntwein trinken nach russischer Sitte. Seiner Schwester Sophia war dies schon recht, denn wenn auch der kräftige Peter sich aufrieb, so stand ihr kein Hinderniß zum Throne im Wege. Aber Peter lernte in Preobraschenskoy einen jungen Genfer kennen, Le Fort mit Namen, der seinen Eltern entlaufen, und nach Durchstreifung einiger Länder mit einer dänischen Gesandtschaft nach Moskau gekommen war. Dieser Le Fort, der eine hübsche Gestalt und viele Kenntnisse von auswärtigen Völkern besaß, erzählte dem Prinzen Peter von der Lebensart gebildeter Völker, von ihren Künsten, Lustbarkeiten, militairischen und häuslichen Einrichtungen, so wie von ihren Flotten, die nach Indien segelten. Peter staunte, denn die Russen waren bis dahin noch halbe Wilde. Er horchte mit offenem Munde, doch nichts gefiel ihm besser, als das Soldatenwesen der Franzosen. Le Fort dressirte etwa 50 junge Russen ganz auf französische Weise, selbst Peter lernte den Dienst in dieser Compagnie, unter Le Fort, diente von unten auf, und nannte seine Mitsoldaten Poteschni, d. h. Kameraden. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß er das wüste Leben mit seinen Poteschni fortsetzte, denn ohne Branntwein konnte er als ein ächter Russe schon nicht mehr sein, wie sehr ihm Le Fort auch zureden mochte.

Als Peter größer wurde, wollte er nicht mehr unter der Vormundschaft seiner Schwester stehen. Er widersprach ihr nun oft kühn im Staatsrathe, so daß sie heftig zu zittern begann. Einmal bei einer Prozession verlangte er den Platz über ihr, und als er nicht durchdringen konnte, ging er fort, und nahm an dem feierlichen Umzuge keinen Antheil. Die erbitterte Sophia wiegelte abermals die Strelitzen auf, Peter floh in das Dreifaltigkeitskloster, seine Poteschni folgten ihm, und auch alle ausländischen Offiziere

gingen nebst vielen vornehmen Russen zu ihm über. Die betrogene Sophia eilte nun auch nach dem Kloster, seine Gnade anzuflehen, aber Peter ließ ihr sagen, sie möge nur wieder umkehren, er wolle sie nicht sehen. Da bequemte sie sich denn, eine Nonne zu werden, und hieß nun Schwester Susanne.

Peter hielt seinen Einzug in Moskau. Der Oberste der Strelitzen wurde gerädert, der Fürst Galliczin mit 3 Kopeken (9 Pf.) täglichen Kostgeldes nach Kargopol verbannt; andere erhielten die Knute, andere wurden geköpft, und wieder andere mit ausgeschnittenen Zungen nach Sibirien verwiesen.

Als Iwan 1696 starb, war Peter allein Kaiser. Ein alter Holländer, Karsten Brand, mußte ihm auf der Moskwa ein Schiff bauen, und wie staunte er, daß man den Strom auf- und abwärts fahren könne! Er reisete nach Archangel, und der Anblick der vielen holländischen Masten im Hafen machte ihn fast närrisch vor Entzücken. Er bestieg die Schiffe, fuhr selbst in das weiße Meer hinein, das bis dahin noch keinen Monarchen getragen hatte, und bat die Holländer, doch bald wieder zu kommen, damit er mehr von ihnen lernen könne.

Als Peter das zweitemal in Archangel war, überfiel ihn ein Sturm auf dem Meere. Die Holländer verzweifelten an der Rettung, nicht Peter, der dem Steuermann sogar Vorschriften geben wollte, wie er das Schiff ans Land bringen könne. Aber der Holländer erwiderte dem Kaiser barsch: „Bleib mir vom Leibe — ich weiß das besser, als du!“ Als das Schiff in Sicherheit war, fiel er vor dem Kaiser nieder, und entschuldigte seine unfeine Antwort mit seiner Verwirrung in dem Sturm. „Hier ist nichts zu vergeben,“ antwortete Peter, und küßte ihn dreimal auf die Stirn.

Peter ruhte nicht, bis er auch eine Flotte besaß. Mit dieser ging er auf die Türken los, und nahm ihnen Asow am schwarzen Meere. Nun hatten die Russen schon zwei Meere zu Gränzen, das weiße und das schwarze Meer. Dabei vergaß er seine Poteschni nicht. Le Fort, jetzt Minister, bildete nach und nach eine Armee von 20,000 Mann,

ganz auf europäische Art. Die preobraschenskischen Regimenter erhob Peter zu seiner Garde, und dann dachte er auf die Ausführung seines Lieblingsplanes, fremde Länder zu bereisen, überall selbst zu lernen, und die guten Einrichtungen des Auslandes wieder seinen Russen beizubringen. Das haßten besonders die Strelitzen, welche Feinde aller Veränderungen waren, und die Bevorzugung der ausländischen Offiziere schon längst mit Neid bemerkten. Einer ihrer Hauptleute, Sukawnin, leitete eine Verschwörung ein, in einer Nacht Feuer anzulegen, und den Czar, der beim Löschen seiner Gewohnheit nach wohl wieder selbst Hand anlegen werde, in dem Getümmel still niederzustoßen. Peter war eben bei Le Fort in Preobraschenskoy an der Abendtafel, als zwei reuige Strelitzen ihren Czar herausriefen, und ihm anzeigten, die Verschwornen seien jetzt bei Sukawnin versammelt, und bald werde das Feuer ausbrechen, in der Stunde der Mitternacht. Peter sandte dem Obersten seiner Garde den schriftlichen Befehl, Punkt 11 Uhr Sukawnins Haus zu umzingeln, und alle, die in demselben wären, gefangen zu nehmen. Dann ging er zu der Gesellschaft zurück, aber 10 Uhr stand er auf, nahm einen Pagen mit, und ging nach Sukawnin's Hause. Hier saßen die Verschwornen alle im Saale, und erschraken nicht wenig, den Czar eintreten zu sehen „Ich ging eben vorbei — sagte Peter launig — und weil ich helles Licht sah, so vermuthete ich eine lustige Gesellschaft, und wollte gern ein Gläschen mit euch trinken.“ Viel Ehre! antwortete der Wirth, und schenkte die Gläser fleißig voll. Peter that tapfer Bescheid. Nach einer Stunde flüsterte einer dem Sukawnin zu: „Es ist Zeit, Bruder!“ Dieser antwortete leise: „Noch nicht!“ Da sprang Peter auf, mit den Donnerworten: „Wenn es bei dir noch nicht Zeit ist, so ist es bei mir Zeit!“ Dann schrie er gegen die Thür: „Wachen, bindet!“ Zum Glück trat in dem Augenblick der Gardeoberste ein. Die Rebellen wurden geviertheilt, und ihre Glieder an allen Thoren Moskau's aufgesteckt.

§ 43.

Peter auf der Reise.

(1697—1698.)

Nun konnte Peter es schon wagen, die lange gewünschte Reise anzutreten. Er verordnete eine Regierung von einsichtigen Männern, und begab sich dann im April 1697 über Riga nach Königsberg, wo der Kurfürst Friedrich III. (damals noch nicht König von Preußen) für einen prächtigen Empfang gesorgt hatte. Peter wollte unbekannt bleiben, seine Begleiter traten als eine Gesandtschaft auf, Le Fort an der Spitze als Wortführer. Friedrich empfing die russische Gesandtschaft unter einem prächtigen Thronhimmel, umgeben von seinen Großen. Peter stand im Hintergrunde, aber sein schlanker Wuchs und der Blitz seiner rollenden Augen verriethen ihn auf der Stelle. Nach einer trefflichen Bewirthung ging er über Berlin und Magdeburg nach Hannover. Gewöhnlich trank er an der Tafel zu viel, und einmal bekam er im Rausche einen Streit mit Le Fort, so daß er diesem befahl den Säbel zu ziehen. „Behüte — sagte Le Fort — lieber sterbe ich von der Hand meines Gebieters." Als Peter seinen Rausch ausgeschlafen hatte, that er seinem Freunde Le Fort Abbitte, und gestand: „Ich will mein Volk gesittet machen, und kann mich selbst noch nicht beherrschen!"

Weil er eine Vorliebe für die Holländer hegte, so bestimmte er Amsterdam als das Ziel seiner Wanderschaft, und um nicht erkannt zu werden, langte er schon 14 Tage vor seiner Begleitung an. Hier war er nun von früh bis spät geschäftigt, die Handelsläden und Magazine, die Werkstätten der Künstler, die Seeschiffe, Mühlen, Dämme, Schleusen und Kanäle zu besehen; Abends zeichnete er das Wichtigste auf. Zuletzt setzte er über das Y nach dem Dorfe Zaardam über, wo großer Schiffbau getrieben wird. Hier bezog er eine hölzerne Fischerhütte, machte sich täglich sein Bett selbst, und nachdem er unter dem Namen Peter Michaelow als gemeiner Zimmermann einge-

schrieben war, ging er jeden Morgen und Nachmittag mit der Axt auf die Werfte, und lernte den Schiffbau, indem er selbst mitzimmerte. Auch in der Schmiede arbeitete er, und bald hatte er dicke Schwielen in den Händen. Die vornehmen Russen, welche für ihre zarten Hände bange waren, verwünschten seinen Geschmack, und nur einer nahm Antheil an allen seinen Arbeiten. Bald entdeckten die Leute in Zaardam den hohen Stand des Fremden, und nun standen große Haufen vor seiner Hausthür, immer wenn er auszugehen pflegte. Aber dann kam er entweder gar nicht, oder er schritt rasch durch die Haufen, und theilte links und rechts derbe Püffe aus. Die Arbeiter auf der Werfte wollten ihn auszeichnen, aber solches verdroß ihn. Da nannten sie ihn Piter Baas (Meister Peter), und das hörte er gern.

Nach 7 Wochen verließ er Zaardam (das Haus, welches er bewohnte, steht noch), und er nahm im Winter seine Wohnung wieder zu Amsterdam, ließ sich in der Mathematik und Physik unterrichten, und übte sich sogar in chirurgischen Operationen. Das Schiff, an welchem er selbst gearbeitet hatte, kaufte er, und schickte es mit angeworbenen Seeleuten, Offizieren und Künstlern nach Archangel. Er selbst ging im Januar 1698 nach England, und streifte zu London in den Werkstätten der Uhrmacher, in Gärten und Kaffeehäusern, Kirchen und Theatern zwanglos umher. Auf der Rhede zu Spithead ließ der König von England durch die englische Flotte vor ihm wie in einem Seetreffen manöveriren. „Ha! — rief Peter aus — wäre ich nicht Czar von Rußland, so möchte ich nichts lieber sein, als englischer Admiral.“ Der König schenkte ihm eine Jacht von 24 Kanonen. Peter nahm in England wieder viele Offiziere, Wundärzte und Künstler in seine Dienste, und kehrte nach Holland zurück. Hier bei einer Fahrt auf dem Zuydersee überfiel ihn ein gräßlicher Sturm, und alle seekundigen Holländer bebten, Peter aber sagte kalt: „Habet ihr wohl jemals gehört, daß ein russischer Czar im Zuydersee ertrunken ist?“ Man sieht, er war Cäsar im Muthe nicht unähnlich.

Im Sommer 1698 ging er nach Dresden und Wien, um das deutsche Kriegswesen kennen zu lernen, und schon

wollte er nach Neapel und Rom, als er hörte, daß zu Hause eine neue Empörung der Strelitzen seine Gegenwart nothwendig mache. Er eilte also nach Moskau zurück, und besuchte in Polen nur eben den König des Landes, August II., der auch Kurfürst von Sachsen war, und mit wenig Mühe ein Dutzend zinnerner Schüsseln wie ein Papier zusammenrollte. Dieser gab dem Czar auch ein Pröbchen seiner Stärke, indem er einem polnischen Ochsen mit einem einzigen Säbelhiebe den Kopf herunterschlug. „Gebet mir den schönen Säbel — sagte Peter — er soll dem Empörungsdrachen zu Moskau das Haupt vom Rumpfe schlagen." König August reichte ihm den Säbel mit den Worten: „Tod den Türken und Tartaren, Gnade und Leben den Unterthanen!" Eine Aeußerung, die dem Polenkönig Ehre macht, die aber Peter nicht beachtete.

§ 44.

Peter der Große bildet die Russen.

Als Peter am 4. September 1698 wieder in Moskau eintraf, fand er die Arbeit schon abgethan. Der General Gordon, ein Schotte, hatte die Strelitzen bereits in einem förmlichen Treffen geschlagen, und alle Kerker saßen voll. Die Rebellen hatten, unter dem Vorgeben, daß Peter todt sei, die Prinzessinn Sophia aufgefordert, die Regierung zu übernehmen. Peter rasete furchtbar, so entrüstet war er noch nie gewesen. Zweitausend Strelitzen wurden hingerichtet: das Rädern, Hängen und Köpfen dauerte viele Wochen, und Peter köpfte selbst mit, wozu er seinen polnischen Säbel brauchte; er forderte auch seine Freunde dazu auf, doch Le Fort entschuldigte sich damit, daß solches in seinem Vaterlande nur das Amt des Nachrichters sei. Um das Kloster, in welchem Sophia wohnte, standen 200 Galgen, die alle voll Strelitzen hingen, und zwar vor ihrem Fenster die drei, welche ihr die Bittschrift überreicht hatten; diese hielten noch als Leichen ein Papier in der aufgehobenen Hand, die auf einer Stütze ruhte. Das war mehr als brüderliche Rache, und von dieser Zeit an regte sich Sophia nicht weiter.

Die schreckliche Bestrafung der Strelitzen schüchterte ganz Rußland ein, und Peter konnte ungehindert nun einführen, was ihm beliebte. Er setzte ordentliche Gerichte ein, bildete neue Regimenter, stiftete Schulen, legte Buchdruckereien an, und ließ gute ausländische Bücher in die russische Sprache übersetzen. Sogar das Aeußere der Russen wollte er verändert wissen. Er ließ keinen vor sich kommen, der nicht einen kurzen Rock trug, und wer noch den langen Rock tragen wollte, mußte ein Geistlicher oder ein Bauer sein, jedem andern wurde der lange Rock öffentlich auf der Straße von den Polizeibeamten bis an's Knie abgeschnitten, und zur Warnung hing ein kurzer Rock an jedem Stadtthore. Es dauerte nicht lange, so waren alle langen Russenröcke verschwunden. Eben so ging es den Bärten, denn diesen hatte Peter gleichfalls den Krieg angekündigt. Nur den Priestern und Bauern war der Bart gestattet; wer noch sonst ihn tragen wollte, mußte jährlich 100 Rubel bezahlen. Dieser Erlaß ward auch bald der Tod der Bärte. Man sieht leicht, daß Peter hier zu weit ging. Ein Regent hat nur dann gegen die übliche Kleidertracht einzuschreiten, wenn sie dem Wohle des Staates oder der einzelnen Bürger nachtheilig ist, und die lange russische Kleidung sagte gewiß dem rauhen Klima in Rußland besser zu, als der kurze, geschmacklose Frack. Ein größeres Verdienst erwarb sich Peter, als er die Frauen aus ihrem bisherigen Zwange erlösete. Er gestattete ihnen den Zutritt in Männergesellschaften, sogar an seinem Hofe, was bisher unerhört war, aber sie mußten — in ausländischer Kleidung erscheinen. Die Gegenwart der Frauen in Männergesellschaften hatte das Gute, daß die Rohheit der Männer ein wenig gezügelt wurde — doch nur ein wenig, denn auch die Damen in Rußland tranken tapfer ihren Branntwein, und erschienen selbst am Hofe wohl halb berauscht, welches Peter so genau nicht nahm, weil er sich selbst in diesem Punkte nicht zügeln konnte. Wurden auch die Männer nur ein wenig manierlicher, so wurden die Weiber wieder männischer, auch eben kein Lob!

Wir wollen die Rühmlichkeit von Peters Bestreben, seine barbarische Nation mit den Segnungen der Wissenschaften und der Gesittung des Westens zu beglücken, nicht verkennen, jedoch

dürfen wir die Folgen nicht zu hoch anschlagen. Die Cultur läßt sich nicht so leicht und schnell von einer Nation zur andern übertragen, sie hat Zeit, Vorbildung und allmäliges Fortschreiten nöthig, sonst ist sie nur eine Treibhauspflanze, welcher die Frische und Kraft der Erzeugnisse in freier Luft fehlt. So hat sie sich wirklich im westlichen Europa Jahrhunderte lang entwickelt, ist aus dem Geiste und dem Streben der abendländischen Völker hervorgegangen, und freiere Zustände, als man sie in Rußland kannte, haben einen fördernden Einfluß darauf ausgeübt. Im Norden herrschte ja stets eine ziemlich allgemeine Sclaverei, die herabsetzt und entsittlichet. Im Grunde zog Peter über den weißen Bären nur ein europäisches Kleid, und durch die Löcher dieses Frackes sah man die weißen Haare. Die Bildung, die er seinen Halbbarbaren beibrachte, war ein Firniß über ein rohes Meubel, leicht konnte man ihn wegstreichen, und dann sah man die rauhe Fläche. Namentlich die höhern Klassen nahmen nur vorzugsweise die Fehler der gebildeten Völker an, ohne sich deren gute Eigenschaften anzueignen. Sie lernten zunächst neue Begierden und Bedürfnisse kennen. So konnte man es nur wünschenswerth finden, daß wenigstens die niedern Stände in Rußland über den äußern Anstrich von Bildung nicht die innere (wenn auch rohe) Natur-Kraft noch verloren.

§ 45.

Der nordische Alexander im nordischen Kriege.

(Seit 1700.)

In dieser Weise hatte nun Peter gewirkt, als er gegen den nordischen Alexander, den 18jährigen Karl XII. von Schweden, ins Feld rücken mußte, denn er war dem Bündnisse gegen Schweden beigetreten. Während Karl die Dänen und Polen schlug, fiel Peter in die schwedische Provinz Esthland ein, und belagerte Narva mit 80,000 Russen. Schnell eilte Karl herbei, er hatte nur 8000 Mann, aber doch griff er „in Gottes Namen" die zehnmal stärkeren Russen an. Es schneite eben sehr stark (30. November 1700), der Wind trieb den Russen die Schneeflocken ins

Gesicht, so daß diese nicht sahen, wie nahe ihnen die Schweden schon gerückt waren, und als 2 Uhr Nachmittags zwei schwedische Raketen durch die Schneeflocken wirbelten als Zeichen des Angriffes, konnten die Russen der Kühnheit der Schweden nicht eine Viertelstunde Stand halten. Karl verlor gleich anfangs sein Pferd durch einen Schuß, er aber warf sich auf ein anderes, und sagte: „Die Leute wollen mich im Reiten üben." Die Russen flohen wild über eine Brücke, diese brach aber unter ihnen, und Tausende ertranken in den Fluthen. Die nicht hinüber konnten, verschanzten sich mit einer Wagenburg, und schossen unermüdlich. Dies hörte Karl am andern Ende des Schlachtfeldes, sprengte hin, und versank in einen Morast. Herbeieilende Diener zogen ihn nur mit Mühe heraus, ein Stiefel aber und der Säbel blieben stecken. Karl wartete nicht länger, nur mit einem Stiefel warf er sich auf das dritte Pferd, und nun war die Schlacht bei Narva bald gewonnen. Die Kasse, das Gepäck, alle Fahnen und 145 Kanonen fielen den Schweden in die Hände, und am folgenden Tage streckten noch 40,000 schüchterne Russen freiwillig das Gewehr. Karl zog in das jubelnde Narva ein, und sein erster Gang war in die Kirche, wo er knieend ein Dankgebet darbrachte. Die gefangenen russischen Offiziere sendete er nach Stockholm, wo er sie anständig behandeln ließ; als man ihm aber den Siegesbericht, der nach Stockholm abgehen sollte, vorlegte, strich der 18jährige hochherzige Sieger eigenhändig alles, was für ihn zu schmeichelhaft und für den Czar zu unrühmlich war.

Peter war bei der Niederlage der Seinigen vor Narva nicht gegenwärtig gewesen, und seine Gegenwart hätte auch wohl wenig genutzt, denn als großer Feldherr ist er nie aufgetreten, so viel Herrschertalent er auch besaß. Doch benahm er sich im Unglücke anständig. „Ich weiß wohl — sagte er — die Schweden werden uns noch oft schlagen, aber endlich werden wir auch sie schlagen."

Er hatte Recht. Im folgenden Sommer vereinigte er sich mit einem sächsisch-polnischen Heere, wollte bei Riga den Schweden ihren Uebergang über die Düna verwehren, und erlag abermals. Neue Feldbeute war die Frucht dieses Sieges für die Schweden.

Karl's XII. Ruhm scholl nun schon durch ganz Europa. Drei Monarchen hatte er bereits aus dem Felde geschlagen, und eben so sehr, wie seine Kriegesthaten, mußte seine Lebensart Bewunderung erregen. Er kannte keine Winterquartiere, sondern wenn es sich so fügte, so war er im Winter so gut auf dem Marsche, wie im Sommer. Im Kriege bezog er nie ein Haus, sondern wohnte immer unter seinem Zelte, welches er, wenn die Kälte gar zu arg wurde, höchstens mit Stroh umflechten ließ. Einst trug er einen Pelz, da ihm aber ein Offizier scherzend sagte, er sei seit gestern so dick geworden, daß man ihn nicht wieder erkenne, legte er niemals mehr einen Pelz an, sondern ein Soldatenrock mit großen Messingknöpfen umhüllte die lange schlanke Gestalt; dazu trug er gelbe Unterkleider, große Reitstiefeln und lederne Handschuhe, deren Stulpen bis an die Ellenbogen reichten. Er trank weder Wein noch Branntwein, und aß die einfachste Kost. Sein ernster Blick verkündigte Stolz und Kühnheit, doch war er gegen seine Unterthanen immer leutselig, und drückte seinen Unwillen nur durch ein finsteres Zusammenziehen der Augenbraunen aus, ganz im Gegensatze von Peter dem Großen. Weibern war er ein abgesagter Feind, und würdigte sie kaum eines Blickes; auch ist er nicht verheirathet gewesen. Peter hatte schon mit 17 Jahren eine Frau.

Im Frühlinge 1702 rückte Karl in Polen ein. König August floh aus einer Stadt in die andere, Warschau trug dem nordischen Alexander die Thorschlüssel entgegen, Krakau aber wollte ihn nicht einlassen, doch war der Commandant neugierig, den berühmten jungen Helden zu sehen, und öffnete halb das äußere Thor; so wie er aber den Kopf durchsteckte, gab Karl, der gerade da hielt, ihm einen Peitschenhieb ins Gesicht, daß er zurückfuhr, und drang ihm schnell nach in die Festung. Zuletzt mußte August in sein Kurfürstenthum zurückkehren, doch behielt derselbe einen starken Anhang in Polen. Aber Karl erklärte, wenn er auch 50 Jahre in Polen bleiben müsse, so werde er es doch nicht eher verlassen, bis dieser August den polnischen Thron verloren habe.

Die Polen mußten sich also wohl bequemen, einen andern König zu wählen. Karl schlug ihnen den Grafen Stanis-

aus Lesczinsky, Woiwoden von Posen, vor, einen jungen Mann von 27 Jahren, der ein sehr edles Gemüth hatte. Damit des Königs Wort Nachdruck bekäme, ließ er den Wahlplatz mit schwedischen Truppen umstellen. Doch waren bei weitem die Stimmen nicht einig, erst 9 Uhr Abends (12. Juli 1704) rief die schwedische Partei den Stanislaus zum Könige aus, setzte ihn auf ein Roß, und führte ihn bei Fackelschein in die Stadt Krakau; gegen Mitternacht krönte ihn der Bischof von Posen im Dome, und das Te Deum wurde gesungen.

Am andern Tage ritt der neue König ins schwedische Lager, seinem Wohlthäter zu danken. Der alte Piper fragte Karl einmal, warum er die polnische Krone nicht selbst nehme; er antwortete: „Ich mag lieber Kronen verschenken, als mir aufsetzen.“ Stanislaus nahm nun seine Residenz zu Warschau; August kam aber bald aus Sachsen zurück, brachte seinen tapfern General Schulenburg mit, und vertrieb den König Stanislaus aus Warschau, sogar dessen Weinkeller ließ er leeren. Ueberhaupt befehdeten Karl und August in dem armen Polen sich noch lange Zeit: Schlachten wurden geliefert, Städte verbrennt, Brandschatzungen beigetrieben, wohlhabende Bürger und Bauern zu Bettlern gemacht, und nichts war von entscheidender Wirkung.

Da beschloß Karl einen kühnen Streich, dem langweiligen Handel ein kurzes Ende zu geben, nämlich — in Sachsen, in das Herz Deutschlands, einzufallen, und August in seinem Kurfürstenthum zur Abtretung Polens zu zwingen. Piper machte Vorstellungen, aber Karl entgegnete, es sei unwiderruflich beschlossen, und so brach er nach Sachsen auf, während August sich mit der Unterwerfung polnischer Städte abmühete. Des Schwedenkönigs Weg ging durch Schlesien, und der römische Kaiser beschwerte sich bei ihm durch Gesandte, daß er, der Fremdling, so ohne Anfrage sich den Marsch durch deutsche Staaten erlaube. Karl antwortete, was man den Sachsen Jahre lang zugestanden habe, werde den Schweden ja wohl einmal erlaubt sein.

Als er den sächsischen Boden betrat, fand er ganze Dörfer menschenleer. Er ließ aber eine Erklärung ergehen, wenn

die Sachsen sich ruhig verhielten, und die Steuern pünktlich einlieferten, so sollte ihnen kein Haar gekrümmt werden. Dies wirkte. Die Sachsen versteckten sich nicht mehr vor den Schweden, und hatten Ursache, mit der Mannszucht des schwedischen Monarchen zufrieden zu sein. Zwei Soldaten der Garde nahmen in einem Bauernhause eine Mulde mit dicker Milch, und schlugen einen Knaben, der sie daran hindern wollte. Karl, der gerade vorüberritt, hörte den Streit, und ließ beide Soldaten loosen, wer von ihnen gehängt werden solle, und das Urtheil wurde augenblicklich vollzogen. Ein Dragoner, der bei einem Bauer einquartirt war, schlachtete gegen dessen Willen für sich ein Huhn, und als der Bauer darüber klagte, wurde der Dragoner gehängt. Ein Grenadier aber, der auch ein Huhn genommen hatte, kam besser weg, denn er sagte dem Könige kühn in's Gesicht: „Was ist denn ein Huhn! Ew. Majestät haben ja dem Herrn dieses Bauers ein Königreich genommen.“ Karl schenkte dem Bauer für das Huhn einige Dukaten, und sagte zum Grenadier: „Wenn ich dem Kurfürsten von Sachsen sein Königreich genommen habe, so mußt du bedenken, mein Freund, daß ich es nicht für mich genommen habe.“

Die kurfürstliche Familie war entflohen, die Schweden zogen schon auf Dresden; Karl hatte sein Hauptquartier zu Altranstädt, unweit Lützen. Dies beschleunigte den Frieden den 24. September 1706. August eilte aus Polen herbei, und besuchte seinen Gegner in dessen Hauptquartier, um ihm gelindere Bedingungen abzuschmeicheln. Beide Könige betrugen sich gegen einander mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, und blieben einen ganzen Tag zusammen; Karl stattete dem Kurfürsten 3 Tage nachher einen Gegenbesuch in Leipzig ab, aber von den Friedensbedingungen ließ er keine einzige fallen, oder er drohete, in Sachsen zu bleiben. August mußte auf die Krone Polens verzichten, den König Stanislaus anerkennen, seinem Bündnisse mit Rußland entsagen, und den Sobiesky und Patkul ausliefern, welche den Adel in Liefland gegen die schwedische Regierung aufgewiegelt hatten. Ja, Karl erlaubte sich die Rache, dem gedemüthigten Kurfürsten aufzugeben, an den Stanislaus Lesczinsky ein Glückwunschschreiben zu erlassen, und der Kurfürst schrieb also:

„Mein Herr und Bruder! Wir haben es nicht für nothwendig gehalten, Uns mit Ew. Majestät in einen besondern Briefwechsel einzulassen. Um aber Sr. Schwedischen Majestät gefällig zu sein, gratuliren Wir hiermit Ew. Majestät zu Ihrer Thronbesteigung, und wünschen, daß Sie in Ihrem Vaterlande treuere Unterthanen finden mögen, als Wir verlassen haben. Die ganze Welt wird so gerecht sein, einzusehen, daß Wir für alle Unsere Wohlthaten mit Undank belohnt worden, und daß Unsere meisten Unterthanen nur auf die Beförderung Unsers Ruins bedacht gewesen sind. Wir wünschen, daß nicht gleiche Unfälle Sie betreffen mögen, und empfehlen Sie dem Schutze des Allmächtigen.

Ew. Majestät rc.

Dresden, den 8. April 1707."

Obgleich der Friede unterzeichnet war, so beliebte es doch Karln, ein volles Jahr in Sachsen seine Schweden hoch leben zu lassen. Mittags machte er gewöhnlich einen Spazierritt, und einmal besuchte er bei dieser Gelegenheit das nahe Lützen. Er ließ sich den Schwedenstein zeigen, wo Gustav Adolph gefallen war, und sagte mit Rührung: „Ich bestrebe mich zu leben, wie er, und vielleicht vergönnt mir einst Gottes Gnade, zu sterben, wie er."

Erst am Ende August 1707 trat er den Rückzug über Meißen an.

Auf dem Rückwege durch Schlesien erntete er den Dank der protestantischen Schlesier. Er hatte ihnen vor einem Jahre versprochen, beim Kaiser dahin zu wirken, daß ihnen die zugestandenen Kirchen wieder eingeräumt würden, und Kaiser Joseph I. hatte des Königs Fürwort geachtet. Die protestantischen Schlesier dankten dem Schwedenkönige auf den Knien für ihre freie Religionsübung.

In Polen gönnte Karl seinen Truppen eine Ruhe von 7 Wochen. In dieser Zeit ließ er den unglücklichen Patkul zu Kasimir durch das Rad hinrichten. Zum Nachrichter wählte man leider einen beschränkten Menschen, der ein leichtes unbeschlagenes Bauernrad brauchte. Mit 15 Schlägen auf Arm und Bein und 2 auf die Brust konnte er den Bedauerns-

werthen noch nicht tödten; dieser wand sich wie ein Wurm umher mit zermalmten Gliedern, und flehte: „Kopf ab!“ Er stöhnte, schleppte sich mit vieler Mühe selbst nach einem Blocke, und legte sein Haupt auf denselben. Der Nachrichter hieb auch zu, aber erst der vierte Hieb machte den Qualen Patkul's ein Ende.

Von Polen brach Karl in Rußland ein, um den Czar nun auch so zu demüthigen, wie den Kurfürsten von Sachsen. Doch — erst wollen wir sehen, was Peter unterdessen unternommen hat.

§ 46.

Peter gründet Petersburg.

(Pfingsten 1703.)

Le Fort war todt, aber er hatte für Peter einen andern Minister erzogen, den berühmten Alexander Menzikoff, eines Bauern Sohn aus der Gegend von Moskau, der bei einem Kuchenbäcker dieser Stadt in der Lehre stand, und auf den Straßen das Backwerk ausrief. Einst kam der Lehrling auch in die Küche eines Großen, der den Czar zum Essen geladen hatte, und bemerkte, daß der Wirth in ein Lieblingsgericht Peter's ein Pulver schüttete. Menzikoff fand dies verdächtig, und ging hinaus. Auf der Straße begegnete ihm Peter, und sagte: „Verkauf mir deinen Korb.“ — „Der Korb gehört meinem Herrn — sagte der Knabe — da alles aber doch Euch gehört, so nehmet ihn.“ Diese Antwort gefiel Petern, und er befahl dem Knaben, ihm zu folgen, und ihn bei Tische zu bedienen. Als das verdächtige Gericht kam, gab er Petern einen Wink, und dieser verlangte nun, daß der Wirth zuerst von demselben essen sollte. Als der Wirth sich weigerte, setzte Peter das Essen einem Hunde vor, der fast augenblicklich verendete. Nun wurde Menzikoff Le Fort's Diener, erhielt Unterricht in den Wissenschaften, machte 1697 — 1698 die große Reise Peter's mit, und entwickelte so viel Talent, daß Peter ihm nach Le Fort's Tode dessen Stelle anvertraute.

Während nun Karl XII. in Polen verweilte, nahm Peter die schwedischen Landschaften an der Ostsee weg, Ingermannland, Liefland und Esthland. Die Festung Narva wehrte sich lange, obgleich der schwedische Commandant wenig Leute hatte. Aber einst in der Mittagsstunde, als die Schweden speiseten, ließ Peter die Mauern berennen, und kam glücklich hinein. Um Ordnung zu erhalten, streifte er selbst in den Straßen umher, und stach alle Russen nieder, welche er beim Plündern ertappte. Dann ließ er den schwedischen Commandanten vor sich bringen, gab ihm eine Ohrfeige, und sprach: „Du bist Schuld an dem vergossenen Blute. Längst hättest du die Festung übergeben sollen, da du so schwach warst. Sieh diesen Säbel! Er ist roth, nicht von Schweden-, sondern von Russenblut.“

Im J. 1702 eroberte Peter das Städtchen Marienburg in Liefland, und alle Bewohner wurden zu Leibeigenen gemacht. Unter diesen befand sich auch eine junge Frau, Martha mit Namen, die sehr merkwürdig geworden ist. Sie war die Tochter eines armen katholischen Bauers in Litthauen, und wurde katholisch getauft und erzogen. Noch sehr jung kam sie zu einem lutherischen Prediger bei Riga in Dienst, und nahm unvermerkt die lutherischen Lehrsätze an. Nachher fand sie beim Probst Glück in Marienburg ein Unterkommen, und wurde mit dessen Tochter in weiblichen Arbeiten unterrichtet. Hier heirathete sie einen schwedischen Dragoner, Namens Johann, der aber schon einige Tage nach der Hochzeit in's Feld rücken mußte. Jetzt war sie eine russische Gefangene, und wurde Menzikoff's Eigenthum. Dieser rühmte sich einst in der Trunkenheit gegen Peter, unter seinen Leuten das schönste Weib in Rußland zu besitzen, das Mädchen von Marienburg, wie sie unter den russischen Soldaten hieß. Peter mußte sie sehen, verstieß gleich seine Gemahlinn, und nahm die Martha heimlich zur Frau. Diese veränderte nun zum zweiten Male ihre Religion, ging zur griechischen Kirche über, und hieß jetzt Catharina Alexiewna, bei den Russen gewöhnlich Kathinka. Von ihr sind zwei Töchter, Anna und Elisabeth, die uns später wieder begegnen werden.

Als Peter die Ufer der Newa sein nennen durfte, besorgte

er so wenig, sie jemals wieder verlieren zu können, daß er vielmehr beschloß, hier eine neue russische Hauptstadt zu bauen, welche, nur 1 Meile vom finnischen Meerbusen, zum Handel gelegener wäre, als Moskau, und Petersburg heißen solle. Nachdem er Nöteburg am Ausflusse der Newa aus dem Ladogasee zur Festung Schlüsselburg umgeschaffen hatte, machte er gleich Anstalt, auf schwedischem Grund und Boden die neue Hauptstadt Rußlands zu gründen. Am ersten Pfingsttage (27. Mai 1703) ward der Grund zu dem ersten Hause gelegt, nämlich zu der Hütte, welche Peter selbst bewohnen wollte, den Bau zu leiten. Der Boden war morastig, und mußte durch viel herbeigeschaffte Erde erst fest gemacht werden. Auf 4 bis 5 hundert Stunden Weges der Umgegend wurden die Leute mit Peitschen zu dem Bau herbei getrieben; Tag und Nacht mußten sie arbeiten, ohne in ein Bett zu kommen, ohne einmal ein Obdach zu finden, alles mußte erst noch geschafft werden. Und Peter erlaubte nicht, erst Häuser zu bauen, sondern zuvörderst die Festung, hieß der Befehl, um den Schweden gewachsen zu sein, wenn diese herankommen sollten. Diese erschienen auch oft genug, den Bau einer russischen Stadt in ihrem Gebiete zu hindern, aber immer in kleinen Haufen, und wurden leicht zurückgewiesen. Die armen Bauleute arbeiteten rastlos fort; in ihren Lumpen mußten sie Stunden weit die Erde herbeitragen, denn nicht einmal Karren waren hinreichend vorhanden. Die schrecklichen Arbeiten und die ungesunde Luft rafften täglich Hunderte hin. Aber was kümmerte das Seine barbarische Majestät? Man trieb aus allen Provinzen Rußlands immer neue Schaaren nach Petersburg hin, selbst Tataren und Kalmucken, und schon im zweiten Jahre konnte Petersburg bewohnt werden, weil man größtentheils nur hölzerne Häuser errichtet hatte. Um die neue Stadt in Aufnahme zu bringen, erhielten Kaufleute, Handwerker und Edelleute zu Moskau und in andern Städten den strengsten Befehl, mit ihren Familien nach Petersburg zu ziehen. Sie gehorchten nur aus Furcht, denn das verhältnißmäßig milde Klima von Moskau stach gegen die Kälte und Sümpfe Petersburgs gar zu grell ab. Auch Fürst Menzikoff ließ sich in Petersburg nieder, und

Peter verlegte nach der neuen Stadt alle obersten Reichscollegien. Die holländischen Schiffe, welche Petersburg das erste Mal besuchten, wurden von Peter selbst in den Hafen geholt; die Mannschaft ward kaiserlich bewirthet und sogar beschenkt, und seitdem wimmelte der Hafen von Masten. Mehr als einmal war die neue Stadt in Gefahr, vom Meere weggeschwemmt oder vom Feuer verzehrt zu werden; erst die Nachfolger Peters haben sie zu einem sichern und schönen Wohnorte, zu einer der prächtigsten Städte der Erde gemacht.

Um Petersburg mehr zu sichern, baute Peter im Jahre 1704 auf der Insel Retusari an der Mündung der Newa die furchtbare Festung Kronstadt, deren Hafen noch jetzt der vorzüglichste Standpunkt der russischen Kriegsflotte ist.

§ 47.

Die Schlacht bei Pultawa.

(8. Juli 1709.)

So weit war Peter gelangt, als sein Feind Karl XII. durch Polen in Rußland einbrach. Es war im Winter, zu Anfang des Jahres 1708, und der Zug ging durch Landschaften, die selbst im Sommer kaum gangbar sind. Die Russen flohen immer zurück, und verbrennten alle Dörfer, durch welche die Schweden kommen wollten. Diese rückten stets weiter vor, indem sie, zum Staunen und Schrecken der Russen, überall durch Flüsse und Moräste wateten. Im Juli 1708 stand Karl nur noch 12 Tagreisen von Moskau, und Peter bot ihm den Frieden an. Der Sieger wies aber alle Anträge mit Verachtung von sich, mit den Kosacken in der Ukraine wollte er sich jetzt vereinigen, und dann Petern Gesetze vorschreiben. Der Kosackenhettmann Mazeppa hatte ihm nämlich, um sich von Rußland unabhängig zu machen, vorspiegeln lassen, alle Kosacken wären bereit, zu den Schweden zu stoßen, und in der Ukraine fände sich ein Ueberfluß von Lebensmitteln, an denen es den Schweden schon längst gebrach. Mit Ver-

wundern sahen die Russen, wie die Schweden, statt gegen Moskau vorzurücken, sich nach der Ukraine hinabzogen, und lachten dazu. Am Ende Novembers kamen die Schweden nach Mazeppa's Wohnsitz, und fanden einen Aschenhaufen, die Russen waren kurz vorher schon da gewesen. Jetzt trat der Winter 1708—1709 ein, der durch seine Kälte berühmt geworden ist. Karl ließ aber immer marschiren, denn Pultawa, die Hauptstadt der Ukraine, sollte schleunig erobert werden. Die Reiter mußten absitzen, und alle Soldaten immer in vollem Laufe marschiren, wenn sie nicht erfrieren wollten. Dann trat Thauwetter ein, Menschen und Wagen versanken, das Schreien der Verunglückten erscholl fürchterlich, besonders des Nachts. Verschimmeltes Brod war nur noch die tägliche Nahrung, selbst Karl aß dasselbe, und sagte kalt: „Es ist nicht gut, aber man kann es essen." Dabei mußten die abgemergelten Schweden noch immer gegen russische Schwärme fechten.

Im März 1709 langte man mit nur noch 18 Kanonen vor Pultawa an; 8000 entschlossene Russen lagen in der Festung, und wehrten jeden Sturm kräftig ab, ja sie machten täglich Ausfälle, und Karl erhielt einmal im Juni einen gefährlichen Schuß in den Knöchel des linken Fußes, so daß er in langer Zeit nicht reiten konnte. Und nun eben rückte die russische Hauptarmee vor Pultawa, 65,000 Mann stark: der Schweden mit den Kosacken waren höchstens 23,000. Peter selbst war bei dem Heere, und ohne Zögern wurde eine Schlacht geliefert, die berühmte Schlacht bei Pultawa. Karl, der nicht selbst befehligen konnte, ließ sich von zwei Pferden in einem Sessel tragen, aber wie sehr sein Adlerblick auch auf dem Schlachtfelde umherschweifte, in 2 Stunden war das Schicksal der Schweden entschieden. Das Vorderpferd vor Karls Sessel ward erschossen; als nun Trabanten den Sessel trugen, zerschmetterte eine Kugel die Stange des Sessels. Man setzte den König mit seinem dick umwundenen Fuße auf ein Pferd, aber auch dies wurde ihm unter dem Leibe erschossen. Man holte ein anderes, brachte ihn darauf glücklich bis zu seinem Wagen, und nun eilte er schleunigst dem Dnieper zu, etwa 1000 Schweden folgten ihm, und die Flucht ward

allgemein. Der befehligende General, der ehrliche Piper und ein Prinz von Würtemberg wurden gefangen, die Bagage und die Kasse mit 7 Millionen sächsischer Thaler erbeutet, und der General Löwenhaupt, der 16,000 flüchtige Schweden wieder gesammelt hatte, mußte sich an Menzikoff ergeben. Peter hatte den Schweden, welche willig das Gewehr strecken würden, eine anständige Kriegsgefangenschaft und Auslieferung nach dem Friedensschlusse versprochen, aber er hielt nicht Wort: alle gefangenen Schweden wurden durch ganz Rußland zerstreut, und starben in den sibirischen Bergwerken oder als Bettler auf den Landstraßen, kein einziger sah sein Vaterland wieder.

Peter hielt seinen Einzug in Moskau durch sieben Ehrenpforten, welche mit Sinnbildern verziert waren. Unter andern sah man einen Löwen (das schwedische Wappen), welcher, an allen vier Füßen gefesselt, an eisernen Ketten von einem Russen geführt wurde. Die schwedischen Generale mußten bei dem Einzuge hinter dem Sieger als Gefangene einhergehen, und ein Holländer fragte höhnisch einen schwedischen Lieutenant, ob er wohl sähe, wie der Russe dem Löwen mitgespielt habe. „Das sehe ich freilich — antwortete der Schwede — aber doch freuet es mich, daß das königliche Thier noch etwas frei behalten hat." Der Holländer wollte wissen, was das denn wäre, und erhielt zur Antwort: „Der Schwanz, mit dem er die Russen noch auf's Maul schlagen kann."

§ 48.

Karl XII. unter den Türken.

(1709—1714.)

Was wurde aber aus dem flüchtigen nordischen Alexander? Die Russen waren immer hinter ihm her bis an den Dnieper, doch gelang ihm die Ueberfahrt. Er beschloß, es nun einmal mit den Türken zu versuchen, und eilte an den Bog, der damals Rußland von der Türkei schied. Der Marsch dauerte 5 Tage, man ging durch hohes Gras, nirgends erblickte man einen Menschen. Die Kosacken schossen

Rebhühner und wilde Schafe, die man bratete; zu ihnen aß man wilde Kirschen, und trank Wasser aus Morästen. Die Sommerhitze war unerträglich. Als man den Bog vor sich hatte, waren auch die Russen da, und machten noch 500 Mann, die nicht schnell genug übersetzen konnten, zu Gefangenen.

Jussuf, Pascha von Bender, von Karls Thaten ganz begeistert, schickte einen Aga mit einer türkischen Reiterkompagnie, den berühmten Helden auf türkischem Boden zu bewillkommen, ohne die Erlaubniß von Constantinopel abzuwarten, schenkte ihm ein prächtiges Zelt, einen Wagen, Lebensmittel und andere Bequemlichkeiten, und empfing ihn selbst am 1. October in einer feierlichen Audienz zu Bender. Er hatte ihm auch ein schönes Haus in der Stadt Bender einrichten lassen, aber Karl fand es königlicher, außerhalb der Stadt in einem Lager zu wohnen. Da immer mehr Schweden und Polen zu ihm kamen, so zählte er bald 1800 Mann in seinem Gefolge, und sein Lager bei Bender verwandelte sich in eine kleine Stadt, seine Zelte wurden Häuser. Gleich anfangs schrieb er an den Großsultan Achmet III., und stellte demselben die Gefahr der hohen Pforte vor, wenn der Peter in Rußland weiter um sich greifen sollte, und darum lud er den Großherrn ein, mit Schweden ein Bündniß gegen Rußland zu schließen, er selbst wolle die Türken schon zu Siegen gegen die Russen führen. Sultan Achmet gab zwar auf dieses Schreiben nicht alsbald eine bestimmte Antwort, doch ließ er dem Karl kostbare Geschenke und reichliche Lebensmittel verabreichen, ihm auch täglich 500 Thaler auszahlen, damit derselbe wie ein König leben könne. Karl ließ nun auch viel aufgehen, doch für seine Person wenig, aber täglich verschenkte er große Summen an seine Schweden und Polen und an die Janitscharen, welche seine Ehrenwache bildeten, und so kam er mit seinem Gelde nie aus, sondern mußte noch große Kapitalien zu 50% borgen. Täglich musterte er sein kleines Heer mit großer Strenge, hielt auch mit seinen Soldaten täglich die üblichen Betstunden zur großen Erbauung der Türken, und ritt auf seinen Spaziergängen täglich drei Pferde müde.

Dennoch quälte ihn eine entsetzliche Langeweile, da er

nichts gegen die Russen unternehmen konnte. Er schickte den polnischen Grafen Poniatowsky als geheimen Unterhändler nach Constantinopel, und dieser feine Kopf brachte zwei Großveziere, die nicht schwedisch gesinnt waren, nach einander in die Ungnade des Sultans, und den dritten, Mehemet, gewann er für einen Krieg gegen die Russen. Selbst des Sultans Mutter hatte er so für Karln zu begeistern gewußt, daß diese ihren Sohn fragte: „Wann willst du endlich meinem Löwen beistehen, daß er den Czar verschlinge?" — „Geh — sagte endlich Achmet zum Vezier — und führe das Heer gegen die Russen." Der Vezier antwortete: „Ich gehe; mein Schwert in der einen und den König an der andern Hand führe ich ihn an der Spitze von 200,000 Mann nach Moskau!"

Wer freute sich mehr, als Karl! Im Frühlinge 1711 setzte sich ein gewaltiges Türkenheer in Bewegung, der Großvezier Mehemet selbst an der Spitze. Die Russen wollten den Türken zuvorkommen, und Peter (der noch nicht selbst befehligte) rückte, von seiner Katharina begleitet, in die Moldau ein, weil die Hospodare (Fürsten) dieses Landes ihm versprochen hatten, von der Pforte abzufallen, wenn die Russen nur auf ihrem Boden erschienen. Als die Russen aber da waren, konnten die Moldauer dennoch ihre Furcht vor den Türken nicht ablegen. Nicht einmal Proviant bekamen die Russen, und als endlich der Großvezier das russische Heer am Pruth ereilte, schlug er es 3 Tage hinter einander, so daß 40,000 Russenleichen den Boden bedeckten, und den Rest der Russen schloß er so fest ein, wie weiland der Samnitergeneral die Römer bei Caudium. „Nun bin ich übler daran — sagte Peter — als mein Bruder Karl bei Pultawa!" verschloß sich in sein Zelt, und wollte verzweifeln. Selbst Kathinka durfte nicht vor ihn kommen. Aber dieses listige Weib zog ihn doch noch aus der Schlinge. Sie packte alle ihre Juwelen in ein Käſtchen, die vornehmsten Offiziere legten noch etwas bei, und alles schickte sie durch einen treuen Offizier an den Großvezier und seinen Adjutanten zum Geschenk. Wie funkelten die Augen der beiden Türken beim Anblick der blitzenden Steine! Der Großvezier bewilligte einen Waffenstillstand von 6 Stun-

den, von den Russen die Friedensvorschläge anzuhören. Peter staunte, denn er wußte nicht, was das Mädchen von Marienburg gethan hatte. Zum Schein forderten die Türken, die ganze russische Armee solle sich auf Gnade und Ungnade ergeben; Peter erbot sich, Asow wieder herauszugeben, und den Sultan wegen seiner „ungebührlichen Aufführung" um Verzeihung zu bitten. Dafür erhielten die Russen freien Abzug und sogar noch reichliche Lebensmittel auf den Weg.

Als die Russen schon wohlgemuth am Abziehen waren, kam Karl im türkischen Lager an — er hatte 15 Meilen in einem einzigen Ritte zurückgelegt, um Augenzeuge von Peters Gefangennehmung zu sein, und vor seinen Augen zog dieser nach Rußland zurück. Der König rasete über die Falschheit und Beschränktheit der Türken, bat sich 20,000 Janitscharen aus, und wollte noch jetzt den Russen nachsetzen; aber Mehemet bemerkte, der Friede sei abgeschlossen, daran lasse sich nichts mehr ändern. Von den andern Beweggründen seiner Handlungsweise abgesehen, schmeichelte es diesem Türken, schnell den Frieden dictiren zu können, und so spielte er einfältig stolz den Großmüthigen. Karl verklagte den Vezier beim Sultan, der Arme bekam auch seine Strafe nach türkischer Weise, aber die Sachen blieben, wie sie waren.

Als Karl nach Bender zurückkam, fand er sein Lager durch eine Fluth überschwemmt, und er verlegte dasselbe nun einige Stunden weiter, nach W a r n i t z a. Ohne Erfolg versuchte er durch Poniatowsky die Pforte zu einem neuen Kriege gegen Rußland zu stimmen. Er hatte sogar den Schmerz zu vernehmen, daß der Sultan mit dem Czar Peter ein Bündniß geschlossen habe, dessen vornehmster Artikel war, der Großherr solle Karln aus seinen Staaten entfernen. Peter bot sogar 5 Millionen, wenn ihm Karl ausgeliefert würde; aber dies verabscheute Achmet als eine Verletzung der Gastfreundschaft, er hoffte vielmehr, Karl werde endlich wohl freiwillig gehen, und die Güte seines Wohlthäters nicht länger in Anspruch nehmen. Aber Karl versicherte, nun gehe er gar nicht. Als der Pascha von Bender fragte, warum denn nicht, gab jener zur Antwort, er könne seine Schulden in der Türkei noch nicht bezahlen, und ein

ehrlicher Mann dürfe keine Schulden zurücklassen — zur Deckung derselben brauche er wenigstens eine halbe Million. Der Pascha schrieb an den Sultan, und dieser gab 1200 Beutel her, d. h. 600,000 Thaler mit der Weisung, sie dem Könige einzuhändigen, wenn er schon in der Abreise begriffen wäre. Karl ließ diese Summen dem Pascha abschwatzen, da man doch keine Schulden bezahlen könne, wenn man schon fort sei, und als der Moslem nach einigen Tagen anfragte, wann denn endlich Se. Majestät abzureisen gedächten, antwortete Karl, daran sei noch gar nicht zu denken, denn dazu habe er noch einmal 1000 Beutel nöthig. Mit Thränen erwiderte der bedrängte Pascha: „Deine Majestät hat schon 1200 Beutel erhalten, früher, als es der Befehl meines Herrn erlaubte. Es wird mir den Kopf kosten.“ Karl suchte ihn zu beruhigen, und versprach, ihn beim Sultan zu entschuldigen. Der Pascha aber antwortete: „Wisse, daß mein Herr Fehler nicht entschuldigt, sondern bestraft.“ Karls Aufenthalt in der Türkei zeigt uns recht deutlich, was ein ungewöhnlicher Geist durch Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, durch Entschiedenheit und Willensstärke über Schwächere vermag; er tritt so keck auf, wie Cäsar unter den Seeräubern; seinen Uebermuth wollen wir darum nicht loben.

Karl wendete sich nun selbst an den Sultan, und hielt noch einmal um 1000 Beutel an. Der entrüstete Großherr berief den Divan; der Mufti und alle weltlichen Räthe waren nun der Meinung, man dürfe mit gutem Gewissen den verwegenen Gast auch mit Waffengewalt aus dem Reiche der Gläubigen treiben, und dazu erhielt der Pascha von Bender den Auftrag. Dieser eröffnete dem Schwedenkönige den erhaltenen Befehl; bekam aber zur Antwort: „Gehorche deinem Herrn, wenn du Herz hast, aber geh mir aus den Augen.“ Von diesem Augenblicke an lieferten die Türken keine Lebensmittel mehr in's schwedische Lager, und Karl mußte schöne arabische Pferde, die ihm der Sultan früher geschenkt hatte, todt schießen lassen, weil er sie nicht mehr ernähren konnte, und äußerte dabei ganz kalt, er bedürfe der türkischen Pferde eben so wenig, wie der türkischen Lebensmittel.

Sein Trotz entfremdete ihm alle Freunde. — Als die Türken schon mit Geschütz gegen sein Lager vorrückten, fielen seine Geistlichen und Generale vor ihm nieder, und baten ihn, doch der Vernunft zu folgen. Er aber schalt sie, wies jedem seinen Posten an, und gebot ihnen kalt, nur zu thun, was er befehlen würde. Die Türken hatten es nicht gern aufs Aeußerste treiben wollen, und deswegen bei der Pforte angefragt, was sie zu beginnen hätten, wenn Karl sich ernstlich wehren sollte. Der Bescheid lautete: „Auf Leben und Tod!" Noch einmal sendete das Belagerungsheer Friedensboten an Karl, dieser aber drohete, ihnen ihre Bärte abschneiden zu lassen, wenn sie nicht im Augenblick gingen. Solches entflammte sie zur Wuth. Der Pascha gebot zu stürmen, die Kanonen donnerten, die Schanzen waren in einigen Augenblicken erstiegen, und die 300 Schweden streckten bald das Gewehr. Auch Karls eigene Wohnung war schnell mit Türken angefüllt, er aber hieb wüthend um sich, stach manchen Muselmann nieder, und seine 50 Hausgenossen standen ihm treulich bei. In kurzer Zeit war das Haus von allen Türken gesäubert; er verrammelte die Thür, und ließ aus allen Fenstern feuern. Die Türken, nun noch mehr erbittert, warfen Feuer auf das stroherne Dach. Die einstürzenden brennenden Sparren zwangen Karln, das Haus zu verlassen, und er faßte den verwegenen Gedanken, sich nach einem benachbarten Hause durchzuschlagen, und dort seine Gegenwehr fortzusetzen. Schon war er auf dem Wege dorthin, aber da stolperte er, fiel, und wurde von den Janitscharen entwaffnet, doch nicht ohne Mühe, und zum Pascha von Bender gebracht. Dieser lud ihn zum Sitzen ein, da er wohl müde sein werde. Er aber blieb stehen, und bedauerte nur, daß der Kampf so kurz gewesen sei. Die Janitscharen bewunderten ihn, denn solche Löwentapferkeit waren ihnen noch nie begegnet.

Dennoch war der nordische Alexander jetzt ein türkischer Gefangener, und wurde bis nach Adrianopel gebracht. Man staunte ihn überall an, man lieferte ihm Lebensmittel, aber doch war des Schwedenkönigs Lage jetzt so armselig, daß sein Kanzler Müller täglich für ihn das Essen kochte. Auch nur dieser Müller, der Baron Grothusen und

der Oberst Düring durften mit ihm speisen. Um vor andern Besuchern seine Armuth nicht kund geben zu dürfen, ließ er sich immer krank melden. Dieser Zustand Karls dauerte 10 Monate; außer der Türkei hielt man den König in ganz Europa für todt, und die schwedischen Reichsräthe ließen Anstands halber nur noch eben bei ihm anfragen, wer Schweden regieren solle, wenn er nicht bald wieder komme. Karl antwortete, wenn sie gern regieren wollten, so werde er ihnen einen seiner Stiefeln schicken, von diesem könnten sie alle Befehle einholen. Doch bewog ihn diese bedenkliche Stimmung in Schweden, nun schnell nach Hause zu eilen. Er lieh noch einmal große Summen, ließ dann seinen Gesandten Grothusen einen feierlichen Einzug in Constantinopel halten zum Abschiede, und brach am 1. October 1714, nach einem fünfjährigen unnützen Aufenthalte in der Türkei, zur Rückreise auf. Der Sultan ließ ihm noch ein mit Gold gesticktes Zelt, Säbel und Dolch mit Diamanten besetzt, 8 arabische Pferde mit silbernem Geschirr und 60 Wagen mit Mundvorrath als Geschenk übergeben, und ihn durch ein zahlreiches Gefolge von Türken feierlich begleiten. Aber der langsame Zug war dem König unerträglich, schon in der Türkei eilte er mit seinen Schweden voraus, und weiterhin ließ er auch diese im Stich, setzte eine große schwarze Perücke und einen Hut mit goldenen Tressen auf, hüllte sich in einen braunen Rock, alles, um sich unkenntlich zu machen, und eilte dann mit dem Adjutanten Rosen und dem Oberstlieutenant Düring vorwärts, Tag und Nacht, indem er sich überall für einen schwedischen Hauptmann Frisch ausgab. Tages ritt man, Nachts machte man die Reise in einem Wagen, und nirgends verweilte man länger, als um die Pferde zu wechseln. Rosen wurde schon in den ersten Tagen krank, und auch Düring konnte bald nicht weiter, doch beredete er den Postmeister, dem Könige einen elenden Klepper zu geben, ruhte ein Stündchen aus, und holte in einem mit zwei raschen Hengsten bespannten Wagen seinen Herrn nach 3 Stunden wieder ein. Die Reise ging über Ofen, Wien, Regensburg, Nürnberg, Würzburg, Kassel, Braunschweig, in 14 Tagen legte man 286 deutsche Meilen zurück, und den 22. November Nachts 1 Uhr stand Karl vor dem

Thore Stralsund's. Der wachthabende Offizier wollte nicht öffnen, Karl sagte aber, er werde gehängt werden, wenn er einem schwedischen Eilboten, der wichtige Nachrichten bringe, nicht augenblicklich aufmache. Da ging das Thor auf, man erkannte ihn gleich, trotz seiner Vermummung und seines langen Bartes. In 16 Tagen war er in kein Bett gekommen, seine Füße waren geschwollen, man mußte ihm die Stiefeln von den Beinen schneiden. Als er sich am zweiten Tage zu Pferde in den Straßen zeigte, war der Jubel der Stralsunder unbeschreiblich.

§ 49.

Ende des nordischen Krieges.

(1721.)

Es war höchst nöthg, daß Karl zurückkehrte, denn vieles hatte sich während seiner langen Abwesenheit geändert. August II. hatte mit Hülfe der Russen den Stanislaus aus Polen vertrieben, und vom polnischen Throne wieder Besitz genommen, Peter sich in Finnland und Ingermannland befestigt, Dänemark den Schweden Bremen und Verden genommen, und es an die Engländer verkauft, auch England und Preußen waren dem Bündnisse gegen Schweden beigetreten. Was wollte der arme Karl gegen so viele Feinde! Vor seinen Augen nahmen die Preußen unter dem alten Dessauer fast ganz Schwedisch-Pommern weg, selbst Stralsund mußte Karl verlassen, und die Dänen einziehen sehen, als er kaum 1 Monat daselbst zugebracht hatte.

Noch in demselben Winter (Februar 1716) brach er in Norwegen ein, und da er wenig ausrichtete, versuchte er den Bund seiner 5 Feinde zu trennen, indem er mit Peter Unterhandlungen anknüpfte, welche dieser auch nicht von der Hand wies. Peter sollte alles Eroberte außer Finnland behalten, dagegen für die Schweden ihre deutschen Lande wieder erobern, den König Stanislaus wieder in Polen einsetzen helfen, und den Schweden in der Eroberung Norwegens kein Hinderniß legen.

Karl konnte nicht ruhen, bis er Norwegen sein nennen durfte. Er hatte wieder 27,000 Mann Truppen; 10,000 Mann gab er dem Baron Armfeld, von oben in Norwegen einzufallen, da wo Drontheim liegt. Die eisernen Schweden kletterten im August 1718 über das Gebirge Kiölen, trugen Kanonen und Lavetten auf ihren Schultern, und fanden nur unreines und ungesundes Wasser, wovon ihnen der Bauch so anschwoll, daß täglich Hunderte starben. Hannibals Zug über die Alpen war nicht beschwerlicher. Als die Schweden endlich vor Drontheim standen, war die Festung zu wohl verwahrt, und sie mußten beschämt vor Hunger den Rückzug über die Kiölen antreten. Nun war auch der Winter da; ohne Nahrung, ohne Obdach, ohne warme Kleidung mußten die Armen über Eisberge klettern, und sich vom Schnee einhüllen lassen. Hunderte fielen in dem Schneegestöber zusammen, Hunderte glitten täglich aus, und stürzten in Abgründe. Die Noth trieb den Baron Armfeld, selbst des Feindes Barmherzigkeit anzuflehen. Er bat den Commandanten in Drontheim um Unterstützung. Dieser schickte menschenfreundlich 300 fertige Schlittschuhläufer mit 150 leichten Schlitten, die Unglücklichen schnell über die Eisberge zu schaffen. Aber die Hülfe kam zu spät: ganze schwedische Regimenter standen erfroren auf dem Eise, bis an die Brust im Schnee vergraben, nur 500 ihres Heerhaufens sahen ihr Vaterland wieder, und noch lange war diese Gegend des Gebirges der beste Jagdplatz in Norwegen, weil die vielen Leichen manches Wild unwiderstehlich anzogen.

Den andern Heerhaufen hatte unterdessen Karl selbst in den südlichen Theil Norwegens geführt, jedoch erst am Ende Septembers, und er belagerte Friedrichshall. Am 4. December begann er, die Festung zu beschießen, und nach 5 Tagen eroberte er schon eine feindliche Schanze. Seine Leute konnten ihm nie schnell genug arbeiten. Am Sonntage den 11. December hörte er Vor- und Nachmittags die Predigten in Tystedahl, wo sein Hauptquartier war, aber Abends 9 Uhr ging er noch bis an den Graben der Festung, um zu sehen, wie weit die Arbeit der Seinigen gediehen wäre. Zwei Offiziere, Franzosen von Geburt, begleiteten ihn. Es war eine schneidende Kälte, die Sterne funkelten hell;

Karl lehnte sich über eine Brustwehr, aus der Festung kamen von Zeit zu Zeit noch Schüsse. Die beiden Franzosen entfernten sich einer nach dem andern, und als der eine gegen 10 Uhr den König wieder aufsuchte, kam ihm der andere mit der Nachricht entgegen, der König sei — erschossen. Sie fanden ihn an der Brustwehr rückwärts gelehnt, die Rechte hatte er am Degen. Eine Pistolenkugel war ihm durch den Kopf gegangen. Was Karl auf dem Felde bei Lützen gewünscht, war erfüllt.

„Nun ist der Krieg beendigt!" sagte der eine Franzose, und er hatte Recht. Die Schweden, der eisernen Hand Karl's, die trotz aller Berühmtheit dem Lande unsägliche Wunden geschlagen, längst müde, übergaben die Krone seiner jüngsten Schwester Ulrike Eleonore, indem sie den Sohn seiner ältesten Schwester, den Prinzen Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, übergingen, und nun machte man schnell mit dem einen Staate nach dem andern Frieden. Hannover (England) behielt Bremen und Verden für 1 Millionen Thaler, Preußen das wichtige Stettin und Vorpommern für 2 Millionen, Dänemark gab aber alle Eroberungen für 600,000 Thaler heraus. Peter war der letzte: er landete im Sommer 1719 in Upland, und legte in kurzer Zeit 13 Städte, 360 Dörfer, 140 Ritterschlösser, 40 Mühlen, 14 Eisenhütten in Asche, ließ große Wälder abbrennen, Menschen und Vieh bloß aus Muthwillen todt stechen, und fügte Schweden einen Schaden von 12 Millionen zu. Dieselben Gräuelthaten wiederholte er im folgenden Jahre 1720, und die armen Schweden mußten nun wohl 1721 den Frieden zu Nystadt eingehen, der den Russen Liefland, Esthland und Ingermannland, nebst einem großen Stücke von Finnland auf ewige Zeiten überließ*). Dafür bezahlte der großmüthige

*) Man sagt immer, bemerkt W. Menzel, Rußland sei durch das Genie Peters des Großen zu so überwiegender Macht gelangt. Allein das ist nur halb wahr. Rußland verdankt sein Glück hauptsächlich dem politischen Ungeschick seiner westlichen Nachbaren. Peter hätte mit aller seiner barbarischen Genialität nichts gegen das civilisirte Europa ausrichten können, wenn dieses letztere einig gewesen wäre. Aber es kam ihm zu statten, daß damals Schweden und Polen, Brandenburg und Dänemark einen wechselseitigen Vernichtungskrieg führten. — Das nämliche Glück begünstigte Rußland auch später. Im

Peter den Schweden 2 Millionen Thaler, und so sehr erfreute ihn der treffliche Friede, daß er seinen Unterthanen alle rückständigen Steuern erließ, und viele Verbrecher begnadigte. Der russische Senat, dankbar für so viele Milde, erbat sich die Erlaubniß, den Czar Peter jetzt Kaiser von Rußland, Vater des Vaterlandes und den Großen betiteln zu dürfen, welches sehr gnädig angenommen wurde. Peter selbst feierte das Friedensfest zu Petersburg durch einen sogenannten Patriarchenzug. Sechs Cardinäle schwammen auf Bierfässern über die Newa, und bliesen auf Kuhhörnern. Hinter ihnen kam der Patriach, betrunken, in einer hölzernen Schale sitzend, die in einer mit starkem Bier gefüllten großen Braukufe schwamm. Als der Patriarch am jenseitigen Ufer aussteigen wollte, ward er von seinen Dienern wie zufällig gestoßen, so daß er in dem Bier gebadet wurde, ein Hauptspaß für die hohen Zuschauer. Die ganze Farze sollte — wie einige annehmen — die Patriarchenwürde in den Augen des Volkes lächerlich machen. Die Russen, griechische Christen, die ursprünglich den Patriarchen von Constantinopel für das Oberhaupt ihrer Kirche halten, hatten nämlich bisher immer noch einen besondern Patriarchen mit größerer Gewalt, einen Landespatriarchen, ein vom Czar abhängiges russisches Päpstlein, in Moskau gehabt, Peter aber hatte die Stelle des Patriarchen eingehen lassen, weil ihm eine zweite Macht neben ihm, wie unbedeutend sie auch sein mochte, lästig erschien, dessen Geschäfte einer „heiligen Synode" übertragen, und sich selbst an die Spitze derselben gestellt, ungefähr wie Heinrich VIII. in England, der sich für das Oberhaupt der englichen Kirche erklärte. Daher ist die russisch-griechische Kirche, die schon vor Peter nur in einem lockern Verbande zum Patriarchen von Constantinopel stand, bis auf den heutigen Tag die Leibeigene des Czars, und jede andere Kirche, die,

schlesischen und siebenjährigen Kriege bekriegten sich Oesterreich und Preußen auf Leben und Tod. Wären diese beiden Mächte einig geblieben, so würde Rußland nie haben wagen dürfen, sich der Ostseeprovinzen und des größten Theils von Polen zu bemächtigen, noch bis an das schwarze Meer vorzudringen. Alles, was Rußland gewonnen, hat es nicht durch das viel zu hochgepriesene Genie seiner Staatsmänner, sondern lediglich durch die unpolitische Zwietracht seiner Nachbarn gewonnen.

wie die katholische, Anspruch auf Selbstständigkeit macht, muß in dem Lande der Sclaverei fortwährend als Märtyrinn leben. Aus diesem Grunde ist die Versicherung anderer Schriftsteller auch sehr annehmbar, daß der eifersüchtige Selbstherrscher aller Reußen durch den Prälaten in der hölzernen Schale den Papst habe verhöhnen wollen, denn der Czare Streben ging stets dahin, gleich den Kalifen, über Weltliches und Geistliches, über Leib und Seele zu gebieten. — Vernehmen wir noch ein Beispiel von den Vergnügungen Peter's. Seinen ehemaligen Lehrer Sotow, der später den Hofnarren machte, eine häßliche Figur, verheirathete er im 84. Jahre mit einer rüstigen Wittwe, einer Dreißigerinn. Die Hochzeitbitter waren Stotterer, die Brautdiener Blinde und Lahme, die Läufer korpulente Männer, die am Zipperlein litten. Der Zug, aus 400 possierlich maskirten Personen bestehend, bewegte sich der Kirche zu. König David, statt der Harfe einen mit Bärenfellen umwickelten Leierkasten drehend, fuhr voran. Zu dieser Katzenmusik brummten vier an seinen Schlitten gebundene, fortwährend gehetzte Bären, und die ganze Gesellschaft machte durch disharmonische Stimmen oder Instrumente das Charivari vollständig. Peter selbst als russischer Bauer, unterstützt von 3 Generalen, rührte herzzerbrechend die große Trommel. Glockengeläute stimmte ein in die erhebende Feier. In der Kirche harrte ein hundertjähriger Pope, dem Gesicht und Gedächtniß schon vergangen waren, des Paares. Man hielt dem Geistlichen Lichter und Brillen vor, und schrie ihm die Trauungsformel, vielleicht mit einem Sprach- oder Blasrohr, laut in's Ohr. Ein mehrtägiges Gelage im Palast, bei dem alles erlaubt war, nur die Nüchternheit ausgenommen, beschloß die großartige Feier.

Wenn nun die erzählten Possen die Vergnügungen eines Barbaren waren, so hören wir noch von andern Freuden, die nur einen Despoten und Unmenschen verrathen.

Friedrich der Große erzählt in seinen Werken, ein Herr von Prinzen, preußischer Gesandter unter dem genannten König, sei, als er seine Bevollmächtigungsschreiben habe überreichen wollen, auf das Schiffswerft hingewiesen. Auf dem Oberverdeck des Schiffes saß der Czar, und lud den

Gesandten ein, an einer Strickleiter zu ihm heraufzuklettern. Bei dem ersten Gelage, zu welchem der Gesandte gezogen ward, ließ Peter 20 Strelitzen aus dem Kerker kommen, und hieb bei jedem Glase Branntwein, das er leerte, einem dieser Armen den Kopf herunter, und forderte auch den Herrn von Prinzen auf, an diesem absonderlichen Vergnügen Antheil zu nehmen, und fast deutete er es übel, als derselbe solches ablehnte. Eben dieser Czar, an welchem man den Namen des Großen verschwendet hat, ließ den Günstling seiner ersten Gemahlinn Eudocia, mit Namen Glabow, lebendig spießen, und den Mann, den Günstling der Katharina I., hängen, und führte letztere nachher selbst unter den Galgen, um ihr das schöne Schauspiel zu zeigen. Den Schleier über Scenen, bei denen der Schutzgeist der Menschen erröthet und weint!

§ 50.

Peter's letzte Thaten.

(1716—1725.)

Vom Glücke immer begünstigt, beschloß Peter, Holland und Frankreich enger mit Rußland zu verbünden, und machte deshalb 1716 eine große Reise durch Europa. Er besuchte den König von Preußen und von Dänemark, und sah sein liebes Amsterdam wieder, wo er recht lange verweilte. Dann ging er über Brüssel nach Paris. Ludwig XIV. war eben gestorben, den 7jährigen Ludwig XV. hob Peter in die Höhe, küßte ihn, und sprach: „Ich wünsche, Sire, daß Sie gut aufwachsen und löblich regieren; vielleicht können wir einander einmal nützlich werden.“ Die Frau von Maintenon war krank, und ließ sich entschuldigen; Peter aber drang ohne Umstände in ihr Gemach, zog leise die Vorhänge ihres Bettes auseinander, und setzte sich an ihrem Bette nieder. „Meine Krankheit ist das Alter,“ sagte die Maintenon. Peter antwortete ihr, das Bewußtsein, an dem verstorbenen Könige so edel gehandelt zu haben, und die Wohlthäterinn Frankreichs geworden zu sein, wie auch der Anblick so vieler

Mädchen, die ihr Erziehung und alles verdankten, müsse ihr das Alter gewiß sehr versüßen.

Erst im Jahre 1717 kehrte Peter über Holland und Norddeutschland nach Rußland zurück, und das Jahr 1718 wurde durch ein empörendes Ereigniß bezeichnet. Seinen Sohn Alexei Petrowitsch von seiner verstoßenen Gemahlinn Eudocia Feodorowna Lapuchin, die er noch immer eingekerkert hielt, hatte er von Jugend auf nicht leiden können, sich um denselben gar nicht bekümmert, und ihn lange ohne Erziehung aufwachsen lassen. Natürlich, daß der Sohn an der Mutter hing, und die Verbindung seines Vaters mit der Kathinka, welche seiner Mutter das harte Loos bereitet hatte, mit tiefem Gram betrachtete! Wegen seiner Gutmüthigkeit hatte er einen großen Anhang unter dem Volke, welches Peter mit Unwillen bemerkte. Nach dem Willen seines Vaters hatte er sich mit der Prinzessinn Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt, aber eben weil ihm die Gemahlinn aufgezwungen war, verachtete er sie, und ging ihr überall aus dem Wege. Ein neuer Grund, seinen Vater aufzubringen! Als im Jahre 1711 Peter einige katholische Geistlichen aus Polen nach Sibirien schickte, und Alexei es wagte, seinem Vater über diese wirklich ungerechte That Vorstellungen zu machen (sie hatten nur den König Stanislaus anerkannt), so befahl Peter, dem Prinzen sofort das Haupt abzuschlagen. Menzikoff ließ wirklich ein Gerüst erbauen, und vor Peter's Augen einen Dragoner, der für den Prinzen zu sterben sich anbot, enthaupten. Auch eine wahrhaft russische Maaßregel, um nicht mehr zu sagen! Peter war betrunken; als er den Rausch ausgeschlafen hatte, dankte er seinem Minister den Betrug, aber das schlechte Vernehmen zwischen ihm und seinem Sohne dauerte fort. Am meisten fürchtete Peter, Alexei werde einst als Kaiser in Rußland alle getroffenen Veränderungen wieder aufheben, und drohte oft, ihn zu enterben. Alexei, dessen Gemahlinn schon vor Gram gestorben war, bewies sich nicht abgeneigt, in ein Kloster zu gehen, und wechselte deshalb viele Briefe mit seinem Vater, während dieser 1716 auf der Reise war. Es gab aber Leute, die dem Czar einredeten, der Prinz gehe mit ganz anderen Dingen um, und Peter befahl ihm, ent-

weder augenblicklich in ein Kloster zu gehen, oder zu ihm zu kommen. Alexei begab sich auf die Reise, aber nicht zu seinem Vater, sondern nach Wien. Der deutsche Kaiser versteckte ihn erst in Tyrol, dann in Neapel; aber ein russischer Gesandter kundschaftete ihn aus, und Peter versprach dem Sohne bei Gott, er solle nicht bestraft werden, wenn er willig zurückkehre. Allexei traute dem Eide, kehrte zurück, stellte eine feierliche Erklärung vor den Großen des Reiches aus, daß er der Krone entsage, und gestand auch, daß er um eine beabsichtigte Verschwörung gewußt habe. Dies letztere hatte zur Folge, daß Peter eine Commission von geistlichen und weltlichen Richtern ernannte, über seinen Sohn das Urtheil zu fällen. Die geistlichen Richter baten den Kaiser um Begnadigung, und erinnerten ihn an die Barmherzigkeit des Welterlösers; die weltlichen aber verdammten den Prinzen zum Tode, und der harte Peter bestätigte das Urtheil. Der Unglückliche, fiel als ihm das Urtheil angekündigt wurde, gleich in Todesangst, und hoffte, eher zu verscheiden, als das Urtheil an ihm vollzogen würde. Er ließ seinen Vater zu sich bitten, flehte ihn um seinen Segen an, und als er denselben erhalteu hatte, verschied er nach wenigen Stunden. So lautet die gelindeste Darstellung dieser Begebenheit. Andere sagen, der Unglückliche sei im Gefängnisse durch's Beil wirklich hingerichtet. Doch sind die Gerüchte über solches gewaltsame Ende des Prinzen, die wegen seines unerwarteten Todes leicht entstehen konnten, nicht gehörig begründet, in keinem Falle erwiesen. Bei Alexei's feierlichem Leichenbegängnisse vergoß Peter tausend Thränen.

Einige Jahre nachher krönte er seine Kathinka feierlich zu Moskau als Kaiserinn von Rußland, und machte die Verordnung, daß nicht die Erstgeburt über die Thronfolge entscheiden solle, sondern der Kaiser von Rußland solle das Recht haben, von seinen Söhnen und Töchtern, Brüdern und Schwestern u. s. w. die fähigste Person zum Erben der Krone zu ernennen, und auch eine schon geschehene Ernennung noch immer widerrufen können. Eine Verordnung, die für Rußland viele bittere Früchte getragen hat! Peter ließ sie von der ganzen Nation beschwören.

Einige Monate nach Katharina's Krönung wurde Peter

bedeutend kränklich, und dadurch verstimmt. Es fehlte wenig, so hätte er ihr die Thronfolge wieder genommen. Schon oft hatte er die Bäder in Pyrmont gebraucht, das Uebel wurde zuletzt unheilbar. Seine wüste Lebensart hat gewiß zu seinem frühen Tode beigetragen. Er verschied am 28. Januar 1725 unter entsetzlichen Schmerzen in den Armen Katharina's, mehreren Tagen nicht von seinem Bette gewichen war

§ 51.

Peter's des Groszen erste Nachfolger.

(1725—1762.)

Peter der Große hinterließ zwei Töchter von seiner Katharina, nämlich Anna und Elisabeth. Anna war bei seinem Tode an den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vermählt; Elisabeth aber, erst 15 Jahre alt, noch ledig. Von seinem Sohne, dem unglücklichen Alexei, lebten noch zwei Kinder, Natalia und Peter, und auch von seinem ältern Bruder Iwan noch zwei Kinder, nämlich Katharina, Gemahlinn des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg, und Anna Iwanowna, Gemahlinn des Herzogs Friedrich Wilhelm von Curland.

Zuerst bestieg nun Katharina I., Peters des Großen zweite Gemahlinn, das Mädchen von Marienburg, den Thron, weniger durch ihre eigenen Wünsche, als durch die Herrschsucht Menzikoffs geleitet. Sie erklärte, die Krone nur dem Großfürsten Peter, Alexei's Sohne, aufheben zu wollen. Flugs eilte Menzikoff, dreist genug, den russischen Thron an sein Haus bringen zu wollen, den Kronprinzen Peter mit seiner Tochter zu verloben. Aber bis zur Vermählung kam es nicht, denn Katharina, die ihren alternden Körper durch übermäßigen Genuß des Branntweins immer noch mehr abschwächte, starb schon im Mai 1727, 2¼ Jahr, nach dem Tode ihres Gemahls.

Der junge Kaiser Peter II. zählte erst 12 Jahre, hatte aber einen verständigen Hofmeister, Heinrich Ostermann, Sohn eines lutherischen Predigers zu Bochum,

einem Orte in der Grafschaft Mark in Westfalen, der zu Jena, den Wissenschaften obliegend, einen Studenten erstochen hatte, flüchtig geworden war, und in Holland schon Peters des Großen Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Dieser Ostermann hatte mit Katharina dem Czar Peter am Pruth aus der Klemme geholfen, mit Schweden den Frieden zu Nystadt geschlossen, und die Würde eines russischen Freiherrn erhalten. Die Kaiserinn Katharina hatte ihn zum Reichsvicekanzler, zum geheimen Rath, zum Erzieher und Mitvormunde des Thronerben ernannt. Er machte diesem Posten Ehre durch seinen Eifer für des jungen Kaisers Bildung, aber der junge Iwan Dolghorucki vereitelte seine Plane. Dieser zog den jungen Monarchen, dessen Liebling er war, zu mühevollen Jagden, und zwar bei Moskau, wo Peter II. sich am liebsten aufhielt, so daß Ostermann seinen Zögling selten zu sehen bekam. Auch machte Dolghorucki den jungen Kaiser auf die Herrschsucht Menzikoffs aufmerksam, so daß dieser mächtige Mann zur ewigen Verbannung nach Beresow verurtheilt wurde, er, der im Begriffe stand, Schwiegervater des Kaisers zu werden. Sein Vermögen bestand aus 100,000 leibeignen Bauern und 3 Millionen baar. Alles wurde zur Staatskasse eingezogen, in Beresow erhielt er täglich nur 10 Rubel, von denen er sich und seine Familie ernähren mußte. Er lebte aber so sparsam, daß er zu Beresow noch eine neue Kirche aus eigenen Mitteln errichtete, an welcher er mit eigenen Händen arbeitete. Im zweiten Jahre seiner Verbannung erkrankte er, sprach zuletzt nichts mehr, genoß nur Wasser, und verschied zu Beresow 1729.

Peter II. verlobte sich jetzt mit Dolghorucki's schöner Schwester Katharina, aber auch Dolghorucki sollte das Vergnügen nicht haben, des Kaisers Schwager zu werden. Peter starb im Februar 1730 an den Pocken.

Wer sollte jetzt den Thron besteigen? Ostermann glaubte, die Großfürstinn Anna, Iwan's Tochter, verwittwete Herzoginn von Curland, welcher er den ersten Unterricht im Lesen ertheilt hatte, werde auch als Kaiserinn sich wohl von ihm noch leiten lassen, und so beredete er die Großen, Peters Töchter zu übergehen, und dessen Nichte auf den

Thron zu setzen. Der Fürst Basil Dolghorucki ward beauftragt, ihr die Wahl bekannt zu machen. Als er zu ihr eintrat, fand er einen schlechtgekleideten ihm unbekannten Mann bei ihr im Zimmer. Da dieser nicht gleich sich entfernte, nahm Dolghorucki ihn am Arm, und wollte ihn zur Thür hinausschieben. Anna verbot dies. Der Unbekannte war der Herzog Ernst Johann von Biron, wie er sich nannte. Anna hatte denselben in Curland kennen gelernt, und ihn zu ihrem Kammerjunker angenommen; sein Großvater hatte im Marstall gedient, sein Vater war Jägerhauptmann gewesen, beide hatten Bieren oder Büren geheißen, der Kammerjunker aber, da er seiner Gebieterinn nach Rußland folgte, hatte den Titel Herzog von Biron von einem französischen Hause, wie auch dessen Wappen angenommen. Bald erfuhren die Dolghorucki, wie viel dieser Mann bei der neuen Kaiserinn gelte: sie wurden theils hingerichtet, theils verwiesen, Biron aber zum Herzog von Curland erhoben, und er regierte jetzt Rußland unumschränkt mit eisernem Scepter. Gegen 12,000 Menschen starben auf dem Blutgerüst, über 20,000 wurden nach Sibirien verwiesen. Ostermann behauptete sich in seinem Einflusse als Verwalter der Staatseinkünfte, und noch ein anderer Ausländer glänzte gegenwärtig, der Graf von Münnich, Sohn eines geheimen Raths in Oldenburg, der unter Eugenius und Marlborough seine Schule gemacht, von Peter I. zum Generallieutenant und von Peter II. zum Grafen erhoben war. Jetzt war er russischer Generalfeldmarschall, und führte einen Krieg gegen die Türken (1735—1739), der ihm den Namen des nordischen Eugenius erwarb. Er eroberte Asow, welches Peter der Große am Pruth so schimpflich hatte abtreten müssen, verheerte die Krimm, schoß Okzakow zusammen, und obgleich die verbündeten Oesterreicher durch einen voreiligen Frieden den Russen die Früchte des Sieges fast alle wieder entrissen, so war doch von diesem Kriege an bis jetzt der Name Russen für die Türken ein Schrecken.

Anna regierte von 1730 bis 1740, und Biron wurde immer fürchterlicher. Zuweilen warf die Kaiserinn sich ihm zu Füßen, und flehete um Gnade für Verurtheilte, aber

immer vergebens. Auf dem Todesbette vermachte sie das Reich dem Prinzen Iwan, Enkel ihrer Schwester Katharina, der kaum 2 Monate alt war, und bestellte den Herzog Biron von Curland zum Regenten und Vormund. Münnich ließ es geschehen, die Armee hing ihm an, und so hoffte er, Biron werde sich wohl mit dem leeren Titel begnügen, ihm aber die Gewalt überlassen müssen. Aber es kam anders: Biron trat die Regierung für Iwan III. an, ließ sich kaiserliche Hoheit nennen, und machte Miene, den mächtigen Münnich ganz zu unterdrücken. Aber Münnich kam ihm zuvor, er ließ durch seine treuen Soldaten die kaiserliche Hoheit verhaften, und schickte sie nach Sibirien. Münnich und Ostermann theilten sich nun abermals in die Regierung.

Aber eine Person hatte man bei den vielen Staatshändeln immer übersehen, Elisabeth, Peters des Großen jüngste Tochter. Diese Prinzessinn schien bei den mancherlei politischen Umwälzungen immer eine gleichgültige Zuschauerinn zu sein, und in ihrem jugendlichen Leichtsinn sich wenig um die Regierung zu kümmern. Sie fuhr in den Straßen von Petersburg auf einem offenen Schlitten spazieren, wo denn die Russen ihre Schönheit bewunderten, und wenn neugierige gemeine Soldaten auch hinten auf ihren Schlitten traten, so litt sie solches mit unermüdlicher Langmuth. Ja, sie spazierte oft in die Kasernen der Garde, und stand gern bei den Kindern der gemeinsten Soldaten Gevatter. Dadurch stahl sie die Herzen der Männer, und von ihr hoffte man einst die Entfernung der Fremden, welche den Russen schon so lange Gesetze vorgeschrieben hatten. Sie hatte einen dreisten Franzosen Lestocq als Wundarzt in ihren Diensten; dieser feuerte sie an, bei der Schwäche der jetzigen Regierung kühn die Krone zu ergreifen. Elisabeth fand es bedenklich. Lestocq traf eines Morgens, als er zu ihr eintrat, ein leeres Kartenblatt auf ihrem Tische, und zeichnete mit dem Bleistift auf die eine Seite ihr Bild mit der Krone, auf die andere ihr Portrait als Nonne. „Wählen Sie“ — sagte er — „wir haben keinen Augenblick zu verlieren.“ Münnich war nämlich schon aufmerksam auf sie geworden, und beobachtete ihre Schritte. Elisabeth zog die Krone dem Schleier vor, und fuhr in der Nacht vom 24. auf den 25. September 1741

nach der Kaserne der preobraschenskischen Garde, auf einem Schlitten, von Lestocq und ihrem Kammerjunker Woronzow begleitet, gewann etwa 300 Mann, und ging auf den kaiserlichen Palast los. Der junge Iwan, seine Eltern Anna und Anton Ulrich (von Braunschweig), Münnich, Ostermann und viele andere wurden verhaftet, am folgenden Tage ward das Militair nebst der Staatsbehörde in Eid und Pflicht genommen, und zugleich eine Kundmachung erlassen, welche der russischen Nation die Rechte der Kaiserinn Elisabeth auf den Thron und die Unrechtmäßigkeit der bisherigen Regierung aus einander setzte. Der junge Iwan erhielt seinen Aufenthalt in der Festung Schlüsselburg; kein Licht erhellte sein Gefängniß, und Elisabeth befahl ausdrücklich, das Kind (damals etwa 1 Jahr alt) solle nicht lesen und schreiben lernen, und der Offizier, der es bewachte, hatte Befehl, dasselbe gleich zu tödten, sobald er die leiseste Bewegung zu dessen Befreiung bemerken würde. Viele Jahre lebte das Kind in beständiger Finsterniß. Seine Eltern Anna und Anton Ulrich wurden nach Sibirien gebracht, und sie baten es sich als Gnade aus, vereinigt bleiben zu dürfen. Hier lebten sie in der Nähe von Archangel etwa 4 Jahre zusammen, dann wurden sie getrennt, weil man ihnen nicht den Trost vergönnte, im Leiden sich einander aufzurichten. Anna starb 1746 im Wochenbette, ihr Gemahl Anton Ulrich überlebte sie noch 29 traurige Jahre, bis 1775. Wie ist das Schicksal der Fürsten manchmal so bitter, wie veränderlich das irdische Glück! — Münnich und Ostermann wurden ebenfalls nach Sibirien gebracht, Münnich sogar in dasselbe Haus, welches er für Biron hatte bauen lassen. Wem fällt hier nicht Aman's Schicksal ein! Und doch war Münnich, mit den übrigen russischen Regierungsmännern verglichen, kein unedler Mann! Ostermann starb zu Beresow, für Münnich sollte noch einmal die Stunde der Erlösung schlagen, nachdem er 21 Jahre lang in der Verbannung sich täglich mit 3 Rubeln, die ihm von der Regierung gereicht wurden, hatte behelfen müssen.

Elisabeth hatte das Gelübde gethan, niemals ein Todesurtheil zu unterzeichnen, aber darum waren ihre andern Strafen desto grausamer. Ein geheimer Rath trug ihr alles

zu, was ihre Unterthanen von ihr Nachtheiliges äußerten, und alle Tadler ihrer Regierung wurden nach Sibirien gebracht. Ihren Lestocq, dem sie großen Theils den Thron verdankte, verwies sie auch dahin, weil er gegen Preußen gutgesinnt war, sie es aber mit Oesterreich hielt. Wir werden unten sehen, wie die Russen im siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen fechten. Sie war gegen Friedrich erbittert, weil dieser sich einige Spötterei über ihre Person erlaubt hatte, die sie gewiß wohl verdiente. War es z. B. nicht unanständig für die russische Kaiserinn, daß sie den hübschen Rasumowsky, einen Bauernsohn aus der Ukraine, der als Chorknabe in der kaiserlichen Kapelle gesungen, und ihr schon lange als Gesellschafter gedient hatte, in ihrem Alter noch heirathete? Ueberhaupt war sie eine sehr unsittliche Person, von ihrer Jugend an. — Mit Schweden führte sie auch einen Krieg zu dessen Demüthigung, denn Schweden mußte wieder einen Theil von Finnland an Rußland abtreten, und einen König annehmen, der mit der russischen Kaiserinn nahe verwandt war, den Herzog Adolph Friedrich von Holstein. Sie selbst bestimmte ihren Vetter, den jungen Herzog Peter von Holstein-Gottorp, Sohn ihrer ältern Schwester Anna, zu ihrem Nachfolger auf dem russischen Throne; dieser kam auch nach Petersburg, nahm die griechische Religion an, (ein in der Geschichte nur zu oft vorkommendes Ereigniß, daß Fürsten, nicht aus Ueberzeugung, sondern bloß um einer Krone willen ihren Glauben wechseln!) und wurde von Elisabeth doch nicht geliebt, weil er heimlich für Preußen gestimmt war. Doch blieb es bei dem Beschlusse, und als Elisabeth am 5. Juni 1762 starb, bestieg ihr Vetter als Peter III. den russischen Thron.

Kaiser Peter III. war ein sonderbarer Mann. Er hatte seiner sterbenden Tante versprochen, nie mit Preußen Frieden zu machen ohne Oesterreichs Theilnahme, und gleich nach ihrem Tode ließ er seine Truppen zu den Preußen stoßen und gegen die Oesterreicher fechten, welches dem siebenjährigen Kriege den Ausschlag gab, wie wir noch hören werden. Er war ein so großer Bewunderer Friedrich's des Großen, daß er immer die preußische Uniform trug, seine Truppen auf preußische Weise exerciren ließ, und sogar Friedrich's

Generallieutenant wurde, welches die russische Nationalehre kränken mußte. Er nahm manches kostbare Heiligenbild aus den Kirchen, zog die geistlichen Güter ein, und gab den Geistlichen Jahrgehälter aus der Staatskasse, die schmal zugeschnitten waren; den Metropoliten von Nowgorod, der gegen diese Neuerungen protestirte, verwies er nach Sibirien, mußte ihn jedoch, um einer Empörung vorzubeugen, bald wieder zurückrufen; er wohnte der Einweihung einer lutherischen Kapelle bei, und vertheilte unter die Soldaten lutherische Gesangbücher, die Einweihung einer griechischen Kapelle wollte er aber nicht mit seiner Gegenwart beehren. Durch diese Schritte machte er den Russen seinen griechischen Glauben verdächtig. Eine Handlung der Gerechtigkeit war, daß er den Grafen Münnich aus Sibirien zurückrief, und ihm wieder Ehren und Würden verlieh. Viele andere Staatsgefangenen der vorigen Regierung wurden ebenfalls begnadigt. Münnich erhielt aber seine Ministerstelle nicht wieder, denn Peter III. ließ sich gern von Damen leiten, deren viele immer in seinem Gefolge waren. Keinen verdroß dies mehr, als seine Gemahlinn Katharina, eine Prinzessinn von Anhalt-Zerbst, die auch ihres russischen Charakters und anscheinend ächt griechischen Glaubens wegen (obgleich sie von Geburt protestantisch war, und im Grunde wohl wenig auf alle Religion hielt) die Liebe der Truppen und des Volkes besaß. Sie hatte ihrem Gemahl schon einen Großfürsten geboren, Paul mit Namen, hegte aber den Verdacht, daß sie mit ihrem Sohne eingesperrt werden sollte. Die Fürstinn Daschkow war ihre Vertraute; deren Schwester, die Gräfinn Woronzow, Tochter des Großkanzlers, hielt es mit dem Kaiser, und durch die beiden Weiber wurde das Feuer der Zwietracht zwischen den Eheleuten immer stärker angeblasen. Katharina ging mit dem Plane um, ihren Gemahl zu entthronen; der Kaiser wurde gewarnt, aber er glaubte es nicht, und begab sich mit seinen Freunden und Freundinnen nach Oranienburg, um dort das Petersfest zu feiern (Juli 1762). Nun säumte Katharina nicht länger, weil sie wußte, daß Peter ihre Anschläge schon kenne. Sie begab sich am 8. Juli zu der Garde in russischer Uniform, durchritt deren Reihen, un

wurde mit Jubel begrüßt. Ein Fahnenjunker der berittenen Garde, Potemkin, bemerkte, daß sie keine Quaste am Degen habe, und band sogleich ihr die seinige an. Diese Aufmerksamkeit und seine Gestalt wurden von Katharina nie vergessen. Die Garde huldigte ihr, und weil es hieß, Peter habe durch einen Sturz vom Pferde in Oranienburg den Hals gebrochen, so folgten Adel, Senat und Volk bald dem gegebenen Beispiele. Man führte Katharina nach der Kirche der Kasanschen Mutter Gottes, und der Metropolit von Nowgorod rief sie als Katharina II. zur Kaiserinn aus. Am Abend dieses Tages stellte sich die neue Herrscherinn, einen Hengst reitend, mit bloßen Säbel an die Spitze der Garden, und zog nach Peterhof, wo sie mit ihrem Gemahle am folgenden Tage zu speisen verabredet hatte. Peter war dort, vernahm aber bald, in welcher Absicht seine liebe Frau heranziehe. Er verlor gleich alle Fassung; Münnich wollte ihn aufmuntern, gleich kühn nach Petersburg zu gehen, und fragte ihn, ob er denn, wenn es sein müßte, nicht als Kaiser zu sterben verstände. Aber Peter war zu keinem Entschlusse zu bringen, das Gewinsel der Damen verwirrte ihn völlig, einige vorausgeschickte Adjutanten seiner Gemahlinn nahmen ihn gefangen, und legten dem Schwächling ein Bekenntniß vor, daß er zur Regierung unfähig sei, und daher abdanke, welches er auch gleich unterschrieb. Dann zog man dem Kaiser seine Orden und kaiserlichen Kleider ab, und brachte denselben, ohne daß Katharina ihn gesehen hatte, noch am Abend desselben Tages nach dem Städtchen Ropscha bei Petersburg in ein Gefängniß. Angst und Verzweiflung rissen ihn hier zu den schrecklichsten Verwünschungen gegen seine Gemahlinn hin, und diese ließ ihm am 7. Tage seiner Gefangenschaft einen Gifttrank reichen. Derselbe wirkte in der ersten Stunde so schrecklich, daß Orlow (ein Günstling Katharina's) Hand an ihn legte, und durch Erdrosselung seinen Tod beschleunigte. In einer Kundmachung erklärte Katharina, Peter III. sei an einer Gehirnentzündung gestorben, aber Niemand glaubte dieser Aussage.

§ 52.

Katharina II. von Rußland.

(1762—1769.)

Nun war Katharina II. Kaiserinn von Rußland, und sie regierte 34 Jahre zum Neide der übrigen europäischen Mächte. Anfangs war ihr durch Blut errungener Thron keineswegs gesichert, denn noch lebte Prinz Iwan, den die Kaiserinn Elisabeth schon als unmündigen Säugling in ein lichtleeres Gefängniß geworfen hatte. Jetzt war Iwan 23 Jahre alt, und kannte keinen Menschen auf der Welt, als die Offiziere, die ihn bewachten, uud diese hatten auch von Katharina II. den gemessenen Befehl, ihn zu tödten, sobald sich jemand nähern würde, den Gefangenen zu befreien. Zwei Jahre nach Katharina's Thronbesteigung (1764) kam ein Unterlieutenant, Namens Mirowitsch, mit 38 Soldaten, zeigte ein untergeschobenes Schreiben der Kaiserinn vor, und begehrte des Prinzen Auslieferung. Die beiden Offiziere hielten sich buchstäblich an ihre Weisung: sie stachen den Prinzen nieder, und flohen nach Dänemark, um einstweilen dem Hasse des Volkes auszuweichen. Mirowitsch ward auf Befehl der Kaiserinn hingerichtet, die beiden Offiziere aber wurden, als sie zurückkehrten, von Katharina kaiserlich beschenkt. — Neun Jahre später trat ein gemeiner Kosack, Namens Pugatschew, in den südlichen Provinzen auf, gab sich für Peter III. aus, der nicht ermordet sei, und fand viele Anhänger. Zwei Jahre lang machte er der Kaiserinn zu schaffen, da endlich mußte er über die Wolga fliehen, und entkam in eine Steppe. Hier spürte man ihn auf, fand ihn vor Hunger an einem Pferdeknochen nagen, und brachte ihn nach Moskau, wo er die verdiente Todesstrafe litt. Die Empörung Pugatschew's hatte 200 Dörfer vernichtet, und über 100,000 Menschen das Leben gekostet.

Nun konnte Katharina schon ruhiger regieren, aber ganz ruhig wurde sie nie, denn sie wußte, was sie ihrem Gemahl gethan hatte, und welche mächtige Feinde sie noch unter den Großen fürchten mußte, die ihr ein Gleiches

thun konnten. Daher glaubte sie, die Russen immer beschäftigen zu müssen, und so führte sie, so lange sie regierte, fast immer schwere Kriege.

Im Jahre 1768 band sie mit den Türken an, und dieser erste Türkenkrieg dauerte 6 Jahre. Fürst Galitzin eroberte die türkische Festung Choczim, Panim nahm Bender, und eine russische Flotte rief die Griechen in Morea zum Aufstande gegen die Ungläubigen, ihre Unterdrücker. Als aber 1774 der Friede zu Stande kam, und die Russen sich nur eine neue Kette von Festungen und freie Fahrt auf dem schwarzen Meer gesichert hatten, ließen sie Morea im Stich. Schon brachen die Türken wieder ein, und hieben schonungslos nieder, was ihnen von Griechen in den Weg kam. Jammernd fleheten die Griechen den abziehenden russischen Admiral an, sie doch wenigstens mitzunehmen, aber dieser trieb sie zurück, und segelte ab. Als er fort war, setzte nichts der Rache der Türken ein Ziel, in Tripolizza allein machten sie 3000 Griechen nieder.

Katharina baute nun eine neue Stadt am Dnepr, Cherson genannt, und gefiel sich so sehr als Eroberinn, daß sie 13 Jahre nach dem ersten Türkenkriege den romantischen Gedanken faßte, die Türken zurück nach dem Innern Asiens zu jagen, und die jetzige Türkei wieder zu einem griechischen Kaiserthum zu erheben, welches ein russischer Prinz regieren sollte. Da ihrem Sohne Paul eben ein Prinz geboren wurde, so ließ sie ihn Constantin taufen*), und bestimmte ihn zum künftigen griechischen Kaiser, und einem Thore der neuen Stadt Cherson ließ sie die Aufschrift geben: Nach Constantinopel. Auf russischen Münzen erblickte man das wallende Labarum, Constantins des Großen Siegeszeichen über Maxentius, und des Propheten heilige Fahne als Schemel der Füße Katharina's. Verständlich genug! An Vorwand, die Türken wieder zu bekriegen, fehlte es nicht, denn diese hatten einige russische Schiffe auf dem schwarzen Meere beleidigt. Sogleich ging Potemkin nach Cherson ab, bere-

*) Es ist der Großfürst Constantin, älterer Bruder des Kaisers Nikolaus, Vicekönig von Polen, der im J. 1832 gestorben ist.

dete die Christen heimlich, aus der Krimm wegzuziehen, und da auch der Chan dieser Landschaft von Rußland ein Jahrgeld annahm, so brach nun Potemkin ohne Umstände in die Krimm ein. Die Inwohner, Tataren von Herkunft, wehrten sich muthig, aber Potemkin siegte, und ließ 30,000 Tataren, Männer, Weiber und Kinder ohne Erbarmen niederhauen, wodurch die Halbinsel, das Taurien der alten Welt, fast entvölkert wurde. Potemkin erhielt für die Eroberung den Titel der Taurier, die Statthalterschaft der neuen Provinz, und dann noch 16 Millionen Rubel, sein Gebiet für Rußland recht blühend zu machen.

Unterdessen rückten die Türken auch heran, und nahmen Oczakow. Potemkin hatte 70,000 Mann unter seinen Fahnen, und belagerte die Türken in Oczakow. Als der Winter kam, stürmte er, (1787) am Tage des h. Nikolaus, des russischen Schutzheiligen, die Festung, und eroberte sie. Die Russen mordeten hier unter den Türken, wie vor kurzem die Türken unter den Griechen in Morea, Männer, Weiber und Kinder. Die sterbenden Muhammedaner wurden auf das Eis geworfen, und den hungrigen Hunden zur Nahrung gegeben. Nichts aber glich der Barbarei der Russen in Ismael, welches sie den 22. December 1790 unter Suwarow eroberten: 50,000 wehrlose Türken wurden hier niedergemacht, von den gräulichsten Scenen ließ Katharina Gemälde in ihrem Speisesaal aufhängen. In ganz Europa stellte man bald die Russen in der Grausamkeit den Türken gleich.

Der türkische Krieg kostete der Kaiserinn unerhörte Summen, aber immer war Potemkin noch für den Plan, die Türken aus Europa zu treiben. Weil Katharina indessen zu derselben Zeit einen Krieg mit Schweden zu Lande und zu Wasser führen mußte, der 22 Millionen Rubel verschlang, und die Schweden zuweilen bis nahe vor Petersburg führte, so wollte sie endlich auf jeden Fall mit den Türken Frieden schließen, was auch Potemkin sagen mochte. Potemkin's Tod erleichterte den Frieden (Januar 1792) noch, er hieß der Friede von Jassy, und machte den Dnepr zur russischen Gränze gegen die Türkei.

Von dem berüchtigten Potemkin erzähle ich gleich Nähe-

res, erst wollen wir Katharina noch als Regentinn in der inneren Verwaltung ihres Reiches betrachten; da erscheint sie größer, als durch ihre Eroberungen, achtungswerther, als durch ihren Wandel. Sie verbesserte das Gerichtswesen, verfaßte ein neues Gesetzbuch, und steuerte den Bestechungen. Die Geistlichkeit erhielt ihre Güter wieder, und wurde in den von ihr errichteten Seminarien besser gebildet. Außer Cherson baute sie 260 neue Städte in ihrem Reiche, zog Ausländer in ihren Staat, besonders Bauern und Fabrikanten; in einem kaiserlichen Lustschlosse bei Petersburg wurde sogar eine Seidenmanufaktur angelegt. Petersburg erhielt unter ihrer Regierung seine jetzigen Prachtgebäude. Nebst dem Ackerbau wußte sie auch den Handel zu heben, und der eröffnete Bergbau vergrößerte die Staatseinnahme jährlich um viele Millionen. Das Uralgebirge gab sogar Silber und Gold, was man in dem rauhen Norden nicht erwartet hatte. — Auch den Unterricht des Volkes ließ Katharina sich angelegen sein. Sie zog Gelehrte des Auslandes in ihr Reich, gründete eine Anstalt für 200 Töchter adliger und bürgerlicher Beamten, versah die Städte und Dörfer mit Volksschulen, und stiftete ein besonderes Collegium zur Bildung tüchtiger Schulmänner. Durch Capitain Beering ließ sie die Gränzen des Eismeers und der Küsten America's, die Sibirien zunächst liegen, genauer untersuchen, und hatte sogar den Plan, von Russen die Erde umsegeln zu lassen. Mit einem Worte, Katharina II. wurde die zweite Schöpferinn der jetzigen Größe Rußlands, und was Peter's des Großen Nachfolger hatten liegen lassen, das rief sie wieder ins Leben. Als man 1782 von Peter's des Großen Thronbesteigung das Jubiläum in Petersburg feierte, ließ sie auf dem Akademieplatze, der von jenem Kaiser den Namen führt, ein wunderschönes Standbild, welches sie ihrem berühmten Vorfahr errichtet hatte, aufdecken: Peter reitet einen Felsen von ungeheurer Größe, den man aus einem Moraste in Finnland geholt hatte, als Feldherr hinan, und das Bild führt die schöne Inschrift: Petro Primo Catharina Secunda.

§ 53.

Potemkin der Taurier.

(1762—1791.)

Dieser Mann, der in den vorigen Erzählungen schon oft genannt wurde, war der Sohn eines abgedankten Majors, und als Katharina II. 1762 gegen ihren Gemahl ausrücken wollte, stand er als Wachtmeister unter der berittenen Garde, und band — wie schon gemeldet ward — der Kaiserinn seine Quaste an den Säbel. Diese Quaste machte sein Glück. Er wurde Kammerjunker der Kaiserinn, und erhielt eine jährliche Pension von 2000 Rubeln. Aber so wenig genügte ihm nicht: er wollte über ganz Rußland herrschen, selbst über seine Monarchinn, und der reichste aller Russen werden. Wie war das anzufangen? Potemkin's Genie wußte Rath. Er mied die vertrauten Zirkel der Kaiserinn, zu welchen ihm der Zutritt offen stand, bezog eine Wohnung in dem Alexander-Newsky-Kloster, ließ sich den Bart wachsen, und drohte, ein Mönch zu werden. Die empfindsame Katharina ließ ihn befragen, was ihn zu dieser Verzweiflung treibe, und er antwortete keck, die unbegränzte Liebe zu ihr, welche sie zu kalt erwidere. Im Augenblicke ließ Katharina den Heuchler aus dem Kloster holen, gab ihm eine Wohnung in ihrem eigenen Schlosse, ernannte ihn zum General, und erlaubte ihm, ihr Bildniß auf der Brust öffentlich zu tragen. Nun war Potemkin ein ganz anderer Mann: im Schlafrock, mit fliegenden Haaren und bloßen Füßen, roh, wie ein Kosack, ging er oft in das Kabinet der Kaiserinn. Wenn diese einmal allein sein wollte, und ihren Kammerherren befahl, keinen zu ihr zu lassen, so wurde Potemkin rasend. Hielten die Kammerherren ihn nur etwas auf, so ging er in sein Gemach zurück, holte sich eine Hundepeitsche, und drang nicht nur in das Gemach der Kaiserinn, sondern prügelte sie sogar mit der Hundepeitsche, weil sie ihm den Besuch verbiete, und ihn so wenig liebe. Katharina ertrug dies mit unermüdlicher Langmuth, denn der schreckliche Potemkin, der jeden Gedanken an Aufruhr niederschlug, war ihr aus Noth sowohl wie aus Leidenschaft unentbehrlich. Wer würde ihn ersetzt haben, wenn er sich zu ihren Feinden

geschlagen hätte! Kurz, die herrschsüchtige Czarinn aller Reussen war die Sclavinn eines völligen Barbaren. Jeden Russen, auch den Vornehmsten, mißhandelte dieser mit Schlägen, so oft es ihm einfiel. Sein Gehalt stieg jährlich um 10,000 Rubel, die besondern Geschenke ungerechnet, und er durfte so viel Geld aus den kaiserlichen Kassen nehmen, als ihm beliebte, wie er denn auch oft freiwillig etwas hineinlegte, denn er lebte mit seiner Kaiserinn in Gemeinschaft der Güter. Und doch pflegte er Handwerkern und Kaufleuten die Rechnungen nicht zu bezahlen, sondern die Mahner mit der Hundepeitsche aus seinem Hause zu treiben. Die Kaufleute, bei denen er Bestellungen machte, hielten sich für verloren, und viele baten ihn auf den Knieen, sie mit seinen Bestellungen zu verschonen. Schon das Aeußere dieses Mannes flößte Schrecken ein, denn ein Auge in seinem Kopfe war beweglich, das andere starr.

Daß er viele Feinde hatte, läßt sich erwarten. Ein Günstling der Kaiserinn wagte ihn anzuklagen, daß er die zur Cultivirung der Krimm erhaltenen Millionen in seine Tasche gesteckt habe, und die Krimm noch ein höchst elendes Land sei. Katharina beschloß, 1787 eine Reise dahin zu machen, und sich durch den Augenschein zu unterrichten. Sie hatte ein glänzendes Gefolge, und zu Kiew erschienen die Polen und Kirgisen, der großen Herrscherinn ihre Ergebenheit darzubringen. Von da ging die Reise zu Wasser, den Dnepr hinunter; Potemkin hatte die Felsen im Flusse sprengen lassen, welches vielen Menschen das Leben gekostet. An beiden Ufern sah man fette Heerden, und überall waren Menschen beschäftigt, zu pflügen, Holz zu fällen, Häuser zu bauen, aber sie wohnten nicht hier, Potemkin hatte sie 40 Meilen weit herbeitreiben lassen, und des Nachts mußten sie vorausreisen, um am folgenden Tage vor der Kaiserinn abermals aufzutreten. Auch Dörfer erblickte man überall in der Ferne, aber es waren nur — bemalte Bretter. Abends wurden die Ufer des Dneprs durch Feuerwerke erleuchtet. In Cherson waren so viele Waaren ausgestellt, daß der Ort wie die blühendste Handelsstadt aussah, aber Potemkin hatte die Waaren kurz vorher aus Moskau und Warschau kommen lassen. So wurde Katharina überall

getäuscht. In Cherson traf auch der deutsche Kaiser Joseph II. ein, und machte mit Katharina die Reise durch Taurien. In Sebastopol hatte Potemkin für die Monarchinn schnell einen Palast erbaut, der die Aussicht auf den schönen Hafen gewährte. Alte Barken waren aufgeputzt, alle Schiffe aus der Nähe und Ferne herbeigetrieben, so daß der Hafen wimmelte, als wenn er täglich diesen lebendigen Anblick böte. Abends wurde Feuerwerk gemacht, und nachher der Hafen erleuchtet, wobei eine ganze Kriegsflotte in einem magischen Lichte, das die Kaiserinn vollends blendete, hervortrat. Nun war Katharina zufrieden: sie gab Potemkin den Titel der Taurier, und befahl, auf ihn eine Lobschrift zu verfertigen und in ganz Rußland zu verbreiten.

Potemkin war's auch, der die Türken zum zweiten Kriege mit Rußland reizte. Mitten im Frieden holte er Griechen aus Constantinopel, und schleppte sie nach Taurien, seine Provinz zu bevölkern. Dann forderte er öffentlichen griechischen Gottesdienst in Constantinopel sogar mit Glockengeläut, welches türkischen Ohren unausstehlich ist, und die Abtretung Bessarabiens. Darüber entstand der Krieg, der oben beschrieben ist, in welchem die Russen sich so grausam zeigten.

Vor Oczakow soll Potemkin sich so weit zurückgehalten haben, daß die türkischen Kugeln ihn nicht erreichen konnten. Als seine Soldaten darüber laut wurden, ging er einmal unter den Kanonen der Festung spaziren; aber beim Sturm hielt er sich doch wieder hinten. Als die Festung erobert war, reisete er nach Petersburg. Katharina ließ die Straße vor der Stadt, welche er durchziehen würde, auf eine Strecke von 20 Wersten (fast 3 deutschen Meilen) mehrere Tage lang festlich beleuchten, denn man wußte den Tag seines Einzuges nicht genau. Nun reisete er desto langsamer, damit die Landstraße ihm zu Ehren desto länger erleuchtet bliebe. Als er endlich eintraf, überraschte ihn Katharina schon auf seinem Zimmer, während er sich umkleidete. Bald darauf war die h. Osternacht, wo nach Sitte der Hof in der Kapelle des kaiserlichen Winterpalastes um Mitternacht dem Gottesdienste beiwohnte, und nach

dessen Beendigung der Kaiserinn die Hand küßte mit den Worten: Christus ist auferstanden! Dann beschenkte man die Gäste mit Ostereiern .... Auch Potemkin trat heran, der Kaiserinn die Hand zu küssen. Aber Katharina hob ihn auf, umarmte ihn, nannte ihn laut den Wohlthäter des Vaterlandes, und reichte ihm zum Osterei den Alexander-Newski-Orden in Diamanten. Schon früher hatte er viele Geschenke erhalten, aber doch reisete er nicht eher wieder zum Heere ab, als bis er 6 Millionen Rubel baares Geld eingesäckelt hatte. Die darauf folgende Eroberung von Bender erwarb ihm von der Kaiserinn 100,000 Rubel und einen Lorbeerkranz von Edelsteinen für 150,000 Rubel. Das Geld borgte Katharina von Holland und Genua, und ihren andern Unterthanen zahlte sie in Papiergeld, welches im bürgerlichen Verkehr zu einem sehr niedrigen Preise stand. Potemkin kostete ihr mehr, als der Krieg selbst. Dafür lebte dieser während des Türkenkrieges zu Jassy auch wie ein persischer Satrap des Alterthums. Er hatte viele Damen um sich, denen er die üppigsten Feste veranstaltete. Aus Frankreich verschrieb er Tänzer, aus Warschau Spielkarten durch Eilboten, aus Petersburg köstliche Fischbrühen durch Extrapost, und die verschriebenen Galanteriewaaren trugen an Zoll an der russischen Gränze 12,000 Rubel, die aber Fürst Potemkin nicht bezahlte. So etwas konnte nur ihm ungestraft durchgehen. Während dessen mußten seine Soldaten sich mit den Türken herumhauen, wie auch die Oesterreicher, die mit 100,000 Mann in die Türkei einbrachen. Katharina wollte, Potemkin solle die Oesterreicher kräftig durch ein Hülfsheer unterstützen, aber Potemkin dachte in Jassy nur an seine Gelage. Ja, er faßte sogar den Plan, die Moldau, Wallachei und Bessarabien einst als Fürst unabhängig zu beherrschen; darum vereitelte er auch alle Friedensanträge der Pforte, weil diese die genannten Landschaften nicht herausgeben wollte.

Als Ismael erobert war, reisete Potemkin abermals nach Petersburg, jetzt als Inhaber der ganzen russischen Kriegsmacht. Die Feste, welche Katharina ihm gab, übertrafen alle früheren. Wenn er speisete, so standen die ersten russischen Fürsten hinter seinem Stuhle. Katharina schenkte

dem Günstlinge den taurischen Palast in Petersburg, welchen er selbst gebaut, und die Kaiserinn ihm abgekauft hatte. Zum Danke bewirthete er die Czarinn in diesem Palaste mit einer Verschwendung, gegen welche die Feste der Katharina als kärglich erschienen. Ein großer Saal war als Garten eingerichtet: hier prangten blühende Gewächse, und Vögel hüpften singend zwischen den Zweigen, während der Blick durch die Fenster nichts als Schnee und Eis gewahrte. In einem Tempel dieses Gartens stand Katharina's marmorne Bildsäule, und als die Monarchinn letztere betrachtete, fiel Potemkin ihr zu Füßen, und dankte ihr für die vielen empfangenen Wohlthaten. Bei Tische stand er hinter ihrem Sessel, und wartete ihr auf, in einem kostbaren Anzuge; ein Adjutant trug ihm seinen Hut nach, weil er wegen des vielen Diamanten für den Kopf zu schwer war. Als der Günstling seine Herrinn tief in der Nacht an ihren Wagen begleitete, warf er sich ihr noch einmal zu Füßen, gerührter als jemals.

Er sah sie zum letzten Male. Als er bei dem Heere in der Türkei wieder anlangte, nahm seine Gesundheit plötzlich ab. Um sich zu erholen, befahl er, ihn nach der milden Gegend von Oczakow zu bringen. Aber unterweges kam schon seine letzte Stunde. Man breitete auf dem Grase eine Decke aus, hob ihn vom Wagen, und legte ihn auf den Boden. Hier hauchte er unter freiem Himmel seine Seele aus, den 15. October 1791. Katharina fiel in Ohnmacht, als sie seinen Tod erfuhr.

§ 54.

Die Vernichtung Polens*).

(1772—1795.)

Polen war seit dem Jahre 1572 ein Wahlreich, d. h. ein Königreich und eine Republik zugleich; indem der Kö-

*) Wir schalten diese Erzählung des Zusammenhanges wegen hier ganz ein, obwohl sie zum Theil schon in den folgenden Zeitraum gehört.

nig von den Magnaten gewählt wurde. Der König mußte die Freiheit des Adels als Nationalgesetz beschwören. Von der Zeit an entzweite nicht selten Parteisucht die Stimmführer unter dem Adel, und der Familienhaß rief leider fremde Waffen ins Land. Um irgend etwas durchzusetzen, bildete der Adel unter sich Parteien, sogenannte Conföderationen. Die Folge davon war, daß jedes Mal die mächtigste Conföderation auf den Reichstagen ihre Absicht durchsetzte. Von 1697 bis 1733 regierte in Polen August II., zugleich Kurfürst von Sachsen, ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten. Aus mehreren Ursachen kann indeß seine Regierung im Ganzen für Polen keine glückliche genannt werden. Durch den großen nordischen Krieg, an dem auch Polen Theil genommen, war der alte Glaubensstreit wieder neu angefacht worden. König August sah sich veranlaßt, im Jahre 1718 die Dissidenten (Protestanten, Socianer und nicht unirte Griechen) gewissen Beschränkungen zu unterwerfen. Bald darauf steigerte ein höchst mißlicher Vorfall in Thorn die Erbitterung auf beiden Seiten. Bei Gelegenheit der Frohnleichnamsprocession hatte ein katholischer Gymnasiast einem protestantischen, der den Hut nicht abnehmen wollte, denselben vom Kopf geschlagen. Hierüber gerieth die studirende Jugend und der Pöbel von beiden Seiten in einen heftigen Streit. Da der protestantische Magistrat nicht einschritt, so vergaß sich die protestantische Partei so weit, daß sie zuletzt das Collegium der Jesuiten erstürmte, darin Alles zertrümmerte, und selbst die Kirche nicht verschonte. Die Katholiken führten Beschwerde beim Reichstage, und dieser verwies die Sache an das s. g. königliche Assessorial-Gericht zu Warschau. Dem strengen Urtheile zufolge, welches dieser Gerichtshof fällte, ward den Protestanten die Marienkirche genommen, zwei Prediger wurden verwiesen, der Bürgermeister Rösner und ein Rathsherr enthauptet, und die vorzüglichsten Theilnehmer des Aufstandes alle hart bestraft. Vergebens hatte der päpstliche Nuntius die Vollziehung des Urtheils zu verhindern gesucht, da dem Könige das Begnadigungsrecht mangelte, und der Spruch des Assessorial-Gerichtes unwiderruflich war. Dieses geschah im Jahre 1724. Die

Dissidenten, weit entfernt durch solche blutige Vorfälle eingeschüchtert zu sein, spannten ihre Forderungen noch höher, und wandten sich an auswärtige Höfe, namentlich an Rußland. Dies hatte die Folge, daß sie von den Stellen der Landboten (Abgeordneten zum Reichstage) und von allen Staatsämtern ausgeschlossen wurden. Im Jahre 1733 starb August II. Nach dessen Tode wurde Stanislaus I. (Leszcynski), auf Betreiben Frankreichs, zum Könige ausgerufen. Er war der Schwiegervater König Ludwigs XV. Da die Wahl Leszcynski's eine streitige war, so regte sich auch der Kurfürst Friedrich August von Sachsen, der den deutschen Kaiser Karl VI. und die Kaiserinn Anna von Rußland für sich hatte. Letztere, welche der Wahl Leszcynski's widersprochen, sandte jetzt zur Unterstützung Friedrich August's ein Truppencorps in Polen, was zur Folge hatte, daß dieser als König ausgerufen und nebst seiner Gemahlinn am 27. Januar 1734 durch den Bischof von Krakau gekrönt wurde. Stanislaus Leszcynski entsagte bald darauf allen Ansprüchen an die Krone von Polen, und kehrte in die Ruhe des Privatlebens zurück. Er starb zu Lüneville im J. 1766.

Während der Regierung August's III. (so nannte sich der neue König) war Polen äußerlich ruhig, da dieses Reich an den Kriegen, die sein König als Kurfürst von Sachsen mitführen half, keinen Antheil nahm. Die Dissidenten wandten sich jetzt vorzüglich an den König Friedrich II. von Preußen, und suchten sich ihm mehr und mehr anzuschließen. Im Innern war Polen in voller Gährung und bot das Bild arger Zerrüttung dar.

Als 1763 König August III. starb, befahl Katharina den Magnaten, sie sollten den Stanislaus Poniatowski zum Könige wählen, weil dieser als polnischer Gesandter ihr Liebling geworden war. Als die Polen verwundert fragten, wie die Kaiserinn dazu komme, ihnen zu befehlen, ließ Katharina 10,000 Russen in Polen einrücken, und Poniatowski ward König. Von nun an wurde die Sprache der Russen in Polen immer dreister; der russische Gesandte in Warschau betrug sich so herrisch, als sei er

König von Polen. Die Polen klagten über die vielen Märsche der Russen durch Polen nach der Türkei, welche das polnische Land immer verheerten. Die Dissidenten in Polen fingen Händel mit den Katholiken an, und wurden blutig bestraft. Solche Vorfälle erbitterten Katharina immer mehr gegen Polen.

Der Vorwand der Duldung und besonders die vorgeschützte Theilnahme an dem Zustande der griechischen Kirche im polnischen Reiche täuschte Niemanden; denn Jedermann sah deutlich, daß man sich der Dissidenten nur darum annehme, damit man sich mit einiger Schicklichkeit in die innersten Angelegenheiten der Republik mischen könnte. Als im Jahre 1770 eine verheerende Pest in Polen eingedrungen war, und eine weitere Verbreitung befürchten ließ, wurden zur Abhaltung dieses Uebels österreichische Truppen an der Gränze aufgestellt, und zugleich das ehemals an Polen verpfändete Zipser Commitat besetzt. Oesterreich machte Ansprüche an dasselbe. Als ungefähr zu der nämlichen Zeit der Prinz Heinrich von Preußen zum Besuch der Kaiserinn Katharina sich in Petersburg befand, kam dort eine Theilung Polens als Mittel zur Erhaltung des Friedens in Vorschlag. Friedrich II. war leicht für diesen Plan gewonnen, und zeigte sich bald als eifrigern Beförderer desselben. Maria Theresia, die (um mich hier der ehrenden Worte eines deutschen protestantischen Geschichtschreibers zu bedienen) allein unter allen Regentinnen neuerer Zeit die Weiblichkeit auch auf dem Throne nicht vergaß, und schon dadurch allein die Unsterblichkeit verdiente, daß sie vermählt und auch nachher als Wittwe ihrem Geschlechte durch ihren Wandel und dem Throne durch ängstliche Verbindung der Moralität und Religion mit der Staatsklugheit Ehre machte, ward im Kabinet von ihrem Sohne (Joseph II.) und ihrem Minister Kaunitz, der diesem gefällig sein wollte, überstimmt, und gewissermaßen genöthigt, in eine Verletzung des Nachbaren, die sie nicht billigte, einzuwilligen. Am 5. August 1772 kam der Vergleich über die erste Theilung Polens zu Stande. Rußland erhielt ungefähr 2000, Preußen 560 und Oesterreich 1400 Geviertmeilen. Für die Dissidenten

geschah von den Theilern nichts; nachtheilige Punkte der alten Verfassung dagegen wurden beibehalten und unheilvolle neue Bestimmungen kamen hinzu: dem Adel wurde noch mehr Einfluß eingeräumt, das freie Veto erhalten, und die königliche Macht noch mehr geschmälert: also den vorhandenen Veranlassungen zur Schwächung und gänzlichen Vernichtigung des Landes noch neue hinzugefügt. Jede der 3 Mächte ließ ein Kundmachung drucken, welche die Ansprüche an das Weggenommene darlegen sollte. Mit der gewaltsamen Theilung Polens suchten später die Franzosen ihren Länderraub und alle ihre Gewaltthätigkeiten zu beschönigen und zu rechtfertigen.

Die Polen duldeten knirschend die Zerstückelung ihres Landes, und welche russische, preußische und österreichische Unterthanen geworden waren, harrten mit Sehnsucht einer Erlösung entgegen, als die Revolution in Frankreich losbrach. Die Polen glaubten nun auch das Joch abschütteln zu können, und machten drohende Bewegungen. Dies bewog Rußland und Preußen, 1793 eine zweite Theilung Polens vorzunehmen: Preußen nahm Großpolen nebst Danzig und Thorn. ein Gebiet von 1000 Quadratmeilen, Rußland einen Länderstrich von 4000 Quadratmeilen.

Nun hielten sich die Vaterlandsfreunde in Polen nicht länger. Der polnische General Koszciusko rief zu Krakau im März 1794 die ganze Nation zu den Waffen, und rückte gegen Warschau vor, in welchem eine Besatzung von 15,000 Russen lag. Diese zog gegen ihn aus, nur wenige Russen unter Igelström blieben zur Bedeckung der Hauptstadt zurück. Da brach auch hier der Aufruhr los: die Bürger Warschau's zogen die Sturmglocken, erbrachen das Zeughaus, und bald waren 30,000 wüthende Polen zusammen, kein Russe erhielt Quartier, am wenigsten in der Vorstadt Praga, nur ein Haufe durchbrach die Stadtmauer, und kam aufs freie Feld. Am 18. April war kein Russe mehr in der Hauptstadt zu sehen. Koszciusko, der in den amerikanischen Freiheitskriegen unter Washington seine Kriegsschule gemacht hatte, und bald seinen Einzug hielt, wurde zum Oberfeldherrn der polnischen Nation ausgerufen, die

Regierung revolutionsmäßig nach französischem Zuschnitt gemodelt, und dem Könige Poniatowski bedeutet, daß man seine Person zwar achte, aber seiner Dienste nicht mehr bedürfe. Man gab ihm auch 14 Ehrenwächter, die auf alle seine Schritte lauern mußten, so daß er nicht allein aus dem Zimmer gehen, und keine versiegelte Briefe absenden durfte, Koszciusko dagegen wurde allgemein unser Herr genannt.

Aber nicht lange sollte die Freude dauern. Fast 100,000 Russen und Preußen rückten heran, die Polen zählten nur etwa 68,000 Mann, alle schlecht bewaffnet und durchaus nicht geübt. Dennoch machten sie den Gegnern in den zwei ersten Gefechten den Sieg sehr zweifelhaft, da sie mit der Stärke der Verzweiflung fochten, die dritte Schlacht entschied: Koszciusko erhielt einen Hieb in den Nacken, und rief sinkend: „Finis Poloniae!“ (Polens Ende!) Man führte ihn nach Petersburg ab, und der uns schon bekannte schreckliche russische General Suwarow erschien bald vor Praga, den Mord seiner Landsleute zu rächen. In der Stadt lagen 26,000 Mann Besatzung, nur 20,000 Russen stürmten, aber ihnen konnte nichts mehr widerstehen. Als Praga gefallen war, schlachteten die Russen ab, was ihnen in die Hände fiel, 12,000 Polen verloren ihr Leben, und das Geschrei der Sterbenden drang schauerlich über die Weichsel nach Warschau, und doch wollte dasselbe sich noch nicht ergeben, sondern hatte die Weichselbrücke, die nach Praga führte, abgebrochen, und die erbitterte Schaar, die den Ton angab, drohte jedem das Haus anzuzünden, der von Uebergabe an die Russen spräche. Aber nur zu bald verwandelte der Trotz sich in Muthlosigkeit: die Stadt capitulirte, und das Militair erhielt freien Abzug mit Wehr und Waffen, die Bürgerschaft eine allgemeine Amnestie. Aber die ausziehenden Krieger, welche auch den König Poniatowski gern mitnehmen wollten, wurden schon gleich vor den Thoren von den Russen gefangen genommen.

Am 4. November war das Blutbad in Praga angerichtet, am 9. hielt Suwarow seinen Einzug in Warschau, und König Stanislaus Poniatowski fing wieder an, seine Schatten-Macht auszuüben unter russischem Schutze.

Dies dauerte aber nicht lange. Schon im folgenden Jahre 1795 beschlossen die drei Nachbarstaaten Rußland, Preußen und Oesterreich, es solle gar kein Königreich Polen mehr bestehen, und theilten unter sich, was vom Lande noch übrig war. Dies ist die dritte Theilung Polens, die das Reich ganz aufhören machte. Der letzte König Stanislaus Poniatowski hatte 30 Jahre milde, aber sehr schwach regiert, und zweimal wurde er ohnmächtig, als er die Urkunde seiner Abdankung unterschreiben mußte. Der russische Hof gab ihm ein Jahrgehalt, das er zu seiner Erniedrigung in Petersburg verzehren sollte, er starb daselbst schon nach 3 Jahren, 1798.

Aber der heldenmüthige Kosziusko — was wurde aus diesem? Er war zu Petersburg von seinen schweren Wunden geheilt, und wurde nicht als ein Empörer, sondern als ein begeisterter Vaterlandsfreund betrachtet, in Deutschland feierten ihn Volkslieder, und der russischen Regierung gereicht es zum Ruhme, daß sie den edeln Mann wieder in Freiheit setzte, als Katharina gestorben war. Ihr Sohn Paul I., von welchem ich noch mehr zu erzählen habe, gab ihm sogar anderthalbtausend russische Bauern. Koszíusko verließ aber Rußland, ging nach London, dann nach America, und kaufte sich endlich in Frankreich an, um sein Leben in ländlicher Stille zu beschließen. Er starb an den Folgen eines Sturzes vom Pferde zu Solothurn am 15. October 1817. Seine Leiche ward in der Domkirche zu Krakau beigesetzt.

§ 55.

Kaiser Paul.

(1796–1801.)

Katharina II. besaß von ihrem Gemahle Peter III. nur einen Sohn, Paul, der noch nicht 8 Jahre alt war, da sein Vater das Leben verlor. Er hatte eine schwache Gesundheit, und die Mutter pflegte seiner auf das sorgfältigste, weil er als Liebling des Volkes die Hauptstütze ihres Thrones war, doch traute sie seinem kühnen Geiste nachher nie, weil sie wußte, welchen Antheil er an dem Schicksale seines

Vaters nahm, und umgab ihn mit Aufpassern, wodurch Paul ganz verschlossen wurde. Auf Betrieb seiner Mutter heirathete er eine Prinzessinn von Hessen-Darmstadt, als diese aber Plane machte, ihrem Gemahl mehr Antheil an den Regierungsgeschäften zu verschaffen, starb sie bald, wie man sagte, durch Katharina's Mitwirkung. Bald darauf schritt Paul zur zweiten Ehe, mit einer Prinzessinn von Würtemberg, welche zur griechischen Kirche übertrat, und den Namen Maria Fedorowna bekam, eine edle Frau. Sie ist die Mutter von Alexander (nachher Kaiser), Constantin, Nicolaus (jetzt Kaiser), Michael, Maria, Katharina und Anna. Paul bewohnte das schöne Schloß Gatschina, und hieß jetzt Großadmiral von Rußland, aber die Flotte zu Kronstadt durfte er nicht einmal besehen. Eine große Reise durch Polen, Deutschland, Italien, Frankreich und Holland im Jahre 1780, die 12 Monate dauerte, machte ihm viel Vergnügen. Endlich starb seine Mutter im November 1796, und er bestieg freudig den Thron. Es soll sich ein Testament seiner Mutter vorgefunden haben, worin Pauls Sohn Alexander zu ihrem Nachfolger bestimmt worden sei, aber man unterdrückte es, wie man sagt, denn Paul war allgemein beliebt. Er ließ die Gebeine seines Vaters aus der Gruft nehmen, und dieselben zugleich mit der Leiche seiner Mutter kaiserlich bestatten. Dann ließ er seinen Sohn Alexander (damals schon 19 Jahre alt, seit 3 Jahren mit Elisabeth von Baden vermählt) gegen das Beispiel seiner Mutter gleich an der Regierung Theil nehmen. Manches, was diese übersehen hatte, besserte er, alle gefangenen Polen erhielten ihre Freiheit wieder, und sein Eifer für Gerechtigkeit konnte nicht verkannt werden. Dennoch sollte dieser Fürst, der es gewiß gut meinte, noch das Schicksal seines unglücklichen Vaters theilen. Sein finsteres Gemüth verleitete ihn zu oft zum Argwohn, daher zu unsichern Schritten. Die Franzosen hatten ihren König gemordet, und der Corse Bounoparte riß in Frankreich die Herrschaft an sich. Paul nahm die Verwandten des ermordeten Königs in seine Staaten auf, gab ihnen ein Jahrgehalt, und führte Krieg gegen Frankreich. Als aber Bounoparte ihm bei Gelegenheit, daß er gefangene Russen

ohne Lösegeld in ihre Heimath entließ, zu schmeicheln wußte, da wurden die Bourbonen aus Rußland verwiesen, und zugleich verbot Paul seinen Unterthanen den Handel mit England, welches mit Frankreich im Kriege lag. So war Rußland mit allen Parteien entzweit, und aller Handel gelähmt. Auch hatte Paul den sonderbaren Einfall, sich zum Großmeister der Malteser zu erklären, deren Insel erst von den Franzosen, dann von den Engländern erobert wurde. Als die Engländer ihm als Großmeister die Insel Malta nicht zurückgeben wollten, belegte er alle englischen Schiffe mit Embargo, d. h. er hielt sie in den russischen Häfen fest, daß sie nicht wieder absegeln konnten, oder nahm sie sogar zum Dienste der russischen Flotte. Der Unwille über Paul wurde in Rußland immer größer, da derselbe runde Hüte, kurze Westen und lange Beinkleider zu tragen verbot, alle Antworten auf Bittschriften durch die petersburger Zeitung öffentlich ertheilte — wodurch vornehme und geringe Personen der Gegenstand des öffentlichen Gespräches und Gelächters wurden — und endlich sogar befahl, wer ihm auf der Straße begegnete, solle ein Knie beugen, und wer ihm zu Wagen entgegen käme, solle aussteigen, und endlich, um die Thorheit voll zu machen, wer vor seinem Schlosse vorübergehe, solle den Hut abnehmen. Wer erinnert sich hier nicht an Geßler in der Schweiz! Zuletzt sagten alle Russen, ihr Kaiser müsse blödsinnig sein, und es sei hohe Zeit, ihm einen vernünftigen Nachfolger zu geben. Dazu hatte man den Großfürsten Alexander, seinen ältesten Prinzen, ausersehen. Dieser weigerte sich lange, endlich nahm er den Thron nur unter der Bedingung an, daß sein Vater gleich wieder regieren sollte, wenn er wieder genesen sei. Die Verschworenen wollten es aber anders — es waren drei Brüder Subow, die Generale Benningsen, Owarof und Pahlen — nach ihrer Meinung sollte Paul den Thron für immer verlieren. Abends den 23. März 1801 blieb der eine Subow beim Kaiser; Nachts 11 Uhr drangen die anderen Verschwornen durch eine geheime Treppe bis in des Herrschers Vorzimmer, und hieben den wachthabenden Husar gleich nieder. Bei dem Getöse eilte Paul herbei, und fragte den einen Prinzen Subow, was er wolle. Dieser antwor-

tete, Paul Petrowitsch sei verrückt, und könne nicht länger regieren. Da drang Paul mit dem Säbel auf ihn ein, aber der dritte Subow lähmte ihm den Arm durch einen kräftigen Hieb. Paul schäumte vor Wuth, welche seine Hauptleidenschaft war, und rang lange mit den Verschwornen. Dies brachte ihm den Tod, den die Verschwornen sonst nicht beabsichtigt zu haben schienen. Sie geriethen nämlich über die Gegenwehr des Kaisers endlich auch in Zorn, warfen ihn zu Boden, Benningsen band seine Schärpe ab, und mit derselben wurde Paul durch Hülfe der Uebrigen erdrosselt.

Als Alexander dies Ende seines Vaters erfuhr, fiel er aus einer Ohnmacht in die andere, und wollte erst den mit Blut befleckten Thron durchaus nicht besteigen. Die Frevler wagte er nicht zu bestrafen, und sie blieben in ihren Aemtern und Würden. Von seinen eigenen Thaten und von seinen Geschwistern Constantin und Nicolaus muß ich in den folgenden Zeiträumen erzählen. — Hören wir erst noch von einem bedeutenten Schwedenkönige dieser Zeit!

§ 56.

Gustav III. von Schweden.

(1771 – 1792.)

Dieser König, ein würdiger Sprößling Gustav Wasa's, Gustav Adolph's und Karl's XII., fand bei seiner Thronbesteigung 1771 den schwedischen Reichsrath, dem schon Karl XII. hatte unterliegen müssen, im Besitze der höchsten Gewalt, und diese wollte er ihm nicht länger lassen, zumal, da das Ausland, Rußland und England, im Reichsrathe Parteien für sich gewonnen hatten. Die Freunde der Russen hießen Mützen, die Freunde der Engländer Hüte. Gustav wollte sein Reich gern vom fremden Einflusse befreien, und war es nicht auch schimpflich für einen König, so in seiner Macht gebunden zu sein, das er nicht einmal ein Garderegiment nach seinem Willen befehligen durfte? Das sollte anders werden. Gustav brachte die Bürgerreiterei auf seine Seite, indem er an ihren Streifwachen durch die Straßen

oft Theil nahm. Sein Bruder, der Herzog Karl von Südermannland, sammelte einige Truppen, und der 19. Aug. 1772 sollte der entscheidende Tag sein. Des Morgens erschien Gustav noch im Reichsrathe; dann eilte er mit den ihm ergebenen Offizieren erst nach dem Zeughause, sich desselben zu versichern, und von da nach dem Schlosse, wo eben die auf- und abziehende Wache unter dem Gewehre stand. Gustav rief alle Offiziere in die Wachtstube, und hielt eine kurze Anrede an sie, wie die Aristokraten die Freiheit des Reiches fesselten, und alle gelobten ihm Ergebenheit. Ein weißes Tuch, um den Arm geschlungen, diente als Zeichen, wer es mit König und Reich ehrlich meine. Gustav schlang es zuerst um seinen Arm, und als er herauskam, traten gleich alle Soldaten ihm bei. Der Oberstatthalter ritt wüthend mit bloßem Säbel durch die Straßen, weil ihm die Besatzung nicht mehr gehorchen wollte, und versuchte die Bürger aufzuregen. Aber die Bürger drängten sich zu ihrem Könige, und küßten ehrfurchtsvoll sogar seinen Stiefel. Der Reichsrath, von 30 Grenadieren in seinem Saale eingeschlossen, mußte Gehorsam versprechen, und alle Behörden folgten nach; ohne Blutvergießen war die Revolution vollbracht. Am 21. August legte Gustav den Ständen eine neue Verfassung vor, in welcher er sich den Oberbefehl des Heeres und die Besetzung aller Aemter vorbehielt, die Gesetzgebung wollte er hinfort mit den Ständen theilen, und zu einem Angriffskriege solle die Bewilligung der Stände erforderlich sein, einen Vertheidigungskrieg aber der König ohne ihre Zuziehung führen dürfen. Bewaffnete Soldaten umgaben mit aufgefahrenen geladenen Kanonen das Schloß, wo die Stände versammelt waren, und so wurde die Verfassung ohne Anstand unterzeichnet.

Als diese Arbeit gethan war, widmete Gustav sich ernstlich der Beglückung seiner Staaten. Er bereisete mehrmals alle Provinzen, sogar das rauhe ehrliche Dalekarlien, und nahm überall nur Bürgerwachen. Gebrechen der Verwaltung stellte er ab, wo er sie nur entdeckte. Er gründete Hospitäler und Waisenhäuser, bestellte Landschaftsärzte, ließ Kanäle ziehen, erwarb durch Verträge von Frankreich die treffliche Insel Barthelemy in Westindien, und so wie er die

Folter abschaffte, verbesserte er überhaupt die Rechtspflege in einem solchen Grade, daß die gerichtlichen Verhandlungen sogar gedruckt werden durften — ein Beweis, daß sie das Auge des Volkes nicht zu scheuen brauchten. Seinem Sohne Gustav gab er eine Bäuerinn aus Dalekarlien zur Amme, und als derselbe heranwuchs, zog er mit ihm nach Upsala, und ließ ihn öffentlich disputiren über Puncte aus der Geschichte und der Politik, die der Vater ihm niedergeschrieben hatte. Den Katholiken, die gegenwärtig in Schweden wieder unter solchem Drucke leben, daß der Uebertritt zu ihrer Kirche an dem Maler Nilson mit Landesverweisung bestraft ward, gab er die Religionsübung in seinem Reiche frei, und zu Stockholm errichtete er eine Akademie der Wissenschaften, an Landschulen wurde leider nicht gedacht, mehr an das Theater und die Oper, denn Gustav war selbst Theaterdichter und Schöngeist. Sein Hof war glänzend, nach dem Muster des Versaillerhofes, und verschlang für das arme Schweden zu große Summen. Gustav redete auch die französische Sprache geläufiger, als die schwedische.

Als Krieger hat Gustav III. sich gleichfalls ausgezeichnet. Er faßte den kühnen Plan, die von den Russen eroberten schwedischen Provinzen wieder zu gewinnen, und griff Katharina II. an, als diese eben mit den Türken beschäftigt war. Da die Russen zu einem Kriege gar keinen Anlaß gaben, so kleidete Gustav, wie seine Gegner wenigstens sagen, einige Schweden als Kosacken, schickte sie nach Finnland, und ließ durch sie die schwedischen Gränzwachen angreifen. Nun hieß es, die Russen hätten Schweden beleidigt. Gustav erschien im Reichsrathe, und erklärte, er wolle von Petersburg nichts übrig lassen, als das Fußgestell der Bildsäule Peters des Großen, um den Namen Gustav auf dasselbe zu schreiben. Er zog aus (1788), und es wurden blutige Seetreffen geliefert. Schon hätte Gustav auf Petersburg losgehen können, aber vor Friedrichsham sagte sein Heer ihm — den Gehorsam auf. Gustav kam nicht aus der Fassung; er eilte nach Dalekarlien, und forderte die Braven an derselben Stelle, wo einst Gustav Wasa geredet hatte, zur Rettung des Vaterlandes auf. Ihrer 6000 folgten ihm, mit denselben warf er sich erst in Go-

thenburg, denn diese Stadt war unterdessen von den Dänen bedrohet worden, und dann eilte er nach Stockholm, hob den Reichsrath für immer auf, und gewann das Recht, auch einen Angriffskrieg zu führen, ohne die Stände zu fragen. Diese gewaltsamen Eingriffe in die bestehende Verfassung sind nicht zu rechtfertigen, denn das Gesetz muß sowohl von den Höhern als von den Niedern geachtet werden.

Mit großer Thätigkeit wurde nun 1789 der neue Feldzug gegen Rußland eröffnet. Gustav setzte schwedische Truppen ans Land, einige Meilen von Petersburg, und sein Bruder, Karl von Südermannland, beschoß die russische Flotte bei Kronstadt. Der Kanonendonner, der 3 Tage anhielt, machte Petersburg beben, Gustav aber hörte es als die lieblichste Musik, und eilte, sich mit seinem siegreichen Bruder zu vereinigen. Aber ach! Neue russische Linienschiffe eilen herbei, die schwedische Flotte ist zu schwach, sie wird von drei russischen Flotten eingeschlossen, so daß Entkommen unmöglich scheint. Aber Gustav sagte mit Franz I. von Frankreich, habe er auch alles verloren, so verliere er doch die Ehre nicht, und nie werde er sich unter das Joch der muskowitischen Czarinn beugen. Ueber Sandbänke führte er seine Schiffe zwischen die russische Linie hindurch, obschon dem Ruderer seines eigenen Fahrzeuges beide Arme abgeschossen wurden, doch konnten ihm nicht gleich alle schwedischen Schiffe folgen. Deswegen ging er zurück, auch die andern nachzuholen. Zwei Schiffe bestieg er während dieser mörderischen Seeschlacht: das eine wurde von den Russen angezündet, das andere in den Grund gebohrt, und ihn rettete am Ende nur ein Kahn. Die Seinigen hatten ihn schon todt gesagt, aber bald bewies er den Russen, daß er noch lebe. Er hatte 5 Linienschiffe, 3 Fregatten, 31 Schiffe der Scheerenflotte und 7000 Mann verloren; deswegen glaubten die Russen, den Rest der schwedischen Flotte leicht vernichten zu können, und griffen denselben auf offener See noch einmal an. Da hatten sie sich aber verrechnet: sie wurden nun von den Schweden eingeschlossen, verloren 55 Schiffe und 645 Kanonen, und konnten sich glücklich schätzen, daß Gustav, der keine Verbündete besaß, zum Frieden geneigt war. Dieser kam 1790 zu Stande, und

Schweden gewann durch den schweren Krieg nichts, als die Erlaubniß, jährlich für 52,000 Rubel Getraide aus den russischen Provinzen an der Ostsee zu holen.

Gleich nach diesem Kriege wollte Gustav in seinem ritterlichen Sinne über die empörerischen Franzosen herfallen, und sie zwingen, ihren eingekerkerten König wieder auf den Thron zu setzen. Aber der gekränkte schwedische Adel wollte Gustav's Tod, und ein ehemaliger Hauptmann, v. Ankarström, ließ sich zum Mörder dingen. Am 16. März 1792 war bei Hofe ein Maskenball, dem der König beiwohnen wollte. Daß er Abends bei Tische eine mit Bleistift geschriebene Warnung erhielt, schreckte ihn nicht, weil er schon oft solche Zettelchen bekommen hatte. Zwischen 11 und 12 Uhr trat er mit seinem Oberstallmeister, Grafen Essen, in den Ballsaal; dieser hatte ein düsteres Ansehen, viele Masken standen lauernd an den Wänden, und der König setzte sich mit dem Grafen Essen erst in eine Loge. Da alles ruhig blieb, trat er bald ins Parterre, und gleich umringte ihn eine Menge Masken. Eine Maske (Graf Horn) gab ihm einen sanften Schlag auf die Schulter mit den Worten: Bon soir, masque! Dies war das verabredete Zeichen, und ein anderer Graf Ribbing, wies dem Mörder mit dem Finger die Stelle, wohin die Pistole gehalten werden müsse. Gleich fiel ein Schuß, und von allen Seiten wurde Feuer gerufen. Dies thaten die Verschwornen, um in der entstandenen Verwirrung zu entkommen. Der König wurde auf sein Zimmer gebracht und verbunden. Der Schuß war ihm durch den Leib gegangen nahe beim Rückgrad, weil aber das Herz und die Schlagader nicht getroffen waren, so lebte er noch. Eine Pistole und ein Messer wurden in dem Ballsaale gefunden, und am andern Tage den versammelten Messerschmieden und Büchsenmachern Stockholms vorgelegt. Ein Messerschmied sagte gleich, das Messer habe der verabschiedete Hauptmann Ankarström bei ihm bestellt, und da ein Büchsenmacher auch bekannte, diese Pistole unlängst für Ankarström ausgebessert zu haben, so wurde der Mörder gleich festgenommen.

Der König verlebte noch 12 sehr schmerzliche Tage, und erließ Verordnungen für sein Reich: seinen Bruder Karl

von Südermannland übertrug er die Regentschaft bis zur Volljährigkeit seines Sohnes Gustav. Bald fing die Wunde zu eitern an, ein Wundfieber kam hinzu, und am 29. März verschied der König.

Wie viele Monarchen sind doch während dieses Zeitraumes in den nordischen Staaten eines gewaltsamen Todes gestorben! Wie schnöde wurden die Bande der Treue, die den Unterthan an den Fürsten fesseln sollen, zerrissen! Zu welchen großen Verbrechen doch der Haß, der Neid, der gekränkte Stolz, die Rachsucht und die Habgier den Menschen führen können!

Ankarström gestand, den Mord schon lange beabsichtigt zu haben, und die Pistole sei mit einer runden und vierkantigen Kugel, mit Hagel und Nagelspitzen geladen gewesen (so hatte man es auch bei der andern Pistole gefunden), und mit dem Messer, dem eine Scharte eingesägt war, habe er dem Könige noch die Gedärme zerreißen wollen, in der Verwirrung sei ihm das Messer aber auf den Boden gefallen. Schon nach 4 Wochen war sein Urtheil gesprochen, und er bat den Reichsregenten um Gnade, bekam aber zur Antwort: Welcher hätte begnadigen können, der ist nicht mehr.

So wurde er denn 3 Tage hinter einander durch die Hauptstraßen gefahren, auf verschiedenen Plätzen an den Pranger gestellt und von dem Henkersknechte gepeitscht. Sein Wappen ward vom Scharfrichter öffentlich zerbrochen und sein Name an den Galgen geschlagen. Am 27. April war seine Hinrichtung. Man fuhr ihn auf einem Schinderkarren rückwärts zur Richtstätte; er sah ganz ruhig aus, und las in einem Gebetbuche. Den letzten Theil des Weges mußte er zu Fuß abmachen, und hier kamen ihm zwei Geistliche entgegen, welche ihn an der Hand weiter leiteten. Mit diesen betete er knieend eine Weile am Fuße des Blutgerüstes, welches vor einem Galgen auf einem großen Platze der Stadt errichtet war. Als er vom Gebete aufstand, schauderte er zusammen; zweimal näherte er sich der Treppe, und zweimal trat er bestürzt wieder zurück; doch auf das Zureden der Geistlichen stieg er beim dritten Versuche muthig hinan, kleidete sich aus, verband sich die Augen, und legte schnell

seinen Kopf auf den einen Block, seine rechte Hand auf den andern. Beide wurden von zwei Scharfrichtern zugleich abgehauen. Ein Henkersknecht viertheilte darauf die Leiche, nagelte den Kopf und die rechte Hand auf eine hohe Stange, die übrigen Theile auf vier hohe Räder, und den Namen Ankarström an den Galgen. — Horn, Ribbing und andere wurden auf ewig aus dem Reiche verwiesen.

V. Fortsetzung von den Deutschen.

§ 57.

Die Herrnhuter.

(Seit 1727.)

Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf wurde 1700 zu Dresden geboren, wo sein Vater kursächsischer Minister war. Der frühe Tod desselben brachte ihn in das Haus seiner Großmutter, einer Frau von Gersdorf, die sehr viel betete. Der fromme Spener sprach fast täglich bei ihr ein, und segnete den kleinen Zinzendorf oft, so daß dieser früh sehr religiös gestimmt ward. Schon als Knabe schrieb er Briefchen an den lieben Heiland, und warf sie aus dem Fenster, in der Hoffnung, daß die Engel sie schon überbringen würden. Als er mit 10 Jahren in das Pädagogium zu Halle kam, wo Franke sein besonderer Aufseher ward, da hielt er schon bald Betstunden mit andern frommen Knaben, und errichtete unter ihnen einen mystischen Orden vom Senfkorn. Seinem Vormunde gefiel diese Richtung nicht, und er sendete ihn nach Wittenberg zur Universität, denn hier lehrten die Orthodoxen, geschworne Feinde der Hallenser, aber sie bekehrten den jungen Grafen so wenig, daß dieser, als im folgenden Jahre 1717 das zweite Jubiläum der Reformation gefeiert wurde, sich an dem festlichen Tage einschloß, und mit Fasten und Weinen den Verfall der Kirche betrauerte. Nach 2 Jahren machte er eine Reise durch Hol-

land und Frankreich, und suchte überall berühmte Geistliche auf. Dann bekleidete er eine Stelle bei der Regierung in Dresden, vermählte sich 1722 mit einer Gräfinn Reuß-Ebersdorf, und gab einigen protestantischen Familien, die ihrer Religion wegen aus Mähren vertrieben, und Nachkommen der Hussiten waren, Aufnahme bei seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz; diese legten unter dem Namen Herrnhut eine Colonie an. Zu diesen mährischen Brüdern gesellten sich bald auch Reformirte und Lutheraner, und nun ergriff Zinzendorf einen lange gehegten Plan, aus diesen seinen Schützlingen eine besondere Christengesellschaft zu bilden, welche von den besondern Glaubensmeinungen absähe, und die innere Andacht als Hauptsache der Religion unter sich förderte. Die Statuten, welche er entwarf, wurden 1727 von der vereinigten Brüdergemeinde angenommen. Der Stifter, der Ordinarius der Brüdergemeinde genannt, trat unter einem fremden Namen zu Stralsund sogar förmlich in das geistliche Amt, indem er das theologische Examen bestand, und seine erste Predigt hielt (1734). Die sächsische Regierung verwies ihn dafür aus dem Lande, weil er durch geistliche Conventikel den öffentlichen Gottesdienst verachte, und der Obrigkeit des Landes zu nahe trete (1736). Zinzendorf ging daher nach Berlin, ließ sich zum mährischen Bischofe anordnen, und hielt heimlich Betstunden, die ungemein stark besucht wurden. Darauf machte er große Reisen nach Westindien, Nordamerika, Rußland, Holland, England, und überall warb er für die Brüdergemeinde. Seine feste Gesundheit machte ihm alle Beschwerden leicht; während seiner Reisen führte er einen Briefwechsel, der sich über alle Missionen der Brüdergemeinde ausdehnte, und verfaßte viele religiöse Schriften. Seine Landesverweisung war schon 1747 wieder zurückgenommen, und Zinzendorf starb 1760 zu Herrnhut, wo er auch begraben liegt.

Mit Recht beschuldigten die Lutheraner den Herrnhuter Brüderverein einer Gleichgültigkeit in Beziehung auf die Glaubenslehren, und feindeten ihn an.

Dagegen hielt Zinzendorf die lutherische Kirche als Ganzes für unrettbar verloren, und sein Bestreben ging

dahin, allenthalben Verzweigungen der Brüdergemeinde anzupflanzen, in welche der noch gesunde Theil der Lutheraner aufgenommen werden sollte, während der ungleich größere, unheilbare Rest in sich selbst verkommen möge. Die lutherische Kirche sollte nach seinem Ausdruck „so ausgesogen, entsalzet und entwürzet werden, daß nichts als ein bloßes Skelet übrig bleibe." Separatistischer Hochmuth lag also auch bei ihm zu Grunde. Er ließ sich mehr von dunkeln Gefühlen, als von einem erleuchteten Verstande leiten, und das Wesen einer Kirche mit einer geordneten, festen Verfassung und mit Vorstehern war ihm gleichfalls unbekannt, da doch eine solche Kirche eben so nöthig ist zur Erhaltung der Einheit in der Lehre, zu einem nachhaltigen Wirken und zur Aufbewahrung und Erhaltung der Religion, als die Seele hienieden des Leibes als ihres Werkzeuges und ihrer Wohnstätte bedarf.

Die Herrnhuter zählen jetzt etwa 500,000 Seelen in Europa, Amerika und Afrika, und sind sehr eingezogene Christen. Die meisten ernähren sich durch Handel und Fabrikarbeiten, und thätig, aller Bildung und Geselligkeit abhold, hauptsächlich auf Gelderwerb gerichtet, sind sie fast durchgängig wohlhabend. Karten und Würfel sind nicht einmal in ihren Gemeinlogis (Gasthöfen) erlaubt, auch keine Tänze und Modekleider, am wenigsten Lectüre. Die Brüder kleiden sich grau oder braun, die Schwestern tragen glatt anliegende Häubchen, und die Farbe des Halsbandes gibt ihren Stand zu erkennen. Feuerroth tragen das Halsband die jungen Mädchen, blaßroth die ledigen Schwestern, blau die Ehefrauen, weiß die Wittwen. Nach den Ständen ist die Gemeinde in Chöre abgetheilt, das Chor der Kinder, der Knaben und Mädchen, der ledigen Brüder und der ledigen Schwestern, der Eheleute, der Wittwer und Wittwen. Jedes Chor hat seinen Chorhelfer, der die Seelsorge versieht, und seinen Chordiener zur Versorgung der äußern Verhältnisse. Die ledigen Brüder wohnen zusammen in dem Brüderhause, die ledigen Schwestern in dem Schwesterhause; ähnliche Häuser sind in den größeren Orten für die Kinder, Knaben besonders und Mädchen besonders, wie auch für Wittwer und Wittwen. Die Erziehung der

Kinder besorgt also die Gemeinde, wie ehemals in Sparta. Der gemeinschaftliche Gottesdienst wird in einem netten Saale gehalten, und jedes Chor hat seine Andacht allein, doch darf keine Andachtsübung über 3 Viertelstunden dauern. Sonntags wird 8 Uhr die Gemeindelitanei gebetet (Zinzendorf's Wundenlitanei), 10 Uhr ist die Predigt, 2 Uhr die Kinderstunde, 3 Uhr die Stunde für das Ehechor, 5 Uhr die Singstunde für alle Erwachsenen, noch später die Gemeindestunde zum Abendgebet. An den Werktagen ist regelmäßig dreimal Gottesdienst, früh Morgens die Kinderstunde, Abends 7 Uhr die Gemeindestunde und 9 Uhr die Singstunde. Alle 4 Wochen wird das Abendmahl empfangen, und acht Tage vorher muß der Chorhelfer zu den Mitgliedern seines Chores in's Haus gehen, und mit ihnen über ihren Gewissenszustand reden, welches man Sprechen (Beichten) nennt. Das Abendmahl ist immer am Vorabend des Sonntags, und eine Stunde vorher ist das Liebesmahl, welches aus Thee mit Backwerk besteht, und mit Gebet und Gesang genossen wird. Am Grünendonnerstage ist das Fußwaschen üblich. Bei Sterbefällen wird nicht getrauert, sondern den Tod nennen sie das Heimgehen, und die Leiche wird in einem hell angestrichenen Sarge unter Posaunenschall beerdigt. Der Gottesacker gleicht einem lieblichen Garten; auf demselben wird auch jährlich unter Musik der Ostermorgen gefeiert. Sehr zart und lieblich! Bei wichtigen Angelegenheiten, z. B. ob ein Paar heirathen dürfe, ob einer zum Prediger, zum Missionar bestellt werden solle, entscheidet das Loos, durch welches ihrer Meinung nach Christus der Gemeinde immer seinen Willen erklärt. Alle freie Bewegung ist für den Einzelnen gehemmt: da herrscht eine fast spartanische Unterordnung des Einzelnen unter dem Ganzen. „In der katholischen Kirche sind — wie Möhler schön bemerkt — Alle in gleicher Weise der Wahrheit unterthan, von der Niemand abweichen will und darf; in dem Uebrigen ist eine wünschenswerthe Freiheit, die durch nichts geschmälert wird, als durch die Mittel, die zur Erhaltung der Wahrheit und der christlichen Sitte schlechthin nothwendig sind. Bei den Herrnhutern wird gerade in dem Gebiete der Wahrheit eine trügerische Freiheit verkündet, in

einem Gebiete, in welchem allein die Nothwendigkeit unbeschränkt herrschen muß." Es ist in der That eine für den Katholiken sehr erhebende Erscheinung in der Geschichte, wahrzunehmen, wie seine Kirche stets die goldene Mittelstraße geht, und weder rechts noch links abirrt. — Auf Wissenschaften halten die Herrnhuter wenig, ihre Prediger brauchen nicht tief gelehrt zu sein, wenn sie nur zum Herzen reden können. Ihre Erbauungssprache ist süßlich, oft sehr sinnlich, nicht selten mit widerlichen und anstößigen Vergleichen und Anspielungen gemischt, worin Zinzendorf den Vorgänger machte. Eine ihrer Lieblingsvorstellungen ist das Lamm, das der Welt Sünden trägt, in dessen Wunden der Christ ruhen möge. Doch ist auch hierin ein guter Keim nicht zu verkennen: kann doch der Christ nicht zu oft an den Erlösungstod Jesu sich erinnern, bringt ja dieses Andenken Liebe zum Erlöser und zu seinen Vorschriften hervor. Nur dieses einseitige und alleinige Hervorheben des Todes des Herrn und die so äußerst sinnliche Weise, worin es geschah, verdient Tadel. — Jeder Herrnhuter hat für alle Tage des Jahres eine Losung, d. h. einen biblischen Denkspruch. Da den Herrnhutern die nöthige Bedingung zu einem schönen geistigen Leben, innere Gesundheit, Frische des Geistes und Herzens fehlt, so müssen sie allmälig zu Mumien werden; und in der That zeigen sich schon jetzt nicht unmerkliche Spuren des Verfalles, wie dieses bei einer Secte nicht anders zu erwarten ist; indeß sind sie wegen ihres Wandels weit achtungswerther, als ihre heftigsten ungläubigen Gegner, von denen sie oft zum Gegenstande des bittersten Spottes gewählt werden. Die merkmürdigsten Herrnhuterkolonien sind jetzt Berthelsdorf bei Herrnhut, Gnadenfrei, Gnadenberg, Gnadenfeld in Schlesien, Sarepta bei Astrachan, Bethlehem in Nordamerika, u. s. w. und einzelne Gemeinden sind unter andern in Neuwied, Basel, Zeyst bei Utrecht, in Amsterdam, Berlin, Breslau, Copenhagen, Stockholm, Petersburg, Moskau. In England haben sie sehr viel Eingang gefunden.

Auch haben die Herrnhuter Missionen gestiftet auf den westindischen Inseln, am Vorgebirge der guten Hoffnung, in Nordamerika und selbst in dem eisigen Grönland. Es ist

wenig erquicklich, alle die übrigen, zum Theil sehr kleinen und bald wieder verschwundenen Secten noch namentlich anzuführen, in die der Protestantismus zerfallen ist.

§ 58.

Friedrich's des Groszen Jugendjahre.

(1712–1740.)

Die deutsche Geschichte der letzten Hälfte dieses Zeitraumes ist die Geschichte Friedrich's II. von Preußen, darum müssen wir ihn erst näher kennen lernen.

Sein Vater war Friedrich Wilhelm I., dessen Sparsamkeit und Sorgfalt für sein Reich und dessen rauhe Außenseite ich schon beschrieben habe; seine Mutter war Sophia Dorothea, eine Schwester des englischen Königs Georg II. Der junge Fritz (wie ihn schon sein Vater nannte) wurde den 24. Januar 1712 zu Berlin geboren. Die Gouvernante seines Vaters, eine Französinn, wurde seine erste Erzieherinn, und einer seiner späteren Lehrer war gleichfalls ein gewandter Franzose, der ihn mit den witzigen Schriften seiner Landesleute bekannt machte. Daher bewahrte Friedrich sein ganzes Leben hindurch eine Vorliebe für die französische Sprache und Literatur, doch konnte er es nie bis zum orthographischen Schreiben bringen. Der Unterricht in der Religion war schlecht, und vermochte des Prinzen Herz nicht zu erwärmen; die Folgen davon blieben sein ganzes Leben hindurch sichtbar. Da er einmal den berühmten Tonkünstler Quanz, der im Gefolge August's II. nach Berlin kam, auf der Flöte hörte, nahm er bei ihm gleich Unterricht auf diesem Instrumente, und es wurde veranstaltet, daß Quanz von seinem Hofe jährlich zweimal Urlaub erhielt, den Prinzen im Flötenspiel zu unterrichten. Der Vater durfte solches aber nicht wissen; dieser war überhaupt mit dem Geiste seines Kronprinzen gleich anfangs nicht zufrieden. Der junge Fritz spielte nicht Soldaten, sondern saß lieber hinter seinen französischen Büchern; er ließ sich nicht die abgeschabten Metallknöpfe von dem alten Rocke auf den neuen setzen, wie sein Vater,

sondern er liebte einen geschmackvollen Anzug, und ließ sich wohl etwas Neues machen, ohne es bezahlen zu können, denn er bekam sehr knappe Taschengelder. Sehr freimüthig äußerte sich Friedrich auch wohl über seines Vaters Jagd und Tabakscollegium, welche er rohe Vergnügen nannte, und die Mißhandlungen der Soldaten verabscheute er nicht minder. Seine ältere Schwester Wilhelmine theilte diese Gesinnungen, und beide wurden dafür von dem Vater nie geliebt, besonders da Gicht dessen Reizbarkeit steigerte. Andere Kinder erhalten von ihren Eltern Liebkosungen; näherten sie sich aber theilnehmend dem Rollstuhle ihres Vaters, so erhielten sie Schläge mit der Krücke. Bei Tische mußten sie alles essen, was ihnen zuwider war, und als solches Fritz einmal nicht wollte, warf der Vater ihm einen Teller an den Kopf. Die Königinn hielt es natürlich mit ihren Kindern, und als der Vater dies bemerkte, schnitt er ihr allen Umgang mit den Kindern ab; nur wenn er auf der Jagd und im Tabakscollegium war, schlichen Fritz und Wilhelmine zu ihrer Mutter. Einmal kam der gestrenge Papa von der Jagd ungewöhnlich früh zurück, und die Kinder waren bei der Mutter. Schnell stieg Fritz in einen Schrank, Wilhelmine kroch unter das Bett. Der König wechselte mit seiner Gemahlinn einige Worte, hieß sie dann hinausgehen, warf sich müde auf's Bett, und schlief zwei Stunden, so lange waren seine Kinder genöthigt, in ihrer unbequemen Lage auszuhalten.

Friedrich mußte früh Soldat werden, er bekam eine Hauptmannsstelle bei den Cadetten und bald nachher eine Compagnie bei dem potsdamer Leibregiment, mit 16 Jahren war er Obristlieutenant bei demselben, aber solches verschlimmerte seine Lage nur. Es war ihm unerträglich zu sehen, wie sein Vater und der alte Dessauer die unglücklichen Soldaten täglich stießen und schlugen, und immer eilte er, die Parade mit seiner Studirstube und den steifen Zopf mit einer modischen Frisur zu vertauschen. Seinem Vater gab er immer nur kurze Antworten im schnäppischen Tone, und ward desto dreister, je älter er wurde; er konnte die Ueberzeugung noch nicht gewinnen, daß Schweigen und Dulden in solcher Lage für einen edeln Sohn einzig der richtige

Weg ist. Einmal überraschte ihn der Vater bei der Flöte, Quanz entsprang in einen Schlupfwinkel; ein schöner Schlafrock von Goldbrokat mußte gleich in's Feuer, die Bücher wurden dem Buchhändler zurückgeschickt, und der Hofchirurgus mußte in des Königs Gegenwart dem Prinzen seine gekräuselten Locken abschneiden. Solche Auftritte fielen oft vor. Hatte der Prinz heimlich etwas machen lassen, und dem Könige kamen die eingehenden Rechnungen in die Hände, so ward Fritz als Schuldenmacher in die Wache gesetzt, und die Königinn erhielt die bittersten Vorwürfe. „Ihr Sohn — sagte er einmal zu ihr — ist ein unnützer Bube, ein Taugenichts; aber warten Sie nur, ich will ihm den Kopf schon zurecht setzen.“ Einmal schlug er seinen Fritz mit dem spanischen Rohre so lange, bis sein Arm ermattete, und ein anderes mal schleppte er ihn bei den Haaren umher, und schlang ihm die Schnur einer Fenstergardine um den Hals; ein Kammerdiener mußte den schreienden Prinzen der Erdrosselung entziehen. Am Ende nannte der König den Kronerben nicht anders, als den Spitzbuben Fritz, und verlangte von ihm, er solle der Thronfolge entsagen, und dieselbe seinem Bruder August Wilhelm abtreten. Friedrich antwortete, eher wollte er sich den Kopf vor die Füße legen lassen. Den höchsten Grad erreichte die Spannung, als Friedrich 1730 eben 18 Jahr alt, heirathen sollte. Er liebte die englische Prinzessinn Amalia, seine Nichte; aber zu einer Heirath mit dieser wollte der Vater die Einwilligung nicht geben, weil er seinen Schwager Georg II. von England nicht ausstehen konnte, der ihn nicht anders nannte, als seinen Bruder den Unteroffizier und des heiligen römischen Reiches Erzsandstreuer, auch der österreichische Gesandte Seckendorf bestimmte den König zu seinem Widerstreben, weil die Verbindung Preußens mit England dem Hause Oesterreich nachtheilig werden konnte. Der Gedanke aber, an eine Frau wider Neigung verhandelt zu werden, empörte den königlichen Jüngling so sehr, daß er nun dem harten Vater zu entfliehen beschloß, und zwar nach England, wo sein Oheim regierte. Hier hoffte er, einer bessern Zukunft harren zu dürfen, und Gelegenheit schien ihm eine Reise des Königs nach Süddeutschland und nach

dessen Besitzungen am Rhein zu bieten, welche er mitmachen sollte. Schon in Frankfurt a. M. wollte er sich von der Gesellschaft trennen, und hatte bereits das Pferd bestiegen, als einige Offiziere ihn schnell zurückbrachten. Ein Brief an den Lieutenant v. Katt in Berlin, den er zur Post gab, entdeckte sein Vorhaben völlig. Seckendorf nahm diesen Brief in Beschlag, und übergab ihn dem Könige: der Prinz hatte dem Herrn v. Katt geschrieben, er werde in einigen Stunden frei sein, und erwartete ihn im Haag, von wo sie nach England übergehen wollten. Der König ließ nun den Kronprinzen gefangen nehmen, und auf das Schiff bringen, welches er zur Reise nach Cleve gemiethet hatte, denn er wollte gern einmal den Rhein befahren. Als der König seinen Sohn auf dem Schiff traf, loderte sein Zorn wieder auf, und er wollte ihn durchbohren. Als die Gesellschaft bis vor Wesel gekommen war, begehrte der Prinz die Stadt zu besehen, und in derselben eine Nacht zu schlafen. Seine Wächter erlaubten es. Kaum aber war er in seinem Wagen auf der Schiffbrücke, als er schnell ausstieg, und zu Fuße davon lief, um die nahe holländische Gränze zu erreichen. Aber hier fing ihn eine Schildwache auf, und brachte den Flüchtling vor seinen Vater. Dieser fuhr ihn wüthend an, warum er habe desertiren wollen. Friedrich antwortete: „Weil Sie mich nicht als Sohn, sondern immer als Sclaven behandeln." Nun wollte der König ihn erstechen, ein Offizier verhinderte es, und Friedrich wurde als Gefangener nach dem Städtchen Mittenwalde bei Berlin gebracht. Der König ernannte ein Kriegsgericht, in welchem er selbst den Vorsitz übernahm, und verlangte ausdrücklich, sein Sohn solle nicht als Prinz, sondern als Oberstlieutenant gerichtet werden. Das Gesetz sprach über ihn als einen Deserteuer wirklich den Tod aus, aber der Generalmajor von Buddenbrock riß seine Weste auf, und sagte: „Wenn Ew. Majestät Blut wollen, so nehmen Sie das meinige; des Prinzen Blut bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen kann." Der Feldmarschall v. Natzmer führte eine ähnliche Sprache, und da auch der alte Dessauer, der mehr galt, als alle andern, gegen den König andonnerte, so wurde dieser etwas sanfter. Nicht einmal der Lieutenant Katt sollte nach der Meinung

dieser Herrn sterben, aber dies setzten sie nicht durch. Der König wollte Blut fließen sehen, und fällte das Urtheil, obschon der treulose Katt den Galgen verdient habe, so solle er doch aus besonderer Gnade nur enthauptet werden, jedoch vor den Augen des Kronprinzen. Der Kronprinz saß schon in der Festung Küstrin, und wurde sehr hart gehalten. Er bekam nicht anders Licht als beim Essen; Messer und Gabel wurden demselben gar nicht gereicht, und die Speisen setzte man ihm auf einen hölzernen Schemel. So wollte es der König. Als am ersten Abend der Offizier ihm das Licht ausblasen wollte, erhielt er eine Ohrfeige. Dies störrische Wesen brachte den König noch mehr gegen seinen Erbprinzen auf. Er wies nur 3 Gr. täglich zu dessen Unterhalte an, und gestattete ihm keine Lectüre, als Erbauungsbücher. Am Morgen des 6. Novembers (1730) zwischen 7 und 8 Uhr rollte man die verschlossene Gardine seines Zimmers auf, und draussen stand — Katt auf dem Blutgerüste. Der Prinz wollte vor Schrecken vergehen, bat, die Hinrichtung aufzuschieben, er wolle dem Throne nun entsagen, um Gnade für seinen Freund zu erkaufen. Als man ihm sagte, an dem königlichen Urtheile sei nichts zu ändern, rief er dem armen Freunde zu: „Können Sie vergeben, lieber Katt, daß ich Sie ins Unglück gebracht habe?" — „Dessen bedarf's nicht — antwortete Katt — wenn ich tausend Leben hätte, so würde ich sie gern für meinen Prinzen hingeben." Der Prinz sank halb todt zurück, Katt warf mit der Hand noch einen Kuß nach dessen Fenster, und empfing den Todesstreich.

Des Prinzen Leiden gränzte an Wahnsinn. Der Feldprediger Müller, welcher den Hingerichteten zum Tode geleitet hatte, trat zu ihm ein, überbrachte dem Verzweifelnden die letzten Grüße seines geschiedenen Freundes, und redete ihm theilnehmend und ernst zu, den Glauben an die göttliche Fürsehung in seinem Leiden zu ergreifen, und sein Unrecht zu erkennen. Der Prinz wurde ungemein weich gestimmt, vielleicht weil er glaubte, der Prediger möge auch ihn zum Tode vorbereiten sollen, und bat, doch nicht gleich nach Potsdam zurückzukehren, sondern bei ihm zu bleiben. Der König, welcher nun ausgetobt hatte, hörte mit Vergnü-

gen, was der Prediger wirkte, setzte sich mit demselben in einen Briefwechsel, und bekam bald von seinem Sohne einen ehrerbietigen Brief. Darauf begnadigte er ihn, aber der Prinz mußte einen Eid ablegen, daß er sich wegen des Vorgefallenen niemals an jemanden rächen, auch sich ohne seines Vaters Genehmigung nicht vermählen wolle. Nun erhielt er Degen und Orden wieder, und am folgenden Tage wurde er in die reformirte Kirche geführt, dem Gottesdienste beizuwohnen, welches sein erster Ausgang war. Doch behielt er noch Stadthaft, mußte bürgerliche Kleider tragen, und zu Küstrin als unterster Kriegsrath (Regierungsrath) arbeiten. Dem zurückgehenden Prediger Müller trug er auf, seinem Vater auch um die Zurückgabe des Portepee's zu bitten. „Was? — schrie der König — Ist der Fritz auch ein Soldat? Nun das ist ja schön!" nach einem Jahre war die Vermählung der Prinzessinn Friederike Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Baireuth; dieses frohe Fest hatte der König ausgewählt, den Kronprinzen den Seinigen wieder zu schenken: ganz unerwartet erschien der Verbannte auf dem Balle in Reisekleidern, und die Ueberraschung der Freude war für Mutter und Geschwister unbeschreiblich. Die fürstliche Braut, die Königinn dieses Festes, dankte ihrem Vater auf den Knieen, und bat ihn, seine ganze Liebe dem guten Fritz wieder zu schenken.

Von nun an betrug sich der Kronprinz auch ganz anders, er hatte gelernt, sich nach seinem Vater zu fügen. Kein Regiment war so gut eingeübt, wie das seinige in Ruppin. In dieser Stadt oder in dem nahen Schlosse Rheinsberg hatte er seine Wohnung. Weil sein Vater es wünschte, so heirathete er sogar die braunschweigische Prinzessinn Elisabeth Christine, eine sehr edle Seele, aber weil er sie hatte heirathen müssen, so lebte er immer von ihr getrennt, so sehr er ihren Tugenden auch Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Fast 10 Jahre verlebte Friedrich in Rheinsberg, ohne andere angewiesene Beschäftigung, als die sein Regiment mit sich brachte. Er durstete nach Ruhm, sein Vater konnte noch lange leben, darum warf er sich mit Eifer über die Wissen-

schaften, schrieb an alle berühmten Gelehrten Europa's, und suchte als Schriftsteller in französischer Sprache zu glänzen. Ob ihm noch ein anderer Ruhm werde vergönnt werden, wußte er nicht. Alle seine Geschwister, Verwandten und Freunde wurden mit poetischen Briefen überschüttet, die Küche seines Vaters aber mit frühem Spargel und Blumenkohl, mit fetten Kälbern, Truthähnen u. s. w. versehen. Die Zeit wurde dem rastlosen Prinzen noch zu kurz in seiner Abgeschiedenheit, und einmal kam er auf den Einfall, ob es nicht möglich sei, den Schlaf ganz abzuschaffen, um ein Drittel des Lebens zu gewinnen. Er versuchte es, und wenn der Schlaf ihn überfallen wollte, so vertrieb er ihn durch starken Kaffee. So erhielt er sich wirklich 4 Tage munter, sank dann aber bei Tische in einen so festen Schlaf, daß er die bedenkliche Probe nie wieder anstellte.

Im Mai 1740 starb sein Vater, und dies rief ihn unverhofft früh auf den Thron, da er eben 28 Jahre zählte. Seine jungen Freunde wollten nun noch wie gewöhnlich mit ihm lachen, er aber bedeutete ihnen kurz, die Zeit der Possen sei jetzt vorüber. Alle wichtigen Sachen mußten ihm selbst vorgelegt werden, seine Minister wurden nicht um Rath gefragt, wie unter seinem Vater, sondern behielten keine Arbeit, als die Ausfertigung seiner Befehle. Die Gesandten der auswärtigen Mächte berichteten an ihre Höfe, die Politik des jungen Königs könne kein Mensch ergründen. Um gleich bei seiner Thronbesteigung etwas Gutes zu thun, verkaufte er den Armen, welche durch den vergangenen strengen Winter in große Noth gerathen waren, Korn aus seinen Magazinen zu niedrigen Preisen, schaffte die gigantische Garde seines Vaters ab, hob die Tortur auf, und gab einzelne Proben einer rühmlichen Duldung in religiöser Hinsicht*). Alles ging bei ihm rasch, selbst reitend, fahrend und

*) Man hat dieses jedoch übertrieben dargestellt. Er äußert sich verächtlich über den Glauben der Christen jedes Bekenntnisses, wie auch der Juden. Am meisten haßte er die Pietisten. Die Universität zu Halle berichtete im J. 1745, daß aus Veranlassung des dortigen Theaters Studenten sich öffentlich geschlagen, und dabei einer derselben verwundet sei. Man fragt also an, ob ein Theater in Halle bleiben,

gehend setzte er seine Begleiter außer Athem. Sein Gespann von 8 Pferden schien zu fliegen, und zu einem Ritt von Potsdam nach Berlin brauchte er auch im höhern Alter nicht mehr als 1 Stunde.

---

oder ob es zum Besten der Universität aufgehoben werden solle. Der König antwortetete: „Das ist das geistliche Muckerpack schuldt daran, sie Sollen Spillen, und Her Franke oder wie der Schurke heisset, Soll darbei Seindt, umb die Studenten wegen seiner Närrischen Vohrstellung eine öffentliche Reparation zu thun, und mihr Sol der atest vom Comedianten geschicket werden, das er dargewesen ist." — Er mischte sich auch über Gebür in das katholische Kirchenwesen ein. So befahl er, daß an den aufgehobenen Feiertagen keine „complete Divina weiter gehalten werden, vielmehr die Messe punkt 8 Uhr beendigt sein, die Landeseinwohner aber schuldig sein sollen, absolute zu arbeiten," alles gegen Strafe. — Obschon Friedrich wenig auf die protestantische Religion hielt, so wollte er doch nur Protestanten, aber keine Katholiken, von denen er wahrscheinlich argwöhnte, daß sie österreichisch gesinnt sein möchten, zu seinen höhern Beamten haben. Zunächst bezog sich diese Verordnung zwar bloß auf das neugewonnene Schlesien, dehnte sich aber nach und nach über ganz Preußen aus. Für das erstere wurde in der Kabinets-Ordre vom 11. October 1741, „als eine Norm und Principium regulativum ein für allemal festgesetzt, daß hinführo die ersten regierenden Bürgermeisterstellen, desgleichen die Syndici und Kämmerer nicht anders als mit Subjectis, welche der evangelischen Religion zugethan sind, besetzt werden, die Katholischen hingegen sich mit dem zweiten Consulat und mit Rathsherrenbedienungen begnügen müssen." — Den 5. Mai 1786 sprach sich Friedrich in einer Resolution dahin aus „das nur in den Collegiis, die aus mehreren Mitgliedern bestehen, ein und anderes dem katholischen Glaubensbekenntniß zugethanes Subjectum admittirt werden solle." — Friedrich gab den Juden nicht nur keine Rechte, sondern fügte noch neue Lasten hinzu. Das den 12. April 1750 erschienene „Revidirte Generalprivilegium und Reglement vor die Judenschaft im Königreich Preußen," enthielt die Bestimmung, daß die Zahl der Juden in Preußen nicht vermehrt werden soll. Die ordentlichen Schutzjuden dürfen ihren Schutz nur auf Ein Kind vererben; die außerordentlichen erhalten ihn bloß auf Lebenszeit; jene auch nur, wenn das Kind 1000 Thaler baar besitzt. Später wurden den ordentlichen Schutzjuden gegen die Erlegung von 70,000 Thalern die Erlaubniß gegeben, ein zweites Kind im Lande zu verheirathen; wobei die Betheiligten für 1500 Thaler inländische Manufacturwaaren ausführen mußten, nachher aber jeder „für den Erwerb der Ansetzung eines Kindes für 300 Thaler Porzellan kaufen mußte." Die Juden durften sich aber dieses Porzellan nicht aussuchen, sondern mußten nehmen, was ihnen die königl. Fabrik-Directoren anwiesen, und dafür den Preis geben,

§ 59.

Die pragmatische Sanction.

(1713.)

Auf dem deutschen Kaiserthrone saß damals noch Karl VI., der den spanischen Erbfolgekrieg beendigt hatte. Er war ohne Söhne, und ging daher seit 1713 mit dem Plane um, die ganze österreichische Monarchie seiner ältesten Tochter Maria Theresia zu vermachen. Weil er aber befürchtete, diese Verordnung möchte nach seinem Tode nicht beachtet werden, so ließ er sie erst von einer jeden Landschaft seiner Erbstaaten, dann von allen Fürsten des Reiches, feierlich verbürgen; sogar alle christlichen Mächte Europa's bewog er, der pragmatischen Sanction beizutreten, und hielt nun das Erbgut seiner Tochter für hinlänglich gesichert. Besser hätte er gethan, ihr ein großes Heer und volle Kassen zu hinterlassen, als ein unterzeichnetes Blatt Papier. Wäre auch der Prinz Eugenius, die Stütze des Kaiserhauses, nicht schon so alt gewesen! Dieser pflückte seine letzten Lorbeern gegen den Erzfeind der Christenheit, gegen die Türken. Er rächte den verletzten Karlowitzer-Frieden schon im ersten Feldzuge (1716) durch den Sieg bei Peterwardein, wo im eigentlichen Sinne des Wortes 1 gegen 3 focht. Die überlegene Zahl unterlag auch hier

---

den man ihnen ansetzte. Dieses Porzellan durften sie auch nicht selbst gebrauchen, auch nicht im Inlande, sondern im Auslande, dasselbe verkaufen. Es war ihnen verboten, mit rohem Leder, mit Garnzeug, mit Wolle und Wollenwaaren zu handeln. Sie mußten 8100 Mark zu 12 Thaler als Rekrutengelder in die Münze liefern."

Wenn Friedrich daher in seinen Schriften von der durch ihn erwirkten Gleichstellung der Bekenner aller Religionen und von der Freiheit in ihren Glaubensmeinungen viel und oft redet, und der König in manchen Geschichtsbüchern als ein Muster der Duldung aufgestellt wird, so wird man allein aus dem Angeführten schon diese Behauptung zu würdigen wissen. Wahr bleibt es indeß, daß er einzelne Proben von Duldung gegeben hat, wo diese nicht gegen seine Politik verstieß.

dem überlegenen Geiste des Feldherrn. Der Großvezier ließ 30,000 der Seinigen auf dem Platze, und erreichte tödtlich verwundet Karlowiz. Auch Eugen nebst andern Feldherren brachten ehrenvolle Wunden aus dem fünfstündigen heißen Gefechte zurück. Sein Heer zählte 4000 Todte; das feindliche Lager, Gepäcke, Kriegeskasse, 164 Kanonen und Mörser, Fahnen und Roßschweife waren die Beute. Der Feldzug endete mit der Belagerung von Temeswar, mit der Niederlage des zum Entsatze anrückenden Feindes und mit der Eroberung dieser Hauptstadt, wie des ganzen Banats. Die Freude wegen des Sieges über den Erbfeind theilte die Christenheit; der Papst ließ ein feierliches Dankgebet halten, und beschenkte den Sieger mit dem geweihten Degen und Hut, sonst eine Auszeichnung nur für gekrönte Häupter.

Unerwarteter, aber nicht minder glänzend war (1717) die siegreiche Schlacht vor Belgrad. 200,000 Osmanen umzogen hier die Belagerer; aus einer so bedenklichen Stellung, die Festung im Rücken, mit nicht mehr als 60,000 Mann, auf welche sein Heer bereits herabgeschmolzen war, brachte ihnen der Prinz die große Niederlage bei, die den Fall des Platzes zur Folge hatte. „Ich muß Belgrad nehmen, oder die Türken müssen mich nehmen," soll Eugenius vorher ausgerufen haben. Im Frieden zu Passarowiz (1718) blieb Belgrad nebst Serbien bis an den Timok und das ganze Temeswarer Banat mit einem Theile der Wallachei und einem Striche von Bosnien dem Kaiser überlassen. Eine solche Kraft hatte die Christenheit gegen die Ungläubigen noch nicht entwickelt. Dem Sieger wurde vom Kaiser ein Degen überreicht, dessen Diamanten man auf 100,000 Gulden schätzte, und die österreichischen Stände nahmen ihn in ihre Versammlung auf.

Noch 15 Jahre arbeitete Eugenius darauf im kaiserlichen Kabinette, und starb 1736. Drei Kaisern hatte er gedient, alle drei mußten der Größe seines Geistes huldigen, und doch fiel ihm nie ein, sie zu beherrschen, wie Richelieu seinen König, er wollte nur ihr Diener sein. „Leopold war mein Vater — hörte man ihn im höhern Alter oft sagen — Joseph mein Bruder, Karl mein Herr." Er hat

72 Jahre gelebt, und in der Geschichte einen ewigen Namen erworben.

„Dieser Prinz — sagt ein deutscher Schriftsteller — ist unsterblich in seinen Thaten, unsterblich in den Denkmälern, welche er hinterließ. Seine Sammlungen von Büchern, Karten, Kupferstichen und Seltenheiten, die größtentheils in die kaiserliche Hofbibliothek hinübergegangen sind, zeugen, wie ausgebreitet sein Geschmack am Schönen und Guten aller Art war; noch mehr aber tragen das Gepräge seines Geistes die Gebäude, mit denen er die Arbeitsamkeit beschäftigte, den Kunstfleiß nährte, und in den Werken selbst Beispiele eines edleren Styls in der Kunst aufstellte.

Im Heere wurde Eugenius als Vater betrauert. Theilnehmende Unruhe, die er bei jedem Unfall, theilnehmende Freude, die er bei jeder Genesung zeigte, erwarben ihm Liebe; sein durchdringender Verstand und die richtige Beurtheilung derer, die er anwendete und beförderte, erhielten ihn im Ansehen bei Befehlenden und Gehorchenden. Er sprach wenig, aber überzeugend, war sparsam im Lobe, sparsamer noch im Tadel, großmüthig, aber gleichgültig gegen den Neid, dessen schwarzer Schatten den Glanz seiner Verdienste so oft und desto mehr verherrlichte.“ Die größten Feldherren ihrer Zeit, Eugen und Marlborough, waren über kleinliche Eifersucht erhaben, vereinigten sich leicht in ihren Planen, und unterstützten sich wechselweise in der Ausführung. Eine wahre und tiefe Religiösität gab dem großen Manne die Weihe und Vollendung. Er hörte, wenn es immer möglich war, täglich die h. Messe, und vor der Schlacht bei Peterwardein verrichtete er mit seinem Heere erst ein Gebet, daß der Himmel ihre Waffen segnen wolle. Unter allen Helden und Staatsmännern Oesterreichs nennt die Geschichte kaum einen zweiten, der in beiden Eigenschaften diesem Regentenhause so wesentliche und zahlreiche Dienste geleistet hätte, als Prinz Eugen. Gleich groß auf dem Schlachtfelde und im Cabinet, gehört er zu den seltenen Männern, deren große Tugenden durch keine Laster verdunkelt wurden. Ein Schüler von Opitz sang bei des Helden Tod:

„Soll nicht die Nachwelt auch bei seinen Thaten hören,
Eugenius der Held starb auf dem Bett der Ehren?“
So klagt der kühne Mars mit ganz erblaßtem Mund;
Allein die Fama macht erfreut die Ursach' kund:
Wer nichts als siegen kann, der muß im Frieden sterben,
Und wer wie dieser Held, so schön, so glücklich kriegt,
Den Feind, den Neid, den Haß, dann auch sich selbst besiegt,
Darf um kein Denkmal sich bei seinem Tod bewerben.
Sprich darum, Theiß und Po, sprich Schelde, Maas und Rhein,
Ihr Feinde sprecht es nach: er soll verewigt sein.“

§ 60.

Der österreichische Erbfolgekrieg.

(1740—1748.)

Kaiser Karl VI. wurde zu seinen Vätern versammelt im October 1740, völlig 4 Monate nach Friedrichs des Großen Thronbesteigung. Er hinterließ seiner Erbtochter nur 50,000 Mann Truppen und etwa 100,000 Gulden in der Kriegeskasse. Gleich erschien von dem Kurfürsten Albrecht Karl von Bayern, der die pragmatische Sanction nie hatte unterschreiben wollen, ein Gesandter, und erklärte im Namen seines Herrn, er könne Maria Theresia nicht als Erbinn der österreichischen Länder anerkennen, da der Mannsstamm erloschen sei, und sein Herr, der Kurfürst, von einer Tochter Kaiser Ferdinands I. abstammend, als männlicher Sprößling des österreichischen Hauses ein weit näheres Recht zur Erbschaft habe. Man wies ihn kurz ab. Gleich nach ihm trat ein Gesandter Friedrichs II. vor, und machte im Namen seines Herrn Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und andere. Das Recht auf dieselben leitete er aus dem dreißigjährigen Kriege her, und ging wohl noch höher hinauf. Freilich hatte sein Vater die pragmatische Sanction unterzeichnet, daß Maria Theresia alle österreichischen Staaten erben solle, aber Friedrich glaubte nicht, halten zu dürfen, was er nicht persönlich unterschrieben habe. — Er wollte seinen Staat gern zu einem der

ersten Staaten in Europa machen, die Würde verdienen, welche sein eitler Großvater Friedrich I. sich beigelegt hatte, und die Rechtmäßigkeit seiner Eroberung bewiesen Alexander der Große und so viele andere Helden der Vorzeit. Friedrich kannte nichts Süßeres, als seinen Namen in den deutschen und ausländischen Zeitungen zu lesen, und einst bei den Nachkommen in der Weltgeschichte zu glänzen, und er hat seinen Wunsch erreicht.

Daß man seine Forderungen zu Wien abwies, ist natürlich, er aber hoffte mit der 23jährigen Maria Theresia und ihrem Gemahle Franz schon zum Ziele zu gelangen, rüstete sein Heer, und wohnte Bällen und Gastmahlen bei, als wenn er nichts besonderes vorhabe. Seine Leute wußten sich nicht zu erklären, was die kriegerischen Anstalten bezweckten, da er noch immer mit den Damen tanzte, keinem Minister ein Wort sagte, und keinen auswärtigen Gesandten um ein Bündniß mit seinem Hofe ansprach. Es war bekannt, daß er etwa 78,000 Mann geübter Truppen und über 8 Millionen Thaler in der Kasse habe, welche Zahlen das Gerücht, wie immer, noch übertrieb, so daß der König von Preußen der reichste Monarch in Europa hieß. Um so größer war die allgemeine Erwartung. Am 13. December 1740 war er noch bei den Winterfesten der Residenz, auf einmal stellte er sich an die Spitze seiner Truppen, und stand am 16. schon auf schlesischem Boden. Die Eroberung des Landes bis auf die stärksten Festungen in wenig Monaten war eben kein Heldenstück, denn Schlesien war fast gänzlich von österreichischen Truppen entblößt. Erst im folgenden Jahre 1741 rückte ein Heer Oesterreicher unter dem Feldmarschall Neuperg auf die Preußen in Schlesien los. Sie hatten nur 16 Kanonen, die Preußen 60, aber da es beim Dorfe Molwitz zur Schlacht kam, hieben die österreichischen Reiter die Preußen bei ihren Kanonen nieder, und wendeten diese gegen den Feind selbst. Alles schien verloren, und Friedrich ritt auf dem Schlachtfelde umher, verzweifelnd, durch den Verlust seiner ersten Feldschlacht vor der ganzen Welt gebrandmarkt zu werden. Da rieth ihm sein Feldmarschall Schwerin, den Rückzug zu decken, er selbst wolle versuchen, was noch zu gewinnen sei. Ungern

ritt Friedrich zurück, und kam tief in der Nacht vor das Städtchen Oppeln, welches kurz vorher noch preußische Besatzung hatte, jetzt aber waren die Oesterreicher in demselben, ohne Friedrichs Vorwissen. Auf sein Pochen am Thor rief die Wache drinnen: „Wer da?“ und Friedrich erwiderte: „Preußen!“ Hätte man geöffnet, so wäre Friedrich gefangen gewesen; aber man schoß durch das Gitterthor, und da lenkte Friedrich schnell um. Morgens früh langte er wieder auf dem Schlachtfelde an, und hatte die Freude, zu hören, daß Schwerin mit Hülfe des alten Dessauers die Schlacht doch noch gewonnen habe. Schwerin war durch zwei Schüsse verwundet.

Nach einem so rühmlichen Anfange boten sich dem Könige von Preußen Bundesgenossen in Ueberfluß an, nicht nur Bayern, sondern auch Sachsen, Frankreich und Spanien, welche alle der pragmatischen Sanction durchaus nicht mehr gedachten. Damit die Russen den Oesterreichern nicht beistehen könnten, mußten die Schweden ihnen den Krieg erklären. Die Verbündeten theilten sich schon zum Voraus die österreichischen Länder; der Kurfürst von Bayern drang bis Wien vor, so daß Maria Theresia nach Ungarn fliehen mußte, er ließ sich dann zu Prag als König von Böhmen huldigen, und wurde 1742 sogar zum deutschen Kaiser gewählt, als Karl VII.

Von so vielen Feinden bedrohet, nahm Maria Theresia ihre Zuflucht zu den biedern Ungarn. Sie eröffnete einen Reichstag zu Preßburg im September 1741, und schritt majestätisch in ungarischer Trauerkleidung, mit dem königlichen Schwerte umgürtet, die Krone des h. Stephanus auf dem Haupte, durch die Reihen der ungarischen Magnaten. Sie trug einen Säugling auf den Armen, den nachherigen Kaiser Joseph II., bestieg die Rednerbühne, stellte in lateinischer Sprache den Großen des Reiches ihre Bedrängniß vor, und empfahl sich und ihren Säugling dem Schutze der treuen Ungarn. Ihre Jugend und Schönheit, ihre Freundlichkeit und Trübsal rührte die Männer, und als am Ende der Rede Thränen in ihren Augen glänzten, da blieb auch das Herz der Magnaten nicht kalt. Begeistert

zogen alle die Schwerter, und riefen: Moriamur pro rege nostro Maria Theresia! (Lasset uns sterben für unsern König Maria Therisia!) Dieser Zuruf lockte der Fürstinn einen Guß von Thränen hervor, und das steigerte die Begeisterung noch höher. Es erging ein Aufgebot durch alle Provinzen Ungarns; bald standen über 15,000 wohlberittene ungarische Reiter aus dem höchsten Adel bei Preßburg versammelt; zu ihnen stießen Kroaten, Slavonier, Wallachen, Morlaken, so daß man zwei Armeen zugleich ins Feld stellen konnte. Durch die eine Armee wurde Oesterreich von den Bayern und Franzosen gesäubert, und sogar Bayern erobert; ja, fast zu derselben Zeit, als Karl VII. sich zu Frankfurt die Kaiserkrone aufsetzen ließ, nahmen die Oesterreicher seine Hauptstadt München ein. Friedrich II. war aber glücklicher gegen die Oesterreicher: er ängstigte Wien, und da der König von England sich ihm als Vermittler anbot, trennte er sich von seinen Verbündeten, ging nach Böhmen, gewann die blutige Schlacht bei Czaslau, und nahm dann im Juni 1742 den Frieden zu Breslau an. Dadurch bekam er Schlesien, so weit es noch jetzt preußisch ist, und übernahm die Schulden, die auf dem Lande hafteten.

So war der erste schlesische Krieg beendigt, aber in Friedrichs Kriegskasse waren von den 8 bis 9 Millionen, die sein Vater ihm hinterlassen hatte, auch nur noch 150,000 Thaler übrig. Er wußte die Kasse bald wieder zu füllen, und der Gewinn Schlesiens versetzte ihn in die heiterste Laune. Am 27. September 1742 schrieb er aus Breslau an seinen Freund Jordan, den er seinen Hephästion nannte: „Ich habe in acht Tagen mehr Geschäfte abgemacht, als alle Commissionen des Hauses Oesterreich in acht Jahren, und beinahe alles ist mir glücklich von Statten gegangen. In meinem Kopfe ist nichts, als Rechnungen und Zahlen, aber bei meiner Zurückkunft werde ich das alles hinausschaffen, um etwas Besseres hereinzubringen. Ich habe Verse gemacht, und habe sie verloren — ein Buch zu lesen angefangen, und man hat es verbrennt — ein Klavier gespielt, und es ist zerbrochen — ein Pferd geritten,

und es ist gelähmt. Nun dürftest Du meine Freundschaft noch mit Undank bezahlen, so hängte ich mich auf."

Jetzt, da Maria Theresia von Preußen Ruhe hatte, trat sie ernstlicher gegen ihre andern Feinde auf. Die Franzosen wurden in Prag belagert, so daß sie endlich Katzenfleisch essen mußten, und täglich zu Hunderten hinstarben. Ihrer 14,000 schlichen sich endlich bei Nacht und Nebel nach Eger fort, und 4000 starben auf diesem Zuge noch im Schnee. Die Engländer und Holländer freueten sich darüber, und um die Franzosen, ihre Erbfeinde, noch mehr zu demüthigen, verbanden sie sich mit Maria Theresia, schlugen die Franzosen bald hier, bald da, und nahmen auf allen Meeren deren Schiffe fort. Karl VII., der wieder nach München gekommen war, wurde abermals hinausgeschlagen, und mußte zu Frankfurt vom französischen Gelde leben. Auch Sachsen trat auf Oesterreichs Seite.

Dieses große Glück Maria Theresia's machte Friedrich II. argwöhnisch, sein Schlesien möchte in Gefahr kommen. Kaum wurde er also vom Kaiser Karl VII. um Hülfe ersucht, als er mit 100,000 Mann, die er kaiserliche Hülfstruppen nannte, 1744 in Böhmen einrückte, Prag eroberte, und mit den Franzosen wieder ein Bündniß schloß. Dies war der **zweite schlesische Krieg**. Den Preußenkönig floh anfangs das Glück; die Oesterreicher verscheuchten ihn nach Schlesien, und verheerten einen großen Theil dieses Landes. Doch gewann durch diese Wendung Karl VII. München wieder, und konnte auf seinem Schlosse daselbst wenigstens ruhig sterben (20. Jan. 1745). In Schlesien hatte Friedrich allerlei Unfälle. Einmal wurde er bei Frankenstein von den Oesterreichern eingeschlossen, und nur sein Husarengeneral **Ziethen** rettete ihn durch eine List. Er zog seinen Leuten neue Pelze an, die eben fertig geworden, und den Oesterreichern noch unbekannt waren, schloß sich an einen Haufen Oesterreicher an, und zog mitten durch die Feinde, ein anderes Heer Preußen zu Hülfe herbeizuholen. Zwei Wochen nachher schlug Friedrich die Oesterreicher schon wieder in offenem Felde. Man wollte ihm eine Diversion

machen, ein Heerhaufen Oesterreicher und Sachsen sollte geradezu auf Berlin losgehen, damit er genöthigt würde, Schlesien zu verlassen, um sein eignes Land zu decken. Aber Friedrich wendete diese Maßregel gegen seine Feinde selbst an: beorderte den alten Dessauer, der bei Halle stand, schnell in Sachsen einzufallen, und er selbst drang durch die Lausitz vor. Der Dessauer bewährte seinen alten Ruhm: er schlug die Sachsen in dem mörderischen Treffen bei Kesselsdorf am 15. December 1745 auf einem Eisfelde, dessen glatte Hügel die Preußen mit wunderbarer Tapferkeit wie Gemsen erkletterten. Friedrich zog in Dresden ein, und daselbst wurde schon am Weihnachtstage der Friede zwischen Oesterreich und Sachsen unterzeichnet. Friedrich behielt Schlesien, und Oesterreich zahlte ihm noch 1 Million Thaler Kriegskosten. England, welches der vielen Geldzahlungen an seine Verbündeten längst müde war, hatte bereits früher mit Friedrich ein Abkommen geschlossen, und galt jetzt fast schon als dessen Bundesgenosse. Nach der Beendigung des zweiten schlesischen Krieges hatte Friedrich noch 15,000 Thaler baar in Kasse, aber sein Ruhm war ungemein gestiegen. Er wurde am 28. December von dem Jubel der Berliner empfangen, und hatte nun 11 Jahre Ruhe. Um zuweilen ungestört, vom Gewühl des Hofes und der Politik entfernt, den Wissenschaften und Freunden leben zu können, baute er bei Potsdam das Schloß Sanssouci (Sorgenfrei). Es ist aber nicht wohl zu denken, daß er bei der Lebendigkeit seines Geistes, bei steten Planentwerfen und seiner Eroberungslust auch in seinem Sorgenfrei viele Stunden sorgenfrei verlebt habe.

Der österreichische Erbfolgekrieg wüthete indessen noch fort. Schon war Maria Theresia's Gemahl, als Franz I. zum römischen Kaiser gewählt (13. September 1745), schon hatte der junge Kurfürst von Bayern, Maximilian Joseph, im April 1745 auf die Erbschaft der österreichischen Staaten gänzlich verzichtet, und dafür alle seine Besitzungen und Würden wieder erhalten. Die Franzosen blieben immer noch hartnäckig, und obschon ihre Flotte von den Engländern vernichtet ward, so siegten sie doch in den Niederlanden, und drohten, die Republik Holland ganz über den

Haufen zu werfen. Da streckte Holland die Hände zum Frieden aus, England seufzte unter einer neuen Schuldenlast, und so kam 1748 der Friede zu Aachen zu Stande. Oesterreich behielt alle seine Provinzen, nur Schlesien blieb bei Preußen, Parma und Piacenza bekam ein spanischer Prinz; Neapel war schon früher verloren, aber die Kaiserwürde hatte Maria Theresia doch wieder an ihr Haus gebracht. Zur Freude aller Deutschen gingen im Aachner Frieden die ländergierigen Franzosen zum ersten Male leer aus, aber die Niederlande und Rheingegenden waren Wüsten geworden.

§ 61.

Scenen aus dem siebenjährigen Kriege.

(1756—1763.)

Maria Theresia konnte noch immer ihr liebes Schlesien nicht vergessen; man erzählt, daß sie bis zu Thränen gerührt worden sei, so oft sie einen Schlesier gesehen habe. Acht Jahre nach dem Aachner Frieden glaubte sie, gegen Friedrich wieder stark genug zu sein, denn sie gewann die trefflichsten Bundesgenossen. August III. von Polen trat ihr bei, weil sein sächsischer Minister Brühl ein Feind Friedrichs war. Elisabeth von Rußland haßte den großen Friedrich schon deswegen, weil dieser bei der Tafel einmal über ihren ärgerlichen Wandel seinen Witz ausgelassen hatte. Ludwig XV. von Frankreich trat dem Bunde bei, weil die Franzosen von Alters her in Deutschland, wie wir wissen, gern kriegten, und er brachte auch seinen Verbündeten, Adolph Friedrich von Schweden, auf die Seite Oesterreichs. Durch einen verrätherischen Secretair in Dresden bekam Friedrich Abschriften von allen Verhandlungen der verbündeten Höfe, und sah aus denselben, daß Sachsen sich anfangs neutral stellen, dem Könige den Durchzug nach Böhmen erlauben, und ihm dann desto kräftiger in den Rücken fallen wolle. Friedrich konnte keine Verbündete finden, als Georg II. von England, der in einen

Seekrieg mit Frankreich verwickelt war, den Herzog von Braunschweig, die Herzoginn von Sachsen-Gotha und den Landgrafen von Hessen-Kassel. Was waren diese wenigen, mitunter schwachen, Fürsten gegen die Masse seiner Feinde! Aber sollte Friedrich der Große verzagen? So entspann sich der berühmte siebenjährige Krieg, der Preußen mehr als einmal an den Rand des Verderbens brachte, und abermals viele Familien ihrer wackersten Söhne beraubte, und viele Landstriche in Wüsten verwandelte. Ich kann von dem Kriegsschauplatze in gedrängter Kürze nur einige Scenen zeigen.

1. Friedrich in Sachsen 1756.

Um den Feinden zuvorzukommen, rückten gleich 70,000 Preußen in Sachsen ein, am 9. September hielt Friedrich seinen Einzug in Dresden, und nahm seine Wohnung in einem Gartengebäude der Vorstadt. Die sächsische Armee, etwa 15,000 Mann stark, hatte ein festes Lager bei Pirna bezogen, Friedrich wollte aber den Kurfürst und polnischen König gern als Verbündeten gewinnen, doch dieser hielt ihn mit leeren Höflichkeiten hin, und lud ihn oft zur Tafel, war jedoch nicht geneigt, mehr für den Preußenkönig zu thun. Da nahm Friedrich einen andern Ton an, setzte über Sachsen eine preußische Landesregierung, und ließ alle Gelder des Kurfürstenthums in seine Kassen zahlen. Auch schrieb er noch besondere Kriegssteuern aus, leerte alle Zeughäuser, nahm die Bergwerke, die Münze, die Porzellanfabrik in Beschlag, und ließ alle Kanzleien versiegeln. Am meisten suchte er des geheimen Archives habhaft zu werden, um durch die Urschriften sich vor der Welt zu rechtfertigen, denn mit seinen Abschriften konnte er nichts beweisen. Aber die wichtigsten Papiere hatte die Königinn von Polen und Kurfürstinn in ihrem eigenen Kabinette, und trug den Schlüssel immer bei sich. Friedrich kam dahinter, und schickte ihr seinen General Winterfeld, einen feinen Höfling, allein dieser konnte selbst auf seinen

Knieen bittend sie nicht bewegen, die Papiere auszuliefern. Da kamen bald andere, den Schrank mit Eisen zu erbrechen; die Königinn stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor den Schrank; aber die preußischen Soldaten faßten sie ohne Umstände an, obschon sie mit den Händen um sich schlug, und laut schrie, trugen sie in ein anderes Zimmer, und nahmen die Papiere.

Diese Rohheit gegen die Königinn verdient gerechten Tadel, und wurde als eine unerhörte That von Friedrichs Feinden laut verkündigt. Vom Kaiser und Reich ward Friedrich als ein Störer des Landfriedens in die Reichsacht erklärt, allen seinen Generalen befohlen, ihren Herrn zu verlassen, und seine Verbrechen nicht zu theilen, und alsbald eine Reichsexecutionsarmee gegen ihn ausgeschrieben. Friedrich ließ dagegen die Acten des sächsischen Archives drucken, und als der österreichische Feldmarschall Browne der eingeschlossenen sächsischen Armee von Böhmen her zu Hülfe kommen wollte, schlug Friedrich ihn am 1. October bei Lowositz, doch so, daß mehr preußische Leichen das Feld bedeckten, als österreichische. Die eingeschlossenen Sachsen hörten mit Jammern das Victoriaschießen der Preußen. Noch 2 Wochen hielten sie den Hunger aus. Dann gingen sie über die Elbe, und wollten sich nach Böhmen durchschlagen. Aber der Regen hatte alle Wege ungangbar gemacht, überall standen die furchtbaren Batterien der Preußen ihnen entgegen, und da sie 3 Tage und Nächte im Regen gestanden hatten, ohne zu essen und zu schlafen, war es keine Schande, daß sie sich den Preußen ergaben. Die Offiziere wurden entlassen, auf ihr Ehrenwort, daß sie nicht gegen Preußen dienen würden; die Gemeinen zwang Friedrich zu seinen Fahnen zu schwören, aber die Sachsen schwuren den Eid mit Ingrimm, man konnte es ihnen ansehen, und bei der nächsten Gelegenheit rissen ganze Regimenter von ihnen aus, und folgten ihrem Landesherrn nach Polen.

Friedrich hob nun in Sachsen noch 10,000 Rekruten aus, und brachte den Winter in Dresden zu, als wäre er in Berlin gewesen. Er besuchte die Oper, sah sich in der

Gemäldegallerie um, hielt öffentliche Tafel, und fast täglich war Ball, eine Lustbarkeit trieb die andere.

2. Schlacht bei Prag.

(6. Mai 1757.)

Im zweiten Jahre des Krieges eröffnete Friedrich den Feldzug mit dem lange beabsichtigten Einfalle in Böhmen. Er schlug die Oesterreicher unter Browne, der Rest derselben mußte sich in Prag werfen, aber der Sieg hatte viel gekostet von beiden Seiten: 16,500 Preußen lagen todt auf dem Platze, 12,000 Oesterreicher, und als das Glück die Preußen zu verlassen schien, sprang der alte Schwerin vom Pferde, ergriff eine Fahne, und mit den Worten: „Heran, meine Kinder!" führte er seine Leute gegen die feindlichen Kanonen, die schon lange alles vor sich niederschmetterten. Aber Schwerin sank, von 4 Kugeln zugleich durchbohrt. Ein anderer General nahm seine Fahne auf, die Preußen siegten, und machten noch 8000 Gefangene. Der Rest der Oesterreicher floh in Prag, und auf der Stelle ließ Friedrich die große Stadt mit Bomben beschießen.

3. Schlacht bei Kollin.

(18. Juni 1757.)

Friedrich war mit dieser Arbeit noch beschäftigt, als er hörte, der österreichische Feldmarschall Daun sei im Anzuge, Prag zu entsetzen. Gleich brach Friedrich auf, dem Feinde entgegen zu gehen, indem er nur ein mäßiges Heer vor Prag zurückließ. Er führte 33,000 Preußen gegen 60,000 Oesterreicher und Sachsen; doch dies Mißverhältniß schadete weniger, als des Königs übele Laune, der in 5 Wochen Prag nicht zu erobern vermocht, und darüber seinen Generalen viel Herbes gesagt hatte. Das ganze Offiziercorps war verstimmt, und wurde während der Schlacht, die bei Kollin vorfiel, durch widersprechende

Befehle des Königs noch mehr verwirrt. Die Oesterreicher standen auf Anhöhen, siebenmal drangen die Preußen vergebens über die Leichen ihrer gefallenen Kameraden hinan. Als endlich die Sachsen aus einem Hinterhalte noch in die preußische Infanterie einhieben, war aller Widerstand vergebens, 13,000 Preußen deckten die Wahlstatt. Friedrich führte noch 40 Mann mit klingendem Spiel gegen eine Batterie, und als diese, von den Kugeln erreicht, auch wichen, ritt er allein noch voran, bis ein Major ihm zurief: „Sire, wollen Sie allein die Batterie erobern?" Friedrich stutzte, betrachtete die Batterie durch sein Fernglas, und ritt langsam zurück. Auf dem Wege nach Nimburg mußte er absteigen, damit die Pferde getränkt würden; da brachte ein blutender Reiter ihm einen Trunk Wasser aus dem Pferdeeimer auf seinem Hute, und sagte treuherzig: „Trinken Ew. Majestät doch, und lassen Bataille Bataille sein; es ist nur gut, daß Sie leben." Zu Nimburg trafen Abends spät die noch lebenden Offiziere zu ihm (326 waren gefallen), und fanden ihn auf einem Brunnen sitzen; in Gedanken verloren zog er mit seinem Stocke Figuren in den Sand. Als er die Theuern erblickte, traten ihm Thränen in die Augen. „Kinder — sagte er — ihr habet einen schlimmen Tag gehabt!" Leider, antworteten sie, wir sind nicht gut angeführt worden. Er antwortete ihnen: „Habet nur Geduld, ich werde alles schon wieder gut machen."

Aus Böhmen mußte Friedrich sich nun zurückziehen, an die Eroberung Prags war nicht zu denken. Der Verlust der Schlacht bei Kollin war aber für seine Feinde auch das Zeichen, seine und seiner Verbündeten Besitzungen anzugreifen. Die Russen eroberten das Königreich Preußen, die Schweden Pommern und ein Stück von der Mark Brandenburg, die Oesterreicher Schlesien, und streiften bis Berlin, welches ihnen 215,000 Thaler auszahlen mußte; die Franzosen überschwemmten Cleve, Ostfriesland, Hannover, Hessen und Gotha: 500,000 Feinde standen gegen Friedrich, und er konnte ihnen etwa noch 140,000 Mann entgegenstellen. Seine Lage war so verzweifelt, daß er sie seiner ältesten Schwester in elegischen Versen abschilderte; doch

eben dieses beweiset, daß er noch nicht verzweifelte, obschon er sagte, daß nun der Tod ihm noch der einzig übrige Wunsch sei.

4. Die Franzosen zu Gotha.

(16. Sept. 1757.)

Die erste Probe seines noch nicht gebrochenen Heldenmuthes erfuhren die Franzosen, welche mit dem deutschen Reichsheere jetzt vereint in Thüringen standen. Das Herzogthum Gotha hatten sie zu ihrer Erquickung gewählt, der Prinz von Soubise war ihr Anführer. Die Herzoginn mußte den französischen Herren ein leckeres Mahl in ihrem Schlosse bereiten, zugleich gab sie aber ihrem Freunde Friedrich, der wieder in Sachsen stand, Nachricht von ihren lästigen Gästen: das Briefchen überbrachte ein Bauer, wie man sagt, in seinem hohlen Backenzahne, wo man es gewiß nicht suchte. Eben waren die Tafeln gedeckt, eben hatten die Herren Franzosen sich zur Tafel gesetzt, als die preußischen Trompeten in den Straßen Gotha's schmetterten. General Seidlitz mit 1500 preußischen Husaren war da, die Franzosen in der Stadt, obschon 8000 Mann stark, liefen alle davon, und das leckere Mahl, welches auf der Tafel stand, nahmen die preußischen Husaren ein, zur großen Freude der Herzoginn. Viele französische Kammerdiener, Lakaien, Köche, Friseurs und Komödianten, welche nicht so schnell laufen konnten, fielen in die Hände der Preußen, man ließ die armen Wichte aber wieder gehen; unter der Bagage waren ganze Kisten voll wohlriechender Wasser und Pomaden, eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenschirme, Schlafröcke und Papageien. So zog damals ein französisches Heer ins Feld.

5. Die Schlacht bei Roßbach.

(5. Nov. 1757.)

Friedrich kam nun selbst nach Sachsen, um dieses Land, seinen Hauptstützpunkt, von den Feinden zu säubern. Er traf die vereinte Armee der Franzosen und Reichstruppen, 60,000 Mann stark, beim Dorfe Roßbach unweit Weissenfels, und lagerte sich mit seinen 22,000 auf Hügeln. Die Franzosen wollten ihren in Gotha erlittenen Schimpf hier abwaschen, und meinten, es sei ihnen ein Leichtes, den König selbst mit seinem Häuflein zu fangen. Wirklich umzingelten sie schon das preußische Lager mit klingendem Spiel. Friedrich rührte sich nicht, und ließ seine Leute ruhig zu Mittag essen. Aber um 2 Uhr befahl er, schnell die Zelte wegzuräumen; die verdeckten Batterien krachten, Seidlitz fiel den Franzosen in den Rücken. Die Reichsarmee, ein buntscheckiger Haufe, lief bei den ersten Schüssen davon, und um schneller laufen zu können, warfen diese Kriegsknechte alles fort, Flinte, Patrontasche, Tornister, Seitengewehr. Die Franzosen hielten sich etwa anderthalb Stunden, dann wichen auch sie, einige Schweizerregimenter am spätesten, und alle bildeten in der Ferne sich wieder zu einem ungeordneten Haufen, in welchen einige preußische Reiterregimenter noch einhieben. Alle stoben auseinander, viele sprangen vor Angst in die Saale, andere liefen nach Erfurt, und bestreuten die Landstraße dahin mit Kürassen und Stiefeln, ganze Haufen ergaben sich an einzelne Preußen.

Die ganze Affaire bei Roßbach dünkte den Preußen mehr ein lustiges Possenspiel, als eine ernste Schlacht, so wenig Mühe hatte ihnen hier der Sieg gemacht. Sie verloren nur 91 Todte, die Franzosen aber 3000 Todte und 7000 Gefangene nebst 63 Kanonen. Den Franzosen wurde ihre Demüthigung von allen Deutschen gegönnt, selbst von denen, die mit ihnen verbündet waren. Ein preußischer Reiter wollte eben einen Franzosen gefangen nehmen, als ein österreichischer Kürassier herbeisprengte, dem Preußen den Kopf zu spalten. „Bruder Deutscher — rief der Preuße — laß mir den Franzmann!" „Nimm ihn," sagte der

Oesterreicher, und ritt weiter. Zwei Tage nach der Schlacht war kein Franzose mehr in Sachsen und Thüringen zu sehen. Als die Königinn von Polen von der Begebenheit bei Roßbach hörte, fand man sie am folgenden Tage todt. Die lustigen Gesellen in Deutschland aber pflegten noch lange nachher zu singen:

Und wenn der große Friedrich kommt,
Und patscht nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

6. Die Schlacht bei Leuthen.

(5. Decemb. 1757.)

Aus Schlesien erhielt Friedrich schlimme Nachrichten. General Winterfeld war bei Görlitz gefallen, Breslau von den Oesterreichern besetzt. In 12 Tagen eilte Friedrich von Leipzig nach der Oder, noch vor dem Schlusse dieses blutigen Jahres Schlesien wieder zu gewinnen. Er führte etwa 30,000 Mann; die Oesterreicher unter Daun und Lothringen, dem Bruder des Kaisers, hatten 80,000. Friedrich rief seine Generale zusammen, und hielt eine Rede an sie, die auch den Feigen begeistern mußte „Lassen Sie es sich gesagt sein — sprach er — ich werde gegen alle Regeln der Kunst den fast dreimal stärkern Prinzen Karl (v. Lothringen) angreifen, wo ich ihn finde. Es ist hier nicht Rede von der Anzahl der Feinde, nicht von der Wichtigkeit ihrer Stellung; alles das wird, hoffe ich, die Herzhaftigkeit meiner Truppen zu beseitigen wissen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich auch jetzt Ihres Namens würdig beweisen. Ist aber einer unter Ihnen, der sich fürchtet, die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten." Alle gelobten, wenn es sein müßte, mit ihm zu sterben, und man ging, den Feind zu suchen. Dieser kam den

Preußen beim Dorfe Leuthen, 2 Meilen von Breslau, schon entgegen, und Karl von Lothringen bildete eine lange Schlachtordnung im offenen Felde, was auch der alte Daun sagen mochte, welcher Hügel vorzog, wie bei Kollin. Um 1 Uhr Mittags griff Friedrich verstellt den einen Flügel an, um mit seiner ganzen Kraft sich über den andern zu werfen. Die österreichischen Offiziere thaten durchaus ihre Schuldigkeit nicht, Tausende fielen unter den Streichen der Preußen, 21,000 wurden von den 30,000 Preußen gefangen genommen, nur 17,000 erreichten die böhmische Gränze. Aber auch viele Preußen waren gefallen, und am Abend gewährte das Schlachtfeld einen schauerlichen Anblick. Ueberall stöhnten Sterbende durch die Stille der Winternacht, die Sieger legten sich auf die kalte Erde, und ein Soldat stimmte endlich das Lied an: Nun danket alle Gott. Gleich fiel die Feldmusik ein, und der Gesang aus 20,000 Kehlen zwischen den Leichen und Sterbenden in der Decembernacht machte einen tiefergreifenden Eindruck. Einen preußischen Grenadier, dem beide Beine abgeschossen waren, fand man Tabak rauchend auf dem Schlachtfelde liegen. Aehnliche Auftritte gab es viele.

Am Abend dieses sauern Tages ritt Friedrich noch nach dem Flecken Lissa, eine Stunde von Leuthen. Ziethen mit 12 Husaren und 2 Kanonen begleitete ihn, 2 Bataillons folgten. Man ritt in die Gasse, wo alles still war, aber in allen Häusern erblickte man Licht. Als Friedrich auf den Schloßplatz kam, trugen mehrere Oesterreicher hier eben Stroh aus den Häusern. Sie wurden von den Preußen gefangen genommen. Nun erscholl ein entsetzliches Getöse: aus allen Häusern schossen die Oesterreicher auf die Preußen, und diese ließen ihre Kanonen donnern. Friedrich ging ins Schloß; auf der Treppe begegneten ihm viele österreichische Generale, durch das Schießen erschreckt, mit Lichtern in den Händen. „Bon soir, Messieurs! — sagte Friedrich — Sie haben mich wohl nicht erwartet. Kann man hier auch noch mit unterkommen?“ Der Schreck raubte allen die Fassung, sie ergaben sich dem Wehrlosen, und erst eine Weile nachher nahmen die nachrückenden Bataillons Lissa ein.

Noch in demselben Winter wurde ganz Schlesien, Schweidnitz ausgenommen, von den Oesterreichern geräumt. In Breslau machte Friedrich 17,000 Mann zu Gefangenen. Dann bot er Frieden an, und verlangte nur Schlesien zu behalten. Aber Maria Theresia, die aus ihren und der Verbündeten bedeutenden Staaten leicht wieder neue Heere aufstellen konnte, begriff sehr gut, daß Friedrich durch alle seine Siege nur immer schwächer wurde, und so blieb es beim Kriege. Friedrich erhielt auch nun kräftigere Unterstützung in England, jährlich 4 Millionen Thaler. Dann mußten Sachsen und Mecklenburg ihm große Summen aufbringen, und da er seine eigene Münze zu geringerem Gehalte ausprägen ließ, gewann er neue Summen. Die 8 Gr., welche der Soldat alle 5 Tage zur Löhnung erhielt, waren kaum 2 Gr. an Silber werth, und in den folgenden Friedensjahren lösete Friedrich diese schlechte Münze nicht etwa wieder ein, sondern verbot sie auf einmal seinen Unterthanen, wodurch viele Menschen zu Bettlern wurden. Diese Maßregel Friedrichs ist nicht zu entschuldigen, da er im Auslande hinlänglichen Credit besaß, um Anleihen machen zu können.

7. Die Schlacht bei Zorndorf.

(25. August 1758.)

In dem neuen Jahre 1758 hatte Friedrich auf der einen Seite Glück, auf der andern Unglück. Im Januar nahmen die Russen und Fermor das Königreich Preußen weg, bei ihrem Einzuge in Königsberg wurde mit allen Glocken geläutet, und die Kaiserinn Elisabeth nahm dort wirklich die Huldigung des Landes an. Friedrich konnte an die Züchtigung der Russen erst noch nicht denken, zur Wiedervergeltung ließ er sich jedoch in Sachsen huldigen, und zog dann nach Mähren. Ferdinand von Braunschweig, der englische General, hatte die Franzosen eben aus Hannover und Hessen hinausgeschlagen. Aber in Mähren lächelte dem Friedrich das Glück nicht, Olmütz war ihm eine zu starke Festung, und mit vielen Gefahren kämpfend mußte er sich zurückziehen. Er war so entrüstet, daß er in der

Lausitz einen Schwarm Husaren abschickte, das Schloß des Grafen Brühl im Städtchen Pförten einzuäschern, welches auch geschah. Schon im vorigen Jahre hatte er einige Schlösser dieses sächsischen Ministers plündern lassen, ja in einem mit eigener Hand eine kostbare Spieluhr zertrümmert.

Als er in Schlesien anlangte, vernahm er die Gräuel der Russen in seinen Staaten, und beschloß nun, auch diesen Feinden einmal die Spitze zu bieten. Er ließ einen Haufen Krieger zur Bedeckung Schlesiens zurück, mit 14,000 Mann rückte er schnell nach der Neumark, in welche die Russen eingefallen waren. Die Barbaren hatten eben Küstrin, welches für Friedrich so viele Erinnerungen weckte, ohne Noth bombardirt, und es bis auf 3 Häuser abgebrennt. Als Friedrich ankam, brachten seine Husaren 12 gefangene Kosaken vor ihn. Er betrachtete sie lange sehr ernsthaft, denn es waren die ersten Kosaken, welche er sah. Dann sagte er zu einem seiner Offiziere, der neben ihn stand: „Sehe Er! mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!" So zornig hatte man den König noch nie gesehen, als hier bei Zorndorf. Er befahl, keinem Russen Pardon zu geben, und hinter ihnen alle Brücken abzubrechen, damit keiner hier bei Zorndorf entwischen könne. Dies brachte die Russen zur Verzweiflung, und die Verzweiflung derselben erschwerte vielleicht den Preußen ihren Sieg. Als beide Heere einander näher rückten, sagte ein Russe dem andern: „Die Preußen geben keinen Pardon!" und jeder Russe antwortete: „Wir auch nicht!" Die Kanonen der Preußen wütheten furchtbar unter den dichten Russenhaufen, 50,000 Mann stark, aber die tapfern 30,000 Preußen konnten am ersten Tage nichts gewinnen, die Russen standen wie Mauern. Erst am zweiten Tage der Schlacht wichen die Russen, und ließen 20,000 Mann Todte, 3000 Gefangene und über 100 Kanonen auf dem Schlachtfelde. Sie blieben auch in dieser Schlacht ihrem Charakter treu: siegreiche Russenhaufen fielen über die preußischen Marketenderwagen her, und labeten sich an dem gefundenen Branntwein, des Kampfes vergessend. Wenn ihre Offiziere ihnen die Branntweinfässer zerschlugen, so leckten sie das köstliche Getränk noch vom Boden auf. Desungeachtet standen betrunkene Russenhaufen

fester, als manches preußische Bataillon, und Friedrich machte die schmerzliche Bemerkung, daß er die Preußen bei Prag und Kollin nicht mehr habe. Ein tödtlich verwundeter Russe lag auf einem sterbenden Preußen, und zerfleischte denselben noch mit seinen Zähnen. Die Preußen siegten bei Zorndorf, aber sie verloren 10,000 Mann, halb so viel, wie die Russen.

8. Friedrich bei Hochkirch.

(14. October 1758.)

Die Oesterreicher wollten Friedrichs Abwesenheit benutzen, alle Preußen aus Sachsen zu vertreiben. Als Friedrich daher bei Zorndorf den Sieg davongetragen hatte, eilte er nach Sachsen, und fand den Feldmarschall Daun auf den Höhen bei Hochkirch unweit Bautzen verschanzt. Er befahl, einen Schuß weit von demselben das Lager abzustecken; seine Generale stellten ihm das Gefährliche dieses Platzes vor, aber Friedrich befahl, und ließ den Quartiermeister, der das Lager nicht abstecken wollte, in die Wache werfen. General Keith sagte laut: „Wenn die Oesterreicher uns hier nicht angreifen, so müssen sie gehängt werden!" worauf Friedrich antwortete: „Sie werden sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten." Daun hatte den König noch nie angegriffen, darauf baute Friedrich seine Sicherheit, aber diesmal hatte er sich verrechnet. Am 14. October früh Morgens, als es in Hochkirch 5 Uhr schlug, umringten die Oesterreicher das preußische Lager; die ersten gaben bei den Vorposten sich als Ueberläufer an, und zogen ungehindert ein; ihnen folgten immer größere Haufen, überwältigten die Vorposten, und nahmen die preußische Hauptbatterie, welche die Hauptstraße des Lagers bestrich. Nun entstand Lärm, bloß Ziethens Reiter wachten, alle andern schliefen fest, auch der König. Viele Preußen wurden in ihren Zelten erstochen, ehe sie erwachten; die andern rannten halbnackt hervor, und wurden von ihren eigenen Kanonen niedergeschmettert. Wegen der Finsterniß konnte man sich einander nicht kennen, und es dauerte lange, daß die Preußen sich gehörig aufstellten. Bald leuchtete ihnen das brennende Hochkirch; als

es Tag ward, lag ein dichter Herbstnebel über der Landschaft, der die feuernden Oesterreicher den Blicken der Preußen entzog. Am meisten ward um den Besitz Hochkirchs gestritten, es wurde gewonnen und wieder verloren, Berge von Leichen lagen hier zwischen den brennenden Häusern, endlich wurden die Preußen von vorn und im Rücken angefallen. Da ließ Friedrich den Rückzug antreten, 9000 Soldaten und über 100 Kanonen hatte er verloren, von der Bagage des Lagers wurde gar nichts gerettet. Als man eine halbe Stunde von dem Orte sich lagerte, mußte man Kochtöpfe und Stroh zu Lagern aus Bautzen holen. Daun verfolgte die Preußen nicht, und sie kamen ungehindert nach Schlesien, und die Schlacht bei Hochkirch hatte keine nahe Folgen. Doch erfolgte seit diesem glupischen Streich, wie Friedrich ihn nannte, für den König ein Unfall nach dem andern, wenn auch seine Krieger in andern Gegenden noch kleinere Siege erkämpften.

9. Schlacht bei Kunersdorf.

(12. August 1759.)

Der russische General Soltikow mit 80,000 Mann und der österreichische Laudon mit 20,000 vereinigten sich in der Neumark unweit Frankfurt an der Oder, und abermals war Berlin bedrohet. Friedrich eilte mit 38,000 Mann herbei, wie vor einem Jahre nach Zorndorf. Bei Kunersdorf, 1 Meile von Frankfurt fand er 60,000 seiner Feinde trefflich verschanzt, mit furchtbaren Batterien umgeben. Aber dennoch mußten seine Streiter hinan; so viele ihrer auch niedergeschmettert wurden, so brachten sie doch endlich den linken Flügel des Feindes völlig zum Weichen, und Friedrich fertigte schon einen Eilboten mit der Siegesnachricht nach Berlin ab. Aber ach! der rechte Flügel der Russen war noch nicht angegriffen, die Oesterreicher hatten gar noch nicht gekämpft, und die Preußen lechzten bei der fürchterlichen Sommerhitze nach Ruhe, sie konnten kaum mehr die Arme heben. Seidlitz und andere riethen dem Könige, den Kampf für heute ruhen zu lassen, weil die Russen nun, ihrer Ge-

wohnheit nach, in der nächsten Nacht wohl abziehen würden. Aber Friedrich wollte die Sache mit diesen Leuten ein für allemal abthun, und griff den rechten Flügel an. Seine Krieger konnten ihre Kanonen kaum nachziehen, ganze Reihen derselben wurden von den russischen Kartätschen niedergestreckt, selbst Friedrich verlor 2 Pferde unter dem Leibe, seine Uniform wurde von mehreren Kugeln durchlöchert, und eine hätte ihn sicher getödtet, wenn nicht das goldene Etui in seiner Westentasche ihr Widerstand geleistet hätte. Zuletzt fiel Laudon mit seinen frischen Kriegern den Preußen in den Rücken, und hieb alles vor sich nieder. Nun ergriff ein panischer Schrecken alle Preußen: sie hörten in der Verwirrung nicht mehr auf den Oberbefehl, wie noch bei Hochkirch der Fall gewesen war, sondern entliefen alle. Ihre Kanonen ließen sie stehen, selbst da, wo sie von den Feinden nicht verfolgt wurden, und hörten auch auf das Wort ihres Königs nicht. Dies erfüllte Friedrich mit einem unbeschreiblichen Schmerz, er hatte seine alten Soldaten nicht mehr, und verzweifelte. Als schon alles verloren war, konnte man ihn doch nicht vom Schlachtfelde wegbringen, immer rief er: „Kann mich keine verwünschte Kugel erreichen?" Am Ende umringten ihn österreichische Reiter, und nur durch Gewalt führte der Rittmeister Prittwitz ihn mit Hülfe seiner Husaren aus dem Getümmel. Auf dem Wege rief er oft: „Prittwitz, ich bin verloren!" Und an seinen Minister Finkenstein in Berlin schrieb er auf Prittwitzens Rücken mit Bleistift diesen Brief: „Heute Morgen um 11 Uhr habe ich den Feind angegriffen. Wir haben ihn bis zum Judenkirchhof (Judenberge) bei Frankfurt getrieben; alle meine Truppen haben Wunder der Tapferkeit gethan, aber dieser Kirchhof hat uns fürchterlich viel Leute gekostet. Unsere Truppen geriethen in Verwirrung, ich sammelte sie dreimal wieder; aber endlich sah ich mich selbst der Gefahr, gefangen zu werden, ausgesetzt und mich genöthigt, das Schlachtfeld zu räumen. Mein Rock ist von Kugeln durchlöchert, 2 Pferde wurden mir getödtet; mein Unglück ist, daß ich noch lebe; unser Verlust ist sehr beträchtlich. Von einer Armee von 48,000 Mann sind mir in diesem Augenblick kaum 3000 übrig. (Es waren indeß noch weit mehr übrig, was

der König bei dem Schreiben noch nicht sicher wissen konnte.) Alles flieht, ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin wohl daran thun, auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Es ist ein schrecklicher, grausamer Schlag, den ich nicht überleben werde, die Folgen werden schlimmer sein, als die Sache an sich. Ich bin ohne alle Hülfsmittel, und, um es gerade zu gestehen, ich halte alles für verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Auf ewig, Adieu!"

Die nächste Nacht brachte Friedrich in einer von den Kosaken geplünderten Bauernhütte zu, welche dem Wind und Wetter überall Eingang ließ. Seine Adjutanten schliefen um ihn her, denn sie hatten kein Königreich zu verlieren. Aber in Friedrichs Augen wollte kein Schlaf kommen, er erwartete auf dem Strohlager nur den künftigen Morgen. Da meldete ihm ein Offizier, man habe doch noch einiges Geschütz gerettet. „Monsieur, Er lügt!" fuhr Friedrich ihn an, und befahl seinen 5000, nach Andern 10,000 Mann (die von den 38,000 oder, wie Friedrich selbst angibt, von den 48,000 noch übrig waren) schnell weiter zu ziehen, denn noch wollte er seine Hauptstadt decken oder sterben. Deswegen führte er auch während des ganzen Krieges immer ein Giftpulver bei sich, und schon nach der Schlacht bei Kollin hatte er den Entschluß gefaßt, es zu nehmen: nur die günstige Wendung der Sachen hatte damals seine Verzweiflung beschwichtigt, und jetzt kam die Uneinigkeit der Russen und Oesterreicher ihm zu Hülfe. Laudon verlangte, Soltikow solle gleich auf Berlin losgehen, aber Soltikow sagte, er habe die Preußen genug geschlagen, jetzt solle Laudon an ihnen auch einmal seine Kunst versuchen, und so zog Soltikow sich nach Polen zurück. Ein unverzeihlicher Fehler dieser beiden Feldherren! Der eigentliche Grund, weßwegen der Russe so handelte, war wohl dieser: Am russischen Hofe gab es eine bedeutende Partei, die dem Könige von Preußen gewogen war, vor allen der Großfürst Peter, der den Friedrich bewunderte und verehrte bis zur Albernheit. Kaiserinn Elisabeth war altersschwach und konnte nicht lange mehr leben, Peter bestieg nach ihrem Tode den Thron, und man wollte sich doch nicht gerne bei dem Thronfolger unbeliebt, oder wie

man jetzt sagt, nicht dadurch unmöglich machen, daß man den Gegenstand der Anbetung des künftigen Kaisers vernichtete.

10. Friedrich's Glück schwindet.

Bald nach der Schlacht bei Kunersdorf eroberten die Oesterreicher Dresden, die Preußen retteten nur ihre reiche Kriegskasse. Friedrich eilte herbei, und beorderte einen Haufen, Daun im plauenschen Grunde anzugreifen. Dieser Haufe hatte das Schicksal der Oesterreicher bei Leuthen: 11,000 Preußen fielen bei Maxen in österreichische Kriegsgefangenschaft. Laudon machte in Schlesien große Fortschritte, Friedrich wollte von Sachsen aus gegen ihn ziehen, aber Daun, ein zweiter Fabius Cunctator, blieb ihm immer zur Seite. Er kehrte nach Sachsen zurück, und beschoß Dresden. Daun begleitete ihn auch hierher, und Dresden behielten die Oesterreicher. Da erhielt Friedrich die Nachricht, Glatz in Schlesien sei von den Oesterreichern erobert. Nun stand er von Dresden ab, und zog abermals nach Schlesien; vor ihm zog Daun her, hinter ihm Lascy; beide österreichische Generale hatten den Preußenkönig beständig in ihrer Mitte, und geleiteten ihn bis Liegnitz. Hier stand Laudon, hinter der Oder Soltikow mit seinen Russen. Doch gewann bei Liegnitz Friedrich einen Sieg über die Oesterreicher (15. August 1760), und zog in Breslau ein. Während seines Aufenthaltes in Schlesien ließ Soltikow 20,000 Russen und Lascy 15,000 Oesterreicher gegen Berlin ziehen. Die Stadt ergab sich leicht, und mußte ungeheure Summen aufbringen; die kostbarsten Gemälde und Antiken in mehrern königlichen Schlössern wurden ohne Schonung vandalisch zernichtet. Friedrich machte Miene, die Verwüster zu vertreiben, und auf das Gerücht: Er kommt! zogen nach einem achttägigen Aufenthalte die Feinde aus Brandenburg ab. Aber Friedrich wurde immer noch von seinem Cunctator Daun verfolgt, und dieser verschanzte sich endlich auf den Weinbergen bei Torgau. Friedrich, des lästigen Aufsehers müde, beschloß, ihn von vorn anzugreifen, während Ziethen ihn im Rücken zu bearbeiten habe. Am 3. November 1760 sollte

dieser Streich ausgeführt werden. Ziethen mußte einen weiten Umweg nehmen, und erst nach 2 Uhr Nachmittags hörte Friedrich ein starkes Schießen auf der andern Seite. Er glaubte, es rühre von Ziethen her, und führte einzelne Bataillone gegen die feindlichen Schanzen. Aber hier krachten mehr als 200 Kanonen der Oesterreicher auf einmal los, so daß mehrere Personen auf der Stelle das Gehör verloren, und Friedrich selbst versicherte, solchen Donner noch nie gehört zu haben. In wenig Augenblicken lagen über 5000 preußische Grenadiere niedergestreckt, und so oft Friedrich auch neue Schaaren hinanführte, gegen die donnernden Schlünde Dauns ließ sich nicht das mindeste ausrichten. Nun erstieg Ziethen die Höhen in seinem Rücken, als die Nacht einbrach, und der blutige Kampf aufhören mußte. Ein Eilbote brachte die Kunde von dem Siege bei Torgau nach Wien. Die Verwirrung war so groß, daß noch in der Finsterniß Preußen auf Preußen schossen. Daun aber besorgte doch am andern Tage eine Erneuerung der Schlacht, und zog in der Nacht sich über die Elbe zurück, auch nicht ohne Verwirrung. Die Preußen hatten in der torgauer Heide viele Feuer angemacht, sich in der kalten Winternacht zu wärmen, und zu diesen Feuern kamen zutraulich auch Oesterreicher, die ganz erstarrt waren, und mit ihren deutschen Landsmännern einig wurden, sich die Nacht über gemeinschaftlich zu wärmen, und am andern Tage sich demjenigen zu ergeben, der Sieger sein würde. Friedrich, der in dem Gefechte nur wie durch ein Wunder dem Tode entgangen war, brachte diese traurigste seiner Nächte in der Kirche des Dörfchens Elsnig zu; er saß auf der untersten Stufe des Altars, und schrieb bei einer dunkeln Lampe die Befehle für den Angriff am folgenden Tage. Draußen lagen die Sterbenden in ihrem Blute, und ächzten ohne Verband, ohne Labung, in dem Froste der Nacht dem Tode entgegen; viele wurden von Dieben noch nackt ausgezogen, ehe sie verschieden waren. Friedrich schickte oft seine Leute aus der Kirche, ob denn noch immer der Tag nicht anbrechen wolle. Als eben der Morgen graute, ließ er sein Pferd vorführen, und ritt zum Dorfe hinaus, nach der Gegend, wo Ziethen stand. Bald begegneten ihm Reiter in weißen Mänteln; einer der-

selben sprengte voraus, nämlich Ziethen selbst, und rief: „Ew. Majestät, der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück." Nachdem der König ihn gerührt umarmt hatte, sprengte er zu seinen Kriegern zurück, und rief: „Burschen, unser König hat die Schlacht gewonnen, der Feind ist völlig geschlagen. Es lebe unser großer König!" Alle riefen: „Ja, ja, unser König Fritz soll leben, und unser Vater Ziethen, der Husarenkönig auch!"

Friedrich wußte aber wohl, wie wenig ihm ein Sieg nutze, der ihm 14,000 Mann kostete, und den Feind nicht lähmte. Den einen Vortheil hatte er jedoch davon, daß er in Sachsen seine Winterquartiere behalten konnte, und er nahm sie diesesmal zu Leipzig. Die Hälfte Sachsens hatten die Oesterreicher inne.

Im folgenden Jahre 1761 eröffneten 72,000 Oesterreicher unter Laudon und 58,000 Russen unter Butterlin den Feldzug in Schlesien, um dieses Land endlich ganz zu erobern. Daun blieb in Sachsen stehen, darum konnte Friedrich nur mit 50,000 Mann nach Schlesien rücken. Wider seine Gewohnheit hütete er hier ein verschanztes Lager bei Bunzelwitz vor Schweidnitz, und die 130,000 Feinde schlossen ihn ein. Er sah nichts als den Untergang vor sich, und doch ward sein Lager nicht angegriffen, eben weil Laudon zum Angriffe rieth, denn Laudon war nur Feldzeugmeister, von welchem der Feldmarschall Butterlin keine Vorschriften annehmen wollte. Nach Verlauf von 3 Wochen zog Butterlin sogar ab, und ließ Laudon nur 20,000 Russen als Hülfstruppen zurück. Jetzt brach auch Friedrich sein Lager auf, aber Laudon folgte ihm nicht, sondern nahm durch eine kühne Ueberrumpelung Schweidnitz weg. Nun konnte Friedrich nicht daran denken, die Feinde aus Schlesien zu vertreiben, er selbst mußte sich auf Breslau beschränken. Bald darauf eroberten die Russen und Schweden Kolberg in Pommern, und hierdurch war auch die Hälfte Pommerns für Friedrich verloren. Nichts hinderte die Russen, im nächsten Jahre auf Stettin loszugehen; das Königreich Preußen hatten sie schon Jahre lang in Besitz, kurz, mehr als die Hälfte der preußischen Provinzen war in feindlichen

Händen, England zahlte keine Unterstützungsgelder mehr, Friedrich hatte nur noch etwa 60,000 Mann, welche getheilt Schlesien, Sachsen und die vereinigte französische und deutsche Reichsarmee hüten mußten. Er wußte nicht, woher er noch Rekruten, Pferde, Geschütz, Lebensmittel und Geld nehmen sollte, und Maria Theresia dankte sogar 20,000 Mann ihrer Truppen ab. Im nächsten Jahre 1762 versuchte Friedrich, den Tatarchan gegen Rußland und den türkischen Sultan gegen Oesterreich in die Waffen zu bringen; Frankreich aber erklärte den Engländern den Krieg, und bewog auch Spanien, die Engländer aus Portugal zu treiben. So stand jetzt ganz Europa Preußens wegen in Kriegsflammen, von der Wolga bis zum Tago, und Friedrich dachte ernstlicher, als je, durch sein Pülverchen das traurige Leben zu endigen.

11. Der Friede zu Hubertsburg.

(16. Februar 1763.)

Eben war Friedrich in der größten Noth, als die russische Kaiserinn Elisabeth, seine geschworne Feindinn, mit Tode abging. Ihr Nachfolger, Kaiser Peter III., ein begeisterter Verehrer Friedrichs, machte mit den Preußen nicht nur Frieden, sondern befahl auch den 20,000 Russen, die unter Czernischef in Schlesien bei dem österreichischen Heere standen, auf der Stelle zu der preußischen Armee zu treten, und auf ihre bisherigen Bundesgenossen loszugehen. Wie freute sich Friedrich über den unerwarteten Glückswechsel! Auch Schweden machte mit ihm gleich Frieden, und Frankreich söhnte sich mit England aus, so daß Friedrich, auch der französischen Heere entledigt wurde. Der tapfere König schöpfte neuen Muth, und ließ seine Truppen wieder bis an die Donau und den Main streifen, so daß mehrere deutsche Fürsten, z. B. Bayern, Würzburg, Bamberg, dem Bündnisse gegen ihn entsagten, und am Ende nur noch Maria Theresia auf dem Kampfplatze stand.

Da erscholl für Friedrich eine neue schlimme Botschaft aus Rußland. Kaiser Peter, sein Verehrer, war nicht mehr; dessen Gemahlinn Katharina II. hatte den russischen Thron

bestiegen, und in ihrer Kundmachung Preußen den ärgsten Feind Rußlands genannt. Schon befürchtete Friedrich die schlimmste Wendung, als Katharina für Friedrich ganz umgestimmt wurde. Sie fand nämlich unter den Papieren ihres ehemaligen Gemahles mehrere Briefe Friedrichs, in welchen dieser seinen Freund dringend ermahnte, gegen seine achtungswürdige Gemahlinn sich liebreich zu betragen. Dies bewog Katharina, den Frieden mit Preußen zu bestätigen, aber ihre Truppen rief sie vom preußischen Heere doch zurück.

Maria Theresia stand also immer noch allein. Da sie mit vielen Bundesgenossen Schlesien nicht hatte gewinnen können, so durfte sie, einzig auf eigene Kräfte angewiesen, nicht hoffen, ihren Lieblingswunsch erfüllt zu sehen, und ließ daher durch Sachsen dem Könige von Preußen den Frieden antragen. Dieser war sehr erfreut darüber, und auf dem Jagdschlosse Hubertsburg in Kursachsen traten am letzten Tage des Jahres 1762 der kaiserliche Hofrath Kollenbach, der preußische Legationsrath Herzberg und der kursächsische Geheimrath Fritsch zusammen, den Frieden zu schließen. Die Arbeiten dauerten völlig 6 Wochen, da wurde am 15. Februar der Friede unterzeichnet. Der Inhalt war, daß jede der 3 Mächte alles behalte, was sie vor dem Kriege besessen habe, und keine Entschädigung fordere.

Sachsen hatte am meisten gelitten, es mußte alle rückständigen Schatzungen und Lieferungen nachzahlen, nachdem es in diesem unglücklichen Kriege schon an 70 Millionen entrichtet. England allein fand durch die Vernichtung der französischen Seemacht, durch Besetzung der Colonien und durch die Abtretungen im Frieden einigen Ersatz für seine durch den Krieg vermehrte Schuldenmasse. Friedrich II. war es gelungen, Preußen zu einer Hauptmacht Europas zu machen; alle andere Mächte hatten ganz umsonst ihre Völker mit einer unerschwinglichen Last von Abgaben überhäuft, und den Enkeln eine Schuldenmasse überlassen, die früher oder später, wie leider geschehen ist, die Staaten zum Spiele der Wucherer machen mußte. In Sachsen, Westfalen, Hessen, Pommern und der Neumark Brandenburg waren viele Dörfer und Flecken Aschenhaufen geworden, ganze Felder lagen

brach, weil es an Saatkorn, an Pferden und Arbeitern fehlte, in manchen Gegenden gingen nur Weiber hinter dem Pfluge. In jenen Landestheilen, welche am meisten von dem Kriege gelitten hatten, gewährte Deutschland ein Bild, wie nach dem dreißigjährigen Kriege.

§ 62.

Friedrich der Große als Regent.

Das erste, was Friedrich nach der Herstellung des Friedens unternahm, war die Bildung eines neuen Heeres, denn seine Truppen bestanden im J. 1763 fast nur noch aus Ueberläufern und Knaben. Es dauerte nicht 7 Jahre, so hatte Friedrich über 160,000 Mann Truppen, die strenge, ja mit Härte eingeübt, jeden Augenblick schlachtfertig standen. Daß die Unterthanen Preußens bei den ewigen Kriegen in keiner beneidenswerthen Lage waren, bedarf kaum der Bemerkung, so sehr man auch von der Ferne her den König und seine Handlungsweise einseitig pries. Ohne Schatz und Heer konnte Preußen seine Macht nicht behaupten, beide mußten daher stets vollzählig sein, da waren Steuern und Opfer nöthig. So viele Soldaten auch Ausländer waren, die Bauern und Städter in Preußen wurden auch herangezogen, und zwar in ihren rüstigsten Lebensjahren, der Acker und das Gewerbe mußten natürlich darunter leiden. Offizierstellen konnte nur der Adel erhalten, den Friedrich überhaupt auf alle Weise hervorzog, indem er ihn als die erste Stütze des Thrones betrachtete. Die häßliche und steife Soldatenkleidung behielt er bei, auch den Zopf und den Stock. Dürftigen Rittergütern half er immer durch Geschenke und Vorschüsse auf. Alle Festungen wurden ausgebessert, sogar neue angelegt, Kanonen gegossen, die Zeughäuser gefüllt, jährlich 6000 Centner Pulver gemacht, und alle Ersparnisse in die Kasse gelegt, als wenn es gleich wieder in's Feld gehen solle.

Als Friedrich auf diese Weise seinem Staate Sicherheit vor äußern Feinden verschafft hatte, durfte er darauf denken, ihn im Innern zu beglücken, und er hat den Ruhm,

daß seine Provinzen das Elend des langen Krieges eher verschmerzt haben, als die Länder seiner Gegner. Der Provinz Pommern schenkte er 1763 alle Magazine, die für einen neuen Feldzug berechnet waren, und 12,000 Pferde. Schlesien, das fast alles Zugvieh verloren hatte, bekam 17,000 Pferde und Nachlaß vieler rückständigen Steuern. In der Neumark ließ er 2000 Häuser wieder erbauen, über 60,000 Schafe und 6000 Pferde vertheilen, und schenkte manchem Dorfe an 700 Thlr., um Rindvieh anzuschaffen. Den Bauern und Fabrikanten in allen seinen Provinzen lieh er Millionen zu 1 oder 2 Procent, und die Zinsen gab er zur Unterstützung dürftiger Schullehrer hin. Große Moräste an der Oder oder Warthe ließ er austrocknen, und in fruchtbare Wiesen und Aecker umschaffen; die gewonnenen Gegenden zu bevölkern, zog er fremde Ansiedler in's Land, und die vermehrte Inwohnerzahl vermehrte seine jährlichen Staatseinnahmen. Man rechnet ihm nach, daß er in der letzten friedlichen Hälfte seiner Regierung (in 23 Jahren) 6000 neue Dörfer angelegt habe, von denen die meisten auf Oberschlesien kommen. Freilich nahm er von seinen Unterthanen auch große Summen, und es erbitterte, daß er Franzosen zu einer Regie bestellte, die Abgaben von Tabak und ausländischen Getränken zu erheben, worin diese eine besondere Gewandtheit bewiesen. Friedrich kümmerte sich nicht um das Murren seines Volkes, oder vernahm es vielmehr nicht; die Regie brachte ihm jährlich über anderthalb Millionen Thaler ein. Darum muß man aber Friedrich den Großen nicht zu hart beurtheilen: was er von seinem Lande nahm, verwendete er wieder auf sein Land, welches auch noch jetzt der Grundsatz der preußischen Staatsverwaltung ist. Er lebte selbst sehr sparsam, machte keinen Aufwand, wie Ludwig XIV. und viele kleine deutschen Fürsten seiner Zeit, die leider dem Franzosenkönig, zum Unglücke ihrer Länder, nachahmten. Friedrich hielt seine Beamten, ja selbst seine Gesandten, sehr knapp. So ward es ihm möglich, 24 Millionen allein auf Verbesserung des Landbaues zu verwenden, und dennoch seinem Nachfolger 72 Millionen Thaler zuzücklassen.

Friedrich ward von seinen Unterthanen im Allgemeinen nicht

vergöttert, wie Ludwig XIV., und er verlangte dies auch nicht. Selbst in seiner Residenz wurden oft genug Pasquille auf ihn an öffentlichen Plätzen angetroffen. Sah er sie, so ließ er sie wohl niedriger anheften, damit jeder sie desto bequemer lesen könnte. Einmal erschien gegen ihn eine beißende Druckschrift, und gegen seine Gewohnheit versprach er demjenigen, der ihm den Verfasser angäbe, eine ansehnliche Belohnung in Geld. Am nächsten Morgen trat in sein Vorzimmer ein verabschiedeter Offizier, der lange schon um eine Pension gebeten hatte. Friedrich fuhr ihn an: „Ich habe Ihm ja schon oft gesagt, daß ich noch nichts für Ihn thun kann.“ Der Offizier erwiederte: „Sire, ich weiß es wohl; ich komme aber heute nicht, eine Pension nachzusuchen, sondern den Verfasser der Schmähschrift anzugeben. Der Verfasser bin ich.“ Im Augenblick rief Friedrich die Wache herein, den Frechen zu verhaften; dieser aber sagte: „Sire, wo bleibt denn die versprochene Belohnung? Ich hatte gedacht, meinen hungernden Kindern und ihrer Mutter dafür Brod zu kaufen.“ — „Die Belohnung sollen deine Frau und Kinder erhalten — schnaubte Friedrich — aber du gehst nach Spandau auf die Festung.“ Er ließ ihn auch wirklich gleich nach Spandau abführen, und gab dem Offizier, der diesen Sträfling begleiten sollte, ein eigenhändiges Schreiben an den Oberbefehlshaber zu Spandau mit, nebst dem mündlichen Bescheide, dieser solle dem Gefangenen erst ein Mahl geben, und nach Beendigung desselben den Brief eröffnen. Das Mahl wollte dem Offizier nicht recht schmecken, mit Angst schielte er nach dem verhängnißvollen Briefe. Aber was las man endlich? „Der übersendete Offizier N. N. ist zum Commandanten von Spandau ernannt. Seine Gattinn und Kinder sind bereits auf dem Wege, ihm dahin zu folgen. Der bisherige Commandant hat sich nach Potsdam zu verfügen, wo anderweitig für ihn gesorgt ist. Friedrich.“

Zu bedauern war, daß der in mancher Beziehung große Friedrich den Trost der Religion nicht kannte. Der schlechte Religionsunterricht, den er in der Jugend erhielt, der finstere Calvinismus, der weder seinen Geist noch sein Herz ansprach, und später sein Umgang mit französischen Freigeistern, die ich nachher noch vorführen werde, mögen seinen Unglauben begründet haben.

Die Urtheile über Religion, die in seinen Schriften so häufig vorkommen, sind ganz im Geiste der Encyclopädisten, nämlich überaus oberflächlich und seicht. Die Erhabenheit und Tiefe christlicher Wahrheiten ist ihm gänzlich fremd; er hat nicht das Mindeste davon verstanden; die Kirchengeschichte ist ihm so gut wie unbekannt. Er gibt, wie sein Meister Voltaire, statt der Gründe nur Witze und Spott, mit dem Unterschiede, daß er weniger fein ist, wie der Franzose. Es ist wirklich schmerzlich, zu sehen, wie ein Herrscher mit so vielen glänzenden Eigenschaften sich vor einem sittlich so tief stehenden Manne, wie Voltaire, wie vor einem Götzenbilde, beugen, und ihm Weihrauch streuend, beten kann: „Sie haben keinen Fehler, als daß Sie zu weit über andere Menschen erhaben sind." — „Ihr Bild schmückt meine Bibliothek; es hängt über dem Schranke, der unser goldenes Vließ bewahrt, unmittelbar über Ihren Werken und dem Orte gegenüber, wo ich gewöhnlich sitze, daß ich Sie immer vor Augen habe. Fast möchte ich sagen, Ihr Bild sei wie die Memnon'ssäule, die, wenn die Sonnenstrahlen sie berührten, erklang, und wer sie anschaute, dessen Geist ward belebt. Erinnern Sie sich immer der kleinen Colonie in Ramusberg, und zwar, um Hirtenbriefe in Ihrer Art an sie zu richten." Das sind Stellen aus Briefen Friedrich's an Voltaire. Auf die Masse seines Volkes wirkte indessen sein Unglaube nicht gleich und so sichtlich ein, obschon sein Beispiel nicht ohne Nachfolge blieb. In dieser Zeit wurde jedenfalls der Grund zu dem Unglauben gelegt, der sich später in so bedenklicher Weise verbreitete, selbst in die niederen Schichten des Volkes. Erst am Abend seines Lebens merkte Friedrich, daß die falschen Eide häufiger wurden, und drohete einem Minister mit den Worten: „Schaffe Er mir wieder Religion in's Land, oder — — soll ihn holen." Er sah, daß die Besteuerung fremder Waaren den Betrug und die karge Besoldung des Heeres von Beamten Treulosigkeit erzeugte, daß die erleichterten Ehescheidungen und die milderen Gesetze gegen Unkeuschheit die schlimmsten Folgen nach sich zogen. Als ihm nun Carmer einen Erlaß zur Beschränkung der sich stets mehrenden Ehescheidungen vorlegte, sprach Friedrich: „Gern gäbe ich einen Finger meiner Hand, wenn ich die Sitten wie-

der so rein machen könnte, wie sie unter meinem Vater gewesen sind."

Auch in der Politik war er eben nicht sehr gewissenhaft, und hielt sich nicht immer von Willkürmaßregeln frei. Eben so ungerecht, als gegen die Religion, war Friedrich in der Beurtheilung der deutschen Gelehrten, weßwegen Schiller von der deutschen Muse sagt:

> Von dem größten deutschen Sohne,
> Von des großen Friedrich's Throne
> Ging sie schutzlos, ungeehrt.

Er glaubte, nur die Franzosen seiner Zeit hätten treffliche Schriftsteller, wenigstens in der schönen Literatur; von den trefflichen deutschen Dichtern Gellert, Kleist, Klopstock, Lessing, Rammler, Gleim, Engel, Göthe und anderen kam ihm fast nichts zu Ohren, obgleich sie zum Theil unter seinen Augen lebten. Kleist starb an den Wunden, die er bei Kunersdorf erhalten; Rammler besang Friedrich's Heldenthaten in feierlichen deutschen Oden, ziemlich sclavisch dem Horaz nachahmend, und sämmtliche Götter des Olymps plündernd, um seinen Helden mit dem Raube zu schmücken; Engel ist als Redner, selbst als Lobredner Friedrich's, so wie als Stylist für einen Meister bekannt. (Von Engel ist auch das schöne Drama: Der Edelknabe, welchem eine wahre Anekdote von Friedrich zu Grunde liegt.) Aber, wie gesagt, Friedrich meinte, die deutschen Gelehrten schrieben ihre vaterländische Sprache nicht besser, als er selbst, und darum gab er sich nicht die Mühe, ihre Werke einzusehen. Seine deutsche Schreibart mag man aus folgendem Pröbchen beurtheilen; es ist aus der Zeit zwischen 1770 und 1780:

„Die Oehrter zu Schuhlen Seindt ganz gut ausgesuchet, Die schlechten Schuhlmeisters Seindt Schneiders die Meisten, und Müste Man sehen ob man Sie nicht in kleinen Stetten könte Schneidern lassen oder wie man Sie Sonsten Unterbringet damit die Schuhlen desto ehr im guhten Stande kommen können, was eine Interessante Sache ist" u. s. w.

Außerordentlich war die Arbeitsamkeit Friedrich's des Einzigen, jede Stunde des Tages genau für irgend ein

Geschäft bestimmt. Im Sommer stand er schon um 4 Uhr auf, kleidete sich selbst an, frisirte sich selbst; so wie er aus dem Bette kam, zog er auch die Stiefeln an, und trug sie den ganzen Tag. Zuerst las er die wichtigsten Briefe, die des Nachts eingegangen waren, und schrieb die Antwort auf den Rand. Dann kamen die Offiziere zum Rapport, der Kaffee wurde getrunken, und darauf griff der König zu seiner Flöte, spazierte blasend von einem Zimmer ins andere, wohl 2 Stunden lang, und überdachte unter diesen Phantasien die schwierigsten Angelegenheiten. Nun traten die Kabinetsräthe ein; hatte er mit diesen die Tagesgeschäfte abgemacht, so legte er die Uniform an, las ein Buch (welches immer laut geschah), schrieb Briefe, und Punkt 12 Uhr wurde gespeiset. Seine Tafel mußte immer mit den ausgesuchtesten Leckerbissen besetzt sein, und sie wurde durch geistreiche Gespräche gewürzet, denn er hatte immer einen Kreis witziger Köpfe, besonders Franzosen, um sich, doch führte er selbst am liebsten das Wort, und konnte dabei gegründete Einreden wohl vertragen. Männer, die alles nur bejaheten, waren ihm unausstehlich. Nach Tische blies er wieder eine halbe Stunde lang die Flöte, unterzeichnete die ausgefertigten Briefe des Kabinetes, besah seine Anlagen, schrieb von 4 bis 5 Uhr an seinen wissenschaftlichen Werken, und 6 Uhr begann das Concert, welches eine Stunde dauerte. Dann war die Abendmahlzeit, die zuweilen bis Mitternacht währte, gewöhnlich ging er aber schon 9 Uhr zur Ruhe. Im Frühlinge und Herbste hielt er Heerschau in den Provinzen, immer an bestimmten Tagen, und obschon er dann wie im Fluge über die Landstraßen hineilte, so mußten doch die Landräthe der Provinz neben seinem Wagen reiten, und ihm über allerlei Bericht erstatten. Dreiste Vorschläge, auch die besten, wies er ab, denn er wollte alles selbst gefunden haben; erst lange nachher benutzte er, was ein fremder Geist ihm Gutes an die Hand gegeben hatte. — Im Sommer wohnte er in Sanssouci, im December zu Potsdam, im Januar zu Berlin. Aber überall mußten ihm seine Hunde nachgefahren werden, und zwar in Kutschen; selbst während des siebenjährigen Krieges waren sie in den Feldlagern unter seinem Gefolge.

Die lieben Hunde fütterte er täglich in seinem Zimmer aus einer großen Schüssel mit Ragout, und regierte sie dabei mit einem Stöckchen. Starb eins von den lieben Thieren, so ließ er es in seinem Garten beerdigen, und setzte ihm ein Denkmal mit Inschriften. Die Favorithündinn schlief in des Königs Bette, wurde täglich von einem Kammerdiener spazieren geführt, und folgte dem Könige nach Berlin immer in einer sechsspännigen Kutsche.

Friedrich regierte 46 Jahre, aber in den letzten 10 Jahren litt er so sehr an der Gicht, daß er im Winter oft Wochen lang das Zimmer nicht verlassen durfte. Wenn er im Sommer vor seinen Truppen erschien, so ging er gebückt an einem Stocke, und die Stiefeln schlotterten um seine Füße, so daß er nun der alte Fritz hieß. Sein feuriges Auge erlosch aber nicht. Bei der letzten Heerschau in Schlesien stand er 6 Stunden lang im Regen, und wurde ganz durchnäßt. Dies zog ihm ein hartnäckiges Fieber zu, welches endlich zur Wassersucht führte. Weil er dennoch nicht von seinen fetten, starkgewürzten und leckeren Speisen ablassen wollte, so wurde das Uebel bald unheilbar. Er konnte nicht mehr im Bette liegen, sondern mußte die letzten 6 Monate seines Lebens in seinem Sessel sitzend zubringen. So groß auch seine Schmerzen waren, so klagte er doch selten, und arbeitete noch immer täglich mit seinen Kabinetsräthen. Die Flöte hatte aber schon lange Ruhe. Am 15. August 1786 fiel er in einen langen Schlummer, und als er aus demselben am folgenden Tage wie ein Träumender erwachte, fragte er das erste Mal in seinem Leben nicht nach seinen Arbeiten. Dies hielten die Aerzte für ein sicheres Zeichen des nahen Todes. Gegen 9 Uhr Abends fing der König stark zu röcheln an, und am andern Morgen den 17. August 1786, etwa 20 Minuten nach 2 Uhr, verschied er still. Sein Tod rief überall die verschiedensten Gefühle hervor. Der österreichische Staatsmann Kaunitz sagte: „Wann wird ein solcher König das Diadem wieder zieren?" Friedrich's des Großen Hülle ruhet unter der Kanzel der Garnisonkirche in Potsdam. Er hatte von seinem Vater an Land gegen 2300 □M. mit 2,240,000 Bewohnern geerbt, und hinterließ ein Gebiet von 3600 □M., in welchem der

Flächeninhalt des Ackerlandes, das man aus Dämmen und Brüchen gewonnen, auf mehrere 100,000 Morgen, die Anzahl neu angelegter Dörfer und Meiereien über 500, die angesiedelten Familien gegen 42,000, und die gesammten Bewohner 6 Millionen betrugen. Das Heer seines Vaters belief sich auf 76,000 Mann, das von ihm hinterlassene auf 200,000 Mann. Von den 16 Festungen hatte er 4, Schweidnitz, Glatz, Silberberg und Graudenz, theils neu erbaut, theils verbessert. Friedrich Wilhelm zog 7 Millionen Thaler an jährlichen Staats-Einkünften, Friedrich 72 Millionen. Er fand einen königlichen Schatz von 8,700,000 Thalern vor, und vererbte seinem Nachfolger 72 Millionen. So machte er aus Preußen eine europäische Großmacht, und half eine neue Zeit vorbereiten.

Da Friedrich der Große keine Kinder hinterließ, so folgte in der Regierung seines ältesten Bruders Sohn, Friedrich Wilhelm II. Dieser hob die gehässige Regie auf, entfernte die französischen Beamten, gab den Tabak- und Kaffeehandel wieder frei, verlieh mehrere mildere Verfügungen hinsichtlich des Heerwesens, weun auch im Wesentlichen die Verwaltungsweise Friedrich's, die damals für ein Muster in jeder Beziehung galt, beibehalten wurde. Der Verkehr und Wohlstand hoben sich. Friedrich Wilhelm ist über Gebür getadelt worden, er war nicht ohne natürliche Einsicht und nicht ohne wohlwollende Gesinnungen; freilich, was man groß nennt, war er nicht, Kraft, Selbstbeherrschung, Selbstständigkeit, Enthaltsamkeit, Mäßigkeit waren seine Zierden nicht. Besonders verhaßt hat er sich bei den Ungläubigen und überhaupt bei den Protestanten, selbst bei gläubigen durch seine Verfügungen hinsichtlich der protestantischen Kirchenlehre gemacht. Die Protestanten hatten sich von der katholischen Kirche im 16. Jahrhundert losgerissen, deren Ansehen verschmäht, und Freiheit der Forschung für jeden festgesetzt. Dennoch hatte man im Ganzen 200 Jahre lang sich mit der Auslegung der Glaubenssätze, welche die symbolischen Bücher für schriftgemäß erklärten, begnügt. Man war nun folgerecht weitergegangen, und bis zu einer reinen Vernunftreligion, zum nackten Unglauben in den Forschungen gekommen. Der Theolog Semler

17*

behandelte in dieser Weise die h. Schrift; verschiedene Gelehrte, an deren Spitze der eben so anmaßende als seichte Buchhändler Friedrich Nikolai stand, verbreiteten ihre glaubenslosen Grundsätze besonders durch die Zeitschrift „allgemeine deutsche Bibliothek" bei den Gebildeten; (Wieland that dasselbe durch seinen Merkur, auch Lessing fehlte nicht) und der leichtsinnige und unsittliche Bahrdt machte sie für die gewöhnlichen Klassen mundrecht, und zwar in ganz oberflächlicher und wässeriger Weise. Unter Friedrich, der mit den Ungläubigen Frankreichs in Verbindung stand, und selbst ähnlich dachte, war dabei nichts zu wagen. Friedrich Wilhelm II. war aber gläubig, und hielt sich verpflichtet, diese Angriffe gegen das Christenthum überhaupt und gegen die protestantische Glaubenslehre insbesondere zurückzuweisen. Er fand einen gleichgesinnten Minister in Wöllner, der (1788) ein Edict entwarf, das der König vollzog, wonach den Geistlichen und Lehrern bei Strafe der Absetzung verboten wurde, sich auf der Kanzel oder auf den Lehrstühlen Abweichungen von den Bekenntnißschriften der protestantischen Kirche zu erlauben. Die Mehrzahl der Geistlichen protestirte, und hob in zahlreichen Gegenschriften hervor, daß das Edict mit der Lehrfreiheit, dieser schönsten Perle, welche der Hauptvorzug des Protestantismus sein sollte, in Widerspruch stehe. Der König und sein Minister meinten, es sei doch keine unbillige Forderung, daß man die Lehre nicht bestreite, zu deren Verkündigung man berufen und die Bücher anerkenne, auf die man beeidet sei; auch müsse jegliche Kirche — so mochten sie fühlen — in Uneinigkeit verfallen, die eine Freiheit des Forschens in der Schrift für jeden, also auch die Befugniß zur Annahme des Ergebnisses dieses Forschens aufstellte. Freilich wohl; aber das war nicht protestantisch gedacht; gab man den Grundsatz zu, so mußte man sich die Folgen gefallen lassen. Das Edict blieb daher ohne sonderlichen Erfolg.

§ 63.

Maria Theresia.

(Geb. 1717 † 1780.)

Wir dürfen von Friedrich's Zeit nicht scheiden, ohne seiner oft genannten Gegnerinn Maria Theresia noch besonders zu gedenken; denn sie verdient, daß wir sie noch von einer andern Seite kennen lernen, als sie uns im Kriege erschienen ist. Seit ihrem 19. Jahre war sie mit Franz von Lothringen vermählt, und obgleich sie ihn an Geisteskräften weit übertraf, so liebte sie ihn doch herzlich, und wurde wieder von ihm geliebt, so daß ihre Ehe musterhaft heißen mußte. Ganz anders war der Charakter ihrer Zeitgenossinn, der Kaiserinn Katharina II. von Rußland. Als Theresiens Gemahl zum römischen Kaiser gekrönt wurde, war sie die erste, welche ihm das Vivat zurief, aber er kannte ihre Talente, und überließ ihr die Regierungsgeschäfte. So herrschte unter den beiden Eheleuten das beste Einverständniß. Nach dem Tode ihres geliebten Gatten erschien die treue Ehefrau immer in Trauerkleidern. Sie hatte selbst das Leichentuch für ihn gefertigt; am 18. jedes Monats schloß sie sich ein, und verweilte Stunden lang in der Todtengruft bei den Kapuzinern am Grabdenkmahle des geliebten Gatten. — Durch Herzlichkeit gewann sie die Herzen. Nannten nicht die Ungarn Maria Theresia ihren König, für welchen sie zu sterben bereit wären? Weil sie in ihre eigenen Einsichten immer Mißtrauen setzte, so nahm sie den schlauen und gewandten Kaunitz, den man in vielen Punkten mit Richelieu vergleichen möchte, zu ihrem ersten Minister. Sie liebte den Krieg nicht, aber den Verlust ihrer braven Schlesier konnte sie nicht verschmerzen, und der Friede von Breslau kränkte sie so tief, daß sie seitdem keinen Schlesier ohne Thränen erblicken konnte. Welche Mutter sieht es gern, daß ihr Kinder entrissen werden? Hatte sie ja schon früher erklärt, lieber ihren letzten Edelstein versetzen zu wollen, als auf Schlesien zu verzichten. Maria Theresia umfaßte alle ihre Landeskinder mit

mütterlicher Zärtlichkeit: sie schaffte die Tortur ab, erließ drückende Steuern, milderte die Frohndienste, that aber alles dieses, ohne durch lange Gewohnheit Verjährtes plötzlich mit der Wurzel auszureißen. Dazu war sie zu einsichtig. Sie befahl, vor dem 25. Jahre keine Person zu Mönchen und Nonnen anzunehmen, und war eine Mutter der Armen und Kranken. Um gegen ihre zahlreichen Widersacher stark zu sein, brachte sie das Heer auf 200,000 Krieger, und betraute Khevenhöller und Daun mit der Leitung und Verbesserung der Armee, die das in sie gesetzte Zutrauen rechtfertigten. Um dem durch Krieg verarmten Lande keine Schuldenlast aufzubürden, schränkte sie den Hofstaat ein, vereinfachte die innere Verwaltung, verminderte die Schaar der Beamten, hob Sinecuren (unnöthige Stellen) auf, und überließ ihrem Gemahle, der ein sehr guter Wirth war, das Finanzwesen. So ward es der Kaiserinn möglich, bei dem Heere, den Finanzen und dem Gerichtswesen die zweckmäßigsten Verbesserungen einzuführen, ohne ihr Volk zu drücken. Durch Sparsamkeit verminderte sie auch noch die vorhandenen Schulden. Fremde Sitten und Moden verbannte sie, trat als erhabenes Beispiel in der Einfachheit der Lebensart wie in der Sittenreinheit auf, und forderte Nachahmung von ihren Unterthanen. Neuerungen im Staate wie in der Kirche zeigte sie sich im Allgemeinen abgeneigt, ohne das erprobte Neue und wahrhaft Gute zurückzuweisen. Sie prüfte erst, und wählte dann mit Weisheit das Beste. Katholikinn war sie mit Ueberzeugung, Wärme und Entschiedenheit, und wenn bereits unter ihrer Regierung Schritte geschahen, die gegen die Freiheit der katholischen Kirche gerichtet waren, so gingen sie von den Räthen der Kaiserinn aus, und diese selbst ist sich der Unerlaubtheit solcher Maßregeln und des Widerspruches mit ihren kirchlichen Grundsätzen nicht bewußt geworden. Höher als Politik, standen ihr Religion und Sittenlehre. Sie wich nie von ihrer Ueberzeugung, und vergab nichts ihrem Rechte, sondern zeigte Muth und Standhaftigkeit eines Mannes, die sie mit allen Tugenden einer sanften Frau und zärtlichen Mutter verband. In dieser Beziehung steht ihr von allen ihres Geschlechtes, die je die Krone trugen, wohl keine gleich. Wie die Kaiserinn aus

allen Kräften den Kunstfleiß, die Gewerbe und besonders den Ackerbau begünstigte, so vernachläßigte sie doch keineswegs Kunst und Wissenschaften. Sie gründete viele Volksschulen und höhere Bildungsanstalten: das Theresianum, das savoische und löwenburgische Convict, die Universitätsgebäude zu Wien, die orientalische Akademie, die Akademie der bildenden Künste, mehrere Ritterakademien, so wie Militär- und Kunstschulen, die Unversität zu Lemberg und Ofen, und zudem viele wissentschaftliche Anstalten, Museen, Sternwarten in den bedeutendern Städten des Reiches sind ihre unsterblichen Schöpfungen. Sie ging bei der Stiftung solcher großartigen Anstalten nicht parteiisch zu Werke, sondern verbreitete dieselben über alle Provinzen ihres großen Staates. Bei ihrem wahrhaft christlichen Sinne können wir schon voraussetzen, daß die Kaiserinn so wie ihr trefflicher Gemahl, beide sparsam für sich, um wohlthätig für das Volk sein zu können, es auch an milden Stiftungen und wahrhaft gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalten in Menge haben nicht mangeln lassen.

Wie Maria Theresia selbst alles nachsah, so prüfte sie auch die Rechnungen des großen Hospitals in Wien, dem der berühmte van Swieten vorstand. „Lieber van Swieten — sagte sie — die Medicamente kosten entsetzlich viel Geld; kann Er hin und wieder nicht wohlfeilere anbringen?" Van Swieten antwortete bescheiden: „Ew. Majestät haben zu befehlen; wie es dann aber mit den armen Kranken stehen wird, weiß ich nicht." Die Kaiserinn erwiderte schnell: „Nein, nein, lieber van Swieten, so meine ich es nicht, ich dachte nur so. Wende Er nur die theuern Medicamente an, und wenn der Fond nicht zureichen sollte, so gebe ich Zuschuß von meinem Nadelgelde." Mildthätigkeit war ihr zur Gewohnheit, ja zur Leidenschaft geworden, so daß sie einst gegen ihren Sohn Joseph geäußert haben soll: „Man muß mich tödten, wenn man mich hindern will, Wohlthaten zu erzeigen." Ihre Dienerschaft behandelte sie äußerst freundlich, doch wußte sie mit der Güte eine edle Hoheit zu verbinden; frohe Menschen um sich zu sehen, anderen Freude zu bereiten, war ihrem Herzen Bedürfniß. Ihre vielen Kinder erzog sie mit der größten Sorgfalt,

und durch die Religion, die sie warm liebte, stärkte sie sich in ihrem vielseitigen Berufe. Die erste Zeit des Tages widmete sie immer dem Gebete, wohnte täglich 2 h. Messen bei, und täglich beherzigte sie das göttliche Wort. Sie liebte den Krieg nicht, und verabscheuete noch mehr die Theilung Polens, welche sie lange vor ihrem Gewissen nicht rechtfertigen konnte, und durch ihre Minister und ihren Sohn Joseph hingerissen, mehr zugab, als bewirkte*). Zwei Jahre vor ihrem Tode wurde sie noch durch ihre Feinde in einen Krieg gezogen, da der Kurfürst von Bayern an den Blattern starb, und sein Erbe, der Kurfürst von der Pfalz, an Maria Theresia zwei Drittel Bayerns abtrat, weil die Kaiserinn sonst das erledigte Land ganz einziehen wollte. Friedrich der Große erhob seine Stimme gegen diese Vergrößerung Oesterreichs, und rückte ins Feld. Maria Theresia ließ ihm ihr Bedauern melden, daß sie beiden einander die grauen Haare ausrupfen sollten, und der Streit wurde durch auswärtige Mächte auch bald beigelegt, so daß Oesterreich von Bayern das frucht- und

---

*) Sie schrieb hierüber an ihren Minister: „Als alle meine Länder angefochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steifte ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht Himmelschreyent wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und gesunde Vernunft wider Uns ist, muß bekhennen, daß Zeitlebens nit so beängstigt mich befunten, und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuck von Pohlen unser ehr und reputation in die schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen.“ — Unter den Entwurf des Theilungstractates schrieb sie: „Placet, weil so viel große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.“ Diese prophetischen Worte sind erfüllt bis auf den heutigen Tag. Jedes Unrecht rächt sich früher oder später; jedes Unrecht muß Unrecht genannt werden, ob es von oben oder von unten ausgeht. Es war das böse Beispiel gegeben, daß das Gesetz und Recht nur so lange gelte, als die Macht fehlte, es zu verkehren. Das ist besonders in neuster Zeit von anderer Seite nur zu sehr und zu oft nachgeahmt worden.

volkreiche, von Passau bis Salzburg sich erstreckende Innviertel erhielt.

Die Kaiserinn war in ihrer Jugend außerordentlich schön wie an der Seele, so auch körperlich, im höhern Alter aber durch Blattern entstellt und übermäßig stark, was ihr das Gehen erschwerte. Als sie am 18. October 1780, wie gewöhnlich, die Gruft ihres Gemahls besuchte, brach das eine Seil an dem Stuhle, worauf sie hinabgelassen worden. Darin schien sie eine Vorbedeutung ihres nahen Todes zu erblicken, denn sie rief aus: „Er will mich behalten — ich komme bald!" Dies Wort wurde nach einigen Tagen wahr. Die große Fürstinn starb den 29. November 1780. Kurz vorher, ehe sie ihren Geist aufgab, lag sie mit geschlossenen Augen, und eine Palastdame fragte, ob sie schlafe. „Ich könnte wohl schlafen — antwortete sie – wenn ich wollte; aber ich fühle, meine letzte Stunde kommt, und ich will wachend meiner Auflösung harren." Die Trauer ihrer Unterthanen war gränzenlos, ihre Regierung heißt die goldene Zeit der österreichischen Monarchie, während bei ihrer Thronbesteigung der Staat am Rande des Verderbens schwebte. Damals war das Reich erschöpft, die Schatzkammer leer, das Volk unzufrieden, das Land blutete noch an den im letzten Türkenkriege geschlagenen Wunden, das Heer bestand mit Ausschluß der in Italien stehenden Truppen, nur aus 30,000 Mann, und einige darunter waren sogar mächtige Feinde. Als sie starb, hatte das Land 2½ Millionen Unterthanen mehr. Die Einkünfte, welche unter Karl VI. nur 30 Millionen Gulden betragen hatten, waren durch eine weise Verwaltung auf 36 Millionen gestiegen. Ihr Sohn Leopold war Großherzog von Toscana, Ferdinand Herzog von Modena, Maximilian Franz Erzbischof und Kurfürst von Cöln und Bischof von Münster; eine Tochter war Königinn von Neapel, eine andere, die nachher so unglückliche Marie Antoinette, Königinn von Frankreich. Sie liebte alle ihre Kinder mit wahrer Mutterzärtlichkeit.

Vernehmen wir noch zum Schlusse die Schilderung, welche der protestantische Geschichtschreiber Raumer von dieser in jeder Hinsicht trefflichen Herrscherinn, Gattinn,

Mutter und Christinn entwirft: „Unter allen Frauen, die den Thron bestiegen, ist sie mir die Erste: denn wenn ich auch dem Verstande der englischen Elisabeth alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, so erscheint diese eitle, alte Jungferköniginn doch oft als eine sehr lächerliche und in ihren Verhältnissen zu Maria Stuart als eine unedle und widerwärtige Person. Maria Theresia war eine Frau, eine Mutter im edelsten Sinne des Wortes, und darum keine schlechtere, sondern eine größere Kaiserinn. Es gibt wenige Augenblicke in der Geschichte, welche würdiger und ergreifender hervortreten, als der, wo die von ungerechten und habsüchtigen Nachbarn überfallene königliche Frau durch ihren Muth und ihre Schönheit und ihr siegreiches Wort die Begeisterung ihrer Völker hervorruft. Nur deren Wohl bezweckte ihre lange und thätige Regierung, und von ächter Gottesfurcht durchdrungen, verschmähte sie den schlechten äußerlichen Firniß, mit welchem sich innerlich verfaulte und haltungslose Gestalten zu schützen suchen gegen den gerecht zernagenden und vertilgenden Zahn der Zeit. — Ihr Stern geht in der Geschichte auf, während andere Meteore in Nacht versinken.“ Ein anderer Schriftsteller spricht von ihr: „Die Frau hat kaum gelebt, die zugleich größer auf dem Throne und makelloser im Privatleben gewesen wäre, als diese Fürstinn.“ Selbst ihr Gegner Friedrich sieht sich in seinen Werken zu dem Geständnisse genöthigt: „Sie hat dem Throne und ihrem Geschlechte Ehre gemacht; ich habe sie bekriegt, aber ich bin niemals ihr Feind gewesen.“

§ 64.

Kaiser Joseph II.

(1780—1790.)

So heißt Maria Theresia's ältester Prinz und Nachfolger in der Regierung. In der Jugend zeichnete er sich vor seinen Brüdern durch Fortschritte in den Wissenschaften eben nicht aus, wohl aber durch eine Denkungsart, die seiner Mutter ganz fremd war. Dennoch betrug er sich immer als gehorsamer Sohn, wie er sich selbst zu nennen pflegte,

und wurde nach dem Tode seines Vaters (1765), als er eben 24 Jahre zählte, von seiner Mutter zum Reichsgehülfen angenommen, bekam indessen so wenig Einfluß, daß er lieber auf Reisen ging. Er besuchte Frankreich, Spanien, Italien, Holland, und reisete immer incognito unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, gewöhnlich kam er vor seinem Gefolge an, und ergötzte sich an der Neugier der Wirthe. Im Jahre 1796 besüchte er Rom, wo er selbst in das Innere des Conclave eintreten durfte. Die Cardinäle erzeigten ihm alle mögliche Ehre, aber sie bewiesen, ihm gegenüber, nicht jene Würde und Unabhängigkeit, die geeignet gewesen würe, demselben hohe Achtung einzuflößen, und er erlaubte sich bereits die nicht feine Aeußerung, man möge einen Papst machen, der vom Magern äße und nicht so viel vom Fetten." — In einem französischen Städtchen, wo er sich im Posthause eben, da er angekommen war, (1777) barbirte, und die Frau Postmeisterinn ihn ausfragen wollte, ob er etwa auch zu dem Gefolge des Kaisers gehöre, den man stündlich erwarte, gab er zur Antwort, er barbire den Kaiser. In Paris hatte er eine liebe Schwester, Maria Antoinette, aber die Hoffeste gefielen ihm nicht. Er pflegte in fremden Landen zu sagen, er komme nicht, um zu tanzen, sondern um zu lernen. Er erschien dagegen ganz einfach, ja trug so recht diese Einfachheit zur Schau, und bekrittelte selbst den Putz seiner königlichen Schwester. Uebrigens zeigte er sich hier als Freund des Schönen und Guten. In Paris besuchte er nicht nur die Paläste, die Kirche Notre Dame, die Brücken und die Kunstsammlungen, sondern auch die Bibliotheken, die Fabriken, die Hallen des Palais royal und die Krankenstube iw Hotel Dieu. Friedrich II. nahm es dem Joseph übel, daß er die Gelegenheit dieser Reise nicht benutzte, „dem alten Patriarchen der Philosophie" Voltaire, in Fernay zu besuchen, und der königliche Freund dieses Patriarchen sprach die Meinung aus, „daß eine gewisse sehr wenig philosophische Dame ihrem Sohne verboten habe, den Patriarchen der Toleranz zu besuchen." Das ist eben nicht unwahrscheinlich, jedoch auch möglich, daß Joseph keinen Beruf dazu fühlte, denn er war kein vollendeter Ungläubiger, wie Friedrich, sondern

nur ein begeisteter Freund dessen, was man damals Aufklärung nannte, und er wollte nur das abschaffen, was er für Mißbräuche hielt. Daß Joseph dafür den religiösen Dichter Haller und den gemüthlichen Lavater in der Schweiz mit einem Besuche beehrte, können wir nur billigen. In Holland erkannte man in ihm auch den Kaiser, denn man rechnete ihm einmal ein Gericht Eier sehr theuer an. Als er sich darüber beschwerte, und bemerkte, daß hier die Eier wohl sehr selten sein müßten, erhielt er zur Antwort, die Eier wären hier zwar nicht selten, aber wohl die Kaiser. Als er Broeck in Waterlande besuchte, mußte er zu Fuße durch das Dorf ziehen, und seine Schuhe wechseln, wenn er ein Haus im Innern besehen wollte. In Mähren, 2 Meilen von Brünn, ergriff er den Pflug, den ein Bauer gerade führte, und ackerte ein gutes Stück Landes um, den Ackerbau, nach der Weise des Kaisers von China, zu ehren. Die Stelle wird durch ein Denkmal bezeichnet, und den Pflug zeigt man im Saale der Landstände zu Brünn.

Als der Tod seiner Mutter ihn auf den Thron führte, säumte er keinen Augenblick, seine Gedanken zu verwirklichen. „Er erließ, wie Schlosser sagt, Verordnung auf Verordnung, machte Veränderungen in allen Fächern, und ohne daran zu denken, daß menschliche Einrichtungen der Zeit folgen, und daß der Gesetzgeber weiter nichts thun kann, als von Jahr zu Jahr und von Jahrhundert zu Jahrhundert in das Alte das Neue einschieben, bauete er überall auf papiernem Grunde. So wie seine gewaltsamen Schritte in der innern Verwaltung durchaus unverträglich mit der bestehenden Verfassung waren, die er doch erhalten wollte, wie sie selbst dem monarchischen Principe, nach dem er alle diese Dinge vornahm, häufig geradezu widersprachen, so konnten seine Unternehmungen gegen fremde Staaten mit der Ruhe Europas und dem Systeme der Tractaten nicht vereinigt werden.“ Seine ersten Schritte waren gegen die Freiheit der Kirche gerichtet, schon unter Maria Theresia war Manches hierzu vorbereitet, aber durch ihre Religiösität und Kirchlichkeit erschien es minder auffallend und gemildert. Französische Bildung und französischer Unglaube hatten sich am Hofe bereits geltend gemacht, Minister Kau-

nitz war ein Anhänger der Weisheit der Encyklopädisten, und aus den Niederlanden hatten sich jansenistisch gesinnte hohe Beamte mit ihrem vollen Haße gegen die Kirche Eingang zu verschaffen gewußt. Frankreich, Tonangeberinn in allen Moden, und von den Deutschen nur zu sclavisch nachgeahmt, hatte auch seinen s. g. gallicanischen Freiheiten hier Freunde verschafft. Aber als Schranke gegen bedeutende Uebergriffe der unkirchlichen Hofpartei stand die Religiösität der Fürstinn da. Jetzt hinderte den Kaiser, dem man allerdings eine gute Absicht durchaus nicht absprechen kann, der aber nicht über seiner Zeit stand, und sich mehr von den damals geltenden Ansichten und ihren bedeutendsten Vertretern bestimmen ließ, als er sich selbst wohl bewußt ward, jetzt hinderte ihn nichts mehr, seine Lieblingsplane ins Leben zu führen.

Er griff vielfältig in die Rechte der Kirche ein, indem er 700 Klöster aufhob, und wenn dieses nicht mit allen der Fall war, so unterblieb es nur aus Rücksicht auf das Volk, das den Klostergeistlichen, gewiß nicht ohne allen Grund, ergeben war, und dieselben als seine Wohlthäter verehrte. Dem Klosterwesen selbst aber wurde eine Einrichtung gegeben, daß es sich auflösen mußte. Er ließ ferner alle päpstlichen und bischöflichen Verordnungen von seiner Genehmigung abhängig machen, während manche unsittliche und unreligiöse Schriften ungehindert gedruckt wurden. Eine andere Verordnung hob die Gültigkeit der den Bischöfen vom Papste ertheilten Vollmachten zum Dispensiren und Absolviren auf, dagegen wurde ihnen aufgegeben, in kanonischen Ehehindernissen aus eigener Vollmacht zu dispensiren. Wer auf eine andere Dispensation traue, der sollte sein Einkommen verlieren. Man befahl den Geistlichen, gegen Conterbande und für die Conscription zu predigen, und über Giftpflanzen, Mäßigkeit und Landwirthschaft Vorträge zu halten. Schädlich wurde auf die Bildungsanstalten eingewirkt, eine seichte Dogmatik und Bibelauslegung, die zum Rationalismus hinneigte, eine geistlose Kirchengeschichte und eine Kirchenrechtslehre, die dem Papste möglichst viele Rechte nahm und sie dem Fürsten ertheilte, wurden nach entsprechenden Handbüchern vorgetragen, Kirchenschulen in Staatsschulen verwandelt. — Der Kaiser

untersagte ferner die Bruderschaften, Wallfahrten, Prozessionen und Kirchenmusik zum Verdrusse des Volkes, das dieselben liebte, und sich dadurch erbaute. Die Bevormundung der Kirche ging ganz in's Kleinliche, selbst über die Zahl der Kerzen, die auf dem Altare zur Ehre Gottes brennen durften, waren Vorschriften vorhanden. Auch gab er ein s. g. Toleranz Edict, sowohl für die Protestanten als auch für die nicht unirten Griechen. Der Kaiser verwahrte sich indeß in einer Kundmachuug gegen die Ausstreuung, daß es ihm gleichgültig sei, zu welcher Religion sich seine Unterthanen bekennten, daß ihm sogar der Abfall von der katholischen Kirche lieb sei, daß die Abfallenden Vortheile zu gewärtigen hätten, und daß die bloße Erklärung, nicht katholisch sein zu wollen, ohne sich zu den drei geduldeten Religionen zu bekennen, schon genüge. Auch manche drückende Beschränkungen der Juden wurden aufgehoben, freilich gegen den Preis vieler ihrer religiösen Gebräuche. Schlimmer erging es den Deisten, denen bei etwaiger Anmeldung 24 Karbatschstreiche in Aussicht gestellt wurden, nicht weil sie Deisten seien, sondern weil sie sagten, das zu sein, wovon sie nicht wußten, was es sei. — Papst Pius VI., welcher es selbst bei einer persönlichen Reise nach Wien (1782) versuchte, den Kaiser von seinen, der neuen Philosophie und dem Zeitgeiste huldigenden Grundsätzen abzubringen, konnte seinen Zweck nicht erreichen.

„Die neuen kirchlichen Einrichtungen Kaiser Josephs (gesteht selbst der österreichische Schriftsteller A. Klein in seiner „Geschichte des Christenthums in Oesterreich) sollten ohne Zweifel nach der Absicht ihres Urhebers die Religiösität, Sittlichkeit und das öffentliche Wohl befördern, und nur in so fern sie dieses bewirkten, konnten sie einen Werth haben; allein wenn man auf die Erfahrung sieht, so findet man, daß seit dieser Zeit der Glaube und mit ihm die Religiösität und Sittlichkeit, welche bereits unter Maria Theresia abzunehmen begonnen hatte, nun weit schneller, ausgedehnter und stärker abnahmen."

Auch ein neues Gesetzbuch führte Joseph ein, und in demselben waren alle Todesstrafen abgeschafft. Joseph glaubte, der Staat habe keinen Gewinn von der Hinrichtung der

Verbrecher, wohl aber von der lebenslänglichen Arbeit derselben. Darum ließ er die Verbrecher, welche in andern Ländern zum Tode verurtheilt wären, lebenslänglich zum Festungsbau, zum Schiffziehen, zum Straßenpflastern verurtheilen, (im Grunde ein traurigeres Loos, als die Todesstrafe selbst, ohne das Abschreckende der letztern), und es galt vor dem Gesetze kein Unterschied der Stände. Für das höchste, was die Regierung zu erstreben habe, galt damals eine gute Polizei, eine möglichst große Bevölkerung und Förderung der Gewerbthätigkeit. Aber die Polizei darf nur dem Verbrecher furchtbar, aber dem wohlgesinnten Manne nicht lästig sein, es liegt nicht so sehr im Vortheile des Staates, viele, als gute Bürger zu haben, und die Gewerbthätigkeit darf nicht auf Kosten der übrigen Erwerbzweige, namentlich des Ackerbaues, gefördert werden, zumal da sie leicht zur Uebervölkerung und zur Vermehrung des Proletariats (der Armen) führt, wie die neueste Zeit deutlich genug gelehrt hat. Auch galt und gilt noch in vielen Köpfen, das Wohl des Volkes oder was man so nennt mehr, als alles; ihm mußte sich selbst das Recht beugen. Höher aber als der Nutzen steht das Recht.

Die allerdings drückende und entehrende Leibeigenschaft der Bauern hob Joseph in allen seinen Staaten durch einen Federstrich auf, und schaffte sämmtliche Standesvorzüge und Vorrechte ab, ohne den Adel zu entschädigen. Ausländische Fabrikate und Weine durften nicht über die Gränze; einmal ließ Joseph für 15,000 Gulden eingeschmuggelte Waaren öffentlich verbrennen, und für viele tausend Gulden eingeführte Taschenuhren öffentlich zerschlagen. Wer 6 Monate außer Landes war, mußte doppelte Steuern zahlen. Noch viele andere das Wohl des Staates bezweckende Verordnungen wurden erlassen, aber auch Manche sahen sich dadurch in ihren alten, wohlbegründeten Rechten verletzt, und Unruhe und Gährung wurden daher unter allen Ständen laut.

Mit unendlicher Schwierigkeit versuchte der Kaiser, seinen weitläufigen durch Sprache, Sitten und Einrichtungen der mannigfaltigsten Volksstämme verschiedenen Staaten die möglich größte Einheit zu geben, und besonders die ungarische Verfas-

sung seinen andern Ländern anzupassen, und in Ungarn die deutsche Sprache in allen Kanzleien einzuführen. Aber die Gährungen daselbst wurden immer größer, und auch die reichen und daher keineswegs anspruchslosen Niederlande erklärten sich 1788 sogar für einen völlig unabhängigen Staat. Ein Volk läßt sich seine Eigenthümlichkeiten und Rechte nicht gerne nehmen, und am meisten entfremdet es die Gemüther, wenn man ihm sein Heiligstes, die Religion, antastet. Joseph handelte daher weniger weise, als die gegenwärtige österreichische Regierung, welche die Nationalität, die Sitten, die Sprache und die Religion der verschiedenen ihr untergebenen Länder achtet, und doch mit Umsicht und Milde die nöthige Einheit des ganzen Staates zu erzielen weiß. Auch hat dieselbe in der großartigsten Weise jetzt der Kirche die von Joseph entzogene Freiheit wiedergegeben. Außer den genannten Mißgeschicken war der Kaiser mit Katharina II. von Rußland in einen schweren Krieg gegen die Türken verwickelt, und so sah er sich denn am Ende seiner Laufbahn genöthigt, die meisten seiner Verordnungen zurückzunehmen, und Ungarn die Verfassung zu geben, welche es unter Maria Theresia hatte. Den Feldzug gegen die Türken machte er persönlich mit, das kaiserliche Heer zählte in einem einzigen Jahre 112,000 Kranke, von denen 33,000 starben, und der Kaiser selbst kehrte im December 1788 krank nach Wien zurück. Er wurde nicht wieder gesund, doch quälte er sich noch 13 Monate hin. Drei Tage vor seinem Tode starb die Gemahlinn seines Neffen, des nachherigen Kaisers Franz, die er besonders geschätzt hatte. „Sorget — sagte er noch — daß die Leiche aus der Hofkapelle bald in die Gruft komme, damit für meine Leiche Platz werde.“ Dann schrieb er noch einige Briefe, und entschlief den 20. Februar 1790 in der Morgenzeit, um einer verhängnißvollen Begebenheit, der französischen Revolution, aus dem Wege zu gehen. Joseph sah nur die ersten Blitze und hörte nur den noch entfernten Donner dieses furchtbaren Gewitters. Er hatte sich wiederholt und des Beispiels wegen öffentlich, mit den h. Sterbesacramenten versehen lassen, und verschied als wahrer Katholik. Das war sein letztes Gebet: „Herr, der du allein mein Herz

kennst, du weißt es, daß ich alles, was ich gethan, nur zum Wohle meiner Unterthanen gethan habe." Wir haben durchaus kein Recht, den mindesten Zweifel an der Wahrheit und Aufrichtigkeit dieses Gebetes zu hegen. Joseph war nie ein Heuchler, am wenigsten auf dem Todesbette. Viele seiner Handlungen können und dürfen wir als Katholiken und Feinde jeder Willkür nicht billigen; aber die Lauterkeit seiner Absicht, die Reinheit seines Willens bezweifeln wir nicht, sie tritt zu offen hervor, insbesondere spricht uns sein reiches Gemüth an. Schade, daß seine rastlose Wirksamkeit eine solche Richtung nahm! Die Hauptschuld derselben fällt auf seine unkirchliche Zeit und Umgebung. Joseph II. meinte es gut mit seinen Unterthanen, aber ihm fehlte weise Mäßigung, und er ging zu weit. Darum wurden alle seine Plane vereitelt, und selbst seine besten Absichten und wirklich guten Einrichtungen verkannt. Wenn er zu Wien war, so arbeitete er fast den ganzen Tag mit seinen Räthen, und Vormittags konnte ihn Jedermann sprechen. Der Gang vor seinem Arbeitszimmer wimmelte immer von Bittenden, und jede Stunde ging er hinaus, die Bittschriften anzunehmen.

Er öffnete den Augarten in Wien für Alle, indem er über den Eingang setzen ließ: „Allen Menschen geweiht von ihrem Schätzer." Als man ihn anging, den Prater dem Volke zu verschließen, damit derselbe nur von Vornehmen besucht werden könnte, entgegnete er treffend: „Wollte ich nur mit meines Gleichen leben, so müßte ich zu der kaiserlichen Gruft der Kapuziner hinabsteigen, und da meine Tage zubringen."

Joseph war ein schöner, kräftig gebauter Mann, in allen körperlichen Uebungen wohl erfahren. Sein Auge war schön und blau. Er härtete seinen Körper ab, schlief auf Stroh, begnügte sich mit geringer Kost, und war mäßig im Trinken und im Genusse von Vergnügungen. Leutselig und herablassend gegen Geringe, konnte er bei Widerstand dennoch heftig und auffahrend werden. Hätte er sich von der Neuerungssucht fern gehalten und die weise Mäßigung seiner Mutter stets beobachtet, so würde er ohne Zweifel sein Reich glücklich gemacht haben.

VI. Die Engländer.

§ 65.

König Karl II.

(1660—1685.)

Im vorigen Bande erzählte ich zuletzt, wie in England die Revolution aufhörte, die Republik der Monarchie weichen mußte, und Karl II., der Sohn des unglücklichen Karl I., aus dem Hause Stuart, wieder auf den Thron gerufen ward. Die Liebe des Volkes kam ihm entgegen, das Schicksal seines Vaters lehrte ihn Mäßigung, aber Karl II. konnte die Hoffnungen nicht alle erfüllen, die das Volk in ihn gesetzt hatte. Er besaß viele Fähigkeiten, einnehmende Manieren, aber war unmäßig dem sinnlichen Genusse zugethan, jede Anstrengung scheuend, gegen Ruhm und Tadel unempfindlich, wenig auf Menschen bauend, jedoch kein Menschenfeind. Zwar regierte er 25 Jahre, aber es waren Jahre der Unruhe. Einer seiner Minister war Shaftesbury, ein Mann ohne alle Religion, ein erklärter Feind des Christenthums, anfänglich Lord Ashley genannt. Seine Amtsgenossen im Ministerium waren die Lords Clifford, Buckingham, Arlington und Lauderdale; die Anfangsbuchstaben der fünf Namen Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale setzte ein witziger Kopf zu dem Worte Cabal zusammen, ein boshaftes Complott zu bezeichnen, und so entstand ein neuer Ausdruck, der nachher in alle europäischen Sprachen übergegangen ist. Der Cabal beabsichtigte, des Königs Macht ganz unumschränkt zu machen, nun da Karl keinem Mitgliede ein herzliches Vertrauen schenken konnte — weil der Chef Shaftesbury durchaus keine feste religiösen Grundsätze hatte — so ging Shaftesbury sogar zu der Partei der Feinde des Königs über, welche eine gemäßigte Verfassung und eine jährliche Wahl zum Parlament wünschten. Nahe verwandt mit diesem Gegenstande war des Königs Hinneigung zur katholischen Religion. Hatte er doch eine portugiesische Prinzes-

sinn zur Gemahlinn, welche in ihrer Hofkapelle sich täglich die h. Messe halten ließ. Dies war in den Augen der Engländer, welche zur hohen Kirche gehörten, „eine fluchwürdige Abgötterei." Da es hieß, daß Karl sogar selbst heimlich ein Katholik sei, und da er wirklich Katholiken zu Aemtern beförderte, so faßten die Katholiken im Volke frohe Hoffnungen, und suchten sich, besonders in Irland, mancher Beschränkung zu entziehen. Dies veranlaßte Gährungen, welche jedoch Karl für unbedeutend hielt, und wenig unterdrückte. Seine Gegner aber, und die Feinde der Katholiken, d. h. die anglikanischen Bischöfe und weltlichen Großen, die im Besitze des Kirchengutes waren, riefen: No popery! d. h. Keinen Papismus! und belegten die Hofpartei mit dem Spottnamen Torys, wie in Irland die Straßenräuber hießen, wurden selbst indessen von der Hofpartei Whigs (kleine Hüte) gescholten, wie man die demokratischen Puritaner in Schottland nannte. Die ganze Nation theilte sich in Whigs und Torys, und das Parlament, aus entschiedenen Whigs bestehend, erließ 1673 die bekannte Testakte, durch welche allen Beamten ein neuer Eid vorgeschrieben ward. In diesem Eide schwört man die Verwandlung im Abendmahle, die Verehrung der Heiligen u. s. w. ab, und weil ein Katholik dies nicht schwören kann, so ist er von allen Aemtern ausgeschlossen. Darum heißt dieser Eid auch der Test, d. h. Prüfstein, weil er dient, einen heimlichen Katholiken zu erkennen. Karl griff in vielen Sachen oft kühn durch, und ließ manchmal Personen auf bloßen Verdacht einziehen. Gegen dieses willkürliche Verfahren gab das Parlament 1676 die Habeas-corpus-Acte, eine zweite magna charta, nach welcher ein Unterthan nur mit Angabe der Ursache verhaftet werden darf, und nicht lange im Kerker zu schmachten braucht, weil sein Proceß schnell entschieden werden muß. Wie gesagt, Karl kümmerte sich wenig um das Parlament, und in den letzten 4 Jahren regierte er ruhig ohne Parlament. Es stand bei ihm, die königliche Gewalt ganz unumschränkt zu machen, aber er war zu träge, den Vergnügen ergeben, und verbrauchte mehr Geld, als ihm England einbrachte. Darum verkaufte er Dünkirchen an Frankreich, und zog von Lud-

wig XIV. eine jährliche Pension, weshalb ihn die Engländer Ludwigs XIV. Vicekönig nannten. Einmal drangen die kühnen Holländer unter ihrem Admiral Ruiter in die Themse ein, und verbrannten englische Schiffe. Im Jahre 1665 war zu London ein großer Brand, welchen man mit der gewohnten Leidenschaftlichkeit wieder den Katholiken zur Last legte, wie eine Denksäule aussagt, und 10 Jahre nachher begann der Bau der prächtigen Paulskirche. Karl starb 1685, und zwar nachdem er die Sterbesacramente der katholischen Kirche empfangen hatte.

Es verhielt sich hiermit nach dem Berichte des protestantischen Geschichtschreibers Macaulay also: Die Herzoginn von Portsmouth hatte gegen den französischen Botschafter Barillon geäußert: „Ich habe Ihnen eine Sache von höchster Wichtigkeit zu eröffnen. Wenn es bekannt würde, so würde mein Kopf in Gefahr sein. Der König ist wirklich und wahrhaft katholisch, aber er wird sterben, ohne mit der Kirche versöhnt zu sein. Sein Schlafzimmer ist voll protestantischer Geistlichen. Ich kann nicht hineingehen, ohne Aergerniß zu haben. Der Herzog (von York) denkt nur an sich. Sprechen Sie mit ihm; erinnern Sie ihn, daß es hier eine Seele gilt. Er ist nun Gebieter. Er kann das Zimmer leer machen. Gehen Sie diesen Augenblick, oder es wird zu spät sein." Es geschah, und Jacob erklärte, daß nichts ihn verhindern solle, die heiligen Pflichten zu erfüllen, die nur zu lange verzögert worden. Er gebot dem Haufen, bei Seite zu gehen, nahte sich dem Bette des todtkranken Königs, bückte sich nieder und flüsterte etwas. Karl antwortete heiter: „Ja, ja, von ganzem Herzen." — Soll ich einen Priester bringen? fragt der Herzog. — „Thu es, Bruder," entgegnet der Kranke. Um Gotteswillen thu es, und verliere keine Zeit. Doch nein; es wird dir Noth machen. — „Wenn es mir das Leben kostet, ich will einen Priester schaffen," entgegnet der Herzog. Das war keine leichte Aufgabe. Zum Glücke war ein Benedictinermönch, Namens Johann Huddleston, gerade in Whitehall. Dieser Mann hatte einst mit eigener Gefahr des Königs Leben nach der Schlacht von Worcester gerettet, und war wohl aus diesem Grunde bis dahin von Verfolgungen verschont geblieben.

Er willigte gern ein, sein Leben auch zum zweiten Male für seinen Fürsten zu wagen. Der Herzog befahl nun, daß die Anwesenden, mit Ausnahme zweier treuen Lords, das Zimmer verlassen sollten. Es geschieht.

Die Hinterthüre wird nun geöffnet und Vater Huddleston tritt ein. Ein Mantel verhüllt sein priesterliches Kleid, eine wallende Perücke seine Tonsur. — Sir, sagt der Herzog, dieser gute Mann rettete einst Ihr Leben. Er kommt jetzt, Ihre Seele zu retten." — Karl antwortete schwach: „Er ist willkommen." — Der ehrwürdige Priester kniete bei dem Bette nieder, und hörte des Königs Beichte. Dann reichte er ihm die h. Oelung. Er fragte, ob der König das Abendmahl des Herrn zu empfangen wünsche. „Gewiß — versetzte Karl, wenn ich nicht unwürdig bin." Er machte einen schwachen Versuch, aufzustehen und vor ihm niederzuknien. Der Priester hieß ihn stillliegen, und versicherte, daß Gott die Demüthigung der Seele annehmen, und nicht die Demüthigung des Körpers verlangen werde. Nachdem die h. Handlung beendigt war, hielt der Ordensgeistliche ein Krucifix vor dem Bußfertigen empor, ermahnte ihn, seine letzten Gedanken auf die Leiden des Erlösers zu lenken, und entfernte sich. Nun ward die Thüre wieder aufgemacht, und die Höflinge, die sich bedeutsame Blicke zugeworfen, füllten wieder die Kammer des Todes. Der König schien sehr erleichtert. Es war schon spät am Abend; nachdem er von den Seinigen Abschied genommen, starb er gegen Mittag des andern Tages, an einem Freitag.

§ 66.

Titus Oates.

Wir schalten hier die schreckliche Wirksamkeit des Titus Oates ein, der unter Karl II. und Jakob II. lebte, weil sie so recht jene traurige Zeit charakterisirt, und bedienen uns dabei absichtlich eines protestantischen Geschichtschreibers, des Schotten Macaulay, um allen Verdacht der Parteilichkeit abzuwenden. Titus Oates war ein Geistlicher der englischen Hochkirche, wegen seines unordentlichen Wandels genöthigt, seine Pfründe abzugeben, und hatte seitdem ein schimpfliches

und unstätes Leben geführt. Einmal hatte er sich für einen Katholiken ausgegeben, und einige Zeit auf dem Festlande in englischen Collegien der Gesellschaft Jesu zugebracht. In diesen Seminarien hatte er vieles über die besten Mittel, England zur wahren Kirche zurückzubringen, gehört. Daraus machte er nun einen grausigen Roman, mehr dem Traum eines Kranken, als einer Handlung, wie sie jemals in der wirklichen Welt stattgefunden, gleichend. Der Papst sagte er, hätte die Regieruug Englands den Jesuiten vertraut. Die Jesuiten hätten, durch Bestallungen unter dem Siegel ihrer Gesellschaft, katholische Geistliche und Mitglieder des hohen Adels zu den höchsten Aemtern in Kirche und Staat bestimmt. Die Papisten hätten London schon einmal niedergebrannt. Sie hätten es abermals niederzubrennen versucht, und sie gingen gerade jetzt mit dem Plane um, alle Schiffe auf der Themse in Brand zu stecken. Sie sollten auf ein Zeichen aufstehen, und alle ihre protestantischen Nachbarn niedermetzeln, dann sollte zu gleicher Zeit ein französisches Heer in Irland landen. Alle höchsten Staatsmänner und Geistliche Englands sollten ermordet werden. Drei oder gar vier Pläne zur Ermordung des Königs seien entworfen worden. Er sollte erdolcht, er sollte vergiftet, er sollte mit silbernen Kugeln erschossen werden. Die damalige öffentliche Meinung war so krank, der Katholikenhaß so groß, daß diese offenbaren Lügen bei dem gemeinen Mann bereitwilligen Glauben fanden, und zwei Ereignisse brachten selbst einige einsichtigere Männer auf den Argwohn, daß die Geschichte, wiewohl augenscheinlich übertrieben, doch einigen Grund haben möge. Eduard Coleman, ein Katholik, war unter den angeklagten Personen gewesen. Man hatte nach seinen Papieren gesucht, jedoch war der größte Theil derselben vernichtet. Die man noch vorfand, enthielten einige Stellen, welche für im Voraus stark befangene Gemüther die Aussage des Oates zu bestätigen scheinen konnten. Freilich, wenn diese Stellen unbefangen erklärt würden, so schienen sie wenig mehr, als die Hoffnung auszudrücken, welche die Lage der Sachen, die Zuneigung Karls II. und die noch stärkere seines Bruders und die zwischen dem französischen und englischen Hofe bestehenden Beziehungen sehr natürlich in dem Herzen eines entschiedenen Katholiken er-

wecken konnten. Aber das Land war damals nicht geneigt, die Schreiben von Papisten unbefangen zu erklären. Man schloß so: Sind die Papiere schon so verdächtig, die man übersehen hat, welche Gräuel müssen die vernichteten enthalten haben? Einige Tage darauf ward bekannt, daß der Friedensrichter Sir Edmondsbury Godfrey, der die Aussagen des Oates gegen Coleman aufgenommen hatte, ermordet sei. Es ergab sich wirklich, daß er gewaltsam umgekommen war, aber über die Mörder steht bis auf den heutigen Tag nichts fest. Und wenn auch einige schlechte Katholiken, durch die Lügen des Oates und die Unbilden der Menge zum Wahnsinn getrieben und zwischen dem meineidigen Ankläger und dem unschuldigen Richter nicht scharf unterscheidend, eine Rache geübt hätten, wie deren die Geschichte verfolgter Religionen leider nur zu viele Beispiele darbietet, so würden dadurch die Lügen des Oates nicht zur Wahrheit und die Verfolgung gegen Massen von Katholiken nicht gerechtfertigt. Die Hauptstadt und das protestantische Volk geriethen vor Haß und Furcht außer sich. Die Strafgesetze wurden geschärft. Ueberall waren Richter beschäftigt, Haussuchungen zu halten, und Papiere mit Beschlag zu belegen. Alle Kerker waren mit Katholiken angefüllt. Die Soldaten waren die ganze Nacht unter den Waffen. Rings um Westminsterhall wurden Kanonen aufgepflanzt. Kein Bürger hielt sich für sicher, wenn er nicht unter seinem Rocke einen kleinen, mit Blei ausgegossenen Dreschflegel trug, um den papistischen Meuchelmördern den Hirnschädel zu zerschmettern. Der Leichnam des ermordeten Beamten ward unter fürchterlichen Ceremonien, welche mehr Rachedurst als religiöse Hoffnung anzeigten, begraben. Ein noch bestimmterer Religionseid, wie früher, ward nun von den Katholiken gefordert, den diese durchaus nicht leisten konnten, und die römisch-katholischen Lords wurden von ihren Sitzen im Parlament ausgeschlossen. Der katholische Herzog von York ward aus dem geheimen Rath gedrängt. Starke Beschlüsse wurden gegen die katholische Königinn gefaßt, ja, man suchte sogar, dem Könige, der den Katholiken im Grunde nicht abgeneigt war, den Oberbefehl über das Heer zu nehmen. Inzwischen waren die Gerichtshöfe, welche inmitten politischer Bewegungen sichere

Zufluchtsstätten für die Unschuldigen jeder Partei sein sollen, durch wildere Leidenschaften und schmutzigere Bestechungen beschimpft, als selbst bei den Wahlbühnen zu finden waren. Wenn nun auch der Roman des Oates hingereicht hatte, das ganze Reich in krampfhafte Bewegung zu setzen, so hatte diese Beschuldigung, wenn sie nicht durch anderes Zeugniß bestätigt wurde, doch nicht hingereicht, den Geringsten von denen, die er angeklagt, zu verderben. Denn nach dem alten englischen Rechte sind zwei Zeugen nöthig, um eine Anklage auf Verrath zu begründen. Aber das machte sich auch. Der arme Oates war in wenigen Wochen reich, der unbekannte Oates schnell berühmt und mächtig geworden. So blieb er nicht ohne Beihülfe. Ein Elender, Namens Carstairs, der sich seinen Unterhalt in Schottland dadurch verdient hatte, daß er verkleidet zu Conventikeln schlich und dann die Prediger angab, ging voran. Bedlo, ein bekannter Schwindler und verurtheilter Straßenräuber, folgte, und bald strömten aus allen liederlichen Häusern, aus allen Spielhäusern und Bierhäusern Londons falsche Zeugen hervor, Katholiken um ihr Leben zu schwören. Einer brachte eine Geschichte vor von einem Heere von 30,000 Mann, die sich als Pilger verkleidet zu Corunna sammeln, und von da nach Wales segeln sollten. Einem Andern war die Heiligsprechung und 500 Pfund für die Ermordung des Königs versprochen worden. Ein Dritter war in ein Speisehaus im Coventgarten gekommen, undhatte dort einen bedeutenden katholischen Banquier, in Gegenwart aller Gäste und Kellner, geloben hören, den ketzerischen Tyrannen tödten zu wollen. Oates wollte sich von seinen Nebenbuhlern nicht übertreffen lassen, und lieferte einen zweiten Theil von seinem Roman. Er hatte die schauderhafte Unverschämtheit, unter Anderm zu behaupten, er habe einmal hinter einer offenen Thüre gestanden, und da die Königinn erklären hören, sie habe sich entschlossen, in die Ermordung ihres Gemahls zu willigen. Selbst derartige Erdichtungen glaubte das gemeine Volk, und die höchsten Beamten gaben vor, sie zu glauben. Die obersten Richter des Reiches waren bestochen, grausam und zaghaft. Selbst achtungswerthe Männer waren verblendet. Männer, wie Shaftesbury und Buckingham, erkannten ohne Zweifel, daß

das Ganze ein Roman war. Aber es war ihnen ein ganz genehmer Roman, und ihren verhärteten Gewissen machte der Tod eines unschuldigen Menschen nicht mehr Unruhe, als der Tod eines Rebhuhns. Erreichten sie doch dadurch ihren Zweck, sich bei dem rachedurstigen Volke Vertrauen zu erwecken, und mißliebige katholische Rathgeber vom Hofe zu verdrängen. Die Geschwornen theilten die Gefühle mit den Massen, und wurden von der Richterbank ermuthigt, sich diesen Gefühlen schrankenlos hinzugeben. Die Menge begrüßte Oates und seine Höllengenossen mit Beifall, tobte gegen die Entlastungszeugen, und jauchzte bei der Verkündigung des Schuldig. Beriefen sich die Armen auf die Fleckenlosigkeit ihres frühern Lebens, so meinte man, je gewissenhafter ein Papist sei, desto wahrscheinlicher sei es, daß er gegen eine protestantische Regierung sich verschwöre. Umsonst versicherten sie noch im Augenblicke, wo der Karren unter ihren Füßen wegfuhr, auf das bestimmteste ihre Unschuld, denn es war herrschende Meinung, daß ein guter Katholik alle Lügen, die seiner Kirche dienten, nicht bloß als zu entschuldigen, sondern als verdienstlich betrachte. Heiden schmückten doch noch erst die Opfer mit Blumenkränzen, bevor sie dieselben schlachteten, Menschen, die sich Christen nannten, beschmutzten sie zuerst. Doch auch diese meineidigen Zeugen und Mörder fanden ihren Lohn unter König Jakob II. Einige dieser Elenden waren schon außer dem Bereiche menschlicher Gerechtigkeit. Bedlo war in seiner Ruchlosigkeit gestorben, ohne Scham und Reue. Dugdale war zum Wahnsinn getrieben, wie es hieß, durch die Furien eines bösen Gewissens, und mit lautem Schrei die um sein Bett Stehenden anflehend, den hingerichteten Lord Staffort zu entfernen. Auch Carstairs war hinüber. Sein Ende war Grausen und Verzweiflung, und mit seinem letzten Athemzuge hatte er seinen Wärtern gesagt, man solle ihn in einen Graben werfen, wie einen Hund, denn es gebüre ihm nicht, in einem christlichen Begräbnißplatze zu ruhen. Oates und Dangerfield aber waren noch im Bereiche des strengen Fürsten, den sie nebst seinen Glaubensgenossen verletzt hatten. Oates schmachtete im Kerker, und hatte jetzt keinen Freund mehr. Alle Verständigen waren nunmehr von seinem schlechten Treiben überzeugt, einige

Fanatiker hielten ihn noch für einen öffentlichen Wohlthäter. An dem Tage, wo er vor die Schranken gebracht wurde, war Westminsterhall gedrängt voll. Wenige Jahre früher waren sein kurzer Hals, seine krummen Dachsbeine, seine Stirne so niedrig, wie die eines Pavians, seine purpurrothen Backen und die erstaunliche Länge seines Kinnes Allen vertraut gewesen, welche die Gerichtshöfe besuchten. Damals war er der Abgott der Nation, jetzt schauderte man vor dem Anblick der häßlichen Züge, auf welche Büberei durch ein Brandmahl eingedrückt schien. Niemand sagte etwas, was zu seiner Vertheidigung diente. Der Earl von Huntingdon warf ihm bitter vor, daß er die Häuser betrogen und die Schuld auf sie gezogen habe, unschuldiges Blut zu vergießen. Das Schuldig wurde über ihn gesprochen, und er verurtheilt, seiner geistlichen Tracht entkleidet, im Palasthof an den Pranger gestellt, um Westminsterhall herum, mit einer seine Schande erklärenden Inschrift über seinem Kopfe, geführt, der königlichen Börse gegenüber wieder an den Pranger gestellt, von Oldgate nach Newgate gepeitscht, und nach einer Zwischenzeit von zwei Tagen, von Newgate nach Tyburn gepeitscht zu werden. Wenn er diese Strafe überleben würde, so sollte er lebenslänglich in enger Haft gehalten werden. Fünfmal jährlich sollte er aus seinem Kerker geführt und in verschieden Theilen der Hauptstadt an den Pranger gestellt werden. Das strenge Urtheil wurde strenge vollstreckt, und Oates überlebte, gegen alles Erwarten diese Strafe. Dengerfield aber erlag ihr*).

§ 67.

Das Haus Stuart entthront.

(1688.)

Weil Karl II. keine rechtmäßigen Kinder hinterließ, so bestieg sein Bruder, bisher Herzog von York, als Jakob II. den Thron. Dieser war 1671 öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten, nur seine beiden Töchter,

*) Siehe die Geschichte Englands von Th. Bab. Macaulay. Uebersetzt von Prof. Friedr. Bulau. Leipzig, Weigel, 1849. (Der Verfasser führt die Quellen an, woraus er schöpfte.)

Maria und Anna, waren protestantisch geblieben, und beide schon verheirathet, Maria an den Prinzen Wilhelm von Oranien, Erbstatthalter der Niederlande, Anna an einen dänischen Prinzen. König Jakob II., der letze Stuart auf dem großen brittannischen Throne, vernichtete gleich die Testakte, beförderte Katholiken zu allen Aemtern, und stellte in vielen Kirchen den katholischen Gottesdienst wieder her. Da er sich von Rom einen Legaten erbat, rieth ihm der Papst eine größere Mäßigung an. Aber Jakob fuhr in seinen Maßregeln fort, das protestantische England duldete vorläufig ruhig alles, indem des Königs zweite Ehe kinderlos war, und nach seinem Ableben die Krone an seine protestantischen Töchter fallen mußte. Aber auf einmal verkündete der Donner der Kanonen die Geburt eines Kronprinzen. Nun hielten sich die Whigs nicht länger; sie luden den Prinzen Wilhelm von Oranien ein, sie doch von dem Papismus zu befreien. Ludwig XIV. warnte seinen Freund, sich vor seinem Schwiegersohne in Holland zu hüten, aber Jakob konnte nicht glauben, daß sein eigner Schwiegersohn so falsch zu handeln fähig sei. Aber sein Kronprinz war noch kein halbes Jahr alt, da landete der Holländer schon an der englischen Küste. Die englischen Farben mit dem verführerischen Wahlspruch: „Die protestantische Religion und die Freiheit von England!" prangten auf dem Hauptmaste seines Schiffes. Jakob verlor gleich alle Fassung, durfte er ja auch wenig von der Treue der Mehrzahl seiner Unterthanen erwarten, seine Truppen gingen fast ohne Ausnahme zu den Holländern über. Kaum hatte er noch Zeit, Frau und Kind nach Frankreich zu schicken, so rückten die Holländer schon in London ein. Jakob floh, er wollte nun auch nach Frankreich hinüber, ward aber eingeholt, und als Gefangener nach London gebracht. Wilhelm der Befreier ließ ihn nach einer Provinzialstadt abführen, die Wächter mußten ihn aber entwischen lassen, und so kam Jakob, nachdem er das Reichssiegel in die Themse geworfen, nach Frankreich, wo Ludwig XIV. ihm und seiner Familie das Schloß St. Germain einräumte, und ihn immer als regierenden König von Großbrittanien behandelte. Hier wurde dem vertriebenen Könige noch eine Tochter geboren.

Das Parlament in England erklärte nun den Thron für erledigt, und berief auf denselben die Prinzessinn Maria. Wilhelm erklärte aber, wenn man ihn nicht zum Könige annehme, so wollte er mit seinen Holländern wieder nach Hause gehen, und England den Stuarts und Franzosen überlassen. Man bat ihn, er möge seine Gemahlinn Königinn sein lassen, und dann in ihrem Namen regieren, er aber antwortete holländisch, er wolle die Krone keiner Schürze verdanken. Was war zu thun? Wilhelm trat zur anglikanischen Kirche über, und erhielt nebst seiner Gemahlinn den Thron, jedoch so, daß sie erst nach seinem Tode zur Regierung käme.

So waren nun Holland und England vereinigt, was Niemand mehr verdroß, als Ludwig XIV., denn beide Staaten bildeten nun eine äußerst gefährliche Seemacht, und eine Seemacht wollte auch Ludwig haben. Das Parlament hatte dem neuen Könige zur Pflicht gemacht, im Frieden keine stehende Armee zu unterhalten, damit das Land nicht gedrückt würde. Aber Wilhelm der Befreier mußte gleich eine stehende Armee in Irland besolden, weil Irland dem Könige Jakob ergeben blieb, und nur vieles Blutvergießen brachte dieses immer unglückliche Land zum Gehorsam. Der König von Frankreich machte wiederholt Angriffe auf Irland zu Gunsten seines Schützlings, aber immer ohne Erfolg. Der entthronte Jakob bedauerte weniger den Verlust seiner Krone, als die traurige Lage der Katholiken in seinem ehemaligen Königreiche, und zuletzt der Welt ganz abgestorben, verschied er 1701 zu St. Germain. Er hinterließ zwei Kinder, den Prinzen Jakob, der als Jakob III. gleich von Frankreich, Spanien, dem Papste, Modena und Parma als rechtmäßiger König von Großbritanien anerkannt wurde, und eine Tochter. Der König Prätendent hatte zur Gemahlinn Clementine Sobiesky, und Ludwig XIV. ließ ihn 1708 mit einer französischen Flotte in Schottland landen. Das Parlament setzte aber auf seinen Kopf einen Preis von 10,000 Pfund, und eine englische Flotte zwang ihn, sich nach Frankreich zurückzuziehen. Als Ludwig XIV. 1713 zu Utrecht mit England Frieden schloß, machte er sich verbindlich, die neue Regierung in England anzuerkennen, und sogar den Prätendenten aus seinen Staa-

ten zu schaffen. Dies geschah jedoch nicht, Jakob III. landete noch einmal in Schottland, weil die Schotten, mit der englischen Regierung unzufrieden, ihn aus eigenem Antriebe zum Könige ausriefen; er wurde aber wieder zurückgeschlagen, und begab sich nach Rom, wo der Papst ihn als regierenden König aufnahm. Hier wurde ihm 1720 ein Erbprinz Eduard geboren, zur Feier dieses Ereignisses ließ der Papst die Kanonen der Engelsburg lösen. Ein späterer Prinz war Heinrich Benedict, der in den geistlichen Stand trat, und unter dem Namen Cardinal von York Dechant im Cardinalcollegium wurde. Eduard erbte von dem Vater die Ansprüche auf den brittischen Thron, und hieß seit dem Neujahrstage 1766, an welchem sein Vater starb, der Prätendent. Er hatte Muth genug, schon 1745 auf seine eigene Hand in Schottland verkleidet zu landen, und sah bald eine große Armee um sich. Edinburg öffnete ihm die Thore, hier ließ er seinen Vater als König und sich als Regenten ausrufen, fiel in England ein, schlug alle englischen Heere aus dem Felde, verlegte sein Hauptquartier nach Manchester, und stand endlich nur noch 20 Meilen von London, wo schon alles in Bewegung gerieth, denn auch hier gab es noch viele Freunde des Stuarts. Aber ach, das Treffen bei Culloden (27. April 1746) zerstreuete seine ganze Armee, es wurde gleich ein Preis von 30,000 Pfund auf seinen Kopf gesetzt, und fünf schreckliche Monate irrte der Prinz an den Küsten umher, von Höhle zu Höhle, von Insel zu Insel, bis endlich eine französische Fregatte, die zu seiner Rettung ausgesandt war, ihn aufnahm, und nach Frankreich brachte. Der damalige König von Frankreich gab ihm eine jährliche Pension von 20,000 Livres, der König von Spanien fügte 12,000 Dublonen hinzu, doch mußte er nach Rom zu seinem Vater zurückkehren. Hier heirathete er noch in seinem weit vorgerückten Alter eine Prinzessinn von Stolberg-Gedern, ergab sich dem Weine, und starb 1788. Seine Leiche wurde zu Frascati königlich bestattet: Scepter und Krone, die englischen und schottischen Orden zierten seinen Sarg, und sein Bruder, der Dechant-Cardinal von York, hielt das Todtenamt für den verstorbenen König Karl III., wie derselbe sich hatte nennen lassen.

Dieser Cardinal, der letzte Stuart, erhielt seit 1799 aus England eine Pension von 4000 Pfund, und starb zu Frascati den 13. Juli 1807. Mit ihm erlosch des Haus Stuart. Im Jahre 1819 hat der König von England, Georg IV., damals noch Kronprinz und Regent, den drei letzten Stuarts zu Rom in der Peterskirche ein Denkmal von weißem cararischen Marmor durch Canova errichten lassen, welches die Inschrift führt: Jacobo III. Jacobi II. magn. Brit. Regis filio, Carolo Eduardo, et Henrico Decano Patrum Cardinalium, Jacobi III. filiis, Regiae Stirpis Stuardiae postremis. Anno 1819. Beati mortui, qui in Domino moriuntur. (Jakob dem Dritten, dem Sohne Jakobs des Zweiten, Königs von Großbrittanien, und Jakobs III. Söhnen, Karl Eduard, und Heinrich, dem Dechant der Väter Cardinäle, den Letzten des Königshauses Stuart. Im Jahre 1819. Selig die Todten, die im Herrn gestorben sind.) Schwankend zwischen Recht und Unrecht, ohne hinreichende Weisheit, Kraft und Entschiedenheit, zudem von Verrath und Fanatismus umgeben, und ohne Halt bei dem Volke, konnten die Stuarts den ihnen rechtmäßig gebürenden Thron von England in so stürmischen revolutionären Zeiten nicht behaupten.

Aber wer regierte in England während der 100 Jahre, da die Stuarts immer noch Ansprüche auf die Krone machten? Wer bestritt die Ausgaben zu den vielen Kriegen, welche nöthig waren, das Haus Stuart vom Throne fern zu halten? Die Großen in England selbst. Schon unter Wilhelm dem Befreier, der viel Geld nöthig hatte, um sich auf dem Throne zu halten, da er die Liebe des Volkes nicht besaß, machte ein anglikanischer Bischof den Plan zu einer Bank von London 1694, welcher allgemeinen Beifall unter den Reichen fand. Die Reichen lieferten ihr baares Gold und Silber in die Bank, und erhielten dafür Banknoten, Schuldverschreibungen, welche im Handel für baares Geld galten, und bequemer gezählt und verschickt werden konnten, als baares Geld. Der erste Fond der Bank betrug 1,200,000 Pfund Sterlinge, von diesen zog der Staat gleich 900,000 Pfund an sich, und verpfändete der Bank dafür als Zinsen die Steuern der künftigen Jahre. König Jakob II. hatte noch niemals nöthig gehabt, die künf-

tigen Steuern zu verpfänden, im Gegentheil dankte er seine Armee ab, da Wilhelm der Befreier landete. Seit dieser Zeit nahm die Regierung aus der Bank so viel, wie sie wollte, wenn sie in Geldverlegenheit war; denn in den Gewölben der Bank stehen die Goldstücke tonnenweise, und hohe Haufen Silberstangen sind (oder waren) da aufgethürmt. Durch die Bank in London hat die Regierung alle baare Münze des Landes in ihren Händen, und wenn sie 20, 50 oder 100 Millionen baar auf einmal braucht, sie kann dieselben aus der Bank nehmen, und unter dem Volke circulirt nur Papiergeld. Die Bank von London ist ein Meisterstück der Finanzoperationen; aber sie hat die Nationalschuld Englands hervorgebracht, die jetzt fast 800 Millionen Pfund beträgt, und jährlich eine ungeheure Summe Zinsen verschlingt, so daß man genöthigt ist, seit 100 Jahren von den Unterthanen, ich möchte sagen, blutige Steuern zu erpressen. Das Volk kennt das innere Wesen der Bank nicht; aber es ist gewiß, daß sie mehr Noten ausgibt, als sie baares Vermögen hat, und sie würde ruinirt sein, wenn man ihr auf einmal zu viele Banknoten zur Rückzahlung vorlegte, und dann wären nicht nur die meisten Kaufleute, deren größter Reichthum in Banknoten besteht, sondern der Staat selbst wäre ruinirt. Schon mehr als einmal ist diese Angst eingetreten, das erste Mal 1745, da der Prätendent siegreich nahe bei London stand. Da lief jeder in die Bank, seine Noten in baares Geld umzusetzen; die Beamten der Bank hatten nicht Hände genug, das geforderte Geld aufzuzählen; ihre Goldfässer gingen auf die Neige; sie wußten endlich nicht mehr, wo ihnen der Kopf stand. Da verbanden sich die reichsten Kaufleute, Banknoten noch immer für baares Geld anzunehmen; die Noten bekamen wieder Credit, und der Schreck ging glücklich vorüber.

„Seit der Zeit," sagt Schlosser, „als England aus seiner Staatsschuld ein neues Band der Gesellschaft, eine Zuflucht der Capitalisten und einen Hebel der Industrie und des Handels machte, stieg der Wohlstand der Britten immer höher und der Reichthum, der erst später auf der Insel selbst nach und nach Religion, Sitten und endlich auch den alten und edlen Sinn der freien Landbesitzer, die bis dahin

den Kern der Nation ausmachten, verdarb, gab ihnen die Mittel, alle Thoren durch die zierliche, reinliche, reiche Außenseite zu blenden, und alle mächtigen Schurken zu kaufen. So ward Europa zuerst von England, aber England und Europa endlich zu großer Schmach der lebenden Generation vom Gelde, oder von Leuten, die es anschaffen können, und von seinem Gifte durch und durch vergiftet sind, abhängig."

Die gegenwärtigen Zustände Englands sind in der That, trotz der glänzendsten Außenseite, nicht so beneidenswerth, wie man wohl glaubt.

Bei den Palästen der englischen Crösusse und Millionäre stehen unzählige Hütten von Parias, deren drückende Armuth alle Begriffe übersteigt. Das Loos der geringen Klasse, namentlich der Fabrikarbeiter, ist ein höchst trauriges. Bei ihr herrscht oft große Unwissenheit neben sittlicher Verkommenheit *). Manche englische Gesetze sind nicht mehr zweckmäßig, viele sind äußerst hart und roh.

Die Staatskirche ist bloß eine todte Maschine, ohne bedeutenden sittlichen Einfluß auf ihre Anhänger, ohne Selbstständigkeit und Achtung, die nur durch ihr Anlehnen an den Thron sich vor dem Falle schützen und nicht durch innere Kraft, sondern nur durch die Hand der Politik sich

*) Einem durch Untersuchung im Auftrag des Parlaments erstatteten Berichte zufolge (der Childrons employement commissions report) wohnen zu Wolverhampton die Menschen nicht besser, als die Irländer in ihren schlechtesten Hütten. Es sind wahre Löcher, in denen sie sich aufhalten, und zu denen man nur durch Moräste von Schmutz gelangen kann. Im Innersten dieser Wohnungen findet man nur den nothdürftigsten und armseligsten Hausrath. Die Kinder in denselben sind blaß und kränklich; um sie dämlich zu machen, werden ihnen Präparate von Opium gegeben; kaum die Hälfte von ihnen besucht eine Sonntagsschule. Der Verdienst der Woche wird am Sonntag in Branntwein vergeudet. In Willenhall sind fast alle Bewohner mißgestaltet und mit mancherlei Gebrechen behaftet. Die Kirche bleibt stets leer. Zu Birmingham sieht eine Menge von Eltern ihre Kinder beinahe niemals. Jene bringen den Tag in den Fabriken zu, und diese sind der Obhut eines andern, nur wenig ältern Kindes oder einer alten Frau überlassen. Zu Manchester kam im J. 1841 auf 32 Bewohner ein Angeschuldigter, 1844 aber schon 1 auf 16. In dem von Protestanten so arg verschrieenen Neapel stellt sich (nach Mittermayer) das Verhältniß wie 1 : 105 und in den Abruzzen wie 1 : 191 heraus.

bewegen kann. Den Adel fesselt das Interesse an die Staatskirche: man denke nur an die fürstlichen Einkünfte der anglikanischen Bischöfe*). Banknoten sind der höchste Adelsbrief, Wahlstimmen käuflich; und wer sich einen Sitz im Parlament errungen hat, ist ganze 7 Jahre frei von der sonst so mächtigen Hand seines Gläubigers. Es gibt zwar Gesetze gegen solchen Unfug, aber er wird bleiben, so lange es Arme gibt, und so lange Ehrgeizige es nicht verschmähen, durch solche Mittel Gewinn aus dem Elende ihrer Mitbürger zu ziehen; und dann bleiben doch noch Wege genug offen, den Buchstaben des Gesetzes zu umgehen. So kaufte der Jude Meyer Rothschild in Maidstone, wo er als Bewerber auftrat (im J. 1847), von einem

---

*) „Die Bischöfe -- heißt es in den histor.-politischen Blättern über den gegenwärtigen Zustand der anglikanischen Hofkirche — sind getheilt, und Niemand in England weiß irgend einen Ausweg zu bezeichnen, ein Mittel des Friedens und der Versöhnung anzugeben. Die jetzige Generation ärntet, was ihre Vorfahren gesäet haben, und mit jedem Tage tritt augenscheinlicher hervor die hülflose, die verzweiflungsvolle Lage einer Kirche, welche weder ein gemeinschaftliches, stets gleiches Bewußtsein ihrer Lehren, noch irgend eine lebendige, wahrhaft anerkannte Autorität hat; einer Kirche, die nur auf todten, einander widersprechenden vor 300 Jahren im Sturme und dem leidenschaftlichen Drange der Zeit verfaßten Urkunden beruhen kann, zusammengetragen durch Männer, die selbst von jedem Winde der Lehre umhergetrieben wurden. Und jetzt drängt sich ihr bei jedem neuen Zwischenfalle, bei jeder aufgeworfenen Frage das Gefühl ihrer selbstverschuldeten Ohnmacht auf; sie vermag nicht einmal mehr eine authentische Interpretation ihrer Bekenntnißschriften zu geben, weil es ihr an den nothwendigen Organen gebricht, weil die Bischöfe selbst keine Autorität besitzen, und weil der Kampf der in ihrem Schooße bestehenden Parteien sich nicht bloß auf secundaire Punkte von untergeordneter Bedeutung, sondern gerade auf die Principien, auf die Motive und Erkenntnißquellen des Glaubens und der Lehre geworfen hat.“ Wie ganz anders erscheinen dagegen ihre Vorgänger, die katholischen Prälaten! „In Wahrheit (sagt Reumont im Morgenblatte von 1847, Nr. 210), Oxfort ist die Glorie des alten katholischen Englands! Man sehe sich um: überall Stiftungen des Clerus, unter den 20 Collegien 12, die von Prälaten und andern Geistlichen gegründet wurden, während diese auch zu andern noch beisteuerten. Bei keinem einzigen hingegen begegne ich dem Namen eines anglicanischen Prälaten; dafür entstand freilich auf Kosten eines Erzbischofs von Canterbury — ein Theater.“

Wähler eine Katze für 20 Pfund Sterling. Wer wollte ihn daran hindern? So findet man in England die auffallendsten Gegensätze. Doch würde man ungerecht sein, wenn man über einige Uebelstände die wirklichen Vorzüge der englischen Verfassung, namentlich die zahlreichen und bedeutenden Freiheiten, übersehen wollte. Die englische Verfassung steht auch fester, wie manche neuere in andern Ländern, die häufig Pflanzen aus fremden Ländern glichen und nicht gedeihen wollten, weil sie den rechten Boden nicht fanden. Jene hat sich geschichtlich entwickelt und ist der Stolz der Nation; ihr aber nicht gleichsam aufgedrungen worden. Sie ist auch nicht so thöricht gewesen, sich aller Stützen zu berauben, und vor lauter Freiheiten die Freiheit selbst zu verkaufen.

König Wilhelm starb 1702. Da seine Gemahlinn schon vor ihm in die Ewigkeit gegangen war, so wurde Jakobs II. zweite Tochter Anna auf den Thron gerufen, und regierte 12 Jahre. Wir wissen, daß sie im spanischen Erbfolgekriege mit Oesterreich hielt, und ihre Truppen unter Marlborough gegen die Franzosen kämpfen ließ. In Frankreich war der Prätendent. Anna machte zu Utrecht Frieden, da der Krieg die Nationalschuld auf 50 Millionen erhöhet hatte, und eine Bedingung war, daß Frankreich sie als rechtmäßige Königinn anerkenne, und den Prädententen nicht ferner schütze. Gibraltar und mehrere Besitzungen in Nordamerika waren in dem Kriege für England gewonnen. Unter der Regierung Anna's kam auch die vollständige Vereinigung Schottlands und Englands zu Stande, so daß von dieser Zeit an schottische Volksvertreter im englischen Parlament mitstimmten.

Weil Anna alle ihre Kinder verloren hatte, so war sie das letzte regierende Haupt aus dem Hause Stuart. Eine Parlamentsacte 1708 schloß die katholischen Häuser Orleans und Savoyen, welche mit dem Hause Stuart näher verwandt waren, von der Thronfolge aus, und erklärte zur Kronerbinn die verwittwete Kurfürstinn von Hannover, Sophie, Jakobs I. Enkelinn; ihr Sohn bestieg daher 1714 als Georg I. den Thron. Er regierte 13 Jahre, ohne Krieg zu führen, und sollte die Staatsschulden tilgen, er aber

tilgte sie nicht, sondern rüstete Flotten aus, und zahlte auswärtigen Mächten Hülfsgelder.

Nach Georg I. regierte sein Sohn Georg II. von 1727 bis 1760, also 33 Jahre. Wir wissen, er war Friedrichs des Großen Oheim, doch unterstützte er die pragmatische Sanction gegen Preußen, weil er dieselbe garantirt hatte, durch Geld; da er aber einen neuen Minister annahm, änderte er sein Verfahren, trat gegen Frankreich auf, und führte einmal sein Heer persönlich zu einem Siege gegen die Franzosen. Da während dieses Krieges der Prätendent in England einfiel, so konnten die englischen Truppen im Auslande wenig wirken, und die Nationalschuld stieg auf 75 Millionen Pfund, ohne daß der Staat bedeutenden Gewinn davon hatte. Im siebenjährigen Kriege fochten die Engländer zu Lande und zu Wasser gegen Frankreich in Europa, Asien und Amerika, und nahmen den Franzosen manche Landschaft in Ostindien, Westindien und Nordamerika weg. Georg II. starb unterdessen, ihm folgte sein Enkel Georg III. 1760 in der Regierung, und schloß 1763 zu Paris mit den Franzosen Frieden. England behielt seine meisten Eroberungen in beiden Indien, besaß 374 Kriegsschiffe mit 100,000 Mann Seetruppen und 14,000 Kanonen, die Staatsschuld war aber auch zu 140 Milionen Pfund aufgelaufen.

§ 68.

Strafgesetze gegen die Katholiken. Irland.

Unter allen diesen Regierungen wurden die Gesetze gegen die Katholiken von Jahr zu Jahr geschärft, am Ende belief sich die Zahl der Parlamentsakten seit der Königinn Elisabeth, welche gegen diese Unglücklichen erlassen waren, über hundert. In England wurden die katholischen Pairs ihres Erbrechtes verlustig, im Parlament zu sitzen; kein Katholik konnte ins Unterhaus gewählt werden, kein Katholik zu den Parlamentswahlen stimmen. Die Katholiken mußten doppelte Steuern zahlen, und waren von allen Aemtern ausgeschlossen. Wer aus den protestantischen Kirchen wegblieb, zahlte monatlich 20 Pf. St. Kein Katholik

konnte Vormund werden, vor Gericht eine Klage anbringen, die Rechtswissenschaft oder Arzneikunde ausüben; keiner durfte sich über 5 Meilen von seinem Wohnhause entfernen, alles bei schwerer Strafe. Zwei Friedensrichter konnten jeden Katholiken, wenn es ihnen beliebte, zur Abschwörung seiner Religion auffordern, und wenn dieser 6 Monate lang in seiner Weigerung verharrte, so ward er unfähig, Grund und Boden zu besitzen. Wer in seinem Hause einen katholischen Lehrer hielt, zahlte 16 Pfund monatlich, der Lehrer aber 2 Pfund täglich. Wer eine Messe hörte, zahlte 60 Pfund, und ein Priester, der wieder über das Meer zurückkam, und jeder Protestant, der zur katholischen Kirche übertrat, war durch das Gesetz verurtheilt, daß er gehängt, ihm die Eingeweide aus dem Leibe gezogen, und die Leiche geviertheilt würde.

In Irland waren die Gesetze gegen die Katholiken noch härter*). Den neronischen Verfolgungen, über die wir im 6. Bande redeten, folgten julianische, durch das Gesetz. Die Gesetzgebung Englands und Irlands blieb auch seit den Zeiten Wilhelms III. den Katholiken Irlands im höchsten und empörenden Grade feindselig. Das Aufblühen irischer Manufacturen und Fabriken schien dem englischen Handel bedenklich, darum sprach Wilhelm III.: „Ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, thun, um die irischen Manufacturen zu vernichten," und es geschah.

Was die Ausübung der kath. Religion betrifft, so wurde nur die Anwesenheit der Priester und die Verrichtung des Gottesdienstes geduldet, aber allen katholischen Bischöfen der Aufenthalt in Irland verboten, sie wurden sämmtlich aus dem Lande verwiesen, und für den Fall der Rückkehr mit dem Tode bedroht; man wollte also die gültige Weihe der Priester hintertreiben, und auf diesem Wege das Priesterthum allmälig vernichten. Der Gottesdienst durfte nur in solchen Gebäuden abgehalten werden, die durch kein äußeres Zeichen, durch ein Kreuz oder Thurm, als Kirche zu erkennen waren; keine Glocke durfte die Gläubigen zusammen rufen. Dagegen wurde den kathol.

*) Vergleiche die histor.-politischen Blätter.

Geistlichen durch ein Gesetz der Königinn Anna, für den Abfall zur anglicanischen Kirche jährlich 20 Pf. Sterling angeboten; allein diese Lockspeise hatte so wenig Wirkung, daß man sie bald auf 30, ja unter Georg III. auf 40 Pf. zu steigern sich veranlaßt sah. — Nicht besser, als den Geistlichen erging es dem Volke. Aller kathol. Schulunterricht wurde verboten, und somit war es den Eltern zwar nicht auferlegt, ihre Kinder in die protestantischen Schulen zu schicken, allein es gab keine andere. Wollte ein Katholik Unterricht geben, so wurde er fortgeschafft, ja schon Königinn Anna setzte eigens 5 Pf. Sterling für die Ueberbringung jedes kathol. Schullehrers nach Ostindien aus. Nach dem katholischen Auslande durften die Kinder nicht geschickt werden; es blieb also nichts übrig, als daß die Eltern selbst unterrichteten, starben diese, so trat nach Vorschrift des Gesetzes ein protestantischer Vormund ein. — So unterdrückte man die Religion und suchte sie den Katholiken zu nehmen. Aber wie war's mit dem zeitlichen Wohle der Iren bestellt? Eben so mißlich. Kein Papist (soll heißen Katholik) konnte Mitglied des Parlaments werden, aber eben so wenig durfte er auch nur ins Parlament wählen; von allen Stellen bei dem Heere, im See- und bürgerlichen Dienste war er ausgeschlossen, Advocat konnte er nicht werden, er hätte dadurch zu viel an Einfluß gewonnen, vielleich auch so vermessen sein können, seine eigene Sache zu vertheidigen. Nur die Medizin blieb ihnen übrig. — Nun, so konnten sie sich mit Ackerbau, Handel und Gewerbe trösten. Auch hier war nichts zu hoffen. Durch ein Gesetz Wilhelms III. hatten 4000 Katholiken, die Jakob II. treu geblieben, ihren Grundbesitz verloren, und Anna verbot den Landeserwerb für alle „Papisten." Sie konnten nur Pächter auf den Grundstücken der Protestanten werden, jedoch bloß unter der Bedingung, daß sie ²/₃ des Ertrags des Grundstücks an den Herrn entrichteten. — Selbst ein katholischer Handwerker konnte es nicht weit bringen, weil „Papisten" nicht mehr als 2 Gesellen halten durften. Demnach war der größte Theil der Bevölkerung auf den Taglohn angewiesen, und das Gesetz verpflichtete die Katholiken, an solchen Feiertagen, und zwar bei Strafe, zu arbeiten, welche

die anglikanische Kirche nicht anerkannte. — Wahrlich Beschränkungen genug! Hier sind wir wohl zu Ende? Noch nicht. Wenigstens wird den Katholiken ein unverkümmerter Besitz beweglicher Habe gestattet gewesen sein?

Auch das nicht! Das Gesetz verbot z. B. den Papisten Pferde von einem höhern Werthe als 5 Pf. Sterling zu halten, und damit der Protestant, welcher sich durch solchen Aufwand verletzt fühlte, auch gleich Genugthuung erhalte, war es schon durch eine Verfügung Wilhelms III. gestattet, daß er gegen Erlegung von 5 Pf. Sterling ohne Weiteres dem Papisten sein Pferd, auch das schönste, nehmen durfte. Nun, dann erfreueten sich die Katholiken doch wenigstens des sichern Besitzes der Pferde von geringerm Werthe? Auch dieses nicht! denn Georg I. verordnete, daß in allen vorkommenden Fällen für den Krieg alle Pferde der Katholiken sollten herangezogen werden. — Selbst bis zum Sterbebette verfolgt den armem Iren das grausame Gesetz. Er stirbt, ohne die Beruhigung, daß seine Kinder in der kathol. Religion erzogen werden, ein Protestant wird deren Vormund. Noch mehr Gefahr drohet dem Glauben der Kinder. Wird ein Sohn protestantisch, so verordnet das Gesetz, damit ihn der Vater nicht enterbe, daß derselbe einen von dem Kanzler Irlands zu bestimmenden Theil des väterlichen Vermögens erhalten solle; ist aber dieser Sohn der Erstgeborne, so werden in Folge seines Uebertrittes die kath. Eltern von dem ganzen eigenen Vermögen nur bloße Nutznießer, der abgefallene Sohn ist der Eigenthümer. Uebergehen wir manche andere Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen, und bemerken wir noch zur Steuer der Wahrheit, daß jene Gesetze nicht zu jeder Zeit und nicht immer in dieser Strenge gehandhabt sind, indessen konnten sie doch jeden Augenblick zur Anwendung gebracht werden. Diese Folge hatte für Irland namentlich der Aufstand der Schotten für Eduard Stuart im Jahre 1715; es wurden die Strafgesetze sofort aufs strengste eingeschärft, und wieder einmal die Verfolgung der Katholiken für ein verdienstliches Werk erklärt. Da traten auch die berüchtigten Pries: calchers (Priesterfänger), meist Juden, auf. — Kein Wunder, daß bei so vielem Elende, bei so beispielloser Unter-

drückung, auf verschiedenen Punkten Irlands Unruhen entstanden, und daß sich jene vorzüglich den reichen Grundbesitzern gefährliche Verbindung der Whiteboys (Weißburschen, weil sie über ihre Kleidung gleichsam als Bundeszeichen ein weißes Hemd trugen), bildeten, welche Ungerechtigkeit, Unfug aller Art und Grausamkeit gegen die Unterdrücker sich erlaubten! Schrecklich war allerdings der Zustand, in welchen sich Irland durch die Whiteboys versetzt sah, allein ohne die Frevel dieser vertheidigen zu wollen und zu können, wen trifft der eigentliche Vorwurf?

Die Glaubenstreue der Iren hatte sich gleichfalls in der Verfolgung derselben durch das Gesetz bewährt; so viele Verlockungen zum Abfalle dieses auch bot, so finden wir, daß solche nur bei den höhern Ständen einigen Einfluß geübt haben; auch der Clerus schwankte nicht; Innocenz XII. und Benedict im 18. Jahrhundert erkannten lobend die Treue und Beharrlichkeit der Iren im katholischen Glauben an. Auch einige Ehrenmänner unter den Protestanten thaten Schritte für das unglückliche Irland, z. B. der edle Graf von Chesterfield. — Die Regierung König Georgs III. war es, unter welche die Lage der kathol. Iren durch Aufhebung einzelner Strafgesetze gemildert wurde, wozu die Engländer hauptsächlich durch die amerikanische Revolution bestimmt, ja genöthigt wurden, denn man befürchtete, wenn man den alten Weg nicht verließe, so möchte das Volk in Irland sich massenweise erheben. So gestattete man den Katholiken im J. 1778 den Grundbesitz, wenn auch nicht das Eigenthum, indem ihnen zugestanden wurde, Grundstücke auf 999 Jahre zu pachten, nicht darüber. So ward auch jenes Gesetz abgeschafft, wonach der protestantisch gewordene Sohn das Besitzthum seiner Eltern für sich nehmen sollte. Blieben auch noch unzählige drückende Verordnungen, die Bahn zum Bessern war doch nun einmal gebrochen. Der nordamerikanische Kampf machte nöthig, daß ein Heer aus Iren gebildet wurde, das sich beinahe auf 60,000 Mann belief und zum großen Theile aus Protestanten bestand. Bei dieser selbstständigen Macht, welche Irland auf solche Weise erhielt, konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Protestanten Irlands nicht hätten daran den-

ken sollen, sich des Druckes zu entledigen, den England bisher gegen ihren Handel ausgeübt hatte. Die Folge war, daß Georg III. einen Beschluß folgenden Inhalts erließ, daß seine irischen Unterthanen ein freies Volk seien, daß die irische Krone eine mit der englischen zum Wohl beider Völker untrennbar verbundene sei, daß aber Irland ein abgesondertes Königreich bilde, welches sein eigenes Parlament und seine eigene Gesetzgebung habe; Niemand in der Welt besitze die Macht, Gesetze, die das irische Volk verpflichteten, zu machen, als der König, die Lords und die Gemeinen Irlands. Für die Katholiken hatte die für Irland erlangte Selbstständigkeit des einheimischen Parlaments nur mittelbar günstige Folgen. Das Parlament war ja nur aus Protestanten zusammengesetzt; aber manche Vorurtheile früherer Zeiten waren geschwunden, die Duldung hatte zugenommen und auch die Katholiken hatten sich durch Einreihung in das Heer ums Vaterland verdient gemacht. Noch im Jahre 1782 wurde den Katholiken das Recht des wirklichen Eigenthumserwerbes an unbeweglichen Sachen gegeben, und das angeführte Gesetz in Bezug auf den Besitz von Pferden aufgehoben. Die Religionsübung erhielt mehr Freiheit; nur mußten die Kirchen noch ohne Thürme und Glocken sein; ein katholischer Vormund über katholische Waisen war nun zuläßig. Auch auf Irland wurde die Habeas Corpus Acte ausgedehnt, wodurch die persönliche Freiheit des Einzelnen vollständig anerkannt ward. Durch das Geschenk eines Parlaments hatte Irland allerdings gewonnen, aber es fehlte viel, daß dasselbe ganz unabhängig und von manchen Gebrechen frei gewesen wäre; eine Verbesserung erschien als nöthig, und man zeigte sich nicht abgeneigt, als Grund derselben die Volksvertretung festzustellen; solches war aber nunmehr, da die Katholiken zu Grundbesitz gelangt, nicht ausführbar, ohne auch diese zu den Wahlen zuzulassen. So weit scheute man sich damals zu ihren Gunsten zu gehen, und deßhalb blieb man lieber beim Alten. In dieser Weise standen die Dinge in Irland bei dem Ausbruche der französischen Revolution.

Wichtig wurde für Irland die französische Revolution, die dort großen Anklang fand. Ganz Irland, Katholiken

und Protestanten waren einig in dem Wunsche, von Englands Joch unabhängig zu werden. So sah sich die englische Regierung genöthigt, auch die noch übrigen Strafgesetze gegen die Katholiken aufzuheben. Unterhandlungen mit der französischen Republik wurden angeknüpft, im J. 1798 brach der Aufstand in Irland los, ein fürchterlicher Kampf, in welchem beide Parteien gegen einander gleiche Gräuel verübten, und in welchem England obsiegte. Die nunmehr auftretenden Kriegsgerichte haben mit der größten Ungerechtigkeit das ihnen aufgetragene Amt versehen. Die unbedeutendste Aeußerung über Politik konnte einen Menschen aufs Blutgerüst bringen, wie dies namentlich das Beispiel des Sir Eduard Cresby beweist. Binnen Kurzem starben an 200 Schlachtopfer unter den Händen des Henkers. Um das Maaß des Unglücks voll zu machen, kam eine Hungersnoth hinzu, welche 2 Jahre dauerte, und wenigstens an 30,000 Menschen das Leben raubte.

England ersann außerdem noch eine große politische Strafe für Irland; dies war die s. g. Union, welche die nochmalige vollständige Unterwerfung Irlands unter die englische Herrschaft zur Folge hatte. Mit Gewalt und Bestechung wurde sie ausgeführt. Im J. 1782 hatte Irland das Versprechen erhalten, es solle sein eigenes Parlament für ewige Zeiten besitzen; allein diese Ewigkeit hat keine 20 Jahre gedauert; das irische Parlament, von England dazu aufgefordert, erklärte diese irische Verfassung für aufgehoben, wozu es kein Recht hatte. Ungesetzliche Mittel erzwangen die Durchsetzung der Willkür-Maßregel, 175,000 brittische Bajonette waren genug, um jede Versammlung, die etwa gegen die Union sich erklären wolle, aus einander zu treiben, Stimmen für dieselbe wurden mit schweren Summen erkauft. So kam im J. 1800 die Union zu Stande; sie trat ins Leben durch Gewalt und Bestechung, sie wurde gemacht im Widerspruche zu den gegebenen Verheissungen, sie verletzte die Verfassung Irlands. Dann war es auch keine wahre Union, denn die Rechte und Lasten beider Länder wurden nicht gleich. Der Ire mußte Abgaben für eine Kirche zahlen, zu welcher die Minderzahl seines Landes gehört, eben so stand auch die Berechtigung zur

Parlamentswahl, wenn man Irland und England vergleicht, außer allem Verhältniß. Irland sollte nach den in dieser Beziehung in England angenommenen Grundsätzen zu den 658 Mitgliedern, aus welchen das Unterhaus gebildet wird, wenigstens 170 schicken, und sendet deren nur 105. Selbst diesen Mangel an Gleichstellung hätten die Iren noch verschmerzen können, wenn die Union ihnen wenigstens keinen Nachtheil gebracht hätte. Das irische unabhängige Parlament hatte auf Handel, Gewerbe und Wohlstand günstig eingewirkt. Als die Union bewerkstelligt wurde, hatte Irland eine Schuld etwa von 20 Millionen Pfund, während die Englands 446 Millionen betrug; beide Schuldenmassen wurden zusammengeworfen, und Irland mußte mit für England zahlen, obschon Lord Castlereagh das Gegentheil versprochen hatte. Dazu kommt, daß die kathol. Iren für den protestantischen Clerus zahlen müssen, und die reichen protestantischen Gutsbesitzer im Auslande verzehren, was sie aus Irland beziehen. Ferner litten seit der Union die einst so blühenden Wollenmanufakturen und Seidenfabriken Irlands. Daher die gräßliche Noth, welche in dem armen Lande herrscht. Wir sind in der Geschichte Irlands ausführlicher gewesen, um nachzuweisen, daß die Protestanten wenig Grund haben, den Katholiken überhaupt und allein Mangel an Duldung vorzuwerfen; gibt es doch zu dem Unrecht, das an Irland verübt ward, kein gleiches Gegenstück in der ganzen Geschichte. Mögen wir uns daher gegenseitig vieles verzeihen, und uns entschließen, wahre christliche Duldung gegen einander zu beweisen.

§ 69.

Die Engländer in Ostindien.

Die glänzendsten Erwerbungen machten die Engländer während des vorigen Jahrhunderts in Asien, in dem reichen Ostindien, wo sie eine Fläche eroberten, welche ihr Gebiet in Europa an Größe weit übertrifft.

In Ostindien hatten, wie wir aus dem 5. Bande wis-

sen, zuerst die Portugiesen festen Fuß gefasset, aber nur andern Völkern den Weg gezeigt. Nach ihnen hatten die Holländer von den Molucken Besitz genommen, und selbst Türken drängten sich herbei, ihren Koran dem herrlichen Lande aufzunöthigen. Da kam endlich 1526 ein Mongole, Sultan Baber, ein Urenkel Tamerlans, eroberte alles, was ihm im Wege lag, selbst Bengalen, machte Delhi zu seiner Residenz, und gründete das Reich des Großmoguls, wie man es in Europa nannte. Der Großmogul nahm jährlich 225 Millionen Thaler ein, sein Thron funkelte von Edelsteinen, an seinem Geburtstage brachten seine Unterfürsten (Subahs und Nabobs) ihm knieend Geschenke, er war der reichste Monarch seiner Zeit. Und über 200 Jahre stand das Reich das Großmoguls in seinem Glanze, obgleich schon mehrere Nabobs einzelne Provinzen abgerissen hatten. Der mächtigste Feind des blühenden Reiches wurde der berüchtigte Nadir Schah, einer der abscheulichsten Monarchen, die jemals gelebt haben. Anfangs Feldherr des persischen Königs Tahmasp, führte er nachher eine fürchterliche Räuberbande an, und der Schreck vor ihm bewog seinen ehemaligen König, ihn an die Spitze aller persischen Truppen zu stellen. In dieser Würde warf er seinen Herrn vom Throne, und setzte sich selbst auf denselben. Dann zog er als Eroberer aus, siegte überall, vergoß Ströme von Blut, und verwandelte die Länder in Einöden. Niemals hat er einem Flehenden das Leben geschenkt. Dieser Würger kam 1739 nach Delhi, ließ die Stadt niederbrennen, über 200,000 Menschen abschlachten, und der Großmogul mußte ihm Provinzen abtreten, welche jährlich 25 Millionen Thaler einbrachten. Der Grausame erlag endlich den Streichen einiger Verschwornen, welche sein Wimmern mit den Worten erwiderten, welcher niemals Gnade erwiesen habe, könne auch keine Gnade erhalten.

Aber des Großmuguls Reich war einmal geschwächt, und die Fremdlinge aus Europa konnten nun um so leichter an den Küsten Ostindiens feste Plätze gewinnen. Die Portugiesen besaßen Goa, wie wir wissen; zu ihnen kamen die Holländer, dann die Franzosen und Engländer, doch errichteten die Franzosen früher, als die Engländer, ihre

ostindische Compagnie, und erwarben von dem Fürsten von Visapur die Erlaubniß, auf der Küste Koromaldel eine Festung anzulegen, aus welcher das bedeutende Pondichery geworden ist. Die Franzosen nahmen alle indianischen Fürsten in Schutz, welche gegen ihre Oberherren aufstanden, wie ehemals die Römer es hielten. Die Engländer thaten dasselbe, aber die Schützlinge der Franzosen kamen anfangs immer am besten weg. Der Anführer der Franzosen, ein gewisser Düpleix, gewann für Frankreich auf der Küste Koromandel einen Landstrich von 600 Meilen, wurde selbst Nabob eines großen Gebietes, nahm als Geschenk 200,000 Pfund ein, und seine Truppen erhielten 400,000 Pfund Sold. Dennoch behauptete er von seinem Vermögen noch Millionen im Dienste der Compagnie zugesetzt zu haben, und als er dafür Ersatz verlangte, gerieth er mit der Compagnie in einen Prozeß, verlor seine Würden, und starb vor Gram.

Seine Entfernung erleichterte den Engländern die Ausdehnung ihrer Macht, und diese griff bald so weit um sich, daß der Neid aller indischen Fürsten rege wurde. Der Nabob von Bengalen, vom Großmogul schon unabhängig, stand auf, ging auf die englische Hauptstadt Calcutta los, und die meisten Engländer mußten auf ihre Schiffe fliehen, nur eine kleine Besatzung wagte Widerstand. Aber der Nabob eroberte Calcutta (20. Juni 1756), und sperrte unter andern Gräuelthaten 146 Menschen in die sogenannte schwarze Höhle, die nur 11′ lang und 18′ breit war; die Hitze und der Durst nebst den faulen Dünsten in dem heißen Lande bewirkten, daß nur 23 den nächsten Morgen erlebten. Aber die Engländer hatten einen General, der diese Schmach zu rächen wußte, Clive, Sohn eines englischen Rechtsgelehrten, der in der Schule nichts hatte lernen wollen, und schon als Knabe ein verwegener Bursche war. Als Schreiber der englischen ostindischen Compagnie war er nach Ostindien gekommen, und jetzt bekleidete er die Stelle eines Obristlieutenants. Er eroberte Calcutta wieder, der Nabob erhielt französische Hülfe, und hatte 50,000 Mann Truppen und sogar Geschütz; dennoch ging Clive mit 1900 Engländern und etwa 2000 Indianern

auf ihn los. Um den Feind zu schwächen, beredete er den Schwager des Nabobs, Mir Jaffir, zu ihm überzugehen, dann solle er von den Engländern als Nabob eingesetzt werden. Mir Jaffir schloß sich wirklich an die Engländer an, der Nabob wurde völlig bei Plassey geschlagen (26. Juni 1757), und verlor im Treffen sogar das Leben. Der Sieg bei Plassey gründete die Herrschaft der Britten in Ostindien. Mir Jaffir wurde Nabob von Bengalen, versprach, die Franzosen nicht zu dulden, und vergütete die Verheerung Calcutta's durch viele Millionen, Clive bekam allein ein Geschenk von 256,000 Pfund Sterling und den Titel eines Omrah des mongolischen Staates. Die Räthe, welche aus England anlangten, ernannten ihn zum Dictator, und der König von England verlieh ihm den Titel Lord Clive und Baron von Plassey nebst dem Hosenbandorden. In den nächsten 10 Jahren wurden die Franzosen fast gänzlich aus Ostindien vertrieben, und verloren 1761 sogar ihren Hauptsitz Pondichery. Gegen die indischen Fürsten blieben die Engländer bei ihrer alten verschmitzten Weise, Zwietracht zwischen sie zu säen. Weil der neue Nabob von Bengalen sich mit den Holländern in Batavia einließ, um der Vormundschaft der Engländer los zu werden, so boten diese seinem Schwiegersohne Mir Kossim die Nabobswürde an. Letzterer schlug sich zu ihnen, und wurde Nabob, der abgesetzte mußte in Calcutta seinen Wohnsitz nehmen. Der neue Nabob fühlte gleichfalls bald den Druck der englischen Herrschaft, rüstete sich zum Kriege, wurde geschlagen, und mußte zum Nabob von Auhd fliehen, bei welchem sich auch der damalige Großmogul Schah Allum, von Persern, Maratten und andern indischen Rebellen aus seiner Hauptstadt vertrieben, als Schützling aufhielt. Diese Umstände machten den Engländern leichtes Spiel: sie eroberten Benares, die heilige Stadt der Hindus, im Jahre 1764; der Großmogul suchte Schutz im englischen Lager, der Nabob von Auhd mußte mehrmals geschlagen persönlich im englischen Lager um Frieden bitten, und dem Großmogul einige Provinzen abtreten, der Großmogul aber mußte der englischen Compagnie die Hebung der landesherrlichen Einkünfte in Bengalen

und andern Provinzen überlassen, wofür er seine Titel und eine Pension von 325,000 Pfund behielt. Die englische ostindische Compagnie besaß nun ein Gebiet, welches 15,000,000 Menschen umfaßte, und über 3,000,000 Pfund jährlich einbrachte. Dennoch waren die Handelsherren unzufrieden, als sie einmal kurz darauf sich nicht mehr 8, sondern nur 6% theilen konnten, und belangten den Lord Clive vor dem Parlament, daß er in Ostindien seine Macht gemißbraucht, und sich selbst unredlich bereichert habe. Sein Vermögen betrug einige Tonnen Goldes. Das Unterhaus sprach ihn aber los, mit dem Bemerken, daß er dem Vaterlande wichtige Dienste geleistet habe. Aber was half dem Lord Clive sein Geld und seine Ehre? Er kannte den Frieden des Herzens schon lange nicht mehr, und jagte sich den 22. November 1774 eine Kugel durch den Kopf.

§ 70.

Nordamerikanischer Freiheitskrieg.

(1775—1783.)

Gewannen die Engländer in Ostindien ein großes Reich, so verloren sie fast zu gleicher Zeit ein Besitzthum in Nordamerika, welches vielleicht mehr zu bedeuten hat, oder doch mehr zu bedeuten haben wird, als das reiche Ostindien.

Als in England die Königinn Elisabeth regierte, brachte der Engländer Walter Raleigh (spr. Reli) die ersten englischen Ansiedler nach der Landschaft Nordamerika's, welche jetzt Virginien heißt, sie wurden aber theils von den Wilden erschlagen, theils von dem rauhen Klima aufgerieben, und die noch am Leben blieben, ließen sich von Franz Drake nach England zurückbringen. Zu gleicher Zeit siedelten sich Franzosen in Canada an, und trieben mit den wilden Landeskindern einen vortheilhaften Pelzhandel. Da erwachte in England eine neue Leidenschaft, sich in Nordamerika niederzulassen: alle, welche im Mutterlande ihrer Religion wegen gedrückt wurden, wanderten nach Nordamerika aus, Katholiken, Puritaner und Quäker u. s. w.

Sie erfuhren hundert Schwierigkeiten, theils von den wilden Menschen und Thieren des Landes, theils von dem rauhen Klima, welches das Land mit einem einzigen Walde überzogen hatte. Aber so viel die neuen Ankömmlinge auch ausstehen mußten, so viele ihrer auch starben, so kamen doch immer neue Ansiedler aus England an, so daß das rauhe Land bald viele Städte enthielt. Die spätern Ankömmlinge mußten schon nördlicher ihren Platz nehmen, und unter dem Protector Crommwell wurden bereits viele Provinzen von Engländern besetzt, z. B. Neuyork, Neujersey, die beiden Carolina, Rhodisland (spr. Rhodeiländ), Connecticut (spr. Cannectikot) und Massachusetts (spr. Mässätschusetts). Zu ihnen gesellten sich viele mißvergnügte Katholiken, die bei dem Drucke im Vaterlande es vorzogen, in den Wildnissen bis aufs Blut zu arbeiten; denn in den nordamerikanischen Colonien bewiesen die Bürger des verschiedensten Glaubens sich damals die weiseste Duldung. Jahr für Jahr kamen 20—24 Schiffe mit neuen Colonisten an, selbst aus Deutschland, die Zahl der Bewohner stieg zu 3 Millionen, die eine Küstenstrecke von 300 Meilen einnahmen, und bis 60 Meilen tief in das Innere des Landes eingedrungen waren. Die englische Regierung begünstigte die Ansiedlungen sehr, gab ihnen das Recht, nach ihren eigenen Gesetzen zu leben, und sich selbst zu besteuern. Fast in jeder Colonie bestand daher ein Congreß von Abgeordneten des Volkes, welcher die Regierung führte. In anderer Hinsicht waren die Colonien von dem Mutterlande sehr beschränkt: sie durften keine Eisenhämmer anlegen, keine Fabriken gründen, keine Hüte ausführen, sondern mußten alle Fabrikwaaren, die sie selbst hätten anfertigen können, aus dem Mutterlande theuer kaufen. Sie ließen sich dieses gefallen, und legten sich selbst noch Kopfsteuer auf, für den englischen Schutz. Als die Franzosen sich weiter ausbreiteten, auf Neuenglands Gebiete sogar Festungen anlegten, und den englischen Colonien verwehrten, sich am Ohio (spr. Oheio) niederzulassen, obschon diese Landschaft noch niemand gehörte, so schickten die englischen Colonisten den 21jährigen Obersten Georg Washington (spr. Wäschingten) ab, eine französische Festung am Ohio zu zerstören.

Da Washington gefangen wurde, entstand ein siebenjähriger Seekrieg zwischen England und Frankreich (1755—1762), in welchem die Engländer Canada und Newfoundland gewannen, aber ihre Staatsschuld vermehrten. Weil der Krieg eigentlich für die amerikanischen Colonien geführt war, so sollten diese nun auch die Kosten decken, und deshalb von England willkürlich besteuert werden. Darauf antworteten die Amerikaner: „Nein, wir sind nicht eure Unterthanen, sondern eure Mitbürger. Ihr selbst zahlet keinen Schilling Abgaben, den nicht eure Abgeordneten im Parlamente bewilligt haben. Sollen wir besteuert werden, so lasset unsere Abgeordneten in eurem Parlamente sitzen, unsere Rechte zu vertreten." Die Steuern, welche gefordert wurden, waren jetzt noch nicht besonders drückend, es handelte sich somit hauptsächlich um die Frage, ob England das Recht habe, die Colonien zu besteuern, da diese nicht im Parlament vertreten würden. Der große Pitt redete im englischen Parlamente den Amerikanern das Wort, unter anderm sagte er: „Die Colonisten dieses Reiches sind Unterthanen dieses Königreiches, die eben so viel Anspruch auf alle natürlichen Rechte des Menschen und auf die besondern Vorrechte der Engländer haben. Die Amerikaner sind Söhne, nicht unrechtmäßige Kinder Englands .... Wenn wir in diesem Hause geben und bewilligen, so bewilligen wir dasjenige, was unser Eigenthum ist. Allein bei einer amerikanischen Abgabe, was thun wir da? .... Daß für die Besteuerung das Gefühl der Amerikaner nicht todt ist, zeigt ihr rühmlicher Widerstand, der mich erfreut. Drei Millionen Menschen, die bereit wären, freiwillige Sclaven zu werden, würden passende Werkzeuge geworden sein, Sclaven aus uns übrigen zu machen."

Pitt wurde nicht gehört. Die ersten Abgaben, welche England den Amerikanern auflegte, wurden mit Murren noch eben ertragen. Als aber 1765 die Verordnung erschien, daß alle gerichtlichen und kaufmännischen Verhandlungen auf Stempelpapier geschrieben werden sollten, welches die englische Regierung für schweres Geld verkaufte, da stand alles auf. Man druckte die Verordnung mit schwarzem Rande, darüber einen Todtenkopf statt des englischen

Wappens, mit der Umschrift: „Englands Thorheit, Amerika's Untergang!" An dem Tage, da das Stempelpapier eingeführt werden sollte, läutete man in den meisten Städten die Todtenglocken. In einer Stadt hielt man der Freiheit ein feierliches Leichenbegängniß: zwei Männer schritten voran, mit gedämpften Trommeln; ihnen folgte ein Sarg, welcher in großen Buchstaben die Ueberschrift führte: Freiheit. Auf dem Begräbnißplatze hielt einer der durch England getödteten Freiheit eine Trauerrede, aber gegen das Ende derselben bemerkte einer der Anwesenden an der vermeinten Leiche noch einiges Leben. Gleich hieß es, die Freiheit lebe noch, der Sarg erhielt die Aufschrift: „Die wieder aufgelebte Freiheit!" Das Todtenläuten wurde ein Festgeläut mit allen Glocken, und unter demselben ward die Freiheit vom Gottesacker zurückgetragen. Die Verkäufer des Stempelpapiers mißhandelte man, die Bürger machten keine gerichtlichen Verträge mehr, die Kaufleute fertigten ihre Geschäfte mündlich ab, um des Stempelpapiers nicht benöthigt zu sein; selbst die Rechtsgelehrten sagten, lieber wollten sie ihr Amt niederlegen, als eine Zeile auf Stempelpapier schreiben. Da die Amerikaner auch ihren Handel mit England abbrachen, so sah sich England genöthigt, die Stempelacte zurückzunehmen, bemerkte aber, dadurch das Recht, Amerika zu besteuern, nicht aufgeben zu wollen.

Auch erschien gleich im folgenden Jahre (1767) eine neue Verordnung, daß die Amerikaner für Thee, Glas, Papier und Bleiweiß, welche Artikel sie aus England bezogen, eine Abgabe entrichten sollten. Diese Steuer war jedoch nur geringe, und zur Besoldung der amerikanischen Beamten bestimmt. Da vereinbarten sich die Amerikaner, dieser Artikel lieber ganz zu entbehren, als die Steuer zu zahlen, doch kauften sie Thee, ohne welchen sie nicht leben zu können glaubten, von französischen und spanischen Schmugglern. Aller Handel der englischen Kaufleute nach Nordamerika lag nun darnieder, und diese bewogen die Minister, die Zölle nach drei Jahren auch wieder aufzuheben, nur sollte noch vom Thee eine Kleinigkeit erhoben werden, 3 Pence (1 Sgr. 6 Pf.) für das Pfund. Aber dennoch kauften die Amerikaner ihren Thee fortwährend nur

von Schmugglern. Desto schärfer wachten die englischen Soldaten, und da sie einmal drei Bürger beim Schleichhandel erschossen, wurden diese als Märtyrer der Freiheit feierlichst bestattet.

Die Engländer versuchten nun einen andern Weg, ihren Thee nach Amerika abzusetzen. Die ostindische Compagnie hatte in ihren Magazinen zu London 17,000,000 Pfund Thee liegen, und wußte nicht mehr, wohin sie mit demselben sollte. Da gab das Parlament 1773 die berühmte Theeakte, daß die ostindische Compagnie für die Ausfuhr des Thees keinen Zoll bezahlen dürfe, und so konnte die Gesellschaft ihren Thee selbst in Amerika wohlfeiler geben, als der Schmuggler, des Zolles von 3 Pence ungeachtet. Aber die Amerikaner wollten auch noch jetzt aus England keinen Thee kaufen, und sperrten den englischen Theeschiffen alle ihre Häfen. Viele Theeschiffe kehrten mit ihrer Ladung zurück, in Boston bestiegen aber 17 Bürger, als Mohawk- (spr. Mohauk) Indianer verkleidet, die im Hafen noch liegenden Schiffe, zerschlugen die Kisten, und schütteten während einiger Stunden 18,000 Pfund Thee ins Meer.

Dies hieß England den Krieg erklären. England sandte 15,000 Mann eingeborene Truppen gegen die Nordamerikaner und die Fürsten von Braunschweig, Hessen-Kassel und Waldeck überließen 17,000 Mann, durch Werber schmählich zusammengetrieben und um schnöden Preis den Britten verkauft, in den englischen Solddienst, und auch die Regierung von Hannover stellte ein ansehnliches Truppencorps für denselben. Ehe diese Maßregel durchging, erschien Pitt, auf eine Krücke gestützt, im Parlamente, und sagte: „Mylords, so wenig ich mir anmaßen kann, Sie mit dieser Krücke vor mir her zu treiben, so unmöglich ist es Ihnen, Amerika zu erobern." Das meinten die Minister aber doch, und so wurde der Krieg wacker begonnen. Man kann denken, daß die fremden Truppen eben kein großes Interesse hatten, ob Amerika erobert würde oder nicht. Pitt rieth immer zum Frieden; noch im Jahre 1778 ließ er sich einmal in's Parlament tragen, und als er nach der ersten Rede noch eine zweite halten wollte, sank er zusammen, mußte nach Hause getragen werden, und verschied nach einigen Tagen. Vor

seiner Leiche her trug man das Bild der trauernden Brittania, und errichtete ihm ein Denkmal in der Kirche der Westminster-Abtei, aber der nordamerikanische Krieg ward mit aller Erbitterung fortgesetzt.

Washington rieb die Feinde in kleinen Gefechten auf, und als die ersten Vortheile über die Engländer errungen waren, kamen Frankreich und Spanien den Amerikanern zu Hülfe. Der 19jährige La Fayette diente schon vom Anfange des Kampfes an als Freiwilliger unter den Amerikanern, und wurde bald Anführer. Zur See blieben die Engländer Meister, und schlugen bei Jamaika die vereinigte spanische und französische Flotte, bei welcher Gelegenheit sie auf einem Schiffe 36 Goldkisten erbeuteten. Einen andern Versuch machten die Spanier und Franzosen, die Engländer aus Gibraltar zu treiben, welches der tapfere Elliot vertheidigte. Seit dem Ausbruche des Krieges war es belagert, bis man 1782 es zu stürmen beschloß. Man setzte 48 Linienschiffe und 100,000 Mann in Bewegung, und von der Seeseite nahete man sich mit schwimmenden Batterien, die 154 Stück schweres Geschütz trugen; 300 Kanonen sprüheten von der Landseite ihr Feuer, und der Donner des Geschützes zersprengte in weiter Ferne Thüren und Fenster bloß durch die Erschütterung der Luft. Aber Elliot wankte nicht: durch glühende Kugeln steckte er zwei Bombardirschiffe in Brand, und brachte dadurch so viele Verwirrung unter die Belagerer, daß diese zum Theil selbst ihre Schiffe anzündeten. Mehrere tausend Menschen kamen noch in den Fluthen um, und 5,000,000 Livres waren umsonst ausgegeben.

Trotz' solcher Vortheile zur See überzeugten sich die Engländer dennoch, daß sie die nordamerikanischen Colonien nicht wieder erobern könnten, und erkannten im Frieden von Paris 1783 deren Unabhängigkeit an. In diesem Frieden erhielt Spanien auch Minorka und Florida; Frankreich die Inseln Pierre, Miquelon und Tabago; auch mußte England seinen katholischen Unterthanen einige Vergünstigungen angedeihen lassen, denn Irland hatte große Lust, die Bahn der Colonien zu versuchen.

§ 71.

Georg Washington.

(Geb. 1733, † 1799.)

Dieser ausgezeichnete Mann, Nordamerika's erster Bürger, Feldherr und Staatsmann, wurde in Virginien geboren, wo sein Vater ein reicher Pflanzer war. Als er die Studien vollendet hatte, trat er die Pflanzung an. Er schuf für die vereinigten Staaten das Heer, welches die Freiheit erringen sollte, mit der größten Anstrengung, denn es fehlte anfangs an Allem; die Offiziere stahlen Bettdecken, und barbirten gemeine Soldaten für Geld; auch wollten die reichen Freiwilligen sich der Kriegeszucht nicht unterwerfen. Washington überwand alle Hindernisse, und machte sich den Engländern furchtbar, daß diese endlich den Frieden gewähren mußten. Er kehrte, nachdem er bescheiden und uneigennützig, ein zweiter Cincinnatus, seine Oberbefehlshaberstelle in die Hände des Congresses wieder übergeben, auf seine Pflanzung Mount Vernon in Virginien zurück; aber nach 4 Jahren, als man in den vereinigten Staaten das Bedürfniß einer Unionsregierung fühlte, und in Philadelphia ein Convent zusammentrat, wurde Washington zum Präsidenten gewählt. Als solcher entwarf er mit dem weisen Hamilton die noch bestehende Verfassung der Freistaaten, welche das zerrüttete Volk in 8 Jahren zum Wohlstande und zur Achtung im Auslande führte, aber später nicht alle Hoffnungen rechtfertigte, die man in dieselbe gesetzt hatte. Handel und Gewerbe blüheten auf, die Staatsschulden wurden gesichert, die Einkünfte verbessert, ohne die Bürger zu drücken, sogar Stempelpapier eingeführt, und die Gerichte zu einem regelmäßigen Geschäftsgange angeleitet. Die letztern 2 Jahre seines Lebens brachte Washington im Privatstande zu. Er sah noch das Denkmal, welches seine dankbaren Mitbürger ihm errichteten, die Gründung einer Bundesstadt, Washington genannt, 1790 angelegt. Die Hauptstraßen sind 130 bis 160 Fuß breit, die Querstraßen 90 bis 100, alle schnurgerade, sich unter rechten Winkeln

durchkreuzend, die öffentlichen Plätze majestätisch. Auf einem Hügel steht das Capitol; der Palast des Präsidenten, das öffentliche Gefängniß, die Kasernen sind Prachtgebäude, die Bürgerhäuser alle gleichmäßig im neuesten Geschmacke. Man zählt 4 Kirchen, eine für Episcopalen, Presbyterianer, Baptisten und Katholiken; aber alles ist noch im Werden, noch keine Straße ganz ausgebaut, manche nur durch Reihen von Pappeln bezeichnet; vielleicht aber wird Washington noch eine der herrlichsten Städte des Erdbodens.

§ 72.

Benjamin Franklin.

(Geb. 1706, † 1790.)

Dieser außerordentliche Mann, auf welchen sein Vaterland stolz ist, wurde zu Boston in Nordamerika geboren. Sein Vater war ein armer Lichtzieher und Seifensieder, und Benjamin half demselben bei diesem Geschäfte, welches ihn anekelte; in freien Stunden las er alles, was er auftreiben konnte. So erreichte er 12 Jahre, als sein älterer Bruder aus England zurückkam, und eine Buchdruckerei anlegte. Bei diesem trat er als Lehrling ein, und um seinen Hang zum Lesen befriedigen zu können, entsagte er den Fleischspeisen, aß Kräuter und trocknes Brod, und was er dadurch ersparte, verwendete er, um Bücher zu kaufen. Seine ganze Bildung verdankte er also dem Lesen, und mit 14 Jahren schrieb er schon Gedichte; doch gab er solches auf, da sein kluger Vater ihm bemerkte, daß alle Versenmacher arm wären. Als aber sein Bruder eine Zeitung anfing, in welche verschiedene unterhaltende Aufsätze eingerückt wurden, da schrieb er — 15 Jahre alt — einen Aufsatz mit verstellten Schriftzügen, legte ihn vor die Thür der Druckerei, und hatte die Freude, daß derselbe abgedruckt wurde. Diesen Kunstgriff wiederholte er oft, entzweite sich nachher aber mit seinem Bruder, ging nach Philadelphia, erwarb die Gunst des Gouverneurs Keith, und setzte seine Studien fort. Derselbe Keith ermunterte ihn, eine eigene

Druckerei anzulegen, und schoß ihm 100 Pfd. vor, wofür er sich die Geräthe in England ankaufen möchte. Dort gerieth aber Franklin in schlechte Gesellschaft, gab sein Geld unnütz aus, und hatte allerlei widrige Schicksale. Als er nach Philadelphia zurückkehrte, ward er erst Buchhalter eines Kaufmanns, bis er endlich in Gemeinschaft mit einem reichen Freunde wirklich eine Buchdruckerei anlegte, die ihn nicht nur wohlhabend, sondern auch berühmt machte. Seine pensylvanische Zeitung las jedermann gern, weil er in derselben meist seine eigenen Gedanken lieferte. Die englische Regierung ernannte ihn zum Generalpostmeister aller amerikanischen Colonien, als er 1749 den Blitzableiter erfunden hatte; doch bestach jener einträgliche Posten ihn nicht, der Sache seines Vaterlandes untreu zu werden. Als Unterhändler von Pensylvanien sprach er 1767 zu London so kühn für das Recht der Nordamerikaner, daß nicht viel fehlte, der Hof hätte ihn verhaften lassen. Als er wieder in Pensylvanien war, ließ er viele patriotische Schriften an's Licht treten, durch welche seine Mitbürger für die Freiheit hoch begeistert wurden. Der Freiheitskampf war schon ausgebrochen, da übernahm Franklin, jetzt ein Greis von 71 Jahren, im Namen seines Vaterlandes noch eine Sendung nach Frankreich, und lebte über ein Jahr still zu Passy, einem Dorfe zwischen Paris und Versailles, bis die Siege seiner Mitbürger ihm einen feierlichen Empfang an dem glänzenden Hofe bereiteten. Der alte Franklin erschien unter den bepuderten oder beprückten und besternten galanten französischen Herrchen in seinem schlichten Ueberrock, mit seinem ehrwürdigen, natürlichen, weißen Haar, einen einfachen Stock in der Hand, dessen goldener Knopf das Bild der Freiheit vorstellte. Er war völlig Held des Tages, und man erblickte überall sein Bildniß. Schon wegen der Neuheit und des Gegensatzes gefiel sein Auftreten. Er schloß daher mit leichter Mühe das Bündniß zwischen Frankreich und den amerikanischen Freistaaten ab. Dieser einfache und kluge Quäker war es auch, der 1783 zu Paris im Namen der Freistaaten den Frieden unterzeichnete, welcher seinem Vaterlande die Freiheit zusicherte. Nach dieser Zeit bekleidete er noch, in's Vaterland zurückgekehrt, die Stelle eines Präsidenten in

Pensylvanien, und arbeitete rastlos bis an seinen Tod. Seine vielen Schriften lehren in einem einfachen und heitern Gewande eine reiche Fülle von Lebensweisheit, Vaterlandsliebe, Wohlthätigkeit und treue Benutzung unserer Lebenszeit. Schade, daß nicht auch Tiefe des Gefühles, Begeisterung und religiöse Salbung dieselben zieren! Ein französischer Gelehrte bewillkommte ihn einmal mit dem schönen lateinischen Verse:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis.
Er entraffte den Blitz dem Himmel, Tyrannen das Scepter.

Eben so berühmt, wie dieser lateinische Vers, ist die Grabschrift, welche er sich selbst gemacht hat: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklin's, eines Buchdruckers, gleich dem Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt fortgenommen, und welcher seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist, eine Speise für die Würmer; doch wird das Werk selbst nicht verloren sein, sondern, wie er glaubt, einst erscheinen in einer neuen schönern Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Verfasser."

Man hält Franklin gewöhnlich auch für den Erfinder der Harmonika; er hat dies Instrument aber nur verbessert.

Da ich nun einige große Männer des neuen amerikanischen Freistaates vorgeführt habe, so ist es nicht mehr als billig, daß ich auch einige nenne, welche die Zierde des brittischen Volkes sind.

§ 73.

James Cook.

(Geb. 1728, † 1779.)

Dieser berühmte Weltumsegler war der Sohn eines armen Landmannes in der Nähe von York, und kam früh in die Dienste eines Schiffers, welcher von Newkastle nach London Steinkohlen brachte. Auf diesen kleinen Reisen überzeugte er sich bald, wie ehemals Columbus, daß man ohne Kenntniß der Mathematik ewig ein gemeiner Schiffer bleiben müsse, und das wollte er nicht. Er sparte also alle Pfennige zusammen, und nahm Privatunterricht in der

Mathematik. Seine Kenntnisse und seine Pünktlichkeit wurden schnell anerkannt, seine Sparsamkeit artete aber bald in den häßlichsten Geiz aus. Bei der englischen Marine angestellt, erhielt er ein Schiff mit 12 Mann und den Befehl, die Küsten von Newfoundland aufzunehmen. Er vollzog den Befehl zur größten Zufriedenheit seiner Obern; weil er aber auf Newfoundland bei Gelegenheit einer Jagd den Daumen und den kleinen Finger der rechten Hand einbüßte, so daß er die Schreibfeder hinfort zwischen dem Zeigefinger und dem folgenden langen Finger halten mußte, so ließ er sich für die verletzten Finger nach englischen Gesetzen jährlich 4 Pfund Sterlinge zahlen, und zwar aus einer Kasse, zu der auch jeder gemeine Matrose monatlich 5 Pence von seinem Solde beitragen muß.

Nun lebte Cook in einem kleinen Hause am östlichen Ende Londons, aus Sparsamkeit, bis die Regierung seine Kenntnisse wieder in Anspruch nahm. In der Südsee sollte der Durchgang der Venus durch die Sonne beobachtet werden, und deswegen wurden die Gelehrten Banks und Solander abgeschickt. Cook führte das Schiff, und hatte Gelegenheit, als Sekelmeister für sich einen Gewinn von 3—4000 Pfund Sterlinge zu machen, aber er machte für die Erdkuude auch wichtige Entdeckungen. Man steuerte erst nach Brasilien, dann um das Cap Horn nach Otaheiti, dem Ziele der Reise. Nachdem die Venus genügend beobachtet war, glitt Cook tief nach Süden hinab, weil man im großen Ocean nach dem Südpole hin noch ein großes Land vermuthete, welches Südland heißen sollte. Das Eis in der Polargegend nöthigte ihn, nach Neuseeland zu gehen, durch welches Cook eine Straße fand, Cookstraße genannt. Dann entdeckte er die Botanibay auf Neuholland, wie auch die Endeavourstraße zwischen Neuholland und Neuguinea, und kehrte dann um das Cap nach England zurück. So war eine Reise um die Erdkugel vollendet, die 3 Jahre (1768—1771) gedauert hatte.

Schon im folgenden Jahre 1772 ward Cook abermals ausgeschickt, das Südland aufzusuchen. Er nahm europäische Thiere und Sämereien mit, um die Inseln der Südsee,

besonders Otaheiti und Neuseeland mit denselben zu versehen. Zweimal drang er während dieser Reise in die südliche kalte Zone ein, das letztemal bis 71° südlicher Breite, und machte es gewiß, daß in dieser Gegend kein bedeutendes festes Land zu finden ist. Die fürchterliche Kälte und die Anstrengungen zwischen den schwimmenden Eisbergen zogen Cook, der niemals besser essen und bequemer leben wollte, als der roheste Matrose, eine tödtliche Krankheit zu, da man zwischen dem Eise sich befand, und sollte er genesen, so war frisches Fleisch nöthig, aber alle Thiere auf dem Schiffe waren schon geschlachtet, nur Forster, einer der Gelehrten des Schiffes, hatte noch einen treuen otaheitischen Hund. Er ließ ihn augenblicklich schlachten, und so wurde der theure Anführer dem Tode entrissen. Nun eilte man aus dieser schrecklichen Gegend fort, legte in zwei Monaten mehr als anderthalbtausend Seemeilen zurück, und in dem freundlichen Otaheiti wurden alle Kranken wieder gesund. Cook durchfuhr nun die Südsee noch nach allen Richtungen, besuchte die Pescherähs in Amerika, entdeckte Neukaledonien, berichtigte andere Entdeckungen, und kehrte 1775 um das Cap nach England zurück, nachdem er 3 Jahre und 8 Monate abwesend gewesen war.

Nun wurde er zum Capitain ernannt, und erhielt eine Stelle im Hospitale zu Greenwich. Aber die Ruhe war nicht für diesen leidenschaftlichen Seemann. Die Regierung wünschte eine nördliche Durchfahrt aus dem atlantischen Meere in die Südsee zu finden, und setzte eine Belohnung von 20,000 Pfund Sterling für den Entdecker aus, um einen kürzeren Weg nach Ostindien zu haben, als um das Cap. Meine Leser werden wissen, daß selbst in unsern Tagen diese Belohnung noch nicht verdient ist. Cook bot sich an, die ausgerüstete Expedition auszuführen, und stach im Juli 1776 in See. Jetzt ging es zuerst um das Cap, er besuchte Neuholland, Neuseeland, die Gesellschaftsinseln, und hatte das Vergnügen, auf Otaheiti frische Rüben zu essen, die aus dem Saamen stammten, den er auf seiner vorigen Reise dahin gebracht hatte. Seinem Plane treu steuerte er nun nach Norden, an der asiatischen und amerikanischen Küste, und konnte endlich des Treibeises wegen nicht weiter. Unter-

weges entdeckte er die Sandwichsinseln. Als er aus der Polargegend nach denselben zurückkam, nahmen die Bewohner von Owaihi ihm ein Boot weg. Cook stieg ans Land, es von dem Oberhaupte der Insel zurückzufordern. Ein Eingeborner begegnete ihm auf dem Wege mit Frechheit, Cook gab im Zorn Feuer auf denselben, und dies empörte die Wilden: sie fielen über den Engländer her, und rissen ihn in Stücke (14. Febr. 1773), seine Gefährten konnten nur einzelne Glieder seiner Leiche retten.

So endete Cook, der große Seefahrer, der einzig in die südliche kalte Zone vordrang, 10 Jahre auf dem Wasser verlebte, und überhaupt 40,000 Meilen in gerader Linie abmachte. Sein Muth, seine Sorgfalt für das Wohl seiner Gefährten und die Wichtigkeit seiner Entdeckungen werden nie von der Nachwelt verkannt werden, und bedecken seine Fehler, z. B. seine Habsucht, seine Ungeselligkeit, sein mürrisches Wesen und seine Verachtung gegen alle Wissenschaft.

§ 74.

Isaak Newton.

Dieser große Geist, einer der größten des menschlichen Geschlechtes, gehört schon in den Anfang dieses Zeitraums. Der unsterbliche Newton (spr. Niuten) erblickte das Licht der Welt am Weihnachtsfeste 1642, und mit 27 Jahren war er Professor zu Cambridge, denn schon mit 22 Jahren hatte er in der Mathematik Entdeckungen gemacht, über welche die gelehrtesten Männer sich noch jetzt die Köpfe zerbrechen können, doch machte Leibnitz ihm die Ehre einiger Erfindungen streitig. Wie in der Mathematik, hellte er auch in der Naturlehre und Sternkunde auf, so daß viele ihn als einen himmlischen Geist dachten, und Gelehrte des Auslandes sich nicht denken konnten, daß Newton schlafe, esse und trinke, wie andere Sterbliche. Wie Leibnitz und wie überhaupt die tiefsten und reinsten Menschen, war er ein inniger Verehrer des Christenthums, und schrieb auch über theologische Gegenstände. Seine Gestalt war mittelmäßig

groß, sein Aeußeres angenehm und Achtung einflößend, doch sah man ihm seinen Scharfsinn nicht an. Sein Charakter war sanft, sein Wandel rein, verheirathet ist er nicht gewesen, aus Liebe zur Wissenschaft, in welcher er durch keine Bande gestört werden wollte. Alle Monarchen Englands unter denen er lebte, ehrten ihn; er starb völlig 84 Jahre zählend, seine Leiche ruhet in der Kirche der Westminsterabtei.

Newton ist nicht der alleinige große Gelehrte Englands in diesem Zeitraume, ihm folgten viele Sterne zweiten Ranges, und es würde mich zu weit führen, wenn ich von allen ausführlich erzählen sollte. Alexander Pope (1688—1744), ein Katholik, eröffnet die Reihe der englischen Dichter. Auch der gleichzeitige Dichter und Kritiker Dryden († 1701) ward Katholik. Jakob Thomson (1700—1748) besang die Jahrszeiten, Swift verewigte sich als Satyriker durch Gullivers Reisen (z. B. nach Liliput) und andere dichterische Werke, Young durch seine Klagen und Nachtgedanken, Richardson durch seine empfindsamen Romane, (z. B. Klarissa), die auch eine Zeitlang leider in Deutschland den Ton angaben, Lorenz Sterne durch Yoriks empfindsame Reisen, durch orginelle Predigten u. s. w. David Hume arbeitete in der Geschichte, und in England erschien die erste allgemeine Weltgeschichte von einer Gesellschaft Gelehrter. An eine unparteische Würdigung der Katholiken und katholischer Zustände ist aber in diesen Werken gar nicht zu denken. Leider erschienen auch in England um diese Zeit zahllose Schriften gegen Religion und Moral; Englands Unglaube steckte Frankreich, Frankreichs Unglaube Deutschland und andere Reiche an, und das achtzehnte Jahrhundert, das sich das philosophische nannte, kann auch eben so gut das ungläubige heißen. Die giftigen Früchte dieser Losreißung von Gott, von der Religion und Tugend werden wir nur zu bald kennen lernen.

§ 75.

Die Methodisten.

(Seit 1720.)

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gebar die englische Kirche auch eine neue Religionssecte, ähnlich der Brüdergemeinde in Deutschland. Auf die Zeit der schwärmerischen Soldaten und Vandalen Cromwells war eine Zeit der Abspannung gekommen; dann verfiel man — wie gewöhnlich — von dem einen Gegensatz in den andern; statt der Schwärmerei schlich sich in die höhere Klasse bereits der Unglaube ein; die stürmischen Zeiten der Reformation mit ihren Gräueln hatten auch in England kein sittliches Volk erzogen; die anglicanischen Geistlichen waren aus dem Feuerofen der Verfolgungen nicht als reines Gold hervorgegangen, und verstanden es nicht, das tiefgesunkene Volk zu heben. Wenn in katholischen Ländern ähnliche traurige Zustände herrschten, so stand irgend ein begeisterter Mann auf, und gründete aus Gleichgesinnten einen Orden, der gerade den bestehenden Uebelständen entgegen trat. Etwas Aehnliches beabsichtigten John Weslei und Whitefield nebst einigen Genossen. Nur ist dieses der große Unterschied, daß katholische Orden aus dem Geiste der Kirche hervorgehen, von der Kirche gebilligt, bestätigt, gesandt werden, während ähnliche protestantische Anstalten in der Regel gegen ihre Kirche auftreten, andere Ansichten hegen, andere Zwecke verfolgen. — Einige junge Theologen in Orford, von dem traurigen Sittenzustande ihrer Landsleute tief ergriffen, — vereinigten sich nämlich 1720 zu strengeren Sitten und Werken der Liebe. Was sie Böses an einander sahen, sagten sie sich ins Gesicht, um einander zu bessern, besuchten die Hospitäler und Kerker, um Sünder zu bekehren, unterrichteten arme Kinder u. s. w. Das Volk sagte, sie müßten wohl eine neue Methode des christlichen Lebens erfunden haben, daher nahmen sie den Namen Methodisten an. Einer ihrer tapfersten Prediger war Wihtefield (spr. Weitefeld), der gegen die Laster der Zeit und den einreißen-

den Unglauben so ergreifend donnerte, daß keine Kirche seine Zuhörer mehr fassen konnte. Er predigte daher auf Kirchhöfen und Wiesen, am liebsten aber an den Tummelplätzen des Vergnügens, des Gegensatzes wegen, und hatte oft 12,000 Zuhörer auf einmal. Viele wurden so erschüttert, daß sie Krämpfe bekamen, und zu Boden fielen. Dies hieß der Durchbruch der Gnade. Andere, die so weit nicht kommen konnten, rangen heulend die Hände, und baten ihre Brüder um Fürbitte. Nachher stellte man die Feldpredigten ein, versammelte sich in Bethäuser, die Tabernakel genannt wurden, und ordnete die Kirchenzucht fast so, wie bei der Brüdergemeinde. Die Vollkommenen heißen Stehende, und erhalten von den Vorstehern eine schriftliche Bescheinigung ihrer Frömmigkeit. Dann haben sie Zutritt zu den engern Zirkeln der Vollkommenen, gehen jede Woche zum Nachtmahl, und fasten jeden Freitag. Gefallene werden in besondern Betstunden bearbeitet, und Neubekehrte erhalten schriftliche Sittenregeln, deren Uebertretung durch Verweise, endlich durch den Bann bestraft wird. Gold und Silber darf keiner am Leibe tragen, Vergnügen und Lustbarkeiten sind verboten. Die Prediger erhalten Sold von der Gemeinde, setzen aber ihr Gewerbe fort, und tragen keine geistliche Amtskleidung. Daher hört man nicht selten Soldaten, Aerzte, Kaufleute und Matrosen in den Tabernakeln predigen. Die meisten Mitglieder sind auch aus den untern Ständen; doch soll ihre Anzahl an 3 Millionen betragen. Wohl übertrieben! An der einfachen Lebensart, andächtigen Sprache und frommen Haltung ist der Methodist in England und Nordamerika leicht zu erkennen. Die Secte ist jedoch schon in Parteien zerfallen. In Nordamerika gestaltete sich ein neuer Methodismus, das neue Licht genannt, von dessen Schwärmerei Reisende aus den Jahren 1805—1808 wunderliche Sachen erzählen. Die Kinder des neuen Lichts begleiteten das Wort ihres Predigers, das des Nachts unter freiem Himmel verkündigt ward, erst mit Seufzen dann mit Schluchzen, endlich mit fürchterlichem Heulen, welches das Werk hieß, und dann kam der Durchbruch der Gnade. — In allen Methodistenschulen Englands befinden sich 100,000 Kinder. Sehr warm haben angesehene Methodisten für die

Abschaffung des Sclavenhandels gearbeitet, auch haben sie sich nicht selten des tiefgesunkenen Volkes in Amerika wie in Europa angenommen, und ihre zahlreichen Missionen zeugen, daß sie selbst ein Bedürfniß nach Religion empfinden, und dieses auch bei andern befriedigen möchten, und das macht ihnen Ehre. Aber die Methodisten sind unduldsam gegen die Katholiken, ihre Strenge gegen Neubekehrte gränzt an Härte; besonders in Australien treten sie herrisch und überstrenge gegen die Naturkinder auf, wollen mehr durch Schriften als durch das lebende Wort bekehren, und vergessen auch ihren Handelsvortheil nicht, und das verdient Tadel.

VII. Die Franzosen.

(Fortsetzung.)

§ 76.

König Ludwig XV.

(Geb. 1710, † 1774.)

Von Ludwig XIV., von dem nicht nur in der französischen Geschichte, sondern auch in jener der übrigen Völker vielfältig die Rede gewesen, müssen wir noch das Ende erzählen.

Seine letzten Jahre waren sehr traurig. Der spanische Erbfolgekrieg hatte Frankreichs Macht gelähmt, Handel und Ackerbau lagen darnieder, 900,000,000 Thaler Schulden lasteten auf dem Staate, und der Tod würgte dem Könige seine Kinder und Enkel: 1711 starb sein Sohn, der Dauphin Ludwig, 40 Jahr alt; dessen Sohn, der Herzog von Bourgogne, sank 10 Monate später ins Grab, seine Gemahlinn folgte ihm schon nach 6 Tagen (im Februar 1712), und der Herzog von Bretagne, der älteste Sohn des Herzogs von Bourgogne, war nun Thronerbe, aber auch er starb, und sein Bruder Ludwig wurde noch in demselben

Jahre 1712 Dauphin und Kronerbe, ein Knabe von zwei Jahren.

So viele Schläge zermalmten den alten Herrscher, und stumpften ihn endlich so ab, daß er sich nur noch in der steifen Etikette des Hofes gefiel, und sich ganz zur Andacht hinneigte, wovon er in seiner Jugend wenig geäußert hatte. Alter und Leiden führen den Menschen zur Religion, und es ist löblich, daß Ludwig XIV. am Abend seines Lebens ihren Trost suchte, da andere ihr Lasterleben bis zu ihrem Tode fortsetzen. Nur Schade, daß Ludwig sich mit äußern Andachtsübungen begnügte, und nicht daran dachte, gethanes Unrecht wieder gut zu machen!

Im Jahre 1715 kam seine letzte Stunde. Da seine Kräfte sichtbar abnahmen, empfing er am Ludwigsfeste die h. Oelung. Am folgenden Tage nahm er Abschied von seiner Familie, und äußerte gegen die Frau von Maintenon, er finde das Scheiden von der Welt so hart nicht. Die Maintenon ging nach St. Cyr, mit ihren Schülerinnen für ihn zu beten, erschien aber bald wieder, als er nach ihr verlangte, und stand ihm in den letzten Tagen zur Seite. Doch seinen Tod vermochte sie nicht anzusehen, und ging am 30. August wieder nach St. Cyr. Ludwig sprach oft die biblischen Worte aus: „Gott, komm mir zu Hülfe! Herr, eile mir beizustehen!" und verschied den 1. September Morgens 8 Uhr.

Als seine Leiche nach St. Denis gebracht wurde, verfolgte der Pöbel sie mit solchem Muthwillen, daß man Nebenwege einschlagen mußte. So sinkt die irdische Größe, so wechselt die Volksgunst. Wohl ihm, der höhere Güter kennt, und diese ins Land der Ewigkeit mit sich hinüber nimmt!

Sein Urenkel Ludwig XV., war damals erst 5 Jahr alt, es trat also eine vormundschaftliche Regierung ein, und sie riß der Herzog Philipp II. von Orleans, Ludwigs XIV. Brudersohn, an sich. Dieser Mensch glaubte nicht an Gott und Unsterblichkeit, und hielt sich jeden Abend in so scheußlichen Gesellschaften auf, daß nicht einmal sein Bedienter ihm dahin folgen wollte. Nun warfen auch die Hofdamen ihre Gebetbücher weg, und lachten über die Religion als einen Popanz, welcher nur für den Pöpel sei. Der Kronerbe

wurde weichlich erzogen, weil man seiner schwachen Gesundheit schonen wollte. Am verruchtesten ist der Plan des Regenten, alles Geld der Franzosen in seine Hände zu spielen. Der Schotte Law entwarf ihm den Plan einer französischen Bank nach dem Muster der englischen. Weil der Regent den Theilnehmern 40% Zinsen versprach, so drängte sich alles herbei, sein baares Geld der Bank zu bringen, und dafür Papier zu nehmen. Zugleich erging der Befehl, keine Zahlung über 10 Livres in Silber und über 300 Livres in Gold zu leisten, sondern in Papier, und keiner durfte über 500 Livres in Goldmünze in seinem Hause haben. Als im folgenden Jahre die Bank noch keine Zinsen zahlte, und einige vorsichtige Leute ihr Geld wieder forderten, da hatte die Bank bald ihre Kassen leer, die Bankzettel sanken bis zum halben Preise, 4½ Millionen blieben unbezahlt, um diese Summe waren also die Unterthanen von der Regierung betrogen. Law mußte aus dem Lande fliehen.

Man hoffte bessere Zeiten, wenn der junge König einmal selbst regieren würde. Als er daher 1721 erkrankte, war die Trauer allgemein, und die Kirchen wurden nicht leer von Betern für sein Wohl. Da er genas, raseten die Bürger vor Freude, aßen auf den Straßen zu Mittag, tanzten auf den öffentlichen Plätzen, und wogten im Garten der Tuilerien auf und ab, den vielgeliebten zu sehen, und das alles dauerte mehrere Wochen.

Im Jahre 1723 trat Ludwig die Regierung an, und da der Herzog von Orleans an seinen Ausschweifungen starb, wurde Ludwigs Lehrer, der alte Fleury, Bischof von Frejus, bald darnach auch Cardinal, erster Minister, ein Freund des Friedens, der dem zerrütteten Staate wieder aufzuhelfen suchte. Der junge König sollte dann heirathen, und die Wahl fiel auf die Tochter des vertriebenen Königs von Polen, Stanilaus Lescinsky, der in Elsaß von einem kleinen französischen Jahrgehalte lebte. Man denke sich das freudige Erschrecken des gutmüthigen Stanislaus. „Fallet mit mir auf die Knie, und danket Gott!“ rief er seiner Gemahlinn und Tochter zu, als er zu ihnen ins Zimmer trat. „Wie, mein Vater, sind Sie wieder auf den polnischen Thron gesetzt?“

fragte die Tochter. „Nein — sagte Stanislaus — der Himmel ist uns noch gnädiger, du bist Königinn von Frankreich."

Die junge Königinn Maria war eine edle Seele, und Ludwig lebte mehrere Jahre glücklich in seinem häuslichen Kreise. Im September 1729 wurde ein Dauphin geboren. Aber bald wurde die Willensschwäche des Monarchen von Verführern gemißbraucht, die nicht gern sahen, daß er, wie Ludwig XIV., selbst regierte. Sie redeten ihm alle Gewissenhaftigkeit aus, daß er seine tugendhafte Gemahlinn selten mehr sah, und seine Unterhaltung in der Gesellschaft schlechter Männer und Weiber suchte, welche mit ihm die Nächte durchschwelgten. Auf solche Nächte folgten dann immer düstere Tage, Ludwig konnte am Ende kaum mehr etwas denken, die Jagd mußte seine Lebensgeister wieder wecken. Bei schlechtem Wetter drechselte er, oder kochte in der Küche. Dabei war er Andächtler: wenn er den Tag über auch noch so viel Schändliches verübt hatte, so sagte er doch vor dem Schlafe immer sein Abendgebet her. Selten versäumte er einen Tag die Messe, und haßte alle Religionsspötterei, so wenig er auch von der Religion verstand. Der aber ist allein ein wahrer Christ, welcher mit dem rechten Glauben das rechte Handeln verbindet.

Auch in einige Kriege wurde Frankreich um diese Zeit wieder verwickelt. Einen ließ Ludwig führen, seinen Schwiegervater wieder in Polen einzusetzen. Das gelang zwar nicht, aber Stanislaus Lescinky erhielt doch im Friedensschlusse 1737 das Herzogthum Lothringen, und regierte zu Luneville noch 28 Jahre, bis er 1766, fast 90 Jahr alt, noch einen höchst traurigen Tod hatte. Als er nämlich an einem kalten Morgen zum Kamin trat, ergriff das Feuer seinen Schlafrock, und verletzte ihn so sehr, daß er nach 18 Tagen unter fürchterlichen Schmerzen starb.

Im österreichischen Erbfolgekriege, wie wir wissen, traten die Franzosen auch auf, wurden aber überall geschlagen. Man wollte den Muth der Truppen beleben, darum holte man den König ins Lager, welches in den Niederlanden stand. Aber allein konnte er nicht sein, seine schlechte Ge-

sellschaft mußte ihn begleiten, unter welcher die Herzoginn von Chateauroux jetzt seine Vertraute war. Aber ach, die Luft im Felde machte den Schwächling krank, in Metz mußte er liegen bleiben, und die Aerzte drangen darauf, daß er die Sterbesacramente empfinge. Der Bischof von Soissons wollte ihm aber die Beichte nicht abnehmen, wenn er nicht auf der Stelle seinen Wandel ändere, und insbesondere die Chateauroux und ähnliches Gelichter entfernte. Es geschah, Ludwig beichtete und communizirte, und wollte an seiner ewigen Seligkeit verzweifeln. Da erschien seine treue Gemahlinn vor dem Bette — das Geld zu der Reise nach Metz hatte sie lehnen müssen — sie war so theilnehmend, so liebevoll, als wäre sie nie beleidigt, redete ihm alle Bangigkeit aus dem Herzen, und wich Tag und Nacht nicht aus dem Krankenzimmer. Der zerknirschte Sünder küßte der Edlen weinend die Hände, und schwur ihr, von nun an bloß für sie zu leben. Er genas endlich wieder, und als er seinen Einzug in Paris hielt, glich das Volk einem Haufen Berauschter, so daß der König beschämt ausrief: „O Gott, womit habe ich so viel Liebe verdient!"

Seine guten Vorsätze waren bald vergessen, die Chateauroux erhielt ihren Einfluß wieder, und ihr zu Gefallen mußte Ludwig den braven Bischof von Soissons von dem Hofe verweisen. Als sie starb, wollte Ludwig auch vor Kummer sterben, doch eine Madame d'Etioles wußte ihn zu trösten. Ludwig ernannte sie zur Marquise von Pompadour, und 19 Jahre hat dieses weibliche Scheusal Frankreich beherrscht. In ihrem Kabinet befand sich nur ein Stuhl, den sie nämlich selbst inne hatte, und sitzend gab sie Audienz; hinter ihrem Stuhle stand ihr Haushofmeister, ein Ritter vom Ludwigsorden. Selbst die Prinzen von Geblüt mußten ihr stehend die Aufwartung machen, nur für den König, wenn er kam, wurde noch ein Stuhl geholt. Sie vergab alle Aemter im Reiche, nahm Geld aus den Staatskassen und riß den König, der sich zuweilen bekehren wollte, immer wieder ins Lasterleben. Massillon's Predigten hatten ihn immer erschüttert, und oft hatte er nach der Predigt sich von dem Redner die Handschrift geben lassen. Der edle Priester und große Redner war ein Nathan und

Johannes an dem verderbten Hofe gewesen. Freimüthig hatte er von der Kanzel gesprochen: „Welche Schmach für uns, Sire, wenn wir den Dienst der Wahrheit zum Dienste der Schmeichelei und der Lüge mißbrauchten! wenn wir von dem Predigtstuhle, aufgerichtet, um die Großen zurechtzuweisen, falsche Lobsprüche spendeten, wenn wir ferne davon, die Lehrer der Könige zu sein, zu feilen Sclaven der Eitelkeit und des Glücks uns herabwürdigten!" Massillon war nun schon seit 1742 todt, aber seine Worte klangen noch oft in den Ohren des Königs nach, wenn sein Gewissen die lichten Zwischenräume hatte. Doch die Pompadour ließ ihn nicht zu sich selbst kommen, und warf ihn von einer Lustbarkeit in die andere. Die Schlechtigkeit des Hofes verbreitete sich wie eine Pest auch in die Häuser der Bürger und in die Hütten der Landleute. Der König gab seinen Dienern sogenannte königliche Handquittungen, leere Blätter bloß mit seiner Unterschrift versehen, über welche sie so hohe Summen schreiben durften, wie ihnen beliebte, der Finanzminister mußte sie auf der Stelle auszahlen. Weil dieser aber nicht so viel Geld auftreiben konnte, wie die Verschwendung des Königs und die Habsucht der Pompadour verschlang, so mußte der eine Minister nach dem andern diesen Posten verlassen. Einmal war ein Herr von Silhouette Finanzminister, und weil er eben so wenig wie seine Vorgänger die leeren Kassen füllen konnte, so nannten die Franzosen, die auch im Unglück noch lachen können, die eben erfundenen leeren schwarzen Schattenrisse Silhouetten.

Während des österreichischen Erbfolgekrieges bezog Ludwig fast jedes Jahr das Feldlager, und selbst die Schauspieler mußten ihn begleiten. Einmal, am Tage vor einer Schlacht, trat beim Schlusse der Vorstellung die Schauspielerinn vor, und sagte: „Morgen ist kein Schauspiel, wegen der Bataille, aber übermorgen werden wir die Ehre haben zu geben . . . ." Der französische Waffenruhm wurde indeß fast immer geschändet, und beim Friedensschlusse zu Aachen 1748 machten die Franzosen gegen ihre Gewohnheit gar keine Forderungen, so daß der englische Gesandte es durchaus nicht begreifen konnte, und eine tückische

Hinterlist vermuthete; allein, seine Spione schrieben ihm aus Versailles, die Pompadour wolle ganz ehrlich den Frieden, denn sie habe es satt, mit dem Könige immer im Felde umherzuziehen. So wurde die Ehre des Staates der Gemächlichkeit dieser Creatur geopfert, und der Prätendent von England ward auch aus Frankreich verwiesen. Der 7jährige Krieg bedeckte Frankreich mit neuer Schande; zu Lande und zu Wasser, in Europa, Amerika und Asien wurden die französischen Truppen, deren Anführer von der Pompadour ernannt waren, geschlagen. Der König trieb seine alte Lebensweise fort, und als der fanatische Damiens ihn den 5. Januar 1757 Abends 6 Uhr, da er vor dem Schlosse zu Versailles eben in den Wagen stieg, mit einem Federmesser in der Seite verwundete, um denselben (wie er im Verhöre bekannte) nicht zu tödten, sondern ihn nur vom Sündenschlafe aufzuwecken, ward er doch als Königsmörder am 28. März schrecklich hingerichtet. Erst mußte er 2 Stunden lang die Folter ausstehen; dann hieb man ihm die rechte Hand ab, die verbrennt wurde; darauf zwickte man ihn mit glühenden Zangen, goß geschmolzenes Blei in die Wunden, und spannte endlich Pferde an, den noch immer lebenden Körper zu zerreißen, welches erst gelang, da man das Beil zu Hülfe nahm. Die Glieder wurden verbrennt, die Asche in die Luft gestreut. Dies geschah auf dem Greverplatze zu Paris, mitten im philosophischen Jahrhundert! Die Männer wandten ihren Blick von den scheußlichen Scenen ab, aber die Pariser feinen Damen starrten am neugierigsten hin.

Es ist wohlthuend, an dem lasterhaften Hofe doch noch einige edle Seelen anzutreffen. Das waren außer der Königinn der Dauphin und dessen zweite Gemahlinn Maria Anna Sophia von Sachsen, Tochter König August's III. von Polen. Seine erste Gemahlinn hatte er früh durch den Tod verloren, und diese zweite wurde ihm eigentlich von der Politik aufgedrungen, aber sie war eine brave Person, welche ihren Gemahl bald zu gewinnen verstand. Als sie in der Residenz ankam, und der Dauphin ihr den ersten Besuch machte, fand er in ihrem Zimmer mehrere Meubeln seiner verstorbenen Gemahlinn, die er noch immer

nicht vergessen konnte. Es kamen ihm Thränen in die Augen, doch suchte er sie zu verbergen, aber die Prinzessinn sagte: „Lassen Sie diesen Thränen freien Lauf, mein Prinz, und fürchten Sie nicht, mich dadurch zu beleidigen; diese Thränen zeigen mir vielmehr, was ich zu hoffen habe, wenn ich einst so glücklich bin, Ihre Freundschaft zu verdienen.“ Und diese verdiente sie bald durch ihr edles Herz und ihre seltenen Kenntnisse. Sie verstand außer dem Deutschen auch Latein, Italienisch und Französisch, war mit der Geschichte vertraut, und zeichnete artig. Sie liebte das häusliche Leben, und wich dem Getümmel des Hofes aus, so viel sie nur durfte. Gerade so war der Dauphin gesinnt, so daß die Minister hier einmal zwei Charaktere verbunden hatten, die ganz zusammen paßten. — Nach der Hofsitte mußte die Dauphine am dritten Tage nach der Hochzeit das Bildniß ihres Vaters am Arme tragen, und dieses war das Bildniß von August III., welcher den wackern Stanislaus Lescinky aus Polen vertrieben hatte. Man kann denken, wie hart solches der französischen Königinn, des Stanislaus Tochter, sein mußte. Ein großer Theil des verdrießlichen Tages war schon vorüber, ohne daß einer jenes Bildniß näher betrachtet hätte, bis endlich die Königinn nach ihrer Güte selbst zur Dauphine sprach: „Das ist also meine Tochter, das Bildniß des Königs, Ihres Vaters?“ „Ja Mama — antwortete diese — sehen Sie nur, wie ähnlich es ist!“ Und sieh, es war nicht das Bild ihres Vaters, sondern des Stanislaus Lescinky, des Vaters ihrer jetzigen Schwiegermutter. Die Königinn wurde gerührt, auch ihr alter Vater kam herbei, beide umarmten die Dauphine, und liebten von dieser Stunde an ihre Schwiegertochter von ganzer Seele.

Bald nachher wollte die Pompadour unter die Ehrendamen der Königinn aufgenommen werden, und Ludwig bewilligte es, obschon solche Ehre nur den Gemahlinnen der Prinzen und Pairs gebührte. Bei der Ceremonie küßte die Königinn geduldig nach Sitte die Aufzunehmende, als die Reihe aber an den Dauphin kam, bot er der Pompadour auch die Wange zum Kusse, streckte aber seine Zunge weit über ihre Schulter hin. Der ganze Hof sah es, und die

Pompadour, als sie es durch ihre Geschöpfe erfuhr, verlangte vom Könige, daß der Dauphin nach Meudon verwiesen würde. Es mußte geschehen, und er durfte nur unter der Bedingung einer öffentlichen Abbitte zurückkehren. In der Abbitte erklärte der Dauphin aber bloß, er habe das nicht gethan, was man ihr von ihm hinterbracht habe, worauf sie artig antwortete, sie habe es auch nicht geglaubt. — Ein Mann, der Stachelverse auf sie gemacht hatte, wurde in einen eisernen Käfig gesetzt, in welchem er weder sitzen noch liegen konnte. Das schändliche Weib starb im April 1764 mit bitterer Reue an der Schwindsucht, und ganz Frankreich jubelte auf. Der Verkauf ihrer Kostbarkeiten, Möbeln und Bücher dauerte ein ganzes Jahr.

Die edle Dauphine gebar ihrem Gemahle drei Söhne, Ludwig (1754), (den nachherigen unglücklichen König Ludwig XVI.), Ludwig Grafen von Provence (den nachherigen König Ludwig XVIII.) Karl Grafen von Artois (den nachherigen König Karl X.) und eine Tochter, die edle Elisabeth. So viele Nachkommen hatte der Dauphin nicht erwartet, er glaubte vielmehr schon 1752, noch ehe ihm ein Sohn geboren war, sterben zu müssen, weil er die Blattern bekam, welche er immer gefürchtet. Er ward es aber nicht gewahr, daß es die Blattern waren, denn seine Gemahlinn ließ die Zeitung, welche er zu lesen pflegte, für ihn besonders drucken, und in derselben fand er seine Krankheit zwar sehr genau beschrieben, aber anders benannt. Er überstand die Blattern glücklich, besonders da seine Gemahlinn nie sein Zimmer verließ, und die beschwerlichsten Dienste nicht scheute. Als er genesen war, erfuhr er alles, und die Dankbarkeit gegen seine treue Gemahlinn erlosch nur mit seinem Leben. Beide erzogen ihre vier Kinder selbst, und unterrichteten sie sogar selbst. Den Dauphin aber betrübte am Ende das unedle Leben seines Vater so tief, daß er im Jahre 1765 ins Grab sank. Seine treue Gemahlinn war trostlos, und folgte ihm nach 17 Monaten, nachdem sie am Tage vor ihrem Tode noch ihre Kinder unterrichtet hatte. Ein Jahr später starb auch die Königinn, als hätten die drei guten Seelen es abgesprochen, sich einander von dem sittenlosen Hofe abzuholen.

Der alte König lebte noch immer, und setzte sein Sündenleben fort. Die Pompadour war todt, aber jetzt saugte die Gräfinn Dübarry Frankreich aus, und beherrschte den Monarchen so sehr, daß dieser sich sogar unter dem Namen la France unter ihre Bedienten aufnehmen ließ, und ihr täglich den Kaffee kochte, den er ihr an das Bett brachte. Einmal ließ er den Kaffee überkochen, und sie fuhr ihn an: „So gib doch Acht, la France! Dein Kaffee läuft ja zum Henker!“ Wem fällt hier nicht Sardanapel zu Babylon unter seinen Weibern ein!

Je älter der König wurde, desto öfter und stärker stellten sich die Gewissensbisse ein, aber er sollte einmal kein besseres Leben anfangen, die Dübarry und andere litten es nicht, und so überraschte ihn der Tod, da er noch als Greis von den Blattern angesteckt wurde. Sein ganzer Körper ward mit den ekelhaftesten Beulen überdeckt, Arme und Beine verweseten, sein Körper zerfiel noch lebend zum Theil schon in Stücke, das Aechzen des Kranken zerriß allen das Herz, alle flohen, auch die Dübarry, nur sein Beichtvater und seine Töchter hielten bei ihm aus. Er sprach von nichts, als von dem Feuerpfuhl, der ihn in der Ewigkeit erwarte, horchte lechzend auf die Worte des Beichtvaters, der ihn auf Gottes Erbarmen hinwies, und äußerte wiederholt, Gott könne ihm das Böse, welches er gestiftet habe, nimmer vergeben. Er glaubte Höllengeister um sein Bett zu sehen, und in allen Kirchen mußten Messen zur Rettung seiner Seele gelesen werden. Das Gewissen, noch so lange unterdrückt und überhört, erwacht, wenn auch erst an den Pforten der Ewigkeit. Wohl ihm, der früher dessen Warnungen hört, oder doch mindestens am Rande des Abgrundes den Schritt auf die Bahn der Tugend zurückbewegt! Ludwig verschied den 10. Mai 1775, Nachmittags halb 4 Uhr. Der Hof ging gleich nach Choisy, nur einige Bedienten blieben im Schlosse zu Versailles bei der Leiche, die Aerzte mochten den Körper vor Ekel nicht balsamiren. Schon am dritten Tage fuhr man ihn nach St. Denis; 10 Gardisten und einige Pagen mit Fackeln waren die Begleiter. Der Sarg stand in einer Jagdkutsche, und ragte aus beiden Thüren hervor. Der Kutscher fuhr

lustig über Stock und Stein, und die Bauern der Dörfer, durch welche der Zug kam, riefen der Leiche Schimpfwörter nach. Eine lehrreiche Geschichte!

Ehe ich Ludwig's XV. Nachfolger auftreten lasse, muß ich von dem französischen Unglauben dieser Zeit erzählen.

§ 77.

Voltaire.

(1694—1748.)

So nannte sich der Mann, der mit Recht der Patriarch des Unglaubens heißt, sein rechter Familienname ist Arouet. Weil sein Vater kein unvermögender Mann (Einnehmer der Rechnungskammer) war, so erhielt der junge Arouet eine gute Erziehung, und ward zu den Jesuiten in die Schule geschickt. Diese durchschauten früh seinen Charakter, und weissagten, daß er das Haupt der Freigeister werden würde. Sein Dichtertalent machte ihn schnell bekannt, und kaum war er aus der Schule entlassen, als die Herzoginn von Richelieu ihm 100 Louisd'or schenkte. Da kaufte er sich eine Equipage, und Herr Arouet rollte nun über das Pflaster von Paris stolz einher. Sein Vater über die Tollheit aufgebracht, jagte ihn aus dem Hause, und pflegte zu sagen, er habe zu Söhnen zwei Narren, einen in Prosa (einen Jansenisten) und einen in Versen. Der französische Gesandte in Holland nahm sich des Verstoßenen Arouet an, mußte ihn aber seiner schlechten Aufführung wegen bald wieder aus Holland fortschicken. Er war nun 20 Jahr alt, und seine zügellose Feder griff bald alles wüthend an, die Regierung, die Religion, die guten Sitten, die Ehre von vielen Privatpersonen, er verfälschte und entstellte die Geschichte, lieferte Halbromane statt treuer Erzählungen, Witze statt bündiger Beweise, trat selbstgefällig und keck auf, und weil seine Sprache äußerst gebildet und der Inhalt seiner Schriften sehr verständlich war, so fand er Leser unter allen Ständen, in Frankreich und im Auslande. Durch Hohn machte er das Heiligste verächtlich,

und die damaligen flachen Menschen hatten nicht Ueberzeugung und Kraft genug, auch die Verachtung zu verachten, oder — um es christlicher auszudrücken -- zu ertragen. Ueberaus schädlich wirkte er zumal durch seinen Witz. Denn viel hat gewonnen, wer die Lacher auf seiner Seite hat, und das bei keinem Volke mehr, als bei den Franzosen. Es gibt leider Menschen genug, bei denen ein Witz mehr Beweiskraft hat, als der bündigste Grund. Aber eben seine bittere Galle, seine Unfläterei und sein Haß gegen Religion und Thron zogen ihm auch viele Verdrießlichkeiten zu. Dreimal ward er in die Bastille gesetzt, wiederholt aus Paris verbannt, indem der Büttel seine Schriften öffentlich verbrennen mußte, und oft wurde er noch von Privatpersonen derbe gezüchtigt. Ein Herr, auf den er eine Spottschrift verfasset hatte, ließ ihn auf der Straße so durchbläuen, daß der Witzling halbtodt liegen blieb; ein anderer holte ihn mit geladenem Pistol in seine Wohnung, ließ ihm einen Strick um den Hals legen, und schon sollte er hangen, als sein Heulen Mitleid erweckte, und er mit einigen hundert Peitschenhieben zu Thür hinausgeworfen wurde. In einem andern Hause wollte man ihn mit Händen und Füßen auf einen Tisch nageln, und nur 50 Louisd'or retteten den Armen. Eine beleidigte vornehme Dame schickte ihm eine fremde Equipage mit der Einladung, ein gewisser vornehmer Fremde in jenem Hotel wünsche mit ihm zu sprechen. Voltaire stieg fröhlich ein, in einer abgelegenen Gasse kamen aber zwei Bediente mit gespanntem Pistol auf ihn zu, verbanden ihm die Augen, und brachten ihn weiter. In dem Hause der Dame wurden ihm Ketten angelegt, und ein finsterer Keller nahm ihn auf. Abends 8 Uhr traten einige handfeste Leute ein, applicirten ihm eine Tracht Schläge, und reichten ihm dann ein Stück Brod und einen Krug mit Wasser, seine hitzige Muse etwas abzukühlen. Acht Tage lang wurde dieses Besserungsmittel wiederholt, und der berühmte Herr von Voltaire dann des Nachts gebunden vor dem italienischen Kaffeehause ausgesetzt.

Voltaire wußte alle diese Fatalitäten zu verschmerzen. War er doch berühmt und reich! Seinen Reichthum verdankte er theils dem Glücke in der Lotterie, theils seinen Schriften

und Betrügereien. Einem Gelehrten, der ihm eine Handschrift zum Gutachten mitgetheilt hatte, äußerte er sein inniges Bedauern, daß er dieselbe ihm nicht wieder geben könne, der Schurke vom Bedienten habe sie ihm entwendet, und sei davon gelaufen. Indessen verkaufte der Gewinnsüchtige die Schrift einen auswärtigen Buchhändler und strich dafür 200 Luisd'or ein. Zum Druck seiner Henriade hatte ein Buchhändler schon neue Typen und feine Kupfer angeschafft, als Voltaire sich die Schrift wieder geben ließ, unter dem Vorwande, noch etwas zu verbessern, und sie einem Buchhändler in England übergab, weil er dort noch mehr für dieselbe erhielt. Das sind nur einige Proben seiner Betrügerei.

Aus Paris verbannt, reisete er nun selbst nach England, wurde dort völlig von dem Unglauben angesteckt, und kam als ein gemachter Feind des Thrones und Altares wieder. In seinem Brutus zeigte er seinen Landesleuten, wie sie ihren König ermorden könnten, und in seinem Tod Cäsars belehrte er sie, daß nichts hübscher sei, als eine Republik. Beide Stücke ließ man als Theaterwerke durchgehen, als aber andere schamlose Schriften von ihm erschienen, und nach mehrmaliger Verweisung der Verfasser vom Minister die Versicherung erhielt, er werde bald so tief sitzen, daß er das Licht gewiß nicht wieder erblicken solle, so hielt er es für gerathen, Paris zu räumen, und war von nun an bald hier, bald dort. Kam er in eine große Stadt, so ließ er selbst in die Zeitung setzen: „Der berühmte Herr von Voltaire ist hier angekommen. Die ganze Stadt hat ihn mit dem größten Jubel empfangen. Er ist der größte Mann seines Jahrhunderts, seine Werke sind die Bewunderung der Welt."

Selbst Monarchen, die mit dem unter den damaligen Großen herrschenden Unglauben liebäugelten, ohne im mindesten deren republicanische Grundsätze zu theilen, und die nicht zu begreifen schienen, welche Ereignisse hier von den Ungläubigen für Fürsten und Völker vorbereitet wurden, rechneten es sich zur Ehre, mit Voltaire Freund zu sein. Friedrich der Große stand schon als Kronprinz mit ihm in Briefwechsel, nannte ihn den ersten Mann des Jahrhun-

derts, der mehr werth sei, als seine ganze Nation, an dessen Beifalle ihm mehr liege, als an dem Beifalle des halben Menschengeschlechts; ja er äußert sogar, es gebe nur einen Gott und nur einen Voltaire. Schon im Jahre 1736 schrieb er ihm: „Sehen Sie künftig meine Handlungen als die Früchte Ihrer Lehren an. Durch diese ist mein Herz gerührt worden, und ich habe es mir zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht, sie mein ganzes Leben hindurch zu befolgen." Er gestand seinem Freunde, daß er leider noch der Titel und fürstlichen Einkünfte bedürfe, um die Augen der Menschen auf sich zu ziehen, und gern Voltaire sein möchte, der seines persönlichen Verdienstes wegen geachtet, bewundert und beneidet werde. Als Friedrich 1740 seine Staaten bereisete, die Huldigung zu empfangen, sah er Voltaire'n das erstemal zu Wesel, und wurde nicht abgestoßen durch dessen Katzengesicht, sondern nur hingerissen, da derselbe ihm sein Trauerspiel Mahomet vordeklamirte. Voltaire kam ihm größer vor, als Cicero, Plinius und Agrippa, aber Voltaire schrieb, er haben einen kleinen Mann in einem Schlafrock von blauem Tuche zu Wesel angetroffen.

Die Verbindung mit Friedrich dem Großen verhalf dem elenden Voltaire in Frankreich zum Eintritt in die Akademie. Als die Pompadour ans Ruder kam, und Frankreich eine Verbindung mit Preußen suchte, wurde Voltaire, der Freund Friedrich des Großen, als Unterhändler gebraucht, und verweilte zweimal auf 8 Tage bei seinem königlichen Verehrer. Der Erfolg war, daß Frankreich gegen Maria Theresia den Krieg erklärte, und Voltaire, ein alter Bekannter der Pompadour, Mitglied der Akademie und Geschichtschreiber des Königs von Frankreich obenein ward, zu welchem Behuf er ohne Bedenken sein katholisches Glaubenbekenntniß ablegte. Im Jahre 1750 ließ er sich endlich erbitten, bei Friedrich dem Großen in Potsdam seine Wohnung zu nehmen. Bei seiner Ankunft ging Friedrich ihm bis an den Wagen entgegen, umarmte ihn, und küßte ihm sogar, wie erzählt wird, die Hand. Voltaire bekam seine Zimmer unter den Zimmern des Königs, erhielt nebst freier Wohnung, Tafel und Equipage noch 3000 Thaler Jahrgehalt, den Kammerherrnschlüssel und den Verdienstorden. Zu gewissen Stunden

des Tages mußte nun Voltaire mit dem Könige dessen Schriften durchsehen; der feine Hofmann lobte alles, und was nicht taugte, strich er schweigend durch. Doch nur ein Jahr dauerte die freundschaftliche Verbindung. Der stolze Franzose ließ keinen neben sich in der Gunst des Königs aufkommen, und verwundete in den Abendunterhaltungen mit dem Stachel seines Witzes bald den einen, bald den andern so grausam, daß der König wohl sah, Voltaire besitze die erhabenen Gesinnungen nicht, die er in seinen Schriften zur Schau trage. Auch steckte dieser Abends die halb abgebrannten Wachslichter im Schlosse ein, wollte einen Juden mit falschen Diamanten betrügen, gab durch eine satyrische Schrift den Maupertuis, Präsidenten der Berliner Akademie, dem allgemeinen Gelächter hin, und der Undankbare sagte offen heraus, er müsse täglich des Königs schmutzige Wäsche waschen, d. h. seine Schriften ausbessern. Friedrich wurde erbittert, und nahm dem falschen Freunde den Kammerherrenschlüssel und den Orden, doch erfolgte noch einmal eine Versöhnung, denn im Grunde fürchtete Friedrich sich vor der scharfen Feder dieses Franzosen mehr, als vor den Waffen Maria Theresia's. Aber der eitle Voltaire war auf seine Weise nun auch gekränkt, und bat um Urlaub, die Bäder zu Plombieres zu brauchen, war aber Willens, nie wieder zu kommen, und entwendete dem Könige noch eine Sammlung Gedichte. Kaum bemerkte Friedrich den Verlust seiner Papiere, als er dem Diebe nachsetzen, und ihn in Frankfurt a. M. festhalten ließ. Auch entließ er ihn nicht eher, bis er die Gedichte, die in Leipzig waren, wieder herbeigeschafft hatte, und führte ihn so lange in einem verschlossenen Wagen mit sich herum. In Bielefeld wollten die Leute wissen, was der König in dem Wagen hätte, und er antwortete, einen Affen von der Art der Meerkatzen. Voltaire rächte sich, indem er das Privatleben Friedrichs II. herausgab, ein Gewebe von Wahrheit und Lügen. Wahrlich lauter Beweise von Herzlosigkeit, Undank und Niedertracht!

Voltaire versuchte nun, wieder nach Paris kommen zu dürfen, da ihm dieses aber abgeschlagen wurde, so ließ er sich erst bei Genf, dann zu Ferney im Ländchen Ger nieder, verlebte hier noch viele Jahre, und hieß der Philosoph

von Ferney. (Sophist wäre wahrlich ein passenderer Name gewesen für den als Mensch so tiefstehenden Franzosen.)

In diesem Asyle schmiedete Voltaire die giftigsten Werke gegen die christliche Religion, obschon er zu Ferney eine neue Kirche bauen ließ mit der kurzen und hochmüthigen Inschrift: Deo erexit Voltaire. Er gewann Mitarbeiter an seinem heillosen Werke, besonders Alembert und Diderot.

Der Herr d'Alembert, 1717 geboren, wurde von seinen Eltern ausgesetzt, die Priester des Oratoriums fanden ihn am 18. November d. J. des Morgens auf ihrer Thürschwelle, und sorgten für seine Pflege und Bildung. In der Taufe erhielt er den Namen Jean le Rond, aber der runde Johann, der den Priestern die Erhaltung seines Lebens, und seine gelehrte Bildung verdankte (er wurde ein großer Mathematiker), trat nachher als Verfolger der Priester und der Religion auf.

Diderot war etwas älter, 1712 geboren, der Sohn eines Messerschmiedes in Langres, und eröffnete seine gelehrte Laufbahn mit einer Hofmeisterstelle in Paris. Sein dreister Ton erwarb ihm viele Verehrer. Er bekam einen Ruf nach Petersburg, wurde aber bald wieder zurückgeschickt, und machte die Reise von Petersburg nach Paris im Schlafrocke, im Schlafrocke ließ er sich auch in großen Städten umherführen. „Wer mag dieser sonderbare Mensch doch wohl sein?" fragten die Leute einander, und sein Bedienter antwortete ungefragt: „Es ist der berühmte Herr Diderot!"

§ 78.

Die Brüder in Beelzebub.

Mit Alembert und Diderot bildete Voltaire ein Triumvirat, den Glauben an Christus von der Erde zu vertilgen, und ist schrecklich zu vernehmen, was diese Menschen begannen. Voltaire schwur, das Christenthum zu vernichten, und gründete durch Alembert und Diderot eine geheime Gesellschaft zu Paris, die sich in dem Hause des Barons Holbach versammelte, und deswegen der Holbacher Clubb hieß.

Vor der Regierung nannten die Mitglieder sich Oekonomisten, eine Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, unter einander hießen sie sich aber Brüder in Beelzebub, und wählten den abwesenden Voltaire zum immerwährenden Präsidenten. Der gottlose Bund suchte, um Ansehen zu erlangen, recht viele achtungswerthe Schriftsteller als Mitarbeiter zu gewinnen, solche wurden aber von den geheimen Arbeiten des Bundes nichts gewahr. Diese bestanden darin, daß man allerlei große und kleine Bücher verfaßte, die Religion zu untergraben, und dieselben zu ganzen Ballen unentgeltlich an Buchbinder und Büchertrödler sandte, nicht einmal erfuhren diese, woher die großen Geschenke kamen, und verkauften sie für ein Spottgeld an Bürger und Landleute, an Erwachsene und Schulkinder. Zogen Beamte und Geistliche auch manches Buch ein, so erfuhren sie doch nicht, aus welcher Quelle diese verderblichen Werke flossen. Ein Pfarrer des Bisthums Embrün entdeckte, daß der Schulmeister seines Dorfes der Schuljugend unzüchtige und unchristliche Bücher austheilte, die demselben von unbekannter Hand zugeschickt waren, und in den Dörfern bei Lüttich lasen Schulmeister den Bauern die Werke der Philosophen vor. Um unerkannt zu bleiben, schrieben die Triumvirn sich unter angenommenen Namen: Alembert hieß Protagoras, Diderot Plato, Voltoire Raton, alle Eingeweihten unterschrieben ihre Briefe mit Cacouac, und die philosophischen Lehren verbreiten hieß im Weinberge arbeiten. „Arbeitet im Weinberge, zernichtet die Infame!" schrieb Voltaire ohne Aufhören.

Unbegreiflich, daß die Grundsätze der Philosophen, welche auch die Fürsten der Erde wüthend befehdeten, in Frankreich gedruckt werden durften! Aber die damalige Regierung Frankreichs war schlecht, und die Minister, besonders Choiseul, waren mit den Philosophen einverstanden.

Nicht nur in Frankreich, sondern in den meisten europäischen Staaten fanden die Lehren der französischen Philosophen Eingang, Polen und Spanien etwa ausgenommen, die katholische Religion war noch der festeste Damm gegen die Anarchie. „In unsern protestantischen Ländern geht das

viel geschwinder," schrieb ein vornehmer deutscher Protestant an Voltaire. Eben dieser Patriarch des Unglaubens kann seine Freude nicht bergen, in dem Zeitraum von 1760 bis 1770 seinen Freunden in Beelzebub versichern zu dürfen, daß ganz Europa voll vernünftiger Menschen sei, daß die Bücher der Philosophen der allgemeine Katechismus aller Nationen von Baden bis Moskau geworden, daß in Italien und England die Philosophie zahllose Freunde zähle, in Frankreich aber wohl bald den Thron besteigen werde, und zwischen Genf und Bern kein einziger Christ mehr sei. Dies ist gewiß sehr übertrieben, aber man sieht, daß die Brüder in Beelzebub wenigstens nicht fruchtlos gewirkt haben werden. Ihre Wuth ging so weit, daß sie, wie Julian der Apostat, den Judentempel zu Jerusalem wieder bauen wollten, um die Weissagung des Erlösers Lügen zu strafen, und weil die französische Regierung ihnen keine Aussicht dazu gewährte, so wendeten sie sich erst an Friedrich den Großen, dann an Katharina II. von Rußland, aber beide hatten nicht Lust, in Julian's Fußstapfen einzutreten.

§ 79.

Jean Jacques Rousseau.

Wir dürfen hier eines Mannes nicht unerwähnt lassen, der ebenfalls durch seine Schriften den Unglauben und die Revolution vorbereiten half. Jean Jacques Rousseau ward geboren zu Genf, den 28. Juli 1712, im reformirten Glauben erzogen, und las schon als Knabe neben den Classikern Romane. Seit seinem achten Jahre lebte er unter der Aufsicht eines Landgeistlichen, und mit dem vierzehnten trat er bei einem strengen Graveur in die Lehre, dem er entlief. Er schweifte umher, und ward in Savoyen katholisch. Hier wurde ihm in einem Kloster eine Ruhestätte vergönnt, die dem Unbeständigen indeß nicht lange zusagte. In der Frau von Warrens in Annecy fand er eine Beschützerinn, die ihn in den Wissenschaften und in der Musik unterrichten ließ. Dann hielt er sich längere Zeit zu Besançon und

Champellier als Musiklehrer auf, darauf in Montpellier, und kehrte endlich wieder nach Annecy zurück. 1742 wurde er Sekretair bei dem französischen Gesandten zu Venedig. Nach anderthalb Jahren begab er sich nach Paris, lebte vom Notenschreiben, und löste die Preisaufgabe, „ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe," mit Nein. 1753 nahmen es ihm die Franzosen sehr übel, daß er den Zustand der französischen Musik in einer Schrift als höchst erbärmlich darstellte. Verfolgt flüchtete er nach Genf, und wurde wieder reformirt, wechselte also mit Religionen, wie mit Röcken. Von Genf ging er abermals nach Savoyen, und schrieb zu Chambery ein Werkchen „über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen." Eigenthum, Reichthum und Verträge werden als Quellen alles Elendes der Erde bezeichnet, Rückkehr in die Wälder wird als der Weg zum Stande der Unschuld der ersten Menschen dargestellt. In Frankreich verfaßte er zu Montmorency jene übrigen Werke, worin er die Keime zur Revolution und seine schädlichen Grundsätze über Erziehung, Sittlichkeit und Religion niederlegte, nämlich: „Contrat social, la nouvelle Heloise" und „Emile ou de l'éducation." Nach der ersten Schrift, dem bürgerlichen Vertrag, wird die bestehende und natürliche Ordnung der Dinge gerade auf den Kopf gesetzt: das Volk soll regieren, und der Regent Volksbeamter sein. In den andern wird bewährten Grundsätzen der Religion und Sittlichkeit Hohn gesprochen, und Rousseau tritt in denselben wie ein beredter athenischer Sophist auf, und hat schädlich genug eingewirkt, zumal da er nicht so offen den Pferdefuß zeigte, als die Brüder in Beelzebub, und Irrthümer mit Wahrheiten mischte. Kein Wunder, daß sein Emil zu Paris im J. 1762 verbrannt ward, welchem Beispiele seine Vaterstadt folgte! Dann wurde Rousseau wieder flüchtig, war überall und nirgend, hielt sich in Paris auf, ging 1766 mit Hume nach England, aber weder der kalte Philosoph, noch das Nebelland wollten ihm gefallen. Schon 1767 erschien er wieder zu Paris; 1778 im Mai räumte ihm der Marquis Girardin eine Wohnung auf seinem Landhause Ermenonville ein, wo er schon den 2. Juli desselben Jahres endete. Noch im

hohen Alter verheirathete er sich mit Therese le Vassier, zu der er früher in unerlaubten Verhältnissen gestanden. Die mit ihr außerehelich erzeugten Kinder hatte der Mann, der Eltern über Kindererziehung belehren wollte, in's Findelhaus geschickt. Das war der Heros, den bethörte Menschen als einen Weisen darstellen möchten! Hören wir nun das Urtheil des Protestanten Wolfgang Menzel und des mit Rousseau gleichzeitig lebenden Erzbischofs von Paris über den Philosophen von Genf:

„Ein Franzose voll Phantasie und ästhetischem Sentiment und mit einer seltenen Gabe der Sprache ausgestattet, aber zugleich des schwächsten und erbärmlichsten Charakters, ohne eine Spur von bürgerlicher Ehre und Pflichtgefühl, und noch viel weniger von Religiösität. J. J. Rousseau warf sich zum Erzieher des Menschengeschlechts auf, und durfte sich schmeicheln, daß nicht nur Frankreich, sondern auch Deutschland für ihn schwärmte. Ein Mann, der seine eigenen Kinder nicht erzog, sondern fühllos in's Findelhaus brachte, wollte Europa lehren, wie es seine Jugend erziehen müsse, und Europa bewunderte ihn. Niemand ließ sich zwar einfallen, seine Reproductionen der Menschheit, mit Nackt- und auf allen Vieren gehen und mit Eicheln fressen zu verwirklichen; allein er übte doch unermeßlichen Einfluß auf die Welt, indem er allen (manchen) Köpfen den Glauben einpflanzte, die Menschheit könne sich schon auf dieser Welt selbst erlösen, mit gänzlicher Wegwerfung des Christenthums durch Philosophie und Revolution. Nie und nirgends ist Rousseau besser beurtheilt worden, als in dem Verdammungsurtheil des Erzbischofs von Paris, Christoph von Beaumont, vom J. 1762, das wir in allen Theilen unterzeichnen: „„Der Unglaube, sagt er, zeige sich in allen Gestalten, um sich allen Altern, Charakteren und Ständen anzufügen. Bald leichtsinnig in schmutzigen Romanen, bald sich tiefsinnig gebehrdend, als stiege er zu den ersten Prinzipien hinab, bald Duldung predigend. Bald endlich, diese verschiedenen Formen verbindend, vermischt er Ernst und Scherz, reine Lebensregeln und Schmutz, große Wahrheiten mit großen Irrthümern, Glauben und Lästerung; er unternimmt mit einem Worte, Licht und Finster-

niß, Christus und Belial zu vereinigen. Und gerade dies ist der Zweck, den man beabsichtigt zu haben scheint in einem neulich erschienenen Werke, dessen Titel Emil. — Aus dem Schooße des Irrthums ist ein Mensch hervorgegangen, der nur die Sprache der Philosophie spricht, ohne wahrhaft Philosoph zu sein, ein Geist mit vielen Kenntnissen, die ihn jedoch nicht aufgeklärt, mit deren Hülfe er aber andere verfinstert hat, ein Charakter voll Widersprüche, in Meinungen wie im Leben, welcher Einfalt der Sitten mit Stolz der Gedanken, Eifer für antike Grundsätze mit der Wuth Neuerungen einzuführen, dunkle Zurückgezogenheit mit dem Streben, aller Welt bekannt zu sein, verbindet. Man sah ihn die Wissenschaften angreifen, die er doch pflegen wollte, die Herrlichkeit des Evangeliums rühmen, dessen Lehren er zerstörte, die Schönheiten der Tugend malen, welche er in der Seele der Leser auslöschte. Er hat sich zum Lehrer des Menschengeschlechts aufgeworfen, um es zu betrügen, zum öffentlichen Warner, um alle Welt irre zu leiten, zum Orakel des Jahrhunderts, um es vollends zu verderben. In einem Werke über die Ungleichheit der Stände hat er die Menschen zu den Thieren erniedrigt, in einem neuern Werke (Heloise) hat er das Gift der Wollust beigebracht, während er sie zu verdammen schien; im Emil bemächtigt er sich der ersten Lebensperiode, um das Reich der Irreligion zu gründen*).““ (So weit der Erzbischof.)

---

*) Welche Bedeutung die irreligiösen Menschheitserlösungsideen Rousseau's für die französische Revolution gehabt, ist allgemein bekannt. Daß sie unter diesen Umständen auch auf die Pädagogik (Erziehungskunst) großen Einfluß üben würden, ließ sich erwarten. Unser berühmter (protestantischer) Zopfpädagoge Basedow baute seine Dessauer Philanthropie wesentlich auf die Lehre Rousseau's, und war insofern der Erste, der eine deutsche Schule ohne Christenthum haben wollte. Er ließ zwar das Christenthum gelten, aber mit offenbarem Hohn kündigte er an, daß seine Schulreligion alle christlichen Confessionen zugleich vollkommen in sich begreifen solle, ja auch das Judenthum und den Islam, drn Deismus und alles. Und dieser Unsinn gefiel, gerade so wie 50 Jahre später die Stunden der Andacht gefallen haben, die zugleich für Protestanten, Katholiken und Juden zugeschnitten und verkauft wurden. Allein Basedow wollte seine Schüler auch in anderer Beziehung zu viel lehren, und alles in so kurzer Zeit und so geräuschlos, so bloß spielend, daß seine Charlatanerei bald durchschaut

Sehen wir nun, wie Menschen, die sich selbst der Segnungen und des Trostes der wahren Religion berauben, in der letzten Stunde des Lebens auftreten, wenn alle Trugbilder schwinden und das Gewissen mahnt.

§ 80.

Die Philosophen auf dem Todesbette.

Als Ludwig XV. gestorben war, trug Voltaire kein Bedenken, wieder in Paris zu erscheinen; denn eben regierte ein Minister, der ein Freund der Philosophen war. Am Schlagbaume der Hauptstadt ward er gefragt, ob er auch Contrebande bei sich führe. „Keine, als meine Person!" antwortete er, und fuhr in die Stadt hinein. Die Schauspieler warteten ihm sämmtlich auf, und sagten: Wir kommen, daß Sie uns mit Ihrem Athem beleben. Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange, Voltaire bekam einen Blutsturz, und der Tod trat ihm schrecklich vor die Augen. Schon zweimal vorher hatte er bei ähnlicher Gelegenheit seinen Unglauben verflucht, und mit Zerknirschung die heiligen Sakramente empfangen. Auch dieses mal bat er seinen Pfarrer, den Pastor von St. Sulpice, ihm die Sakramente der Sterbenden zu reichen. Dieser sandte ihm den Priester Gaultier, Voltaire beichtete, und stellte einige Tage nachher durch Notar und Zeugen folgende Erklärung aus: „Ich Unterschriebener erkläre, daß, da mich in einem Alter von 84 Jahren vor vier Tagen ein Blutsturz befallen hat, und ich mich nicht in die Kirche begeben konnte, und der Herr Pfarrer von St. Sulpice die Güte gehabt hat, seine guten Werke dadurch zu vermehren, daß er mir den Priester Gaul-

wurde, und er schmählich Bankerot machte. Weit mehr moralischen Credit erlangte der zweite große deutsche Pädagoge, der in Rousseau's Fußstapfen trat, machte aber eben so kläglich Bankerot — Pestalozzi." So urtheilen christliche Protestanten von ihren eigenen hochberühmten Männern. Entnehmen wir uns daraus die Lehre, wie man sich gleich verirrt, wenn man die königliche Straße des Christenthums und längst gebahnte und als sicher bekannte Wege verläßt.

tier geschickt hat, ich diesem gebeichtet habe, und, wenn Gott mich abruft, ich auch in der katholischen Kirche sterbe, in welcher ich geboren bin. Ich hoffe von Gottes Barmherzigkeit, daß sie mir meine Vergehungen verzeihen werde, und sollte ich jemals der Kirche Aergerniß gegeben haben, so bitte ich deswegen Gott und sie um Verzeihung. Paris den 2. März 1778. Unterzeichnet Voltaire, in Gegenwart des Herrn Abbé Mignot, meines Neffen, und des Herrn Marquis von Villevieille, meines Freundes.“ Nachdem beide Zeugen und der Notar Momet das Document unterschrieben hatten, setzte Voltaire noch hinzu: „Da der Herr Abbé Gaultier mich gewarnt hat, man sage in einem gewissen Kreise, ich würde wider alles protestiren, was ich auf meinem Todesbette thun würde, so erkläre ich, daß ich dieses nie gesagt habe, und daß es ein alter Scherz ist, den man schon lange fälschlicher Weise mehreren Gelehrten zugeschrieben hat, die aufgeklärter waren, als ich.“

Es empörte die Philosophen, als ihr Patriarch wie ein Cagot sterben wollte. Aber noch einmal erholte er sich, erschien im Mai wieder im Theater, wurde feierlich mit einem Lorbeer gekrönt, und die Bekehrung war vergessen.

In dieser Stimmung suchten seine Genossen ihn zu erhalten. Als ein neuer Blutsturz erfolgte, und Voltaire wieder einen Priester verlangte, wichen Alembert, Diderot und andere Philosophen nicht von seiner Seite, und hielten alle Geistlichen fern von ihm. Da gerieth Voltaire in Wuth, und schrie: „Welchen unseligen Ruhm bereitet ihr mir!“ Mit zerreissender Verzweiflung rief er wiederholt den Namen Jesus Christus aus, biß sich mit den Zähnen in die Hände und Arme, und verwünschte seine Freunde, wie sein Arzt Tronchin erzählt. „Das kann man nicht aushalten,“ sagte der Marschall von Richelieu, und entfernte sich von dieser Schreckensscene. Der Unglückliche verschied den 30. Mai 1778. Der Erzbischof von Paris, Beaumont, versagte ihm standhaft das kirchliche Begräbniß, und so ward die Leiche aus Paris fortgebracht.

Alembert erkrankte 5 Jahre später, und als er dem Sterben nahe kam, verlangte er, der Voltairen den Priester ver-

sagt hatte, so nachdrücklich den Pfarrer von St. Germain, daß einer der Philosophen hinging, denselben zu rufen, wie er sagte, aber natürlich denselben nicht aufsuchte. Nach einer Weile kam er mit der Nachricht zurück, daß der Pfarrer ihm auf dem Fuße folge. Das Warten dauerte dem Kranken bald zu lange, der Freund ging zum Schein noch einmal hin, und brachte endlich die Nachricht, der Pfarrer selbst sei verhindert, habe aber einen Priester vorgeschlagen, der am andern Ende der Stadt wohne. Alembert trieb, einen Bedienten mit einem Billet an ihn zu senden, und ehe dieser zurück sein konnte, war Alembert verschieden. Condorcet hatte das ganze Spiel geleitet, und rühmte sich: „Wäre ich nicht gewesen, so hätte er sich ergeben." Alembert starb den 29. October 1783. Schon nach 9 Monaten folgte ihm Diderot ins Grab: ihn schleppten die Verschwornen aufs Land, und so konnte er, von allen Priestern fern, die Bekehrung, zu welcher er schon die ersten Schritte gethan hatte, nicht vollenden.

Die übrigen Helden der Philosophie starben nicht anders. Die Marquise von Chatelet, Voltaires Freundinn, welche auch in die Wissenschaften pfuschte, die Religion nie anders als Aberglauben nannte, und die Wollust und Völlerei für die einzige Tugend erklärte, meinte auf dem Todesbette, es sei doch vielleicht gut, daß sie die h. Sakramente empfinge, und als Christinn stürbe, und fragte ihren Verführer Voltaire um Rath. „Wählen Sie das Sicherste, Madame!" antwortete dieser.

Der Marquis d'Argens, einer der größten Freunde Friedrichs des Großen, war in der ersten Hälfte seines Lebens einer der stärksten Philosophen. Eben dieser starke Geist hat sich nicht geschämt, seine eigene Lebensgeschichte drucken zu lassen, und da erfahren wir also aus zuverlässiger Quelle, daß er mit 15 Jahren aus der Schule entlief, mit einer Schauspielerinn in Spanien umherzog, auf Antrag seines Vaters eingesperrt wurde, und durch verschlucktes Glas sich morden wollte, dann mit dem französischen Gesandten nach Constantinopel kam, überall die Weiber der Türken verführte, so daß der Gesandte ihm Schiffsarrest geben mußte, dann zu Paris, zu Rom, zu Marseille, zu Douay u. s. w.

sich aufhielt, bald Soldat, bald Advokat wurde, Schulden machte, sich immer nur auf Wochen verheirathete, und alle Frauen wieder sitzen ließ 2c. 2c. In der letzten Hälfte seines Lebens brachten ihm seine beiden Brüder eine bessere Meinung vom Christenthum bei; eine Krankheit bestimmte endlich seinen Entschluß: er verlangte mit allen Sakramenten versehen zu werden, und äußerte die größte Reue über die Werke, die er geschrieben hatte.

Ist es nicht ein herrlicher Triumph für die Religion, daß auch ihre giftigsten Feinde ihr auf dem Todesbette wieder huldigen mußten! Wenn die schimmernden Zauberbilder der Sinnlichkeit erblassen, dann schauet das Auge des Geistes schärfer; wenn der Stolze sich in seiner Nacktheit und Niedrigkeit, in seiner Schwäche und Ohnmacht erblickt, wenn ihn alles verläßt, und er alles verlassen muß, dann sieht er sich genöthigt, will er nicht verzweifeln, zum göttlichen Retter seine Zuflucht zu nehmen.

Dies hemmte indessen die Fortschritte des Unglaubens nicht besonders; die Bekehrung der sterbenden Philosophen, wenn sie nicht geheim gehalten werden konnte, ward von den Schreiern der Fieberhitze oder den wiedererwachenden Vorurtheilen der Jugend zugeschrieben. Traurig genug! Ein weit stärkerer Damm gegen den Unglauben war in Frankreich selbst noch die Priesterschaft, besonders der Jesuitenorden. Auf die Priester wälzten also die Philosophen alle Lästerungen, und brachten es dahin, daß das Priesterkleid ein Gegenstand der Schande wurde, und die jungen Abbés, zumal in Städten, sich lieber weltlich kleideten. Die Jesuiten, welche noch immer den Jugendunterricht besorgten, und fortwährend das Vertrauen vieler Großen und des größten Theils des Volkes besaßen, wollten der Modephilosophie durchaus nicht huldigen, und so beschlossen die Philosophen, den Orden zu vernichten, um ihren Sieg vollenden zu können. Die Sache ist jedoch wichtig genug, daß wir tiefer in sie eingehen. Aus dem großen Religionskriege war die Kirchengewalt auf katholischer wie protestantischer Seite sehr geschwächt hervorgegangen, nur die Staatsgewalt war stärker geworden. Der Papst galt jetzt nicht mehr als Gegenstand der Furcht für die großen Herren, wie ehedem; im

Gegentheil mußte sich das Kirchenoberhaupt nur zu oft mißliebige Noten von mächtigen und unmächtigen katholischen Höfen gefallen lassen. Man wollte zwar nicht gänzlich mit ihm brechen, schon allein der Unterthanen wegen nicht; aber die Alleinherrscher, die großen wie die kleinen, genirte doch eine zweite Macht neben der ihrigen; zwar war es nur eine reine geistliche, keineswegs eine mittelalterliche mehr, aber dennoch eine Macht, und die Jesuiten galten nicht ohne Ursache für die Hauptstützen und eifrigsten Krieger des Papstes, das wollte den Machthabern nicht gefallen. Dazu kam der Unglaube, den man Aufklärung zu nennen beliebte, und der alle Bollwerke, welche die katholische Kirche zu ihrem Schutze errichtet hatte, unter ihnen vorzüglich die Gesellschaft Jesu, zu vernichten, trachtete. Je mehr die Jesuiten sich dieser unchristlichen und unkatholischen Richtung durch Lehre und Erziehung entgegengesetzt hatten, desto mehr wurden sie gehaßt, verhöhnt und verfolgt. Die Höfe waren verschwenderisch und üppig, die Minister geldbedürftig: kein Wunder, daß sie einen Angriff auf die, wie sie glaubten, übervollen Beutel der Jesuiten machten! Die feste Verfassung und unabhängige Stellung der Jesuiten war den Herrschern, die von Ludwig XIV. gelernt hatten: „Der Staat, das bin ich" auch ein Gräuel, und die Königlein, Minister und Günstlinge konnten noch viel weniger Widerspruch und freies geistiges Leben von andern dulden, und hielten jede fremde Freiheit und Selbstständigkeit für eine unerträgliche Beschränkung ihrer eigenen Gewalt und ihres Einflusses; wie denn die kleinen Herren immer schlimmer sind, als die großen. Die Ungläubigen hatten die öffentliche Meinung durch Verläumdung gegen die Jesuiten gestimmt und das Volk zum Theile aufgehetzt. Diesem Bunde schlossen sich viele Große an, um ihn auszubeuten, und alle zusammen machten die wilde Jagd gegen die Väter der Gesellschaft Jesu. Der Papst war aber zu machtlos und zu schwach, um ein Veto einzulegen, ja er selbst wurde als ein Werkzeug zum Sturze seiner ergebensten Kinder gebraucht*). Treffliche Umstände kamen zusammen, diesen Plan zur Ausführung zu bringen.

---

*) Vergleiche Ganganelli Papst Clemens XIV. Seine Briefe und seine Zeit, vom Verfasser der römischen Briefe. Berlin, 1847.

§ 81.

Vernichtung des Jesuitenordens in Frankreich.

Es ist oben erzählt, daß die Pompadour, die Gebieterinn Ludwigs XV., um anständig bei Hofe erscheinen zu können, Palastdame der Königinn werden wollte. Dazu bedurfte es der Einwilligung der Königinn, die sehr religiös war, und so spielte die Pompadour eine Zeitlang die Andächtige, ging in die Kirche, und setzte einen Beichtvater an, den Jesuiten de Sacy, einen schlichten Mann, von dem sie kein ernstes Wort befürchtete. Der wackerer Priester sagte ihr aber schon in der ersten Unterredung, wenn sie christlich leben wolle, so müsse sie den Hof verlassen, und zu ihrem Gemahle zurückkehren, unter keiner andern Bedingung werde er sie als seine Beichttochter annehmen, sein heiliger Beruf verbiete ihm, zu einer Intrigue, ja zu sündhaften Cabale ihr die h. Sakramente angedeihen zu lassen. Die zurückgewiesene Pompadour schnaubte nun Rache gegen den ganzen Jesuitenorden, der so strenge auf Sittlichkeit hielt, und der Minister Choiseul, ihr Geschöpf, auch ein Philosoph, theilte den Haß gegen die Jesuiten mit diesem verworfenen Weibe. Selbst Ludwig XV., welcher persönlich die Jesuiten schätzte, war zu schwach, der Wuth dieser zwei Personen gegen den Orden zu steuern. Kaum war es in Frankreich bekannt, daß die Jesuiten bei den Machthabern des Hofes verhaßt wären, als zahllose Schriften gegen sie erschienen. Schon lange hatten die Jansenisten sich nicht ohne Erfolg bemüht, die Jesuiten wegen ihrer angeblich laxen Sittenlehre verächtlich zu machen. Nach dem Kampfe mit grobem Geschütze traten die Ungläubigen mit vergifteten glühenden Dolchen, mit Witz, wahrscheinlichen Lügen und mit Hohn gegen sie auf. Wer sollte sich ihrer annehmen? Von den vielen Freigeistern am Hofe, von ungläubigen und unsittlichen Prinzen und Herzogen, war keine Hülfe zu erwarten, zumal da die allmächtige Pompadour grollte.

Ein besonderer Vorfall brachte auch bald die Parlamenter gegen die Väter in Harnisch. Lavalette, der Vorsteher der Missionen in Martinique, war genöthigt, zum Unterhalte der dortigen Missionen, welche kein anderes

Einkommen hatten, angekaufte Ländereien anbauen zu lassen, und die Erzeugnisse nach Europa zu verkaufen. Den Gewinn verwandte er auf Erweiterung der Missionen, und kaufte auch Grundstücke auf andern benachbarten Inseln an, mit Erlaubniß der französischen Regierung, aber gegen das Verbot Benedict's XIV. Seine Wechsel auf viele Kaufleute in Marseille, besonders auf die Gebrüder Lioncy und Gouffre, wurden immer angenommen und bezahlt, bis englische Kaper alle französischen Schiffe wegnahmen, auch Lavalette's Schiffe, und Lioncy machte Bankerot. Das darüber erhobene Geschrei zu beschwichtigen, brachte der Provinzial in Paris alles zusammen, was er nur konnte, und in zwei Jahren war die Schuld bei Lioncy bezahlt. Der Orden, welcher bloß aus Klugheitsrücksichten und aus Menschenliebe die Zahlung übernommen, ermahnte nun den Bruder Lavalette, wenigstens während des Seekrieges der Engländer und Franzosen keine Producte nach Europa zu versenden. Lavalette aber befürchtete dann den Ruin der Missionen, befrachtete wieder Schiffe, sie wurden genommen, es erfolgten größere Bankerote der Kaufleute, und diese forderten für die Schuld des Einen, der zudem noch wegen seiner Handlungsweise aus der Gesellschaft ausgeschlossen worden, den ganzen Orden, welchen jedermann für unermeßlich reich hielt, zur Zahlung auf. Da der Orden die Zahlung verweigerte, wie jeder begreifen kann, so belangten die Kaufleute ihn bei dem Parlament zu Paris, in welchem s. g. Philosophen den meisten Einfluß ausübten. Die Neuheiden erhoben gegen die Väter ähnliche entsetzliche Beschuldigungen, wie die alten Heiden gegen die ersten Christen. Nun wurde der Lärm gegen die Jesuiten noch größer, nur befürchteten die Philosophen, Voltaire selbst, der bei den Jesuiten studirt hatte, und in seinen Schriften bei jeder Gelegenheit rühmlich von ihnen sprach, möchte als ihr Vertheidiger auftreten. Alembert bat ihn um alles in der Welt, die Jesuiten doch den Klauen der Jansenisten und der Parlamenter zu überlassen.

Dies geschah. Die Parlamente faßten eine Reihe von Beschlüssen, daß die Collegien der Jesuiten in Frankreich geschlossen, ihre Güter eingezogen und ihre Ordensverbin-

dungen in Frankreich vernichtet werden sollten. Die Jesuiten in Frankreich mußten ihr Ordenskleid ausziehen, und sollten einen Eid schwören, daß ihr Orden gottlos und den Rechten der Monarchen zuwider sei; welche diesen Eid nicht leisteten, die wurden mit 50 Thlr. Reisegeld über die Gränze gebracht. Nur ein einziger Jesuit unterschrieb diesen Eid, ein elender Wicht, und fragte den Parlamentsrath, ob er noch mehr unterschreiben müßte. „Ja — antwortete selbst dieser Mann spöttisch — noch den Koran, wenn ich denselben nur zur Hand hätte."

§ 82.

Papst Clemens XIV. hebt den Jesuitenorden auf.

(21. Juli 1773.)

So weit war man in Frankreich gekommen, als Papst Clemens XIII. mit Tod abging. Unter den Cardinälen waren zwei Parteien, Freunde und Feinde der Jesuiten: die ersteren betrachteten den Jesuitenorden als eine besondere Stütze der katholischen Kirche, die man nicht fahren lassen müsse; die andern wollten die Jesuiten vernichtet wissen, den Höfen von Frankreich, Spanien, Portugal und Neapel zu Gefallen, und seit langer Zeit war kein Conclave so stürmisch. Beiden Parteien gefiel der Cardinal Ganganelli aus dem Minoritenorden, den der vorige Papst auf Empfehlung der Jesuiten zum Cardinal erhoben hatte (er widmete seine theologischen Schriften nicht den Heiligen seines Ordens, sondern dem h. Ignatius und Xaverius), und er soll den Cardinälen, welche Freunde der Jesuiten waren, wohl zuweilen gesagt haben, der neue Papst dürfe die Jesuiten eben so wenig fahren lassen, wie er die Peterskirche niederreißen lassen dürfe. Die Cardinäle der andern Partei hielten ihn für einen erklärten Feind der Jesuiten, und so war er beiden eben recht. Man sagt, der französische Gesandte habe ihm versprochen, seinen Einfluß dahin zu verwenden, daß er zum Papste gewählt werde, wenn er verspräche, einst als Papst den Jesuitenorden aufzuheben. Andere erzählen, der Spanier de Solis

habe sich vor der Wahl ein Billet von Ganganelli an seinen König verschafft, worin dieser erklärte, daß ein Papst, in Uebereinstimmung mit den Kammern, die Gesellschaft Jesu aufheben könne, wozu er freilich an sich auch befugt war, nämlich wenn er gerechte Gründe dazu gehabt hätte. Alles dies ist jedoch nicht erwiesen. Am wahrscheinlichsten war Ganganelli bei beiden Parteien beliebt, weil er keiner Partei angehörte. Wie dem auch sein mag, genug, er wurde gewählt, und nannte sich Clemens XIV. Er war als Mensch wohl liebenswürdig, auch keineswegs ohne Talent; aber der scharfe Blick, mit dem man von der Höhe des päpstlichen Thrones, wie von einer Warte aus, die Parteiumtriebe überschauet und durchschauet, fehlte ihm; noch mehr jedoch die Festigkeit, welche vor keiner Gefahr zurückbebt, und durch welche so viele seiner Vorgänger und Nachfolger die Bewunderung der Menschheit erregten. Er gehörte zu den wenig einsichtigen, gemüthlichen und schwachen Menschen, welche durch Zugeständnisse und Friedensliebe um jeden Preis, unbescheidenen und stürmischen Forderungen gegenüber, am besten und sichersten glauben zum Ziele gelangen zu können, und nicht erwägen, welche Ungerechtigkeiten sie begehen, und welches Unheil sie hierdurch anrichten. Gleich nach seiner Krönung forderten die bourbonschen Höfe von dem Papste die Aufhebung des Ordens, und sie erfolgte, nicht mit Gutheißung der Cardinäle durch eine Bulle, sondern durch ein Breve. Es war am 21. Juli 1773, als die Glocken zur Verkündigung der Octave vor dem Feste des h. Ignatius läuteten. Der Papst hörte das Geläute auf dem benachbarten quirinalischen Hügel, und fragte nach der Veranlassung. Als man sie ihm mittheilte, entgegnete er: „Ihr irret, die Glocken im Jesu (der Jesuitenkirche) läuten nicht für die Heiligen, sondern für die Todten.“ Erst 4 Wochen später setzte der Papst eine Commission nieder, die Anschuldigungen der Jesuiten zu prüfen, man weiß aber nicht, daß sie schuldig gefunden sind: sie waren eher verdammt, als gerichtet. Päpstliche Beamten leerten alle Kirchen der Jesuiten im Kirchenstaate, und brachten den Raub in die päpstliche Kammer; mit schönen Gemälden aus ihren Collegien schmückte der Papst seine Land-

häuser. Vergebens spürte man nach großen Schätzen, obschon man Keller, Brunnen, Gräber, Kloaken durchwühlte. Der letzte General des Ordens, Pater Ricci, ein abgelebter Greis, wurde als ein Verbrecher auf die Engelsburg geschleppt, und mußte im Kerker sterben*). Clemens XIV. überlebte die Aufhebung des Ordens kaum um ein Jahr**). Seine Ruhe war hin nach dieser That; seine erhitzte Einbildungskraft schuf erschreckende Gebilde, Todesgedanken beschäftigten ihn ohne Unterlaß. „Gnade! Gnade!" rief er, in seinen Gemächern umherwandelnd. — „Compulsus feci! Compulsus feci!" (Gezwungen that ist's! Gezwungen that ist's***)! — Zu seiner Entschuldigung läßt sich sagen, daß er wahrscheinlich ein Schisma befürchtete, wenn er den Orden gegen den Willen aller katholischen Höfe bestehen ließ. Gesteht er ja selbst ein, „um des lieben Friedens willen und zur Wiederherstellung des guten Einvernehmens mit verschiedenen Kabinetten" so gehandelt zu haben. Die Fürsten und der Papst handelten jedenfalls sehr unweise, sich eines so kräftigen und anhänglichen Bundesgenossen in einer Zeit zu berauben, wo ihnen ganz andere Feinde drohten, nämlich der Unglaube und die Revolution, und wo sie einer festen und zuverlässigen Stütze und eines Gegenmittels so sehr bedurften. Sie wußten wahrlich nicht, was sie thaten. Es war, als wenn man die Kinder aus dem Hause weiset, und unbekannte fremde Dienstboten aufnimmt, oder als wenn man sich selbst die Hand abhauet. Die Wühler aller Art erkannten von jeher ihre Freunde

*) Er hatte eine Reform des Ordens von der Hand gewiesen mit den bekannten Worten: Jesuitae aut sint, ut sunt, aut non sint.

**) Papst Clemens XIV. hat auch katholische Festtage aufgehoben, nämlich den 3. Festtag nach Ostern, Pfingsten und Weihnachten, alle Apostelfeste außer Petri und Pauli, die Feste von Magdalena, Laurentius, Anna, Michael, Martinus, Katharina; mehrere Feste der Mutter Gottes wurden auf den nächsten Sonntag verlegt.

***) Zu den vielen niederträchtigen Verläumdungen gegen die Jesuiten gehörte früher auch jene, sie hätten den Papst vergiftet. „Wer — sagt der Verfasser des „„Ganganelli" — diese Vergiftungsgeschichte trotz der Zeugnisse des päpstlichen Beichtvaters, der Aerzte und zahlreicher Zeitgenossen schlechterdings noch glauben will, dem kann man das freilich nicht wehren."

und Feinde besser, nicht umsonst waren sie stets den Jesuiten so sehr abhold, und der witzige Abraham a s. Clara vergleicht treffend die Gesellschaft Jesu einem Nußbaume, wohin die bösen Buben stets mit Knitteln werfen. Gleichwohl kann man einräumen, daß auch die Jesuiten Menschen waren, daß einzelne Mitglieder ihren großen Einfluß zuweilen mißbraucht und Andere verletzt haben mögen. Es ist zu natürlich und zu menschlich, als daß man es anders erwarten sollte. Aber was folgt daraus gegen den Orden?

Die Philosophen jubelten, daß endlich ihr stärkster Feind vernichtet war, und Friedrich der Große schrieb an Voltaire: „Jetzt, da die Jesuiten aufgehoben sind, wird bald die ganze Kirche zu Grunde gehen; es wäre ein Wunder, wenn sie gerettet würde, und Sie, mein lieber Patriarch, werden wohl noch das Vergnügen haben, ihr die Grabschrift zu machen.“ Anders dachte aber Friedrich II. als König: er wollte den Orden in Schlesien erhalten wissen, weil man nirgends gelehrtere Katholiken und bessere Priester finde, als unter den Jesuiten, und aus ihren Gütern nicht die Hälfte der Professoren würde besoldet werden können, wenn man die Jesuiten aus den Schulen entfernte. Er verbot also, in seinen Staaten den Aufhebungsbeschluß zu veröffentlichen, aber die Jesuiten baten selbst, dem Papste gehorchen zu dürfen, bis der König einwilligte, doch versah er alle mit reichlichen Jahrgehältern oder guten Pfarreien, und welche es vorzogen, die ließ er in ihren Collegien wohnen, und die Jugend unterrichten, wie immer. Die russische Kaiserinn Katharina II. erwirkte den Jesuiten in ihren Staaten sogar ein Breve von Rom, daß sie ihre Ordensverbindung fortsetzen und einen General halten durften. In andern Ländern fuhren die Jesuiten fort, als Weltgeistliche die Jugend zu unterrichten, oder arbeiteten als thätige Pfarrer, und die meisten starben in Dürftigkeit. Nirgends aber leisteten sie dem Befehle des Papstes Widerstand, sie ehrten selbst die ungerechten Befehle eines irre geleiteten Oberhauptes, ganz den Grundsätzen ihres Stifters gemäß. Der h. Ignatius von Loyola welcher unbedingte Ergebung in den Willen Gottes und kindlichen Gehorsam gegen dessen Stellvertreter auf Erden für die obere Richtschnur seiner

Jünger erklärte, wurde einst gefragt, was er thun würde, wenn seine Gesellschaft vor seinen Augen zu Grunde ginge. „Ich würde — antwortete der große Mann — eine Viertelstunde dem Gebete und der Betrachtung widmen, und dann ruhig sein.“

Die hohen Verdienste der Jesuiten um Erhaltung und Verbreitung des katholischen Glaubens in manchen Ländern, so wie um die Bildung und Erziehung der Jugend kann ihnen der Neid selbst nicht streitig machen. Mögen andere ihnen als Lehrer gleich stehen, als Erzieher überflügelten die Jesuiten alle. Mit Vaterernst väterliche Liebe verbindend, besaßen sie die Achtung und Liebe ihrer Schüler in gleich hohen Grade, und wußten auch Begeisterung für das Studium zu erwecken. Sie haben viele und große Männer in allen Wissenschaften und Künsten aufzuweisen, von denen wir, zur Würdigung ihrer mannigfaltigen nur zu oft verkannten Verdienste einige nennen wollen. Zu den größten und gründlichsten Theologen gehören Bellarmin, Petavius und Canisius. Von dem letztern einige Worte: Petrus Canisius, geboren am 8. Mai 1524 zu Nimwegen, war der Erste, den die Jesuiten in Deutschland für ihren Orden gewannen, zu Cöln, wo er studirte, 1543 aufgenommen, bewies er großen Eifer und unermüdliche Thätigkeit, um die Versuche des Kurfürsten Hermann, die „Reformation“ in das Erzstift einzuführen, zu vereiteln. In das Collegium seines Ordens zu Ingolstadt versetzt, wurde er 1549 Lehrer der Theologie, bald auch Vicekanzler der Universität daselbst. Die wichtigsten Dienste leistete er der katholischen Sache zu Wien seit 1551, erst als Rector des dasigen Collegiums, 1553 durch eine gänzliche Umformung der Wiener Universität, und bei einjähriger Verwaltung des dortigen Bisthums, das er als Jesuit nicht annehmen durfte, so wie endlich auf dem Concilium zu Trient, wohin er auf Veranlassung des Kaisers Ferdinand I. gesandt wurde.

Sein großer und kleiner Katechismus (Summa doctrinae christianae 1554) der in lateinischer und deutscher Sprache erschien, wurde in vielen Auflagen verbreitet, und trug viel dazu bei, das durch den lutherischen und Heidelberger Katechismus verbreitete Gift unschädlich zu machen,

und die Katholiken in ihrem Glauben zu befestigen. Von seinem „katholischen Gebetbuch“ erscheinen noch fortwährend Ausgaben, und sein Katechismus wird in einigen Bisthümern Deutschlands noch gegenwärtig beim Volksunterricht gebraucht. Gerade die Verfasser der besten neuern Katechismen haben dieses Jesuiten Leistungen mit Recht fleißig benutzt. Ueberhaupt hat Canisius sehr viel dazu mitgewirkt, daß der Ausbreitung des Protestantismus Schranken gesetzt wurden. Die Jesuiten, deren erster Provinzial in Deutschland er war, verdanken ihm zunächst und zumeist ihre Verbreitung in diesem Lande. Zu Prag, Augsburg, Dillingen und Freiburg in der Schweiz stiftete er Collegien derselben. Im letztern, wohin er sich in seinem Alter zurückzog, starb er am 21. December 1597.

Auch Maldonat, ein genauer Kenner der hebräischen und griechischen Sprache, mit ausgebreiteten Kenntnissen in der Geschichte und Exegese war Jesuit, so wie die nicht minder berühmten Salmeron, Justiniani und Weitenauer gleichfalls dem so oft verunglimpften Orden der Gesellschaft Jesu angehörten. Maldonat hatte so viele Zuhörer, daß er unter freiem Himmel die h. Schrift erklären mußte.

Als berühmte geistliche Redner haben wir Bourdaloue und Flechier bereits genannt; aber auch der Wiener Jesuit Wurz, der ein Lehrbuch und Muster der Beredsamkeit lieferte, so wie der Domprediger zu Paderborn Mentges und jener zu Osnabrück, der volksthümliche Hunolt, verdienen Erwähnung. Als Asceten nennen wir den eigenthümlichen Drexelius, ferner Segneri und Nicolaus Avancinus.

Ausgezeichnete Astronomen und Mathematiker waren Boscowich, Clavius, Hell, De Bell, Scheiner und Schall; Naturkundige, Kircher, Nieremberg, Raczynski. Als Geographen verdienen Anerkennung Acunha, Charlevoix und Gerbillon. Theils als Geschichtschreiber, theils als Lehrer der Staatswirthschaft machten sich berühmt Mariana, Aquaviva und Ribadeneira. Als Kenner und Pfleger der alten Sprachen (Philologen) sind hochgeachtet Hervas und Pandura, von welchem Mezzofanti sagt, Pandura habe 3 Mal mehr Sprachen verstanden, als er, obschon der Cardinal

ein halbes hundert redete; ferner Viger, Perpinian, Pontanus, Vernuläus, Gretser und Angelo Mai (aus dem wieder aufgeblühten Jesuitenorden), der manche Handschriften des Alterthums ans Licht zog. Gretsers griechische Grammatik wurde 20 Mal aufgelegt*). In der Dichtkunst haben die Jesuiten Sterne erster Größe aufzuweisen, einen Balde, den zarten und feinen Sarbievius (Sarbiewski), den höchst eigenthümlichen Angelinus Gazäus, Vanieri, Juvenci, Sautel, der dem Ovid mit Glück nachahmte, während die übrigen sich den Horaz als Muster gewählt hatten, ferner Desbillons, († 1789) berühmt durch seine Aesopischen Fabeln. Alle diese schrieben klassisches Latein. Von Pater Spee, dem berühmtesten deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts ist bereits Rede gewesen; Balde verdient eine besondere Erwähnung. Er wurde geboren zu Ensisheim im Elsaß 1603 und starb 1668. Er war Hofprediger des Kurfürsten von Bayern, und ist hochberühmt als lyrischer Dichter, der sich in der Sprache Latiums vernehmen läßt, wie ein Schriftsteller des goldenen Zeitalters unter Augustus, und sich durchaus frei in dem antiken Versmaaße bewegt. Obschon dem Horaz nachahmend, hat er nicht auf Selbstständigkeit, Eigenthümlichkeit und Begeisterung verzichtet. Minder bedeutend sind seine deutschen Gedichte. Herder und A. W. Schlegel haben Balde's Meisterschaft anerkannt, und auf den mit Unrecht fast vergessenen Dichter wieder aufmerksam gemacht. — Denis, geboren 1729 zu Schärding am Inn, gestorben 1800, hat sich um die Ausbildung der schönen Literatur und der deutschen Sprache in den österreichischen Staaten sehr verdient gemacht; auch war er selbst ein trefflicher deutscher Dichter.

Ist es verantwortlich, einen ganzen Orden, der solche ausgezeichnete Männer besaß, zu verunglimpfen, wenn auch einzelne Glieder der zahlreichen Genossenschaft gerechtem Tadel unterliegen sollten, und in ihren Behauptungen, Lehren und Handlungen zu weit gingen?

---

*) Von Perpinian heißt es: „Cedat nunc Cicero, Perpinianus adest.“ Cicero räume den Platz, Perpinianus erscheint.

Dritter Zeitraum.

Von der französischen Revolution bis zur Befreiung Europa's.

(1789—1813. 24 Jahre.)

---

§ 83.

König Ludwig XVI.

(Seit 1774.)

Ludwig XV. ruhte, wie wir schon vernommen haben, in der Gruft zu St. Denis. Auch sein Kronprinz, der Dauphin, Gemahl der tugendhaften Marie Josephe von Sachsen, war nicht mehr; wie einige sagen, hatte Choiseul ihn, weil er die Philosophen haßte, durch Gift auf die Seite geschafft — so viel ist wahr, daß Choiseul ihn immer haßte, und einmal ihm zu sagen wagte: „Mein Herr, ich kann einst das Unglück haben, Ihr Unterthan zu werden, aber das Schicksal, Ihr Diener zu werden, kann ich nie haben." Des Dauphins ältester Sohn lebte auch nicht mehr, daher war sein zweiter Sohn der Thronerbe, und dieser ist Ludwig XVI., ewig berühmt durch sein Unglück.

Er war 1754 geboren, erhielt von seiner Mutter eine treffliche Erziehung, und lernte sehr gern, besonders Geschichte und Erdbeschreibung. Unter seinen Spielsachen war eine kleine Druckerei, und in seinem 12. Jahre schrieb er einen Auszug aus dem Telemach, den er selbst druckte, und unter seine kleinen Freunde vertheilte.

Eilf Jahr alt, verlor er seinen Vater, und bald darauf ebenfalls seine Mutter. Der lasterhafte Hof seines Großvaters war ihm von früher Jugend her ein Gräuel; darum sprach er wenig, ging den Schmeichlern aus dem Wege, und wurde von seinem Großvater gehaßt. Er ward früh vermählt, mit Maria Antonia, Tochter Maria Theresia's, Schwester Kaiser Joseph's II., und während alles am Hofe sich Gelagen und Bällen überließ, besuchte er mit seiner jungen Gemahlinn die Hütten der Armen, und half, wo er konnte. Nach Hoheit verlangte er nicht. Als man ihm den Tod seines Großvaters meldete, rief er schmerzlich aus: „O Gott, soll ich denn das Unglück haben, regieren zu müssen!"

Er war kaum 20 Jahr alt, da er den Thron bestieg, und er bezeichnete seine Regierung nur durch edle Thaten. Die Folter hörte auf, im Juragebirge ward die Leibeigenschaft sammt den Frohndiensten abgeschafft, und ein Leihhaus wurde gestiftet, die Armen aus den Klauen der Wucherer zu retten. Der junge König ließ die Staatsgefängnisse untersuchen, und alle Personen, die etwa nur eines kühnen Wörtchens wegen eingekerkert waren, erhielten die Freiheit. Die bei der Krönung üblichen Abgaben erließ er seinen Unterthanen, und den Titel des Ersehnten, den man ihm entgegenrief, lehnte er bescheiden ab. „Die Könige — pflegte er zu sagen — sind nur deswegen auf Erden, um die Völker durch ihre Regierung glücklich und durch ihr Beispiel tugendhaft zu machen."

Ein solcher König hätte eine lange glorreiche Regierung verdient, aber Gottes unerforschliche Fürsehung hatte es anders beschlossen, Ludwig XVI. sollte die Sünden seiner Vorfahren büßen, und leidend hinnieden sich die Freuden des Jenseits erwerben. Bei aller Herzensgüte hatte er keine Festigkeit, und konnte als König sich kein Ansehen geben. Er besaß nicht den Muth und die Kraft, zu handeln, aber wohl zu leiden und zu sterben, er war liebenswürdig als Mensch, nicht groß auf dem Thron, aber groß im Kerker und auf dem Blutgerüst. Seine Schwäche gereichte indeß nicht ihm allein zum Verderben; ein kräfti-

gerer Herrscher hätte durch ernste Maßregeln das Unglück so vieler Tausende verhindert, doch auch nur vielleicht. Ein Höherer lenkt die Geschicke der Sterblichen. Die französischen Freigeister verachteten den König wegen seiner Schwäche und Gutmüthigkeit, und gingen muthig ans Werk, im Lande alles umzukehren. Das konnte ihnen um so eher gelingen, als der damalige Zustand Frankreich's allerdings sehr traurig war. Ueberall Vorrechte, bei den Ständen, bei den Städten, bei den Provinzen, bei den Zünften. Die höchsten Stellen bei einigen wenigen Klassen, und in diesen Klassen wieder bei einzelnen Personen. Die schweren Staatslasten ruhten auf einem einzigen Stande. Die Staatsschulden waren durch Kriege, Verschwendung und Schwelgerei der beiden letzten Könige auf's höchste gestiegen. Man klagte ferner noch über langsame, parteiische, kostbare Rechtspflege, über Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit der Staatsbürger durch willkürliche Verhaftsbefehle, und über viele sonstige Mißbräuche. Die Lage des Mittelstandes und der unteren Volksklassen war überhaupt durch die gränzenlose Willkür des Hofes und der Großen besonders seit Ludwig XIV. eine höchst mißliche geworden, und das Sittenverderbniß hatte bei Hofe und dem Adel so beispiellos um sich gegriffen, daß eine Erleichterung der Unterdrückten und eine Besserung der Sittenlosen fast nur durch einen gänzlichen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse möglich schien. Die Geistlichkeit, besonders die höhere, war theils durch die Bestrebungen der Gegner, theils durch eigenes Betragen beinah um alle Achtung gekommen. Manche verweltlichte, durch und durch verkommene Geistlichen trugen ihre flachen, gottlosen, s. g. philosophischen Ansichten überall zur Schau, suchten in ihren Ausschweifungen mit dem Adel zu wetteifern, und luden so die Schuld auf sich, daß nach ihnen der ganze Stand beurtheilt und verachtet wurde, der auch damals in Frankreich so vieler trefflicher Männer sich rühmen konnte. Die königliche Würde hatte durch das Leben der beiden letzten Fürsten Frankreich's bei dem Volke unendlich an Achtung verloren. Als nun ein Montesquieu, und besonders ein Jean Jacques Rousseau, diese Lehrer des neuen Staatsrechts, in ihren Schriften

lange völlige Freiheit und Gleichheit, so wie Volkssouverainität gepredigt, die Fürsten und Obrigkeiten als die verantwortlichen Diener des Volkes dargestellt, und die Könige im frühern Sinne für Despoten und Tyrannen erklärt hatten, welche das Volk je eher desto lieber stürzen müsse: da erhob sich dasselbe, welches eine an seine Leidenschaften gerichtete Sprache nur zu gern hörte, plötzlich, um seine vermeintlichen Rechte geltend zu machen, und das Beispiel des Freiheitskampfes der englischen Colonien in Nordamerika gegen den Mutterstaat trug noch mehr dazu bei, jenen Drang auch in Frankreich zur That zu entzünden. Der Kampf gegen die Regierung wurde immer heftiger, offener Widerstand gegen die königliche Gewalt ward als Vaterlandsliebe gepriesen; es galt für etwas Großes, den Hof und dessen Mitglieder zu verläumden, obschon namentlich der gute König an den herrschenden Uebelständen unschuldig und außer Stande war, diese so tief eingewurzelten Mißbräuche gleich und sämmtlich zu heben, wozu es ihm aber keineswegs am Willen fehlte. Die Königinn, die als Oesterreicherinn von Anfang an die Volksmeinung gegen sich hatte, schien seit der Thronbesteigung ganz verändert, sie lebte auf einem hohen Fuße, spielte stark, sprach nur zu offen ihre Gedanken und Gesinnungen gegen jegliches Gesindel aus, und zeigte einen wandelbaren Charakter, ohne jedoch im Geringsten die Sittlichkeit zu verletzen. Maria Antoinette wurde deshalb bitter gehaßt, und war der Gegenstand der frechsten Verläumdungen.

Die Staatsschuld betrug über 4000 Millionen Livres, und wurde, so viel der König selbst sich auch einschränkte, immer noch vermehrt, besonders da Frankreich die Nordamerikaner gegen England unterstützte. Lange wurde darüber gesprochen, wie man die Schuld tilgen wolle. Da der Minister Necker, ein Reformirter aus Genf, keinen Rath wußte, so schlug er dem Könige vor, sich von den Reichsständen Rath geben zu lassen. Der König berief also die Stände auf den 1. Mai 1789 nach Versailles, und zwar 300 Deputirte des Adels, 300 der Geistlichkeit, 600 des Bürgerstandes, welcher der dritte Stand (tiers état)

hieß. Die größere Anzahl aus dem Bürgerstande sollte den beiden andern Ständen das Gleichgewicht halten.

Nun begannen die Wahlen. Die Freigeister bemühten sich, daß ihre Geschöpfe zu Abgeordneten gewählt würden. Zu Arras wählte man den Robespierre, einen jungen Advokaten, der vom dortigen Bischofe bisher Unterstützung genossen hatte, von Religion aber nichts kannte, und schändlich lebte. Sein Bruder mußte ihm die Bauern gewinnen, und er selbst ging in die Bierhäuser der Stadt, um sich die Stimmen der Bürger zu verschaffen.

In der Provence bemühete sich der Graf Mirabeau, Deputirter des Adels zu werden. Aber der Adel stieß ihn zurück: sein Leben war noch nichts als Laster gewesen, sein Vater hatte ihn oft einkerkern lassen, sein Bild war schon an den Galgen geschlagen. Man hatte über ihn den boshaften Witz gemacht: „Dieser Mann würde für Geld alles vollbringen, selbst — eine gute Handlung.“ Aber der Graf war ein Philosoph: da er beim Adel nichts ausrichtete, schmeichelte er dem Volke, predigte Freiheit und Gleichheit, schaffte sich einen Tuchladen an, und verkaufte Tuch ellenweise in eigener Person. Ein solcher Volksfreund mußte wohl der Stellvertreter des Volkes werden.

§ 84.

Ausbruch der Revolution.

(17. Juni 1789.)

Am 5. Mai wurde die Ständeversammlung zu Versailles in einem dazu besonders eingerichteten Saale, der auf 12 prächtigen Säulen ruhete, eröffnet. Neben dem Throne des Königs stand etwas tiefer der Thron der Königinn, ihr zur Linken war der Sitz der Prinzen, dann folgten rechts die Pairs und andere Abgeordnete des Adels, mit wallenden Federn auf den Hüten und mit schwarzen goldgestickten Mänteln; auch die Geistlichkeit erschien in ihrem reichen Schmucke. Der dritte Stand saß in einfachen Gewändern links

tief im Hintergrunde, vor seinen Bänken paradirten acht bewaffnete Herolde in kurzen violettenen Mänteln, die mit großen goldgestickten Lilien geschmückt waren. Vor dem Throne stand ein langer Tisch grün behängt, um welchen die Minister saßen; rechts von demselben hatten die Staatsräthe ihren Platz, an den Stufen des Thrones saß der Siegelbewahrer. Die beiden ersten Tribünen zwischen den Säulen nahmen die Hofdamen ein, in Gold- und Silberzeuge gekleidet und mit Juwelen prangend. Necker erschien in einem stahlgrünen reich mit Silber besetzten Kleide. Ueber 2000 Zuschauer füllten die übrigen Plätze des schönen Saales, in welchem die ewig denkwürdige Revolution beginnen sollte.

Der König trat ein, ein Papier in der Hand, und bestieg seinen Thron. Lange schaute er vergnügt umher, es herrschte tiefes Schweigen, kaum daß man zu athmen wagte. Dann las er mit heller Stimme seine Rede ab, die mit Beifallklatschen beantwortet wurde. Nach ihm sprach Necker über die Finanzen, und die Arbeiten begannen. Anfangs ging alles gut. Der Adel erbot sich, seiner Steuerfreiheit zu entsagen, aber allein darum waren die Deputirten des dritten Standes nicht gekommen: nun oder nimmer sollten die republikanischen Ideen, welche Voltaire und seine Helfer gepredigt und viele Franzosen neulich in Nordamerika verfochten hatten, in Frankreich verwirklicht werden. Als es zur Sprache kam, ob man nach Köpfen oder nach drei Kammern stimmen solle, forderten die Bürgerlichen, nach Köpfen, weil sie dann hoffen durften, noch wohl manchen aus dem Adel und der Geistlichkeit für ihre Sache zu gewinnen. Als der Adel und die Geistlichkeit nicht wollten, erklärten die Deputirten des dritten Standes sich allein den 17. Juni für die Nationalversammlung, und die Revolution war begonnen. Ein Theil der Geistlichkeit, selbst der höhern, unter ihr der schlaue, unzuverläßige und unwürdige Talleyrand, Bischof von Autun, und einige vom Adel, den ehrsüchtigen und lasterhaften Herzog von Orleans an der Spitze, traten bei. Schon wagte es Mirabeau, zu dem Ceremonienmeister, der zur Entfernung aufforderte, zu sprechen: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß

wir hier sind kraft der Macht des Volks, und daß man uns nur durch die Gewalt der Bayonette vertreiben wird." Vergebens ließ Ludwig den Saal schließen und mit Soldaten umstellen: die Nationalversammlung trat in einem andern Gebäude zusammen, und erklärte ihre Mitglieder für unverletzlich. Der König gab nach, und gebot jetzt die Vereinigung aller drei Stände zu einer gemeinschaftlichen Versammlung. Doch konnte er wohl nicht ohne Besorgniß sein; er zog zwischen Paris und Versailles ein Heer von 40,000 Mann zusammen, und verwies Necker aus dem Reiche.

Schon längst hatte das Volk, besonders der Pöbel zu Paris, mit Begeisterung die Neuerung ergriffen, schon trug man dreifarbige Kokarden als Symbol der Freiheit, und da Necker als Freund des Volkes galt, so betrachtete man seine Entfernung als eine Beleidigung der Volksfreiheit. Der Pöbel durchzog die Straßen; einige königliche Reiter sprengten in die Stadt, und schossen in die Luft, um die Ruhestörer zu schrecken, aber nun brach der Aufruhr vollends los, und wälzte sich von Straße zu Straße. Die französischen Garden schlugen sich zu der Volkspartei, und schossen auf die Deutschen und Schweizer; der Pöbel legte an verschiedenen Stellen der Stadt Feuer an, raubte und mordete, und bewaffnete sich. Aus dem Invalidenhause wurden 30,000 Gewehre und einige Kanonen geraubt. Am 14. Juli eroberten die Banditen die Bastille, in welcher, wie man glaubte, viele Volksfreunde gefangen säßen. Man fand aber nur 7 Gefangene, nämlich 4 Wechselverfälscher, einen liederlichen Verschwender, der auf Ansuchen seines Vaters dort eingesperrt war, und 2 Wahnsinnige. Die Besatzung bestand aus 40 Soldaten und 90 Invaliden: diese schleppte man nach dem Greveplatze, und erstach oder hängte sie an Laternenpfähle, und die Bastille machte man dem Erdboden gleich. Bei dieser trefflichen Arbeit waren am eifrigsten die Bettler der Vorstadt St. Antoine, welche keine Beinkleider trugen, und so kam es, daß die Aufrührer bei den rechtschaffenen Leuten spöttisch nur Sans-culottes, Ohnehosen hießen, eine Benennung, welche die Volksfreunde bald als einen Ehrentitel annahmen. Jeder Republikaner, auch wenn

er reich war, nannte sich selbst einen **Bürger Ohnehosen** (citoyen sansculottes).

In den folgenden Tagen hielten die Bastillenstürmer einen Umzug durch die Stadt, Gott zu danken für den siegreichen Tag. Vorauf fanden sich auf Fleischgabeln einige Hosen statt der Fahnen; ihnen folgten Ohnehosen, welche auf hohen Stangen die Köpfe der Ermordeten trugen; andere zogen mit abgeschnittenen Händen oder Beinen einher, und den Zug schlossen französische Garden, Bürgerkompagnien und das Volk, besonders Weiber und Mädchen. Fremde, welche diesem scheußlichen Schauspiele zusahen, glaubten aus der Hauptstadt der feinfühlenden Franzosen, an die Thore des Serails oder an die Ufer des Ohio versetzt zu sein. Alle Plätze der Stadt, auch die neue Brücke, waren fortwährend mit Kanonen besetzt, und **Lafayette**, der als Jüngling schon in Nordamerika gefochten hatte, bildete auf Betrieb der Nationalversammlung eine **Nationalgarde** zu Paris von 31,000 Mann, doch gab er sich gegen den König das Ansehen, als geschehe dies zum Besten des Thrones. Ludwig gab wieder nach: er verabschiedete das große Heer zwischen Paris und Versailles, und rief Necker zurück. Er wurde als Triumphator überall empfangen, und der eitle Mann glaubte, es geschehe allein ihm zur Ehre, da es doch nur zum Aerger des Königs und des Hofes geschah.

Was machte aber unterdessen die Nationalversammlung? Statt auf Mittel zu denken, die Schuldenlast des Reiches zu tilgen, nahm sie philosophische Untersuchungen vor, und erklärte die **Rechte des Menschen und Bürgers**. Bei Tage schliefen die Herren gewöhnlich, ihre Sitzungen hielten sie dann des Nachts, und da waren viele berauscht. In der Nacht vom 4. August schafften sie allen Unterschied der Stände ab, und brachten in 5 Stunden viele tausend Menschen um ihr Brod. Die höchste Gewalt legten sie dem Volke oder vielmehr sich selbst als Stellvertretern des Volkes bei, und ließen dem Könige nur das Recht, den Beschlüssen der Nationalversammlung seine Beistimmung zu versagen.

Da es so stand, verließ der eine Bruder des Königs, der Graf von Artois, gleich das Land. Der Herzog von Orleans, ein abscheulicher Mensch, nach Hormar's Schilderung „ein Catilina an wahnsinnigem Ehrgeiz, aber an unglaublicher Feigheit Vitellius, nur an Schwungsucht Guise, nur in der Bosheit ein Karl von Navarra," ein besonderer Feind der Königinn, kaufte, wie glaubwürdig erzählt wird, um Paris her alles Korn auf, und bewirkte dadurch eine Hungersnoth in der Hauptstadt, welche die Bürger zu neuer Raserei entflammte. Jedenfalls steht des reichen Herzogs dämonisches Wirken gegen die königliche Regierung fest. Wäre dieser Umstand nicht gewesen, so hätte die Königinn vielleicht eine Gegenrevolution bewirkt. Am 1. October gaben nämlich die Leibgarden zu Versailles den Linientruppen ein Gastmahl; die Revolution und ihre Folgen kamen zur Sprache, und schon wollte ein Grenadier, welcher den Nationaleid geleistet hatte, sich aus Reue erstechen, als die Königinn, den Dauphin auf den Armen, hineintrat, den Thronerben diesen ehrenwerthen Kriegern empfahl, und sie um Beistand anrief, wie einst ihre Mutter Maria Theresia die tapfern Ungarn. Der Dauphin ging von Hand zu Hand; Maria Antonia setzte sich zwischen die Soldaten, grüßte auch den Gemeinen, und nahm Theil an dem Feste. Alle Offiziere rissen die dreifarbige Kokarde von ihren Hüten, traten sie mit Füßen, und steckten die zweifarbige des Hofes auf. Dann gingen sie unter die Fenster des Königs, laut klagend, und als dieser freundlich auf dem Balkon erschien, sangen sie die rührende Arie: Verläßt denn alles dich, o Richard, o mein König?

Die Nachricht von dieser Stimmung der Truppen kam bald nach Paris. Mirabeau traf hier ein, und wiegelte die Fischweiber und anderes Gesindel auf, die Beschimpfung der Nationalkokarde zu rächen. Am 5. October Morgens zog der Pöbel aus Paris, wohl 14,000 Personen, größtentheils Weiber oder als Weiber gekleidet, obgleich unter ihnen auch verkappte Deputirte des Adels sich befanden. Der Bastillenheld Maillard und der Metzgerknecht „Kopfabschneider" Jourdan führten die Horde an. Diese zügellosen Banden waren theils zu Fuß, theils zu Pferde und Wa-

gen, fast alle betrunken, und auf dem Wege nach Versailles wetzten sie auf den Straßensteinen ihre Messer, wie sie sagten, der Königinn den Leib aufzuschneiden. Gegen 3 Uhr Nachmittags zogen sie berauscht und von Regen triefend ein, und traten in den Saal der Nationalversammlung, nach Brod schreiend. Zufrieden mit dem ehrenvollen Empfange, der ihnen hier geworden, machten sie sich an die zweite Arbeit, die Garden zu würgen. Sie stürmten auf das Schloß, doch an diesem Abend wurden sie noch glücklich zurückgetrieben. Am andern Morgen sehr früh gelang es ihnen jedoch, ins Schloß zu kommen. Die Königinn sprang aus dem Bette, gleich nach ihr drangen Weiber mit Schlachtmessern in ihr Gemach, und durchstachen das Bett. „Wo ist die Verwünschte? — riefen sie — ihr Herz wollen wir verzehren, von ihren Gedärmen uns Kokarden machen.“ Die Königinn war zitternd zum Könige geflohen. Einige Gardisten wurden auf der Marmortreppe erstochen, und ihre Köpfe auf Stangen durch die Straßen getragen. Endlich erschien der König in der Begleitung des Generals Lafayette, und flehte um Gnade für seine Garden. Dies half. Der Pöbel rief: „Es lebe der König; Er gebe uns Brod, und verlasse seine Kinder nicht!“ Andere riefen deutlicher: „Nach Paris mit ihm!“ Als sich gegen die Königinn noch Drohungen erhoben, da näherte sich ihr Lafayette, und fragte sie um ihren Entschluß. Ich werde den König begleiten, entgegnete sie muthig. — Nun, so folgen Sie mir, sprach der General, und führte sie auf den Balkon. Man drohte, wegen des Lärmens konnte man den Vermittler nicht vernehmen. Ein sichtbares Zeichen mußte gegeben werden: der General neigte sich daher tief vor der Königinn, und küßte ihr ehrfurchtvoll die Hand. Das gefiel. Man ruft: „Es lebe die Königinn! es lebe Lafayette!“ Der König fragt, ob der General nichts für seine Garde vermöge. Dieser führt nun einen Gardisten auf den Balkon, umarmt ihn, und hängt ihm sein Degengehänge über. Auch über diese Versöhnung gab das Volk seine Beifallsbezeugungen zu erkennen.

Lafayette war, mehr gezwungen, als freiwillig, mit 20,000 Mann Nationalgarde und 20 Kanonen aus Pa-

ris den Weibern nachgezogen, ihr Thun in Versailles zu unterstützen. Da nun auch er dem Könige zuredete, seine Residenz nach Paris zu verlegen, so fügte sich dieser, und setzte sich mit seiner Gemahlinn, mit dem Dauphin und seinem ältesten Bruder, Ludwig von Provence, in den Wagen. Der Weibertroß, die Nationalgarden und königlichen Garden begleiteten ihn; vor seinem Wagen trug man auf Stangen die Köpfe seiner ermordeten Diener*), hinter ihm folgten 50 Wagen mit Korn und Mehl, die Weiber saßen auf den Kanonen, andere trugen junge Bäume, an deren Zweigen Brode hingen, und riefen beim Einzuge den Parisern zu: Hier bringen wir euch den Bäcker und die Bäckerfrau und den kleinen Gesellen! Als der König aus dem Wagen stieg, hörte man einzelne Stimmen: „An die Laterne!" Den patriotischen Fischweibern wurden Ehrenbänder ausgetheilt.

Den 19. October versetzte sich auch die Nationalversammlung nach Paris, und stellte in den folgenden Tagen zum Schein eine gerichtliche Untersuchung der vorgefallenen Gräuelthaten an. Man erbat sich auch das Zeugniß der Königinn, diese erklärte aber, sie werde nie einen Unterthan des Königs verklagen, und die Nationalversammlung befahl, die Sache ruhen zu lassen.

Dieselbe schritt nun in ihrem Werke rasch voran. Am 2. November wurden alle Kirchengüter für Eigenthum der Nation erklärt, um die Staatsschuld zu bezahlen, und die Geistlichen auf Sold aus der Staatskasse verwiesen. Ueberhaupt hat von jeher Kirchengut bei Freibeutern als

---

*) Thiers in seiner „Geschichte der französischen Revolution" behauptet, die ärgsten Banden seien schon vorher abgegangen, und Lafayette habe ihnen eine Abtheilung seiner Leute nachgeschickt, um ihnen das Umkehren unmöglich zu machen. Er habe befohlen, die Räuber zu entwaffnen, welche die Köpfe der beiden Leibwächter auf Stangen getragen, und man habe ihnen diese gräßliche Siegeszeichen auch wirklich abgenommen; es sei nicht wahr, daß sie vor dem Wagen des Königs hergetragen worden. Nun, so hätten wir eine Gräuelthat weniger, deren uns ja doch mehr als zu viel begegnen; wir wollen daher dieser Behauptung nicht widersprechen. Uebrigens strebt Thiers, selbst ein Sohn der Revolution, auf die Blöße seiner Mutter, wo möglich, ein Mäntelchen zu werfen.

gute Prise gegolten. Am 4. November theilte man das Reich in 83 Departements, die von Flüssen, Bergen u. s. w. benannt wurden, und setzte fest, in jedem Departement solle ein Präfect und ein Bischof, in jeder Gemeinde ein Maire (Bürgermeister) sein. Die Bischöfe mußten jeglicher Verbindung mit dem Papste entsagen, und alle geistlichen Personen den Bürgereid leisten. Da dieser Eid gegen ihr Gewissen war, so wanderten die meisten aus. Am 19. December wurden auch die Güter des Königs eingezogen, und diesem 25 Millionen Livres Gehalt aus der Staatskasse angewiesen, am 13. Februar 1790 alle Klöster aufgehoben. So achten Revolutionsmänner Rechte.

§ 85.

Die Jakobiner.

In diese Zeit fällt auch die Gründung der Clubbs, geheimer Gesellschaften, in denen die Mitglieder der Nationalversammlung, die von derselben Partei waren, des Nachts besprachen, was sie am folgenden Tage in den Sitzungen durchsetzen wollten. Der berüchtigste ist der Jakobinerclubb, der sich in der Jakobskirche der Dominikaner versammelte, und aus den wüthendsten Aufrührern bestand. Die Jakobiner trugen schmutzige Kleider und eine rothe Mütze. Dann folgen die Cordeliers (nach ihrem Versammlungsorte, der Kirche der Franciscaner, so genannt). An der Spitze der Letztern standen der furchtbare Danton mit der Stentorstimme, und der begabte Volksredner Advocat Camille Desmoulius, die großen Einfluß auf das Volk ausübten, und dem verworfenen Orleans zu Willen waren. Die Feuillans, zu denen Lafayette gehörte, wollten eine constitutionelle Monarchie mit breiter demokratischer Grundlage, ohne Pöbelherrschaft. Sie waren die Halben, und mußten dem Ganzen, wie immer, bald weichen. Zeitschriften, besonders der Volksfreund des blutdürstigen Scheusals Marat, regten fortwährend den Pöbel auf. Mit den Jakobinern in Paris standen 150 ähnliche Clubbs in den Provinzen in Verbindung.

Ein vorzüglicher Jakobiner war der Baron Clootz aus Cleve, der sich Anarchasis, Redner des Menschengeschlechts, nannte. Am 19. Juni 1790 veranstaltete dieser einen feierlichen Zug von angeblichen Deputirten verschiedener fremder Nationen an die Nationalversammlung. Da sah man Deutsche, Polen, Schweden, Schweizer, Holländer, Brabänter, Engländer, Spanier, Italiener, sogar Araber, Syrer, Chaldäer und Amerikaner, alle in ihrer Landestracht: die Kleider hatte der Baron aus der Garderobe der Komödienhäuser genommen. Der Redner des Menschengeschlechtes hielt im Namen aller dieser Nationen eine tolle Rede an die Nationalversammlung, daß es ihr Wunsch sei, an der Freiheit der französischen Nation und an dem bevorstehenden Bürgerfeste Theil zu nehmen. Der Präsident beantwortete diese Rede in eben so hochtrabenden Ausdrücken, und schloß mit den Worten: „Ja meine Herren, Frankreich schätzt es sich zur Ehre, Sie zu dem Bürgerfeste, dessen Vorbereitungen die Nationalversammlung befohlen hat, zuzulassen; aber dagegen glaubt es sich berechtigt, von Ihnen einen glänzenden Beweis Ihrer Dankbarkeit zu fordern. Kehren Sie nach der erhabenen Feier in Ihr Vaterland zurück, sagen Sie Ihren Monarchen, sagen Sie Ihren Regenten, wie dieselben auch heißen mögen, daß sie, wenn ihnen daran gelegen sei, ihr Andenken bis auf die späteste Nachwelt zu bringen, nur dem Beispiele Ludwigs XVI., des Wiederherstellers der französischen Freiheit, folgen müssen." Und nun klaschte die ganze Nationalversammlung den Hanswursten lauten Beifall, und der hochwichtige Vorfall wurde zu Protokoll genommen.

Das eben angedeutete Bürgerfest hielt man den 14. Juli 1790, die Zerstörung der Bastille zu feiern: auf dem Marsfelde stand der Altar des Vaterlandes. Prachtvolle Bühnen waren errichtet für die Häupter der Nation, für den König und den Präsidenten der Versammlung. 400,000 Zuschauer hatten die Stufen auf beiden Seiten des Feldes besetzt, in dem die 60,000 bewaffneten Verbündeten sich aufstellten. Der Bischof von Autun feierte die Messe, 300 Priester in weißen Gewändern und 3farbigen Binden standen auf den Stufen des Altars, zum Dienste bei der Feier-

lichkeit. Zahlreiche Chöre vernahm man, Kanonendonner schallte dazwischen. Lafayette trug nach dem Hochamte das Eidesformular zum Altare, alle Fahnen flattern, alle Schwerter glänzen. Lafayette, Herr Präsident und die Abgeordneten rufen: Ich schwöre. Der König streckt den Arm gegen den Altar und spricht: „Ich, König der Franzosen, schwöre, die Gewalt, so mir die Verfassungsurkunde anvertraut, zur Aufrechthaltung der von der Nationalversammlung beschlossenen und von mir angenommenen Verfassung anzuwenden." Die Königinn hob ihren Sohn empor, ihn dem Volke zeigend, da erschallt Ein Ruf der Wonne, da hat sie alle Herzen gewonnen; da sind Alle für den König begeistert: kurze Eintracht! schneller und schrecklicher Wechsel!

Eine neue Schande luden die Jakobiner auf sich, daß sie die Kirche der h. Genoveva ausräumten, und sie zum Pantheon für die Apostel des Unglaubens und des Aufruhrs umschufen. Den 2. April 1791 starb Mirabeau. Er war später für den Hof gewonnen worden, und wollte nun fernere Beschränkungen der königlichen Gewalt steuern; vergeblich! Er konnte den Damm nicht wieder herstellen, den er selbst früher durchstochen hatte. Noch an diesem Tage hatte er sich wohlriechende Wasser und Blumen bringen, und durch Musik zerstreuen lassen. Das Gewissen nagte, er fühlte, daß seine letzte Stunde nahte. Er verlangte vom Arzte ein Mittel, um schneller sein Leben zu endigen. Da dieser solches weigerte, nannte er ihn grausam, und rief heftig aus: „Meine Schmerzen sind unerträglich. Ich habe noch Kräfte für Jahrhunderte, aber für keinen Augenblick mehr Muth. Die glasernen Augen starrten wild umher, heftige Zuckungen stellten sich ein, er schrie laut auf und schied als ein Verzweifelnder. Auf Befehl der Jakobiner wurden am Todestage dieses unglücklichen Menschen alle Schauspielhäuser geschlossen; der Clubb und die Präfectur von Paris legten auf 8 Tage Trauer an, die Munizipalität auf 3 Tage, und man nannte den Nichtswürdigen den Helden der Revolution, den heil. Mirabeau, den ersten Gott Frankreichs. Er war der erste, der im Pantheon begraben wurde, und sein Nach-

bar ward Voltaire*) am 11. Juli desselben Jahres. Seine Asche wurde in einem prächtigen Sarge nach Paris geholt, die Nacht hindurch auf dem Platze der Bastille ausgestellt, und am folgenden Tage von 12 weißen Pferden unter Begleitung des Jakobinerclubbs, der Bastillenstürmer, der Nationalversammlung, der Minister, der Nationalgarde u. s. w. nach dem Pantheon gefahren. Auf dem Sarge thronte Voltaire in Wachs auf einem Paradebette, und wurde unterweges dreimal gekrönt.

Nun sah Ludwig XVI. ungefähr, wohin man zielte, und er beschloß, zu entfliehen. Er vermochte den Zwang, den man ihm immer kecker auflegte, nicht mehr zu ertragen, er wollte die Beschränkung seiner Gewalt nicht mehr dulden, dann empfand er auch Gewissensbisse seit den neuen Beschlüssen gegen die Priester.

§ 86.

Ludwig's versuchte Flucht.

(21. Juni 1791.)

Pässe erhielt Ludwig vom russischen Gesandten, seine Gemahlinn hieß in denselben Baroninn v. Korff, er selbst derer Kammerdiener, und nur die wenigen Diener des Schlosses, welche mitreisen sollten, wurden von dem Plane unterrichtet, da am Abend den 20. Juni der König seine Dienerschaft schon entlassen hatte, mit dem Befehle, ihn am andern Morgen um 8 Uhr zu wecken, welches seine gewöhnliche Stunde war. Da alles im Schlosse schlief, gingen 1 Uhr Nachts die königlichen Personen einzeln aus den Tuilerien, eben so ihr Gefolge, und erreichten glücklich den Platz, wo ihrer die bestellten zwei Wagen warteten, obschon 500 Soldaten das Schloß umsetzt hielten. Auf der Straße begeg-

---

*) Derselbe war schon im Jahre 1778 gestorben, und seine Leiche war erst im Geheimen anderswo beigesetzt worden, weil der Erzbischof von Paris ihm ein kirchliches Begräbniß verweigert hatte. —

nete Lafayette der Königinn, aber er erkannte sie nicht, oder wollte sie nicht kennen. Schnell rollten die Wagen aus der Stadt: beim Könige saßen im Wagen seine Gemahlinn, sein Sohn und seine Tochter nebst deren Gouvernante, Frau von Tourzel, und seine Schwester Elisabeth. Abends 8 Uhr gelangten sie nach St. Menehould in Champagne, wo sie die Pferde wechselten. Dem Postmeister Drouet kam die Eilfertigkeit der Reisenden, die für ihre zwei Wagen 11 Pferde forderten, sonderbar vor: er guckte in den ersten Wagen, und der gesetzte Mann schien ihm dem König auf den Münzen zu gleichen, doch gab er unverweigerlich die verlangten Pferde, befahl seinen Postknechten, nach dem nächsten Städtchen Varennes einen Umweg zu nehmen, und der Falsche selbst ritt auf einem schnellen Rosse dahin voraus, wo er um 11 Uhr Nachts anlangte. Ueber der Brücke warf er einen Karren um, der eben da stand, und als er so den Weg hinter sich gesperrt hatte, pochte er die Leute in Varennes aus den Betten, rief die Bürgergarde zu den Waffen, und erwartete die Reisenden. Sie erschienen, mußten ihre Pässe vorzeigen, und diese wurden richtig befunden, nur Drouet schrie, der Paß sei falsch, der Präsident der Nationalversammlung habe ihn nicht unterschrieben. Das Volk zu Varennes ließ sich täuschen, da das Gesetz bei den Pässen die Unterschrift jenes Präsidenten nicht forderte. Es sprengten Husaren des Generals Bouillé von Metz herbei, die Wagen zu befreien, wie es verabredet war. Dies machte den Argwohn noch stärker: die Husaren wollten auf den Pöbel einhauen, aber der nur zu gute Ludwig verbot ihnen, das Blut seiner Unterthanen zu vergießen, und so wurde er erkannt. „Ja — sprach er zu dem staunenden Pöbel — ich bin euer König, und hier ist auch die Königinn, und diese sind meine Kinder; ich hoffe, man wird uns mit der Achtung begegnen, welche die Franzosen immer gegen ihren König bewiesen haben."

Aber nein — die Güte des Königs rührte hier keine Seele, auch in den Provinzen schwindelten schon alle Köpfe von Freiheit und Gleichheit, der Monarch Frankreichs wurde zu dem Gemeindeprocureur Sausse gebracht, einem Lichterzieher und Seifensieder, der ihn durch seinen übelriechenden

Laden in ein enges Stübchen führte, und ihm ein Glas Burgunder einschenkte. Umsonst flehte der König, man möge ihn mit den Seinigen ziehen lassen: man hielt ihn auf, bis ein Adjutant von Paris heransprengte, und befahl, den Unglücklichen nach Paris zurückzuführen. Erst 9 Uhr Morgens hatte man in Paris seine Entweichung bemerkt, und gleich hatte man Sturm geläutet, Allarm geschlagen, und Eilboten nach allen Gegenden ausgesendet. Ludwig mußte sich wieder mit seiner trostlosen Familie in den Wagen setzen, und den Rückweg antreten: bewaffnete Bürger und Bauern begleiteten ihn. (General Bouillé näherte sich dem Städtchen Varennes, den geliebten König zu bewillkommnen, und nur mit genauer Noth entwich er über die Gränze, da man überall zum Sturm auch gegen ihn läutete.)

Zahllose Beschimpfungen erlitt die königliche Familie auf dem Rückwege, und die Königinn fiel aus einer Ohnmacht in die andere. In Paris war öffentlich angeschlagen worden: „Wer dem Könige Beifall zuruft, erhält Schläge, wer ihn beleidigt, wird gehangen.“ Demnach empfing ihn eine ungeheure Schaar von Menschen, alle still und mit bedecktem Haupte. Am 25. Juni Abends halb 8 Uhr befand man sich wieder vor den Tuilerien, und als die königliche Familie eingezogen war, wurden die Thore des Palastes gleich geschlossen. So war die Familie gegen Ermordung einstweilen gesichert, aber ihre Bewachung wurde geschärft. Die Königinn mußte den Dauphin abgeben, 12 Capitains bewachten den König Tag und Nacht bei offenen Thüren, und als die Königinn einmal gedankenlos die Thür zumachte, öffnete der Offizier sie gleich wieder, und sagte: „Madame, Sie machen sich eine vergebliche Mühe.“ Der König wollte sich eines Tages überzeugen, ob er wirklich Gefangener sei, und ging daher auf eine Thüre zu. Die Schildwache ließ ihn nicht hinaus. „Kennen Sie mich?“ fragte Ludwig. — Wohl, Sire, entgegnet der Nationalgardist. Wollte der König im Garten frische Luft schöpfen, so gingen 8 Mann mit geschultertem Gewehr ihm zur Seite, und Nachts schlief Lafayette neben seinem Bette.

§ 87.

Die Constitution.

(14. Sept. 1791.)

Nach etwa 7 Wochen bekam der König wieder etwas mehr Freiheit, da er die neue jetzt vollendete Constitution annahm. Was blieb ihm anders übrig? Verweigerte er seine Einwilligung, so war die Republik da; von der Zeit und den Zugeständnissen der Nationalversammlung mochte er die Wiedererstattung der Rechte erwarten, die er als ihm gebürend, ansprach. Durch diese Constitution verlor der König das Recht der Gesetzgebung, erhielt aber das Veto, d. h. er konnte, den römischen Tribunen gleich, jedes eben gemachte Gesetz für unkräftig erklären. Dann bekam er überhaupt die vollziehende Gewalt (le pouvoir exécutiv), (weswegen witzige Friseurs und Fischweiber die Königinn oft la femme du pouvoir exécutif nannten) und 6 Minister wurden ihm als Regierungsgehülfen beigegeben.

Den 1. October 1791 trat nun die erste Nationalversammlung ab, und die gesetzgebende Versammlung kam an ihre Stelle. Sie heißt gewöhnlich der Convent, und bestand aus 747 ächten Jakobinern aller Departements; daher unternahm sie noch weit gemeinere und entehrendere Handlungen. Den 11. Januar 1792 ward in allem Ernste berathschlagt, ob man die Beinkleider nicht ganz verbieten solle, um alle Franzosen den griechischen und römischen Republikanern gleich zu machen. Der Redner des Menschengeschlechts schlug vor, den Deutschen den Krieg zu erklären, weil sie die Emigranten aufnähmen, und überreichte 4 Wochen später den Gesetzgebern des Menschengeschlechts ein Buch über die Wahrheit der türkischen Religion.

Der Krieg, wie wir im nächsten Abschnitt erzählen werden, wurde gegen das deutsche Reich erklärt, zumal da sich schon Oesterreich und Preußen auf Betrieb des Grafen von Artois verbündet hatten, dem armen Ludwig und dem unglücklichen Frankreich Ruhe zu schaffen. Das Glück lächelte anfangs den Verbündeten: sie verjagten die Franzosen aus Brabant, und drangen siegreich nach Paris vor. Die Nachricht dieser Begebenheiten regte in Paris den Pöbel auf, welcher glaubte,

König Ludwig habe die Oesterreicher und Preußen herbeigerufen. Da er zu gleicher Zeit von seinem Veto Gebrauch gemacht hatte, die Wegschaffung der unvereideten Priester zu hintertreiben, so glaubte man Ursache genug zu haben, den König als einen Feind des Vaterlandes (d. h. der Jakobiner) zu betrachten, und am 20. Juni (1792) stürmte der Pöbel gegen die Tuilerien, die königliche Familie zu morden. Das Volk dringt in den Hof und auf den Vorplatz des Schlosses, verbreitet sich in allen Theilen desselben, stürzt die Treppen hinauf, und beginnt mit Beilen und Säbeln die Thüren aufzusprengen. Der König hat nur wenig Getreue bei sich. Sie umgeben und beschwören ihn, sich zu zeigen, und versprechen, an seiner Seite zu sterben. Er heißt zu öffnen. Da stürzt schon die Füllung der Thüre unter den Hieben zu seinen Füßen nieder. Man öffnet: ein Wald von Speeren und Bayonetten! „Hier bin ich" — spricht Ludwig ruhig zu den zügellosen Massen. Seine Treuen bilden einen Wall um ihn. „Achtung gegen euern König!" rufen sie zur Menge. Mehrere Stimmen verlangen gehört zu werden. Der König begibt sich in einen geräumigern Saal, um die Bittschrift zu vernehmen. Er stellt sich in die Tiefe einer Fensteröffnung, besteigt eine Bank, man rückt mehrere Bänke und einen Tisch vor ihn. Die Seinigen schaaren sich um ihn. Man schreit: „Kein Veto! Keine Priester! Keine Aristokraten!" Der Metzger Legendre verlangt mit aller Rohheit seines Standes die Genehmigung des Beschlusses der Nationalversammlung. „Hierzu ist weder Zeit noch Ort, ich werde alles thun, was die Verfassung verlangt," entgegnet der König mit Würde und Festigkeit. Da rufen die Massen entrüstet: „Es lebe die Nation, es lebe die Nation!" — Wohl, antwortet Ludwig, es lebe die Nation, ich bin ihr bester Freund! — Nun, so zeigen Sie es, erwiedert Einer, ihm eine rothe Mütze auf seinem Speere reichend. Ludwig setzt sie auf, da lohnt ihm allgemeiner Beifallruf. Es wird ihm schwül bei der heißen Witterung und inmitten der Menschenmenge, da bietet ihm ein Halbtrunkener einen Trank. Obschon der König schon lange fürchtete, vergiftet zu werden, so zeigt er doch wie einst Alexander, und zwar mit mehr Gefahr, Vertrauen, und trinkt

was allgemein beklatscht wird. Die Prinzessinn Elisabeth hatte allein von der königlichen Familie bis zu ihrem geliebten Bruder dringen können, um dessen Gefahren zu theilen. Das Volk hält sie für die Königinn und schreiet gräßlich: „Die Oesterreicherinn!" Die Grenadiere der Nationalgarde wollen das Volk enttäuschen. Die edle Seele aber spricht: „Laßt es im Irrthum, und rettet die Königinn!" Diese hatte mit ihren Kindern nicht zum Könige gelangen können. Sie weilte hinter dem Tische im Rathssaale, unter dem Schutze einiger Grenadiere der Nationalgarde, und sah weinend die rohen Massen vorüberziehen. Ihr zur Seite die weinende Tochter und der lächelnde Knabe, der noch nicht wußte, welche Gefahr der königl. Familie drohte. Abgeordnete eilten zum Könige, und sprachen zum Volke, um es zur Achtung aufzufordern. Auch Petion kam endlich, und sagte zum Könige: „Fürchten Sie nichts, Sie sind in der Mitte Ihres Volkes." Da ergriff Ludwig die Hand eines Grenadiers der Nationalgarde, legte sie auf sein Herz und versetzte: „Ueberzeugen Sie sich, ob es schneller schlägt, als gewöhnlich." Diese muthige und schöne Antwort gefiel und wurde beklatscht. In der That war der König keineswegs ein Feigling, und für seine eigne Sicherheit wahrlich nicht zu sehr besorgt, er fürchtete mehr, daß Andere, zumal seine Familie, ein Unfall treffe, als ihn selbst. Nun forderten Petion und Santerre die Menge auf, sich zurückzuziehen, beide waren ihre Männer, sie zogen ab gegen 7 Uhr Abends. Der Bierbrauer Santerre sprach bei dem Abzuge: „Der Streich ist vereitelt!" Wirklich war das Benehmen des Königs in dieser schrecklichen Lage ausgezeichnet. Alsbald schaarte sich die königliche Familie wieder zu einander unter einem Strome von Thränen. Noch trug der König, betäubt von den Vorgängen, die rothe Mütze, als er es merkte, riß der Kronenträger sie mit Unwillen ab. Wieder kamen Abgeordnete; die Königinn zeigte ihnen die Verwüstungen, und beklagte sich über die erlittenen Beleidigungen. Selbst Thionville, ein eifriger Jakobiner weinte. „Sie weinen — sprach die Königinn — den König und seine Familie von einem Volke so grausam behandelt zu sehen, das er stets glücklich machen wollte?" Freilich — entgegnete

der Jakobiner — beweine ich das Unglück einer schönen und gefühlvollen Frau und Mutter; allein verstehen Sie mich nicht falsch, nicht Eine meiner Thränen ist für den König oder die Königinn; ich hasse die Könige und die Königinnen." Er hatte nur zu viele Gesinnungsgenossen, wie die unglückliche Familie bald genug erfuhr.

Am 14. Juli 1792 fand abermals ein frohes Fest auf dem Marsfelde statt. Jetzt war der Altar des Vaterlandes nur eine abgebrochene Säule, auf der einen Seite ein Denkmal für die, welche gegen den Feind gefallen waren, auf der andern der Baum des Lehnwesens, an seinen Zweigen Kronen, Ordensbänder, Cardinalshüte, Bischofsmützen, Petri Schlüssel, Doctorhüte, Adelsbriefe, Wappenschilde, Prozeßakten. Der König sollte diesen Baum anzünden. Man rief: „Petion oder den Tod!" Man vertheilte Freiheitsgesänge. Der König legte nun vor dem Altare des Vaterlandes den Eid auf die neue vollendete Verfassung ab. Man wollte ihn zum Lehenbaum reißen, damit er das Feuer anzünde; allein er lehnte es ab, freundlich sprechend, es gebe kein Lehnwesen mehr. Die Truppen riefen freudig, daß sie Ludwig hatten schützen können: „Es lebe der König!" auch die Massen riefen jetzt: „Es lebe der König*)!" Es war das letzte Hosanna, das ihm zugerufen wurde.

§ 88.

Verhaftung des französischen Königs. — Auftreten der Deutschen gegen die Franzosen.

(10. August. — Seit 19. August 1792.)

Bald darauf langte in Paris die Nachricht an, daß die Deutschen zwei französische Festungen erobert hätten. Dies benutzten Robespiere, Petion und andere Jakobiner, das Volk in Paris zu einem neuen Sturme aufzuwiegeln, der in der Nacht auf den 10. August losbrechen sollte. Schon am Tage vorher, den 9. August, wußte es ganz Paris. Der Convent hielt seine gewöhnliche Abendsitzung, umsonst bat der König wiederholt um einige Deputirte zu seinem Schutze; die Ge-

*) Siehe Thiers Geschichte der französischen Revolution.

setzgeber gingen vielmehr aus einander, und als sie nach einer Stunde wieder zusammentraten, sprachen sie vom Negerhandel.

Um Mitternacht erschollen die Sturmglocken, ein gemietheter Haufe von Fremden durchzog die Straßen, und führte Kanonen gegen die Tuilerien auf, doch erst um 7 Uhr Morgens begann der Angriff, und schon um 9 Uhr flüchtete der König mit seiner Familie durch eine Hinterthür, und begab sich um Schutz zu suchen, in den Saal des Convents. Kurz nach 10 Uhr war das Schloßthor gesprengt, und nun wurden 900 treue Schweizer, alle Pagen, Schloßdiener, Köche und Küchenjungen, kurz alles Lebendige im Schlosse ermordet, die Leichen aus den Fenstern geworfen, die Glieder, ausgerissene Herzen und Eingeweide auf Piken durch die Straßen getragen, und dann das ganze Schloß ausgeplündert. Heringsweiber legten die Kleider der Königinn an, und prunkten spöttisch mit denselben. Noch den 11. August dauerte das Morden fort, und wenigstens 4000 Menschen verloren an diesen beiden Tagen ihr Leben.

Der Convent wies der königlichen Familie eine Bude an, die an den Saal stieß, und für die folgende Nacht ein Kloster; dann brachte man sie in den Tempel, und ein im Wasser stehender Thurm, zu welchem man 126 Stufen zu ersteigen hatte, ward ihr Gefängniß. Hier saßen nun Ludwig XVI., seine Gemahlinn, seine beiden Kinder Maria Theresia Charlotte (14 Jahre alt) und Ludwig (7 Jahre alt) und seine Schwester Elisabeth (28 Jahr alt). Sie zeigten sich als ein Herz und eine Seele, die edle und fromme Tante tröstete alle, und oft waren sie recht vergnügt. Ludwig stand des Morgens 6 Uhr auf, betete und las bis 9 Uhr, dann kamen die Königinn mit den Kindern und die Tante, nach genommenen Frühstück gingen alle ins Zimmer der Königinn, und die Kinder erhielten Unterricht, der Prinz vom Vater, die Prinzessinn von der Mutter. Um 1 Uhr wurden die Gefangenen von 5 Wächtern in dem Garten spazieren geführt, 2 Uhr war das Mittagsessen, darauf ein gesellschaftliches Spiel, dann wieder Unterricht. Wurde es finster, so setzten sich alle um einen großen Tisch, und die Königinn las vor; 9 Uhr fand das Nachtessen statt, und der König ging in sein Gemach, legte sich aber

vor Mitternacht nicht nieder. Er las in den 5 Monaten seiner Gefangenschaft 250 Bücher durch.

Jetzt, da der König in ihrer Gewalt war, hatten die Jakobiner freie Hände. Sie sperrten alle Freunde der königlichen Regierung ein, alle Klöster und Klosterkirchen waren bald angefüllt, sogar Privathäuser wurden zu Gefängnissen eingerichtet. Man wußte am Ende nicht mehr, wo man die vielen Gefangenen unterbringen solle. Da schlug der Justizminister Danton vor, sie alle auf einmal aus der Welt zu schaffen, um für andere Gefangenen Raum zu gewinnen; je mehr Blut, sagte er, den Freiheitsbaum bewässere, desto besser werde er grünen. Die gesetzgebende Versammlung billigte es. So wurden am 2. September früh Morgens die Stadtthore geschlossen, die Sturmglocken geläutet, der Generalmarsch durch alle Straßen geschlagen, und eine gedungene Rotte setzte sich in Bewegung, erst zur Abtei St. Antoine. Man ließ die Gefangenen einzeln herauskommen, und mordete sie. Mit aufgestreiften blutigen Armen zogen die Banditen wild schreiend durch die Straßen von einem Gefängnisse zum andern, zuweilen erquickten sie sich in einem Weinhause, und setzten dann die blutige Arbeit fort. Vor der Abtei St. Germain saßen 180 unvereidete Priester schon auf Wagen, um deportirt zu werden; die Mörder hielten die Wagen an, und stachen alle nieder. Sechs Tage dauerte das Morden; Fischweiber trugen Glieder der Ermordeten jubelnd durch die Straßen, und bissen in das Menschenfleisch hinein. Dies neue Blutbad kostete 7000 Menschen das Leben. Lafayette billigte freilich solche Gräuel nicht; er hatte den Damm durchstechen lassen, und konnte nun die Fluthen nicht zurückdrängen; er floh und wurde in Deutschland als Kriegsgefangener festgehalten. Der schlaue Talleyrand hatte sich von Danton einen Paß erwirkt, und wartete in Amerika in Sicherheit auf bessere Zeiten.

Kaiser Franz II.*) hatte unterdessen im Monat Juli 1792 mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen eine Zusammenkunft in Mainz, um den Feldzug gegen

*) Franz II., der schon König von Ungarn und Böhmen war, wurde am 5. Juli zum Kaiser der Deutschen gewählt und am 14. Juli 1792 als solcher zu Frankfurt feierlich gekrönt.

die Franzosen näher zu verabreden. Das Heer der Verbündeten bestand aus 50,000 Preußen, 6000 Hessen und 82,000 Oesterreichern. Der Herzog Karl von Braunschweig, vom siebenjährigen Kriege noch rühmlich bekannt, wurde zum Oberbefehlshaber der Verbündeten ernannt. Nachdem vorher ein ungeschicktes und die Eitelkeit der Franzosen tief verletzendes Manifest erlassen war, begann der Krieg, indem die Preußen und Oesterreicher am 19. August die französische Gränze überschritten. Anfangs schien Alles vortrefflich zu gehen, indem die Festungen Longwy und Verdün sich den Preußen ergaben, und die französischen Generale Dumouriez und Kellermann sich vor der überlegenen Macht der Verbündeten zurückzogen. Letztere rückten vor, und in der Champagne kam es am 15. September bei Grandpré und am 20. bei Valmy zu einem Treffen. Beide Schlachten waren nicht entscheidend; aber der seit dem Abmarsche von Longwy begonnene Regen hatte fortwährend an Stärke zugenommen, und das Heer der Verbündeten in den traurigsten Zustand versetzt. Der lehmige Boden der Champagne wurde zu einem tückischen Morast, die nasse Kälte, verbunden mit dem Genuß unreifer Trauben, die bei dem Mangel des Brodes und des trinkbaren Wassers oft mehrere Tage hindurch das einzige Nahrungsmittel waren, hatten die Ruhr erzeugt, und Tausende erkrankter Krieger lagen in unerträglichen Schmerzen auf dem schwimmenden Boden unter den Todten. Ein weiteres Vordringen hätte unter diesen Umständen sehr gefährlich werden können, und König Friedrich Wilhelm II. entschloß sich zum Rückzuge. Die eroberten Festungen Longwy und Verdün wurden durch Capitulation übergeben, und am 22. October traf das preußische Heer wieder im Luxemburgischen ein. Dies war das Ende jenes unglücklichen Kriegeszuges, an welchem außer dem Könige auch der Kronprinz (nachher König Friedrich Wilhelm III.) und der Prinz Ludwig von Preußen theilgenommen haben.

Unterdessen war der General Custine am 28. September in Deutschland eingerückt, und hatte mit einem Heere von 15,000 Mann rasch Speier, Worms und Oppenheim besetzt. Das Wort Freiheit hatte auch manche

Deutsche so sehr bethört, daß sie die Franzosen als Brüder bewillkommten, und ihnen zu Ehren aus trockenem Holze gezimmerte Freiheitsbäume aufrichteten.

In Mainz bestand ein Illuminatenclubb, welcher, zu seiner tiefsten Schande, die Franzosen herbei rief, und ihnen diese wichtige Festung übergab. Hiermit noch nicht zufrieden, modelten die Illuminaten in Mainz Alles nach französischem Zuschnitt; ein Jacobinerclubb und ein Nationalconvent wurde errichtet, der bald auf Vereinigung mit Frankreich antrug. Diese hatte aber in der That schon stattgefunden, da die Franzosen trotz aller schönen Redensarten das besetzte Gebiet als erobertes Land betrachteten, und mit schweren Erpressungen heimsuchten. So ließ Custine am 22. October Frankfurt um anderthalb Millionen Thaler brandschatzen, obwohl diese neutrale Reichsstadt alles sorgfältig vermieden hatte, was dem republikanischen Frankreich mißfällig sein konnte.

Auf andern Punkten sah es nicht besser aus. Im Monat September waren die sardinischen Landschaften Savoyen und Nizza von der französischen Südarmee unter Montesquieu ohne Kriegeserklärung besetzt, und dem republicanischen Frankreich als zwei neue Departements einverleibt worden. General Dumouriez, der nach dem Rückzuge der Preußen aus der Champagne sein Heer auf 80,000 Mann gebracht hatte, zog am Ende des October gegen die Oesterreicher, welche unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen die französische Gränzfestung Lille belagerten, das schwache österreichische Corps wich der Uebermacht und nahm eine feste Stellung bei dem Dorfe Jemappes in der Nähe von Mons ein, in welcher es von Dumouriez am 5. November angegriffen und nach zweitägigem tapfern Widerstande geschlagen wurde. Bei Erstürmung der österreichischen Schanzen that sich der damals noch nicht zwanzigjährige Ludwig Philipp, ältester Sohn des Herzogs von Orleans, besonders hervor.

Die Eroberung von ganz Belgien war die Folge dieses Treffens. Freilich hatten die Franzosen nur durch ihre Uebermacht (80,000 gegen 24,000) gesiegt. Dumouriez erließ eine Erklärung an alle Belgier, daß die Franzosen als

Freunde und Brüder kämen, ihre Tyrannen zu verjagen, und forderte sie auf, sich selbst diejenige Verfassung zu geben, welche sie für die angemessenste hielten. Als die Belgier eben in Begriff waren, ihre alte Landesverfassung wieder herzustellen, hob ein Beschluß des pariser Nationalconvents (der unterdessen in Wirksamkeit getreten war, wie wir im nächsten Abschnitte hören werden), alle bisherigen belgischen Obrigkeiten auf, und ordnete eine ganz französische Verfassung an; alle Güter der Fürsten, der Geistlichkeit und der Gemeinden sollten in Beschlag genommen werden u. s. w. Vergebens protestirten die Belgier gegen diese Maßregeln. Nachdem Dumouriez in den ersten Tagen des Monats Januar 1793 sich nach Paris begeben, und es versucht hatte, für die Rettung des unglücklichen Königs zu wirken, und für die Belgier günstigere Bestimmungen zu erlangen, erhielt er, statt diesen Zweck zu erreichen, den Befehl, Holland zu erobern. Als der französische Oberfeldherr diesen Auftrag auszuführen suchte, und einen Theil von Holland nebst der wichtigen Festung Breda bereits genommen hatte, überfielen die am Niederrhein aufgestellten Oesterreicher, unter dem Prinzen von Coburg und unter der wackern Führung des jungen heldenmüthigen und geschickten Erzherzogs Karl, der hier seine erste Waffenprobe ablegte, die Franzosen in ihren Verschanzungen an der Roer, verfolgten sie bis Lüttich, nahmen diese Stadt und Aachen ein, und entsetzten das von den Franzosen belagerte Mastricht: während fast gleichzeitig die Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig-Oels die Festungen Noremonde und St. Michel eroberten. Dies Alles veränderte plötzlich die ganze Sachlage. Dumouriez ging mit seinem Heere nach Belgien zurück, ließ die jakobinischen Emissaire und Agenten, die sich grober Bedrückungen schuldig gemacht, verhaften, vertrieb die Oesterreicher aus Tirlemont, und griff sie am 18. März bei Neerwinden mit überlegener Macht (45,000 gegen 30,000) an; wurde aber gänzlich geschlagen, und erlitt eine zweite Niederlage am 22. März bei Löwen. Die Folge von diesen Niederlagen der Franzosen war, daß sie Brüssel, Namur und Antwerpen räumten, und daß der pariser Nationalconvent Abgeordnete ins Lager schickte, welche Dumouriez ver-

haften sollten. Dieser, der wohl wußte, auf welches Loos ein geschlagener Feldherr bei einer tyrannischen Volksregierung zu hoffen habe, und dem das Treiben der pariser Blutmenschen schon längst zuwider war, kam den Abgeordneten des Convents zuvor, ließ sie gefangen nehmen, und schickte sie als Geißeln ins österreichische Lager, in der Meinung, daß dadurch vielleicht die Königinn und die Schwester des Königs, die Prinzessinn Elisabeth, noch gerettet werden könnten (der König war schon hingerichtet, wie noch näher zählt werden soll). Kaum hatten Dumouriez treue Husaren die Abgeordneten des Convents nach dem österreichischen Lager gebracht, als er selbst nebst dem jungen Herzog Ludwig Philipp von Orleans und 1500 Mann dort Zuflucht suchte*).

Fast gleichzeitig erlangten die Preußen unter der Führung des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm einige Vortheile über die Franzosen.

§ 89.

Die französische Republik.

(22. Sept. 1792.)

Am 21. September 1792 trat die gesetzgebende Versammlung ab, und der Nationalconvent begann sein Werk. Gleich den ersten Tag erklärte derselbe Frankreich als Republik, schaffte die christliche Religion ab, und führte eine neue Zeitrechnung ein. Das Jahr vom 22. September 1792 bis zum 22. September 1793 hieß das erste Jahr der Freiheit, und im neuen Kalender standen keine Sonntage, keine Feste, keine Namen von Heiligen mehr, sondern jeder Monat hatte 30 Tage; immer der zehnte Tag, Deccadi genannt, war ein Ruhetag, und die andern 9 Tage hießen Pridi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi. Die Namen der Heiligen hatten den Names von Thieren, Gewächsen und Mineralien weichen müssen, auf den Weihnachtstag war das Schwein gesetzt.

*) Dumouriez lebte später in der Nähe von Hamburg, und ging zuletzt nach England, wo er 1823 starb.

Die Monate bekamen von den Erscheinungen der Jahrszeiten ihre Benennung; so hießen die Herbstmonate Vendémiaire, Brumaire, Frimaire, die Wintermonate Nivôse, Ventôse, Pluviôse, die Frühlingsmonate Germinal, Floréal, Prairial, die Sommermonate Messidor, Thermidor, Fructidor. Man sieht, die Republikaner bereicherten die französische Sprache mit nagelneuen Wörtern. Wurde doch Morden septembriser genannt! — Den Schluß des Kalenders machten 5 (im Schaltjahre 6) Ergänzungstage, republikanischen Spielen gewidmet. Die neue Versammlung wurde aus den heftigsten Republicanern und Demagogen zusammengesetzt. Anfangs hatten die mildern und um etwas besseren Girondisten das Uebergewicht, wurden aber bald von den Kraft- und Blutmenschen verdrängt, von Robespiere, Marat, Danton, Couthon, Fouche und Orleans Egalité, dem ehemaligen Marquis St. Just und dem Schauspieler Callot d'Sterbois. Die Jakobiner beherrschten den Gemeinderath, und dieser hatte über die Nationalgarde und die Ohnehosen zu verfügen, womit der Convent nöthigenfalls gezwungen und bezwungen werden konnte.

Was man mit dem Könige, der in der Republik überflüssig war, beginnen solle, darüber waren die Meinungen getheilt; doch siegten bald die Ungestümsten mit ihrer Forderung, ihm den Proceß zu machen. Am 11. Dec. wurde er vor den Convent gebracht, und angeklagt, er habe gegen die Nation eine Armee aufgerufen, mit dem Kaiser unterhandelt, die Flucht versucht, und gegen die beschworne Constitution gehandelt, d. h. gegen die Deportation der unbeeidigten Priester sein Veto eingelegt. Ludwig vertheidigte sich mit Würde, und man sah wohl, daß viele Mitglieder des Convents ihm geneigter wurden. Man erlaubte ihm, sich drei Vertheidiger zu wählen, und es erboten sich dazu drei wackere Männer, der Greis Malesherbes, ehemaliger Minister des Königs, der in Ungnade verabschiedet war, und die Advocaten Tronchet und Deseze. „Ich war — äußerte der edle Malesherbes — zweimal in den Staatsrath desjenigen, der mein Herr war, zu einer Zeit berufen, wo Jedermann nach solcher Ehre geizte. Nun fühle ich mich verpflichtet, ihm diesen Dienst zu einer Zeit zu leisten, wo

Jedermann ihn für gefährlich hält.“ Ludwig erwartete, daß seine Vertheidiger nichts ausrichten würden, und schrieb am Weihnachtsfeste sein Testament, in welchem er seinem Sohne, seinen Brüdern und ihren Nachkommen zur Pflicht machte, seines Schicksals wegen sich nie an den Franzosen zu rächen. Am folgenden Tage wurde er wieder vor den Convent geführt, und Deseze sprach die Vertheidigung, von welcher wir mindestens den Schluß mitzutheilen uns nicht enthalten können:

„Auf ihn soll und darf sie wahrhaftig nicht fallen — die Schuld des vergossenen Blutes, auf ihn, der an dem lange vorbereiteten 10. August unmöglich der angreifende Theil sein konnte? Wider ihn soll es nun Rache schreien, der gerade darum sich der Nationalversammlung übergab, um alles Blutvergießen zu hindern, wider ihn, der in seinem ganzen Leben keinen Blutbefehl gab? Der am 6. October 1789 seiner Leibwache verbot, ihn auch nur zu vertheidigen, der zu Varennes allen Widerstand untersagte, und sich lieber gefangen fortschleppen ließ? Wider ihn, der am 20. Juni 1792 allen Beistand ausschlug, und, mitten unter einem aufgeregten Volke, wehrlos und allein da stand? Wider ihn, der sich wohl bewußt, nicht die Ursache jener Schreckensauftritte gewesen zu sein, darob in den Tod betrübte, daß er den zufälligen Anlaß gegeben habe, und auf ihn könnte die Schuld gewälzt werden und die Rache? Franzosen! jene Größe und jener Edelmuth, die Hauptzüge und das innerste Wesen eures Nationalcharakters — wo sind sie? woran soll ich sie wieder erkennen? Doch nicht daran, daß ihr eine Macht erproben wollt, indem ihr denjenigen vernichtet, der sich mit muthigem Vertrauen den Stellvertretern des Volkes in die Arme warf? Könntet ihr diese Rechte eines Zufluchtsortes mit Füßen treten? Der äußerste Grad des Mißgeschicks ließe euch unbewegt? Ein gefallener König — dünkt er euch nicht unglücklich genug, um noch Unglück auf Unglück zu häufen? — Franzosen! die Revolution hat große Tugenden in euch entwickelt, aber hütet euch, daß sie die Stimme der Menschlichkeit in euch nicht austilge, denn was wäre Tugend ohne Menschlichkeit? — Höret, Bürger, Stellvertreter des französischen Volks, was die Geschichte der Nach-

welt zurufen wird! Im 20. Lebensjahre bestieg Ludwig den Thron. In solcher Jugend, an diesem Hofe, war er ein Muster der Reinheit an Gemüth und Sitte, von strafbarer Schwäche frei und frei von verderblichen Leidenschaften, strenge gegen sich selbst, haushälterisch, gerecht, der thätigste Volksfreund. — Drückende Auflagen hat er abgestellt, die peinliche Gerichtspflege hat er verbessert, das Loos der Angeklagten hat er gemildert, die Leibeigenschaft auf seinen Krongütern der Erste aufgehoben, Tausenden das Bürgerrecht verliehen, die ein hartes Gesetz davon ausschloß. Das Volk wünschte Freiheit, Ludwig gab sie ihm. Er kam ihm mit Aufopferungen zuvor. Dennoch war es im Namen dieses Volkes, daß man — Bürger! ich vollende nicht. Ich stehe still vor der Geschichte. Bedenkt, daß ihr der Geschichte nicht entgehen werdet, — daß, wie ihr richtet, einst auch von der Geschichte gerichtet werden wird!"

Was konnte wahrer und rührender sein! und dennoch, was frommte es vor solchen Richtern! Ludwig selbst sprach unvorbereitet und mit Rührung: „Bürger, man hat euch so eben meine Vertheidigungsgründe vorgetragen. Ich will sie hier nicht wiederholen. Indem ich vielleicht zum letzten Male zu euch spreche, erkläre ich euch, daß mein Gewissen mir nichts vorwirft, und daß meine Vertheidiger euch nichts als die Wahrheit gesagt haben. Ich habe mich nie gescheut, daß mein Betragen öffentlich untersucht wurde; aber es zerreißt mir das Herz, daß man mich in der Anklageurkunde beschuldigt, ich hätte das Blut des Volkes vergießen wollen, und ich sei der Urheber des Unglücks vom 10. August. Ich hatte gehofft, daß die vielen Beweise, die ich zu allen Zeiten dem Volke von meiner Liebe und Denkungsart gegeben habe, mich auf immer gegen solchen Vorwurf sichern würden." Bei diesen Worten kamen Thränen in seine Augen. „Haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung zu sagen?" fragte der Vorsitzende. „Nein," antwortete der König, und ward wieder in den Tempelthurm geführt.

Während des Processes durfte Ludwig die Seinigen nicht mehr sehen, auch wurden ihm alle Schreibmaterialien genommen, und von den Büchern, die er zum Lesen kom-

men ließ, die weißen Ränder abgeschnitten, aus Furcht, es möchte mit einer geheimnißvollen Dinte etwas darauf geschrieben sein. Auch Messer und Gabel ließ man ihm beim Essen nicht mehr zukommen, sondern bloß einen Löffel. Doch täuschte die Königinn alle Wächter: sie ließ, weil sie über ihm saß, Schreibmaterialien und Briefe an einem Zwirnfaden zu seinem Fenster hinab, und zog auf diesem Wege seine Briefe zu sich empor, doch konnte dies nur des Nachts geschehen. Einmal schickte sie ihm ein Briefchen sogar durch einen Wächter in einem Knauel Zwirn. So erfinderisch macht treue Liebe.

Im Convent schritt man bald zum Stimmen über das Schicksal des Königs. Nach dem Gesetze der neuen Constitution waren in Criminalsachen ³/₄ Stimmen erforderlich, der Convent änderte aber während des Processes diese Regel, und setzte fest, daß Stimmenmehrheit hinlänglich sein solle. So wollte man den beabsichtigten Mord in eine gesetzliche Form kleiden, und machte gerade für den Mord das Gesetz. Zudem setzten die Wüthenden im Convent den Beschluß durch, daß nur für Tod, ewige Gefangenschaft und Verbannung solle gestimmt werden dürfen, also nicht für Befreiung. Schreiendes Unrecht!

Am 17. Januar 1793 schritt man zum Stimmen. Es waren nur 736 Mitglieder des Convents gegenwärtig, und selbst von diesen wollten einige gar keine Stimme abgeben. Nun kamen 366 Stimmen für Tod, also fehlten noch 2 Stimmen an der Hälfte. Die Jakobiner waren bestürzt, zählten noch einmal, riefen mehrere ab, die nicht für den Tod gestimmt hatten, so laut diese sich auch darüber beschwerten, und brachten durch solche Künste eine Mehrheit von 26 Stimmen heraus. Die Girondisten hätten das Leben des Königs wohl gerettet, wenn es ohne Gefahr für ihr eigenes Leben durchzusetzen gewesen wäre. Die Feigen wollten ihn auf Nebenwegen retten, ohne den Muth zu haben, sich dem schreienden Unrechte geradezu entgegenzusetzen, auch auf die Gefahr hin, ihre Volksbeliebtheit und selbst das Leben zu verlieren. Die Verruchtheit, womit sie sich einmal eingelassen, riß sie gewaltsam mit sich fort, der Böse, dem sie den Finger gereicht, nahm ihre beiden Hände

zum Königsmorde, ob auch ihre Mienen ihre Gewissensbisse, ja ihre Verzweiflung verriethen. Die Jakobiner überschrien sie. Der Fleischer Legendre wollte, Ludwigs Leiche solle zerstückt und in die Departements verschickt werden. Barrere meinte, der Baum der Freiheit könne nur gedeihen, wenn er vom Blute der Könige gedüngt werde. Auch der entsetzliche Herzog von Orleans, der sich jetzt Egalité nannte, der nahe Verwandte des Königs, stimmte für den Tod. Der Bube berief sich dabei noch auf seine Pflicht und Ueberzeugung. Da entstand selbst in diesem Mörderrathe ein Murren des Unwillens. Sieyés sprach kalt: „Tod ohne Geschwätz!" Robespierre gab zwar zu, daß der Convent nicht das Recht habe, den König zu richten, aber wohl die Pflicht, ihn als Verräther Frankreichs und als Verbrecher gegen die Menschheit ohne alle weitere Untersuchung zum Tode zu verurtheilen. „Das Blut Ludwigs muß fließen, um die Tyrannen zu erschrecken," war seine Meinung. Der Deputirte Valaze schlug am andern Tage in allen Straßen von Paris seine Erklärung an, er habe nicht für den Tod des Königs gestimmt, und sei doch mitgezählt. Zwei Abgeordnete — ihre Namen seien zur Ehre der Menschlichkeit genannt — Kersaint und Manuel, obschon Volksmänner, hatten Muth genug gehabt, ihren Austritt aus dem Convent mit der Aeußerung zu erklären, daß sie die Schande nicht ertragen könnten, mit Blutmenschen in demselben Saale zu sitzen. Manuel bemerkte in seinem Schreiben, „er sei am 17. Januar, als er während der langen Sitzung auf einige Augenblicke aus dem Saale gegangen, um reine Luft zu athmen, von einer Horde Richter angefallen und mißhandelt worden, weil er nicht für den Tod gestimmt habe. Der ehrliche Mann könne nichts mehr thun, als sich in seinen Mantel hüllen." Die drei Vertheidiger des Königs legten eine Berufung an die Nation ein, wurden aber nicht gehört. Welch unerhörtes Verfahren! Unterthanen werfen sich zu Richtern ihres Herrn auf, und wären sie auch zu diesem Amte berechtigt gewesen, welche Willkür, welche Verletzung des Rechtes und der Billigkeit, welche Leidenschaftlichkeit, welches verbrecherische Urtheil

§ 90.

Ludwig XVI. unter der Guillotine.

(21. Januar 1793.)

Am 20. Januar wurde das Urtheil dem Louis Capet, wie die Jakobiner den König nannten, vorgelesen. Er war gefaßt — die Königinn, als er es ihr erzählte, wünschte ihm Glück. Er aß ruhig. Man hatte ihm die Messer weggenommen. „Hält man mich für feige genug, mir das Leben nehmen zu wollen? Ich bin unschuldig und werde furchtlos zu sterben wissen," sprach Ludwig mit Würde. Er stellte nur noch drei Bitten an den Convent: um eine Frist von 3 Tagen, um einen Beichtvater nach seinem Sinne und um die Befreiung seiner Familie. Nur die zweite Bitte wurde gewährt, und da rieth seine Schwester ihm, ihren Beichtvater Edgeworth, aus Irland gebürtig, zu wählen. Dieser hielt sich versteckt, kam aber nun gleich hervor, und erbot sich, den König auf das Blutgerüst zu begleiten.

Augenblicklich bereitete Ludwig sich zum Tode. An seinen Bruder, Grafen von Provence, schrieb er folgenden Brief:

„Ich gehorche der Fürsehung und der Nothwendigkeit, indem ich mein unschuldiges Haupt auf das Blutgerüst trage. Mein Tod legt meinem Sohne die Bürde der königlichen Regierung auf. Sei sein Vater, und regiere den Staat, um denselben ihm ruhig und blühend zu übergeben. Meine Absicht ist, daß du den Titel eines Reichsverwalters annimmst; mein Bruder Karl wird den eines Lieutenant-Generals führen. Aber weniger durch die Gewalt der Waffen, als durch die Versicherung einer weisen Freiheit und guter Gesetze wirst du meinem Sohne sein durch die Aufrührer entrissenes Erbtheil, wieder geben. Vergiß nie, daß es mit meinem Blute gefärbt ist, und daß dieses Blut Gnade und Verzeihung ruft. Dein Bruder bittet dich darum, und dein König befiehlt es. Gegeben im Thurme des Tempels den 20 Januar 1793."

Edgeworth kam gegen 6 Uhr Abends, und wollte sich dem Könige zu Füßen werfen. Dieser hob ihn sogleich

gerührt auf, und befragte ihn über die Geistlichkeit Frankreichs und über mehrere Bischöfe, und bat ihn, diesen zu versichern, daß er seinem Glauben getreu sterbe. Es schlug acht, da ging der König mit Aengstlichkeit in seinem Zimmer auf und ab, denn der herzzerreißende Augenblick des Abschedes von seiner Familie nahte. Um halb neun öffnet sich die Thür, die Königinn, den Dauphin an der Hand, die Prinzessinn Elisabeth und die Tochter des Königs stürzen unter Schluchzen in seine Arme. Lautes Weinen und Wehklagen. Endlich stocken die Thränen, die Unterredung wird ruhiger, und die Prinzessinnen, stets den König umschlingend, unterhalten sich lange Zeit leise mit ihm. Nun erhebt sich Ludwig, um sich dieser tief schmerzlichen Zusammenkunft zu entziehen, und verspricht, sie am andern Morgen um 8 Uhr wieder sehen zu wollen. In diesem Augenblicke hält ihn die Königinn an dem einen Arme, die Prinzessinn Elisabeth an dem andern, seine Tochter umfaßt ihn mitten um den Leib, und der junge Prinz steht vor ihm, seiner Mutter und Tante die Hand reichend. Beim Weggehen fällt die Prinzessinn in Ohnmacht, man trug sie fort, der König kehrt zu Edgeworth zurück, und erlangt nach einigen Minuten seine ganze Ruhe wieder. „Das war ein schrecklicher Augenblick! — rief er aus — Ach! mußte ich denn so zärtlich lieben, und eben so zärtlich wieder geliebt werden!" Gegen Mitternacht legte er sich zu Bett. Der treue Diener Clery blieb zu Häupten des Bettes stehen, und betrachtete den ruhigen Schlaf, den sein Herr die Nacht vor seiner Hinrichtung genoß. Morgens 4 Uhr stand der König auf, Edgeworth hielt in seinem Zimmer die h. Messe, und reichte demselben das Brod des Lebens. Dann betete er mit ihm, und sie redeten zusammen, bis der Tag anbrach, und Getöse schon die Straßen erfüllte. Seine Familie noch einmal zu sehen, redete ihm Edgeworth aus, weil es sein Herz zerreißen möchte. Um 9 Uhr holte der Bierbrauer Santerre ihn ab. „Wartet, ich habe zu thun. In wenig Minuten bin ich bei euch," sprach der König, und warf sich zu Edgeworth's Füßen, dessen Segen begehrend: „Bitten Sie Gott, daß er mich aufrecht halte bis ans Ende!" Ludwig gab einem Municipalbeamten sein Testament, mit der

Bitte, es der Königinn zu bringen, nahm seinen Hut, und sprach zu Santerre: „Lassen Sie uns gehen!“ Er trug einen braunen Oberrock, eine weiße Weste und schwarze Beinkleider. Unten am Thore des Gefängnisses stand eine Kutsche, in welcher schon zwei Gensdarmereioffiziere saßen: sie nahmen den König und seinen Beichtvater in die Mitte. Man kann denken, mit welchen Empfindungen die Gemahlinn, Kinder und Schwester den Theuern abfahren sahen. Der kleine Dauphin stürzte die Treppe hinab, und wollte dem Vater nach. Als der Thürhüter ihn freundlich zurückwies, sagte das Kind; „Ich bitte, bitte, lasset mich auf die Straße, ich will auf die Kniee fallen, und die Leute bitten, daß sie Papa nicht todt machen!“

Der Wagen des Königs fuhr wie ein Leichenwagen; Gensdarmereioffiziere saßen auf dem Vordersitze, der König und der Priester auf dem Hintersitze. Während des ziemlich weiten Weges las Ludwig in Edgeworths Brevier die Gebete der Sterbenden, und die beiden Gensdarmen waren erstaunt über seine Frömmigkeit und Ergebung. An beiden Seiten der Straßen waren dreifache Reihen Nationalgarde mit geladenen Flinten aufgestellt, aber kein Laut wurde gehört, die Gräßlichkeit der That erweckte in dem Herzen der Franzosen nur Entsetzen. Auf dem Platze Ludwigs XV. stand die Guillotine*), unter welcher der König sterben sollte, im Angesichte der Tuilerien. Ludwig stieg ruhig auf das schwarz ausgeschlagene Gerüst, welches von zahlreichen Soldaten zu Pferde und zu Fuß umgeben war; nur Edgeworth und zwei Municipalbeamten durften ihm folgen. Er blickte heiter mit Liebe über den ungeheuern Haufen seiner ehemals treuen Unterthanen, und wollte eine Rede halten. Aber Santerre rief wild: Keine Gnade! und auf sein Zeichen rührten alle Trommler und Trompeter ihre Werkzeuge,

*) Diese Köpfmaschine, von dem menschenfreundlichen Arzte Guillot der Nationalversammlung unlängst vorgeschlagen, ist ein Fallbeil, unter welches der Verurtheilte gebunden gelegt wird, das Gesicht nach unten gekehrt. Es fällt ihm, an einer Ramme ablaufend, in den Nacken und trennt augenblicklich wegen seiner Schwere das Haupt ab, während der Hieb eines Scharfrichters fehlen kann.

und von der Rede des Königs verstanden nur die, welche zunächst standen, daß er unschuldig sterbe, die Franzosen liebe, welche nur durch eine gottlose Rotte bethört würden, daß sein Blut nicht möge über Frankreich kommen, und daß er seinem Volke Herstellung der Ruhe und des Glückes wünsche. Dann entkleidete er sich selbst, und als zwei wild aussehende Henkersknechte Miene machten, dem Könige die Hände auf den Rücken zu binden, und ihn ans Brett zu befestigen, wies er sie zurück. Es schien, als lebte seine königliche Würde neu in ihm auf, und als empöre es ihn, die Zeichen der Knechtschaft zu tragen. Da spricht Edgeworth zu ihm: „Leiden Sie diese letzte Beschimpfung, als eine weitere Aehnlichkeit mit dem Gott, der Ihre Belohnung sein wird." Die Augen mit unaussprechlichem Ausdruck des innern Schmerzes zum Himmel gewendet, antwortet der Fromme: „Es bedarf nur seines Beispiels, um mich gleicher Schmach zu beugen." Zu den Henkern spricht er: „Thut, was ihr wollt! Auch ich will den Kelch bis auf die Hefen leeren." Nun läßt das Opfer sich geduldig binden und zum Blutgerüste führen. Der Beichtvater bat ihn um seinen Segen, und Ludwig neigte sich küssend über den Edlen, und segnete ihn. Da wurde Ludwig unter die Guillotine geschoben: der Priester kniete, und sprach die Wortr: „Sohn des h. Ludwig, steig' empor zum Himmel!" Das Beil fiel, zwischen 10 und 11 Uhr, Ludwig XVI. war nicht mehr, die gedungenen Soldaten riefen: Es lebe die Republik! aber das Volk rief nicht mit. Todesstille herrschte an diesem Tage in Paris, alle Thüren waren geschlossen, nur die Jakobiner jubelten, und ließen Victoria schießen. Auch ganz Europa vernahm den Königsmord mit Entsetzen. In London langte die Nachricht an, da das Volk im Theater war: die Engländer ließen aber das Stück nicht ausspielen, sondern gingen schweigend nach Hause. Papst Pius VI. ließ dem gemordeten Könige eine Trauerfeier in der Peterskirche halten. Bettage für das unglückliche Frankreich hatte er schon früher angeordnet, und jetzt wurden dieselben erneuert. Die Jakobiner in Paris warfen dagegen Ludwigs, des Edlen und Menschenfreundlichen, Leiche auf dem Magdalenenkirchhof zwischen

ungelöschten Kalk, sie zu vernichten, damit keiner von ihr Reliquien nehmen möchte, und wenn die Unmenschen Gastmähler gaben, so stand auf der Tafel das Modell einer Guillotine, unter welcher eine gekrönte Menschengestalt lag: beim Nachtische ließ man das Beil fallen, und aus dem Halse floß eine wohlriechende rothe Essenz, in welche die Gäste ihre Sacktücher tauchten. Ludwig war erst 38 Jahre und 5 Monate alt, als er so schrecklich endete. Bertrand de Molleville hat ihn schön mit seinen vielen Tugenden und geringen Fehlern, die zudem nur aus seiner Gutmüthigkeit hervorgingen, mit folgenden Worten geschildert:

„Il ne sut que mourir, aimer et pardonner;
S'il avoit su punir, il auroit dû regner."

Er wußte nur zu sterben, zu lieben, zu verzeih'n;
Wer nicht auch strafen kann, der soll nicht König sein.

Sehen wir im menschlichen Leben, wie hier, die Tugend leiden und bluten, das Laster aber schwelgen und frohlocken, so lasset uns nicht wanken im Glauben an die Fürsehung, die auch aus dem Schlimmen Frommendes hervorzurufen weiß, und lasset uns nicht vergessen, daß ein gerechter Vergelter im Himmel wohnt, der dem duldenden Tugendfreund seinen ewigen Lohn nicht vorenthält, und dessen starker Arm den jubelnden Frevler sicher erreichen wird, wenn nicht hier, doch zuverläßig in der Ewigkeit. Die meisten dieser Blutmenschen fanden dasselbe Loos, das sie dem edlen königlichen Märtyrer bereiteten, der die Palme der Seligen für den ihm gewaltsam entrissenen irdischen Scepter eintauschte.

§ 91.

Der Aufstand der Vendee.

Als fast ganz Europa sich rüstete, die französische Revolution mit vereinigter Kraft zu bekämpfen, erhielt dieselbe auch im Innern Frankreichs einen gefährlichen Gegner, indem die Bewohner der Vendee sich gegen sie erhoben. In dieser zwischen der Loire und Charente belegenen Land-

schaft wohnte ein religiöses, unschuldiges und arbeitsames Volk von Ackerbauern und Hirten ohne Handel und Gewerbefleiß, das die Verderbniß der Sitten und die Unzufriedenheit nicht kannte, aus welcher die Revolution hervorgegangen war. Das Lehenwesen hatte hier einen patriarchalischen Charakter. Große Städte mit ihrer Verdorbenheit fehlten dort, es gab nur Städtchen von 2—3000 Bewohnern. Ackerbau und vorzüglich Viehzucht befriedigten reichlich die geringen Bedürfnisse. Die vielen Meiereien brachten 5—600 Franken ein, nicht so viel, um der Ueppigkeit fröhnen zu können, nicht so wenig, um zu unehrlicherer Bereicherung anzureizen. Die Gutsherren, auf deren Schlössern die einfachste Lebensart herrschte, standen in häufigen und friedlichen Verkehr mit den Landleuten. Herren und Bauern trieben gemeinschaftlich die Jagd, und suchten sich in der Geschicklichkeit im Schießen zu übertreffen. Die Priester waren durchaus sittenrein, ihre Einkünfte geringe, und dadurch waren sie der Gefahr der Ueppigkeit überhoben, und konnten keine Gegenstände des Neides sein. Man verehrte und liebte sie als Väter, und gehorchte den Gutsherren mit Bereitwilligkeit. Schönes Verhältniß zwischen den verschiedenen Ständen! Beneidenswerthe Zustände, die ihnen nun die Pariser Weltbeglücker rauben wollten! Mit Entsetzen hörten die Bewohner der Vendee von den Freveln und Gräueln, welche in Paris gegen den Thron und Altar verübt, und von den Gesetzen, welche zum Umsturz aller göttlichen und menschlichen Ordnung gemacht würden. Nachdem die harten Maßregeln gegen die Geistlichkeit, und die Einkerkerung des Königs die eifrig katholischen und rechtlichen Vendeer äußerst erbittert hatten, entschied Ludwigs gewaltsamer Tod und der Beschluß zur Aushebung von 300,000 Mann zum Ausbruch. Die jungen Leute in den verschiedenen Bezirken widersetzten sich den Aushebungs-Beamten unter dem Rufe: „Wir wollen lieber hier sterben!" Ein vollständiger Aufstand war bald angeordnet, Adel, Geistlichkeit und Volk waren durchaus einig, und die Beschaffenheit des durch Hohlwege und Engpässe unzugänglichen, von Flüssen und Morästen durchschnittenen, und mit Gehölzen und Hecken überdeckten Landes begünstigte den Widerstand des Heldenvölkchens

gegen die Waffen der Republikaner, welche zur Besiegung der s. g. Aufrührer abgeschickt wurden. Die Vendeer waren eigenthümliche Krieger, Bauern und Soldaten zugleich. Selbst im Kriege vergaßen sie es nie, das Feld zu bestellen und das Vieh zu besorgen. Das Gewehr war stets in ihrer Nähe unter Erde oder Stroh versteckt. Gaben ihre Anführer nur ein Zeichen, gleich waren sie da, griffen die Republikaner an, verschwanden im Gehölz, kehrten zum Felde zurück, verbargen die Gewehre, und die Republikaner fanden dann unbewaffnete Bauern, und konnten nicht denken, daß diese ihre verderblichen Gegner waren. So befanden sie sich bald auf dem Schlachtfelde, bald auf dem Ackrefelde, und zeigten sich gleich tüchtig auf beiden. Wenn die Krieger der Republik Geschütze und Redouten mit dem Bayonnet eroberten, so nahmen diese ländlichen Krieger beide mit Knitteln und Gabeln, und fochten wie ehedem die Eidgenossen, wie später die Tyroler. Ihre Erfolge steigerten sich, als sie sich Gewehre, Pulver und Geschütz errungen hatten. In diesem h. Kriege fochten Frauen und Prester mit. Dreihundert Kanonen und zahlreiche Pulverwagen hatten sie in wenigen Monaten erobert. Die tapfersten Generale der Republik wurden schmählich geschlagen, geriethen dafür unter die Guilliotine, oder ermordeten sich selbst, und wurden wieder durch andere ersetzt, die kein besseres Loos fanden. Santerre, sonst nur zu willig, zu morden mit dem Munde und mit der Faust, rettete sich nach der Schlacht von Vihiers, in welcher 30,000 Republikaner geblieben sein sollen, nur mit Noth durch einen Sprung aus dem Fenster, und lief, ohne sich umzusehen, bis nach seinem Bierhause in Paris. Man behauptet sogar, dieer Vertilgungskrieg der Vendee habe Frankreich mehr Menschen gekostet, als seine sämmtlichen auswärtigen Kriege. Da zeigte es sich, daß nicht die Republik allein treffliche Heerführer hervorzurufen fähig war; in den Reihen der für Religion, das angestammte Herrscherhaus und für ihre Rechte kämpfenden Vendeer erhoben sich als geschickte Führer der Perückenmacher Gaston, der Förster Stofflet, der Edelmann und Schriftsteller Bonchamp, der ritterliche Larochejacquelein, der kriegserfahrne und beredte d'Elbée

und Charette, der sich schon im amerikanischen Kriege versucht hatte. Die beiden letztern waren, die Hauptführer; Schade, daß sie nicht einig zusammenhielten, General Marsey, der mit 3000 Mann Nationalgarden herbeieilte, verlor in einem Hohlwege fast alle seine Leute! Das Heer der Vendeer bildete sich im Namen des gefangenen Dauphins Ludwigs XVII, nannte sich das katholische und seine Losungsworte waren: „Gott und König!“ Es bemächtigte sich des Laufes der Loire bis nach Nantes. Nachdem die Vendeer unter ihrem Oberbefehlshaber Cathelineau und mehrern Unterbefehlshabern in den Sommermonaten mit abwechselnden Glücke, aber stets mit Heldenmuth, gefochten hatten, wurden sie im Herbste 1793, hauptsächlich durch eine überlegene Artillerie der republikanischen Truppen, besiegt, und der Volksrepräsentant Carrier, ein wahrer Blutmensch, machte Nantes zum Schauplatz von Grausamkeiten, die alles übertreffen, was die Geschichte von den Gräuelthaten früherer Jahrhunderte aufgezeichnet hat. Zwölf Colonnen des Revolutionsheeres durchzogen die Vendee nach allen Richtungen und zerstörten Alles mit Feuer und Schwert. Kein Alter, kein Geschlecht wurde verschont. Säuglinge warf man in die Flammen, welche die Wohnungen ihrer Eltern verzehrten. Selbst republikanische Gemeinden wurden vernichtet. In einer derselben, welche die Revolutionscolonne als Freunde und Waffenbrüder auf gemeinsame Kosten bewirthet hatte, wurden alle Einwohner auf den Kirchhof zusammen getrieben und insgesammt erschossen. Tausende von Gefangenen wurden nach Nantes geschleppt, wo Carrier sie ohne allen Proceß niederschießen ließ. Als ihm dieses noch zu langsam ging, ließ er die unglücklichen Opfer in die Loire versenken, nachdem sie vorher zusammen gebunden waren. Nicht selten wurden Jünglinge und Mädchen, Männer und Weiber paarweise nackt zusammen gebunden und in den Strom gestürzt; dies nannte man „republikanische Heirathen stiften.“ Wenn kleine Kinder ertränkt wurden, so nannte Carrier deren Geschrei „das Geheul seiner Wölflein.“ Man berechnet die Zahl solcher Schlachtopfer, welche allein in der Vendee umgebracht worden sind, auf 20,000! Die Aecker und

Meierhöfe waren verwüstet. Die Verzweiflung gab auch den Besiegten Kraft, und Anfangs November stand die Vendee schon wieder unter den Waffen, erkämpften mehrere Siege gegen die Rotten der Schreckensherrschaft, und führte einen glücklichen Vertheidigungskrieg. Den im Jahre 1794 gegen die Vendee gesandten Generalen und deren Truppen wurde die größte Mäßigung anbefohlen*) und am 17. Februar 1795 schlossen die Feldherren der Vendee Sapineau und Charette mit der französischen Republik einen förmlichen Frieden bei Nantes. Die Vendeer erhielten freie Ausübung des katholischen Gottesdienstes, und blieben von Kriegesdiensten außerhalb Landes verschont.

§ 92.

Die Schreckenszeit.

(1793—1795.)

Die fürchterlichste Periode der Revolution sollte noch kommen. Oesterreich, Preußen, Rußland, Spanien, Portugal, Neapel, der Papst, Toscana und das deutsche Reich schlossen ein Bündniß, den Königsmord zu rächen. Die Republik hatte ja auch alle Völker schon im December 1792 aufgefordert, sich frei zu machen, und ihnen thätigen Beistand dazu verheißen. An der Spitze des furchtbaren Bundes stand England, und 20 Jahre lang hielt es den Krieg gegen Frankreich aus, als auch alle Bundesgenossen schon darnieder lagen.

Unter diesen Umständen wurden die Parteien in Paris immer wilder. Es galt nun, ihre eigene Dauer und ihr Leben zu sichern. Nach einem zweitägigen Gemetzel behielt den 2. Juni 1793 die wildeste Partei unter Robespierre die Oberhand, 21 Mitglieder des Convents wurden als Verräther verhaftet, und dem Sicherheitsausschusse zur Bestrafung übergeben. Dieses Tribunal hatte den Zweck, die Aristokraten (Vornehme, Priester, überhaupt die

*) Carrier, Robespierre und andere Blutmenschen waren damals schon gestürzt und hingerichtet.

Gemäßigten) zu richten, und stand unter dem Wohlfahrtsausschusse, einer Bande von 9 Tyrannen, Robespierre an der Spitze, welche die ganze Regierung an sich riß. Nun herrschte Robespierre unumschränkt, was man dem Könige nicht gestattet hatte, und die Schreckenszeit begann: durch Schrecken wollte man die Gesinnungen bändigen.

Am Ende des Monats Juni saßen 10,000 Menschen in dem Gefängnisse, und täglich wurden regelmäßig 40 und mehr guillotinirt, dennoch wollten die Kerker nicht leer werden. In den Kerkern herrschte die Pest wegen der faulen Dünste, dadurch starben in einem Loche von 36 Personen allein 29 hin. Die Verwandten wurden oft gezwungen, der Hinrichtung der Ihrigen zuzusehen, und wer seufzte, wurde als ein Mißvergnügter auch hingerichtet. Frauen, die es wagten, ihre Gatten loszubitten, band man an die Pfosten der Guillotine, daß sie von dem Blute ihrer Männer bespritzt wurden. Zarte Töchter wurden guillotinirt, weil sie den Aufenthalt ihrer Väter nicht verrathen wollten. Alle Familienbande sollten gelöset werden, und wirklich verriethen junge Abenteurer, bis zum Wahsinn für die eingebildete Freiheit und Gleichheit eingenommen, wohl ihre Eltern und Geschwister, wenn diese die Revolution nicht liebten. Niemand war mehr seines Lebens sicher, zu welcher Partei er auch gehörte, wenn er Robespierre im Wege stand. Der Cordelier (Mitglied des Clubbs im Franziscanerkloster) wurde guillotinirt, der Jakobiner auch; der Gemäßigte wurde guillotinirt, der Reiche guillotinirt; wer schwieg und wer redete, wurde guillotinirt; alle ehemaligen Parlamentsräthe, alle Banquiers wurden guillotinirt; nur vom Pöbel ward keiner guillotinirt, darum betete der Pöbel den Tyrannen Robespierre an, und war die feste Stütze seiner eisernen Herrschaft gegen den Convent. Keine Feder kann es beschreiben, wie viel Blut dieses Scheusal vom Menschen vergossen hat. Mit Sulla und Nero kann man ihn nicht vergleichen: Robespierre übertraf alle Tyrannen der alten und neuen Geschichte. Einst war er bei einem Gastmahle, trank zu viel Wein, und sagte unverhohlen, er werde sich bald zum Könige von Frankreich ausrufen lassen. Am andern Tage erinnerte ihn einer der Gäste an diese

Aeußerung, und Abends waren alle, welche bei dem Mahle gewesen, guillotinirt. Nun konnte ihn keiner verrathen. Die Reichen wurden am ersten verhaftet, denn jeder Reiche hieß ein Aristokrat; sie mußten selbst im Gefängnisse für Wohnung und Essen unerhörte Summen bezahlen, auch dann, wenn ihr eigenes Haus ihr Kerker war. Anfangs wurde über die Gefangenen noch ein kurzes Gericht gehalten, nachher fand man dieses zu weitläufig: man kerkerte Verdächtige ein, und schickte sie zur Guillotine, Vertheidigung war nicht erlaubt. Manche wurden wegen einer Namensverwechslung hingerichtet; andere waren schon guillotinirt, wenn man sie ins Verhör rief, wieder andere entkamen durch Gegenwart des Geistes noch an den Stufen des Blutgerüstes. Ein wackerer Priester stand unter einer Schaar solcher, die bluten sollten; der eine nach dem andern stieg hinauf, und wurde getödtet. Da fuhr ein Soldat, der zur Wache da stand, jenen Priester barsch an: „Citoyen, was stehst du hier unter den Verräthern? Fort mit dir!" Der Priester ging ungehindert fort, wanderte aus, und behielt sein Leben. — Man vergoß in Paris so viel Blut, daß der Platz, wo die Guillotine stand, sich in einen Sumpf von Menschenblut verwandelte, und man sie nach einem andern Platze versetzen mußte. In den Monaten Junius und Julius 1794 erlagen allein 1285 Opfer dem Mordmesser.

In dieser Schreckenszeit fielen wieder mehrere Glieder der königlichen Familie. Den 2. August 1793 brachte man die Königinn Maria Antonia aus dem Tempel in die Conciergerie, und wies ihr ein unterirdisches Loch an, welches 8 Fuß lang und 8 Fuß breit war. Hier schlief sie 2 Monate fast auf Stroh, denn sie hatte nicht mehr Bettwerk, als was sie in einem Bündel unter dem Arm aus dem Tempel mitgenommen. Ihre Garderobe bestand aus einem weißen Kleide mit schwarzem Gürtel, drei Hemden, einigen Hauben und einem schwarzen Schlafrocke, welche sie im Tempel noch eben in ihr Armbündel geknüpft hatte. Den 9. August erschien sie zum ersten Male vor dem Revolutionstribunale, und hielt eine kühne Rede. „Mit welchem Unglück — sagte sie unter anderm — drohen nun auch mir die Mörder meines Gemahls? Was

habe ich gethan, oder was habe ich thun können? Haben die mütterlichen Liebkosungen gegen meine Kinder, die Thränen, welche ich unablässig um meinen Gemahl vergieße, die Wuth unserer Feinde noch vermehrt? Ach, sollte ich dadurch strafbar geworden sein, daß ich mein Unglück fühlte, o so entscheidet über mein Schicksal, und lasset die eiteln Förmlichkeiten weg, die meine Marter nur verlängern, und vereinigt das Blut eurer Königinn mit dem Blute eures Königs! O könnte mein Blut doch das Unglück, das immer schrecklicher auf Frankreich losstürmt, abwenden, und Frieden und Glück wieder in den Schooß des bejammernswürdigen Landes zurückbringen!" Viele Augen wurden naß bei dieser Rede. Am folgenden Tage bekam sie vor 11 Uhr Nachts nichts zu essen, denn der Wächter vergaß sie, da man ein Nationalfest hielt, zur Feier des 10. August im vorigen Jahre. Sie wurde krank, und ein Commissair bot ihr einen Arzt an, sie wies aber nach oben, und sagte: „Dort ist das Ende aller meiner Leiden." — Den 14. Sept. war sie wieder 4 Stunden lang im Verhöre, und wurde zuletzt ohnmächtig weggetragen. Der förmliche Proceß begann erst den 11. October, und als der Präsident des Blutgerichts sie förmlich fragte, wer sie sei, antwortete sie: „Maria Antonia von Oesterreich, Königinn der Franzosen." Achtzehn Stunden saß sie am letzten Tage (15. October) im Blutrathe, wurde ganz erschöpft, und schlief nachher in ihrem Kerker gleich ein. Sie träumte von ihren Kindern, und streckte unaufhörlich die Hände nach ihnen aus. Nachts 4 Uhr sprachen die Richter ihr Todesurtheil, um 5 Uhr wirbelten schon die Trommeln in allen Straßen zur Hinrichtung, und der Pfarrer von St. Lorenz trat zur Königinn ein, und weckte sie, da er dieselbe zum Tode vorbereiten sollte. Die Königinn aber wies seinen Beistand zurück, weil er ein beeidigter Geistlicher war, und sie schon im Geheimen die Tröstungen der Religion von einem gewissenhaften katholischen Priester empfangen hatte. Von jetzt an jammerte sie nicht mehr um ihre Kinder. Um 10 Uhr kündigte man ihr an, es sei Zeit. Sie setzte eine runde Haube mit schwarzem Bande auf, und zog ein weißes Camisol an, welches unter den Aermeln und an den

Ellbogen zerrissen war, und da man ihr dies andeutete, antworteee sie sanft: Ich habe nichts Besseres. Statt einer Kutsche mußte sie den gemeinen Karren besteigen, und auf demselben fuhr man sie rücklings durch die lange Straße St. Honoré; die schwachen Arme hatte man ihr noch auf dem Rücken gebunden, neben ihr saß der Beichtvater, auch rücklings, vor ihr der Sohn des Scharfrichters. Der Trauerzug dauerte 5 Viertelstunden. Einzelne Stimmen schrieen: Bravo, es lebe die Republik! aber im Ganzen entsetzte sich das Volk, denn die Königinn, die erste Schönheit Frankreichs, glich nun einem Gerippe, ihr Haar war gebleicht, ihr Anzug zerrissen. Am Palais-royal ward sie ausgezischt, ihr Auge sprach Vergebung. Gegen die Mittagsstunde (16. October 1793) kam sie auf den Platz, wo auch ihr Gemahl geendet hatte. Hastig stieg sie die Blutbühne hinan, blickte noch einmal nach den Tuilerien, wo sie den Glanz des Hofes, aber auch die reinsten Familienfreuden genossen hatte, warf sich auf die Kniee, und betete: „Gott, erleuchte und rühre meine Henker! Lebet wohl auf immer, meine Kinder! ich gehe zu eurem Vater!" Man band sie schnell auf das Brett, und schob sie unter das Beil. Noch einmal erhob sie sehnsuchtsvoll ihre Augen zum Himmel, und ihr Haupt fiel. Am Abend tanzten Ohnehosen bei Fackelschein an dieser Stätte; den Dauphin fuhr man in einer Kutsche hin, zeigte ihm die Guillotine, unter welcher eben seine Mutter gestorben war, und bedeutete ihm — dem achtjährigen Knaben — es werde ihm nicht besser ergehen, wenn er sich einfallen lasse, König in Frankreich sein zu wollen. —

Den 9. Mai 1794 Abends 7 Uhr brachte man auch die Prinzessinn Elisabeth aus dem Tempel in die Conciergerie, wo sie gleich verhört wurde. Man hatte nichts gegen diese vollkommene Frau vorbringen können, als daß sie verwundete Krieger in die Zimmer der Tuilerien aufgenommen, und Werke der Barmherzigkeit an ihnen ausgeübt. Am andern Morgen erschien sie wieder vor dem Tribunale, und antwortete, da sie nach ihrem Stande gefragt wurde, mit Würde: „Ich heiße Elisabeth von Frankreich, und bin die Tante eures Königs." Das war genug, sie zu verurtheilen. Sie richtete ihre Unglücksgefährten durch Trost-

gründe der Religion und durch ihr eigenes Beispiel des Starkmuths auf. Noch auf dem Leichenwagen sprach sie so unbefangen und gefaßt mit der Schwester Malesherbes und der Wittwe des Ministers Montmorin, wie einst in den Sälen der Tuilerien. Noch 24 andere wurden vor ihr guillotinirt, sie mußte zusehen, und empfing den Todesstreich zuletzt. Festen Schrittes und lächelnd ging sie die blutbefleckten Stufen hinan. Sie starb ebenfalls ohne Klagen gegen ihre Mörder. Ihrem Bruder, dem König, war sie stets mit inniger Schwesterliebe ergeben gewesen. Sie hatte mit ihm und ihrer Schwägerinn die Leiden des Gefängnisses redlich getheilt, und nach der Hinwegführung der letztern nur für deren Tochter gelebt, welcher sie eine zweite Mutter geworden.

Der junge Dauphin, den die Königlichgesinnten Ludwig XVII. nannten, war seiner Mutter, als sie noch im Tempel saß, schon den 4. Juli 1793 entrissen, und dem Schuster Simon, einem wilden Jakobiner, zur Erziehung gegeben worden. Dieser behandelte den sanften Knaben so hart, daß derselbe alle Lust am Leben verlor, und zuletzt in 15 Monaten kein Wort mehr sprach. Er bekam auch die englische Krankheit, alle Gelenke schwollen ihm auf, die Zähne faulten weg. Man setzte ihn wieder in den Tempel, hier starb er den 8. Juni 1795. Später traten in Frankreich wiederholt Betrüger auf, die sich für Ludwig XVII. ausgaben, der nicht getödtet sein sollte.

Nun nahm der Graf von Provence als Ludwig XVIII. den königlichen Titel an. Er lebte erst zu Verona, dann in Dillingen und Blankenburg. Als nachher die Franzosen in Deutschland einrückten, ging er nach Mietau in Rußland. Hier kam der brave Edgeworth zu ihm, wie auch die Prinzessinn Maria Theresia, Ludwigs XVI. Tochter, welche die Franzosen gegen einen gefangenen französischen General den Oesterreichern ausgeliefert hatten. Diese wurde hier mit ihrem Vetter, dem Herzoge von Angouleme, Sohne des Grafen von Artois, vermählt. Edgeworth ward von der Familie wie ein Engel verehrt, wirklich ruhte eine himmlische Milde auf seinem Antlitze. Einmal ward er von seinem Herrn, Ludwig XVIII., an den russischen Kaiser Paul gesendet, um

ihm den Orden vom h. Geiste zu überbringen. Der Kaiser wurde von der ehrwürdigen Gestalt des Mannes so ergriffen, daß er auf seine Kniee fiel, und ihn um seinen Segen bat. — Im Jahre 1807 kamen viele französische Kriegsgefangene nach Mietau, unter welchen eine ansteckende Krankheit ausbrach. Edgeworth ging zwischen ihnen, und bereitete sie zum Tode. Zuletzt wurde auch er angesteckt, und endete in seinem schönen Berufe, gleich dem wackern Krieger, der auf dem Schlachtfelde, die Waffen in der Hand, hinsinkt. Die Herzoginn von Angouleme verpflegte ihn auf seinem Sterbebette. — Von Mietau mußte die königliche Familie nach Warschau ziehen, und zuletzt fand sie eine Freistätte in England, wo auch der Graf Artois lebte. --

Ich kehre zu der Geschichte der Schreckenszeit zurück. Außer den vielen Unschuldigen wurde auch mancher hingerichtet, der den Tod verdient hatte. Die Revolution verschlang, wie Saturnus, allmälig ihre eigenen Kinder. Zuerst fielen die Girondisten, von denen viele wegen ihrer Schwärmerei für eine Art römischer Republik schwer büßen mußten, gegen andere schien das Blut des ermordeten Königs um Rache zu schreien. Sie waren den Jakobinern noch nicht roth genug, ein Anflug von bessern und menschlicheren Gefühlen machte sie diesen als Freiheitsfeinde verdächtig. Sie wurden verurtheilt. Valazé stieß sich einen Dolch in die Brust, und versicherte sterbend, daß er als freier Mann ende. Die Nacht (vom 30—31 October 1793) verbrachten die übrigen im Kerker, bald ernst, bald scherzend und fröhliche Lieder singend. Den folgenden Morgen wurden sie zum Richtplatze geführt. Sie sangen unterdeß die Marseiller Hymne:

Das blut'ge Beil der Tyrannei
Schwebt über unserm Haupt.

Sie umarmten sich unter dem Rufe: Es lebe die Freiheit! dann trennte das Beil ihr Haupt vom Rumpfe.

Der Herzog von Orleans, Egalité, hauchte den 6. November 1793 unter dem Messer seine schwarze Seele aus, man hatte ihn der Verbindung mit Dumouriez und den Girondisten beschuldigt. Er trank im Kerker fleißig Champagner, sonst muthlos zeigte er bei der Hinrichtung doch

Fassung — war es Stumpfsinn oder Hoffnung, von seinen Anhängern befreiet zu werden?

Am 10. Nov. 1793 ward Johanna Roland, die Gemahlinn des ehemaligen Ministers, eine talentvolle Frau, die indeß eine Rolle spielte, welche ihrem Geschlechte nicht angewiesen, hingerichtet. Als sie neben der Blutmaschine das Standbild der Freiheit erblickte, rief sie sehr wahr aus: „O Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen!" Der blutige Leichnam ihres Mannes wurde einige Tage darnach auf der Landstraße gefunden. Sein Amtsgenosse Claviere tödtete sich im Kerker, ebenso seine Frau. Condorcet, der s. g. Philosoph nahm Gift. Lebrun, einst Minister, Gircy-Dupré, Bois-Guyon, Rabaut-Saint-Etienne, Girondisten, fielen alle durch das Mordmesser. Bailly, einst Maire von Paris, mußte seine Todeswerkzeuge selbst tragen, da man das Gerüst vom Marsfelde abbrach, wo der Verräther zu sterben nicht würdig sei. Man mißhandelte ihn mit Tritten und Schlägen, so daß er erschöpft niederfiel. „Du zitterst" bemerkte ihm ein Soldat. — „Vor Kälte, entgegnete der Greis. Der Maire Pethion entfloh der Guillotine, und verhungerte, oder ward von wilden Thieren zerrissen, nach Jahren fand man sein Gerippe in einer Wildniß. Der grausame Marat, der die Blutauftritte des 10. August und 2. September veranlaßt, und den Sicherheitsausschuß gebildet hatte, wurde von Charlotte Corday, einer Republikanerinn aus Caen, welcher er den Bräutigam gemordet hatte, zu Paris aufgesucht, und durch das Vorhaben, sie habe ihm wichtige Verschwörungen in Caen zu entdecken, erhielt sie Zutritt. Sie bezeichnete ihm mehrere Namen, und Marat sagte: Gut, sie sollen alle sterben. „Das sollen sie nicht!" schrie das Mädchen, und in dem Augenblicke erstach sie den Bösewicht, der eben im Bade saß (14. Juli 1793). Marat wurde als ein Märtyrer im Pantheon begraben. Charlotte Corday mußte den Karren besteigen (17. Juli) und starb mit heiterm Gesicht. Als ihr Kopf fiel, rief eine Stimme: „Sehet, sie ist größer, als Brutus." Marat war ein kleiner verwachsener Mensch mit einer krächzenden Stimme, blutgierig, wie ein Tieger, Robespierre Vorgänger und Lehrmeister, Robespierre übertraf ihn jedoch. Von dem Ende

des Dritten in dem verruchten Bunde, von Danton, nebst seinen Schicksalsgenossen, habe ich noch Einiges mitzutheilen. Danton, selbst Danton der Blutmensch und einige seiner Anhänger meinten, das Mordmesser könne doch bald mitunter ruhen, weil die Republik nun ziemlich fest stehe, und man doch nicht bloß zu morden brauche, um zu morden, zugleich meinte er, daß das Gesetz nur vom Convent ausgehen könne. Auch sein Freund Camille Desmoulins sprach sich für eine menschlichere Benutzung der Revolution aus. Bevor die Reihe an diese kam, mußten erst andere, freilich auch Nichtswürdige, sterben, Gleichmacher, Kirchenstürmer, Vernunftanbeter, die für den Dictator Robespierre eine zu große Herrschaft über die Pariser ausübten. Hebert ward mit 19 Anhängern verhaftet, und 18 davon wurden verurtheilt. Hebert verzweifelte, Baron Cloots suchte seine Gefährten aufzuheitern und redete Gottlosigkeiten bis zur Ankunft des Karrens. Sie endeten am 24. März 1794, und das Volk jubelte laut. Wie staunte Paris, als es am 31. März vernahm, in der Nacht seieen der gewaltige Danton, Lacroix, Camille Desmoulins und Herault-Sechelles, die jetzt Mäßigung predigten, verhaftet, und zwar durch Robespierre! Er traute den ihm überlegenen Menschen nicht. Danton wurde wegen seiner frühern Verbindung mit Orleans, Mirabeau und Dumouriez angeklagt. Man fragte ihn nach Namen und Wohnort. Er antwortete: „Meine Wohnung wird nächstens im Nichts und mein Name im Pantheon sein. Mein Kopf bürgt für alles. Das Dasein ist mir eine Last, von der ich befreit zu werden wünsche.“ Erst wollte er sich nicht vertheidigen, dann sprach er donnernd, und setzte Kläger und Richter in Verlegenheit. Am 5. April saßen jedoch Danton und seine Anhänger auf dem Karren. Der Haufe höhnte. Camille wollte reden, Danton sah die Menge verächtlich an und sagte zu ihm: „Bleib doch ruhig und laß das elende Gesindel laufen! Danton äußerte wiederholt: „Robespierre wird mir folgen, ich zieh' ihn mir nach.“ — Dann gestand er, es sei besser, ein armer Sünder zu sein, als Menschen zu regieren. Zum Henker sprach er: Mein Freund, zeige meinen Kopf dem Volke, er verdient diese Mühe.“ Er wollte Herault-Sechelles noch einmal

umarmen, der Henker gab es nicht zu. Da sprach der dämonische Mensch die gräßlichen Worte: „Du willst also grausamer sein, als der Tod! Du kannst aber doch nicht hindern, daß sich unsere Köpfe in einigen Augenblicken unten in dem Korbe küssen!“ Zwei der größten Blutmenschen haben also bereits das Loos gefunden, das sie so vielen bereitet hatten; der Dritte wird folgen, aber noch erst eine Zeitlang sein Mordgeschäft ausüben. Während in Paris die Guillotine noch täglich beschäftigt war, schickte Robespierre seine grausamen Gehülfen nach den größeren Städten der Provinzen. In vielen Gegenden fuhr man die Guillotine von Dorf zu Dorf. Zu Nantes ersäufte man die Verdächtigen in der Loire; zu Avignon guillotinirte Jourdan der Kopfabhacker, und warf Hunderte in eine Eisgrube, daß sie erfroren oder verhungerten; zu Lyon konnte die Guillotine nicht genug Menschen tödten, man stellte die Unglücklichen in Reihen, und schoß sie mit Kartätschen nieder, ja Lyon selbst, die erste Stadt nach Paris, ward fast in einen Aschenhaufen verwandelt, weil sie keinen Jakobinerklubb in ihren Mauern aufkommen lassen, und Robespierre nicht als Gebieter anerkennen wollte. Wem fallen hier nicht des Dichters Worte ein:

„Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tiegers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.“

§ 93.

Schöne Züge aus der Revolutionszeit.

Es thut dem Herzen wohl, bei so vielen Gräueln auch Zügen von wahrer Geistesgröße, und bewunderungswerther Erhabenheit zu begegnen, durch welche schöne Lichtstrahlen in das schaurige Nachtgemälde fallen. Einige Beispiele:

Unter die Classe der vielen ehrenwerthen Priester Frankreichs, die den h. Märtyrern der ersten Jahrhunderte können zur Seite gesetzt werden, gehörte auch Abt Fenelon, ein ehrwürdiger Greis von 80 Jahren, der sein langes Leben nur den Pflichten seines Berufes und der Ausübung der Werke der Barmherzigkeit gewidmet, und sich zum vorzüglichsten Geschäfte gemacht hatte, die jungen sich selbst überlassenen Savoyarden, die sich in Frankreich zur Reinigung der Schornsteine aufhielten, zu unterrichten und zu unterstützen. Sie hingen mit kindlicher Zärtlichkeit an ihm. Als nun ihr geistlicher Vater geächtet und verhaftet wurde, aus dem einzigen Grunde, weil er ein tugendhafter Priester war, forderten sie vergeblich vom Convente dessen Freilassung. Fenelon wurde von allen seinen Unglücksgefährten im Luxemburger Kerker geschätzt, und hatte die Freude, viele in den Schooß der Kirche und in die Arme der Tugend zurückzuführen. Als ihm sein Todesurtheil bekannt gemacht ward, rief er aus: „Welches Glück für Christus zu sterben, der für uns gestorben ist!“ — Als er in die Amtsstube trat, fielen ihm zwei gefesselte Savoyarden zu Füßen, die in Thränen zerflossen. „Weinet nicht, meine Kinder!“ tröstete ihr geistlicher Vater, „es ist des Herrn Wille, daß ich sterbe, betet für mich. Komme ich in den Himmel, wie ich es von des Allgütigen unendlicher Barmherzigkeit hoffe, so werdet ihr droben an mir einen Fürbitter besitzen.“ Als der Henker erschien, ihn und seine Mitgefangenen zu binden, wandte er sich an diese mit den Worten: „Meine Brüder! Gott verlangt von uns ein großes Opfer, das Opfer unsers Lebens! wir wollen es ihm mit bereitwilligem Herzen darbringen, damit wir Gnade von ihm erlangen. Vertrauen wir ihm, er wird uns unsere Vergehen verzeihen, wenn wir sie bereuen; ich will euch nun die Lossprechung von euren Sünden ertheilen.“ Hinknieend empfingen alle Verurtheilten des h. Märtyrers Segen. Selbst der Henker soll gerührt sein Haupt geneigt haben, um des Segens theilhaftig zu werden. Auf dem Wege zur Richtstätte und selbst noch am Fuße des Blutgerüstes ertheilte der ehrwürdige Priester Lehre und Trost, und sprach mit einer Begeisterung von der Ewigkeit, als sähe er, wie Stephanus den Himmel offen. —

Der edle Vertheidiger Ludwigs XVI. Malesherbes, ein 72jähriger Greis, ward mit seiner ganzen Familie nach Paris geschleppt. Er verlor seine Heiterkeit nicht. Er stolperte bei dem Gange zum Gerichte an der Kerkerthür, und bemerkte dabei lächelnd: „Ein Römer hätte das für eine üble Vorbedeutung gehalten, und wäre umgekehrt.“ Er mußte sehen, wie seine Tochter, seine Enkeltochter und deren Gatte bluteten, dann kam erst die Reihe an ihn. Er benahm sich stark und würdevoll, und die Seinigen machten ihm Ehre. Seine Tochter, die Gattinn Rosambo's, der einige Tage vorher bereits hingerichtet war, bemerkte gegen die Tochter des Invaliden-Gouverneurs Lombreuil: Sie haben das Glück gehabt, Ihren Vater zu retten; ich habe wenigstens den Ruhm, mit dem meinigen zu sterben.“

Der Finanzier Fougeret, verhaftet, weil er eine ihm aufgelegte übermäßige Steuer nicht bezahlt hatte, wurde regelmäßig zweimal im Tage von seinen drei ihn zärtlich liebenden Töchtern besucht, deren sehnlichster Wunsch war, des Kerkers Schrecken mit ihrem Vater zu theilen. Was sie wünschten, geschah. Seine Gemahlinn und seine Töchter wurden mit ihm eingesperrt. Ins Gefängniß tretend, riefen sie: „Wie froh sind wir! alle unsere Wünsche sind erfüllt; wir sind nun bei unserm guten Vater, den wir so lieb haben, und dessen Unschuld uns tröstet. Gewiß wird diese triumphiren!“ — „Ihr lieben Kinder!“ versetzte der Vater, indem er sie wechselweise an sein Herz drückte, „nun ich euch bei mir habe, sind alle meine Leiden vergessen, nun biete ich dem Schicksale Trotz, meine Standhaftigkeit zu erschüttern.“

Die Marquise von Boia-Beranger war mit ihrem Vater, ihrer Mutter und ihrer jungen Schwester eingesperrt. Sie selbst schien ihr eigenes Elend nicht zu empfinden, und nur Gefühle für das traurige Loos ihrer Eltern zu hegen. So wich sie nicht von der Mutter Seite, derselben stets durch Wort und Beispiel Muth und Trost einsprechend. Als nun Vater, Mutter und Schwester das Todesurtheil empfingen, und sie nicht, rief sie, fast verzweifelnd, aus: „Gott! ihr sterbet alle vor mir, und ich bin verdammt, euch zu überleben?“ Dann riß sie sich die Haare aus, umarmte bald ihre Eltern, bald ihre Schwester, und jammerte immer-

fort: „Ach, wir sterben nicht zusammen!“ Endlich kam auch ihr Todesurtheil, gleich versiegten ihre Thränen und schwand ihr Schmerz. „Mutter!“ — jauchzte sie, auf das Todesurtheil zeigend, — „wir sterben zusammen.“ — Dem Begnadigten auf dem Richtplatze konnte nicht seliger zu Muthe sein. Sie schmückte sich, wie zu einem Feste, schnitt sich das schöne Haar ab, und flößte selbst auf dem Wege zum Blutgerüste der niedergeschlagenen Mutter noch Muth ein. „Mutter, gefaßt, liebe Mutter!“ versetzte sie. „Bist du nicht glücklich, da du Niemanden diesseits des Grabes zurückläßt? Deine ganze Familie folgt dir in den Tod, und du empfängst den Lohn, den deine Tugenden verdienen!“

Cazotte, ein nicht unbedeutender Schriftsteller, Maire in einem Dorfe bei Epernay, war ein Gegner der Revolution; Grund genug, daß man ihn nebst seiner Tochter nach Paris schleppte, und beide in das Gefängniß der Abtei warf! Da dringen eines Tages blutdurstige Republicaner in den Kerker, und die Tochter Cazotte's entfaltet einen wahren Heldenmuth. Sie stellt sich den Hyänen entgegen und spricht: Nicht eher gelangt ihr zum Herzen meines Vaters, bevor ihr das meine durchbohrt habt.“ Solcher Muth und solche kindliche Liebe machte selbst auf die entmenschten Republicaner Eindruck: sie ließen Vater und Tochter frei fortgehen.

Die Frau des Commandanten von Longwy war bei der Gerichtssitzung zugegen, in welcher ihr Mann verurtheilt wurde. Auf den Todesspruch ruft eine Stimme aus der Mitte der Zuschauer das gefährliche Wort: „Es lebe der König!“ Die Gegenwärtigen gerathen in Verlegenheit, befürchtend, man möge sie für den Schuldigen halten, aber die Frau von Lavergne drängt sich vor, und wiederholt keck den Ruf. Einige Mitleidige wollten sie zu einer Wahnsinnigen machen, sie sprach aber völlig vernünftig ihre hier so verhaßten Grundsätze aus. Ihr Zweck war erreicht. Sie ging heiter mit ihrem ergrauten Manne zum Blutgerüst.

Loizerolle saß mit seinem Sohne im Gefängnisse von St. Lazarus. Er hörte bei dem Vorlesen der Todesliste seinen Sohn aufrufen, der gerade nicht im Saale war. Der Vater stellte sich, ward abgeführt, und statt seines Sohnes hingerichtet.

Auf ähnliche Weise opferte sich auch ein Bruder für seinen Bruder, weil er die Erhaltung desselben für eine zahlreiche Familie nöthiger hielt, als seine eigene.

Frankreich, sagt ein englischer Schriftsteller (Walter Scott), der von aller Vorliebe gegen dieses Land frei ist, darf sich rühmen, daß es während jener Periode, wo es so viele Beweise von Grausamkeiten gab, eben so viele Belege zur höchsten und ehrenvollsten Treue, zur muthigsten und hingebendsten Menschenliebe aufstellen kann, wie irgend die Jahrbücher eines andern Landes es nur vermögen. Die Grausamkeit der Gesetze verhängte die schwersten Strafen über diejenigen, die sich verbannter Flüchtlinge annahmen. Diese wurden mit der erbarmungslosesten Strenge hingerichtet. Madame Boucquey und ihr Gemahl wurden zu Bordeaux guillotinirt, weil sie einem Mitgliede der Girondepartei Obdach gegeben hatten; und das Verbot, irgend einem außer Gesetz Erklärten Feuer und Wasser zu reichen, ward durch die entsetzlichste Strafe bekräftigt. Dennoch gab es nicht nur unter den vornehmeren Classen, sondern auch unter den Aermsten der Armen Menschen von edlem Gemüthe, die, wenn sie selbst auch nur einem halben Bissen für sich und ihre Familie hatten, denselben doch bereitwillig mit irgend einem unglücklichen Flüchtling theilten, obgleich der Tod bereit war, ihr Mitleiden zu belohnen.

In vielen Fällen unterstützten Treue und Anhänglichkeit die Einlispelungen heiliger Menschenpflicht. Unter dem Hausgesinde fanden sich viele ausgezeichnete Beispiele unerschütterlicher Treue. Selbst in den mißlichsten Lagen gab es nicht viele Fälle von Verrath Seitens der Dienstboten, und mancher Hausherr verdankte sein Leben der Anhänglichkeit und Treue eines seiner Unterthanen. Andere wurden durch die Gefühle für Religion geschützt. Die eidweigernden und verbannten Priester fanden oft unter ihrer ehemaligen Heerde Mittel, sich zu verbergen und zu ernähren, selbst als es Tod brachte, sich ihrer anzunehmen. Oft muß dies aus dankbarer Erinnerung an ihre früher geleisteten Dienste, bisweilen aus ungetheilter Verehrung für das höchste Wesen hervorgerufen sein, zu dessen Dienste dieselben sich bekannten. Ein ehrwürdiger französischer Geistlicher befand sich zum

Besuche in eines Edelmannes Hause in Nordbritanien, und man bemerkte in der Familie, daß eine Lieblingskatze, die ziemlich wild und eigensinnig war, dem Gaste besondere Aufmerksamkeit schenkte. Der Umstand erklärte sich durch die Erzählung, die der Priester von seinem mehrwöchentlichen Aufenthalte in einer Polterkammer oder Dachstube eines Handwerkers mittheilte. In jenem Verstecke hatte er keine andere Unterhaltung, als die Gewohnheiten und Manieren der Katzen zu studiren, die häufig jenen Schlupfwinkel besuchten, und sich bei der Gelegenheit mit der Art und Weise bekannt zu machen, sich die Gunst dieser Thiere zu verschaffen. Die Schwierigkeit, ihn, ohne Verdacht zu erregen, mit Nahrung zu versehen, war groß, und Speise und Trank konnten ihm nur in kleinen Portionen und zu unbestimmten Stunden gereicht werden. Mann, Weib und Kinder wußten, daß er versteckt war, durch Verrath wären Geldsummen zu verdienen gewesen, das Leben stand auf dem Spiele durch die Beherbergung, dennoch ward er glücklich erhalten, um später, nach der Wiederherstellung der Monarchie, an einer schottischen Katze die Künste zu prüfen, die er unter seinem ärmlichen Zufluchtsdache zur Zeit des Reiches des Schreckens erlernt hatte.

Einzig und allein solche heroische Handlungen, denen wir häufig begegnen, und zwar besonders in den Classen, die Personen zählten, welche selbst durch Mangel hart bedrängt waren, und welche daher oft gegen das Mißgeschick anderer verhärtet werden, vermochten es, Frankreich in jener Schreckenszeit zu bewahren, daß es nicht ein allgemeines Leichenhaus, und das dessen Geschichte nicht ein gleichförmiges Register verübter Mordthaten ward. Ueberhaupt wolle man nicht glauben, daß die Mehrzahl der Franzosen solche Gräuel billigte, sie wurden nur von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Frevlern verübt: wie viele Opfer vermag nicht schon ein Tiger zu zerreißen, der keinen Widerstand findet?

§ 94.

Frevel gegen die Religion.

Nach diesen herzerhebenden Mittheilungen aus der Schreckenszeit müssen wir wieder zu entsetzlichen Gegenständen übergehen.

Am empörendsten sind die Religionsgräuel dieser Zeit, die Nachwelt wird sie vielleicht nicht glauben. Den 7. November 1793 erklärte Gobel, geschworner Bischof von Paris, er wolle keinen andern Gottesdienst, als der Gleichheit, und schwur mit seinen Vicaren das Priesterthum ab. Dafür erhielten alle den Bruderkuß und die Jakobinermütze, und der Convent erließ das eben so thörichte als frevelhafte Decret, es gebe keinen Gott, schrieb allen Priestern Abschwörung ihres Amtes vor, und verbot die Ausübung der christlichen Religion unter Todesstrafe. Demnach wurden die Kirchen ausgeleert, die h. Hostien von Ohnehosen mit Füßen getreten, und weil man doch eine Gottheit haben wollte, so ward nebst der Natur die Vernunft (la raison) zu diesem Ehrenposten befördert, und die Domkirche Notre Dame zum Tempel der Vernunft geweihet. Die Büsten großer oder angeblich großer Männer standen am Eingange statt der Bilder der Heiligen; auf einer bergartigen Erhöhung befand sich der Tempel der Philosophie. Die Göttinn war eine Statüe, eine Dame mit der rothen Jakobinermütze, eine Pike in der Hand. Eine lebendige Vernunft, eigentlich eine Komödiantinn, trug der Convent unter feierlichen Chören in ihren Tempel, zu ihren Füßen lag ein Kreuz. Sie erschien in weißem Kleide, blauem Mantel und wallenden Locken, von jungen, weißgekleideten und rosenumkränzten Mädchen umschwärmt. In dem Tempel, wo Hymnen mit Reden wechselten, brachte man ihr ein Rauchopfer dar, und trug sie dann in den Conventsaal zurück, kniete dort vor ihr, und küßte sie. Hat Frankreich wohl jemals weniger Vernunft bewiesen, als damals, wo es die Vernunft anbetete! — Am Dekadentage war nun der Dienst der Vernunft in ihrem Tempel: die Menschenrechte wurden

vorgelesen, ein Beamter hielt eine Rede über Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe, und zum Schlusse sang man — an der ehemals heiligen Stätte — Freiheitslieder. Als merkwürdigen Beitrag zur Geschichte menschlicher Verirrungen, Thorheiten und Frevel, wollen wir die Festlichkeiten dieser Neuheiden näher hervorheben. Es war am 10. August 1793, da hielten sie eine eigenthümliche Prozession: voran die Volksgesellschaften, dann die Deputirten des Convents, welche Kornähren trugen, um sie schaarten sich die Abgeordneten aller Urversammlungen, einen Speer in der einen, einen Oelzweig in der andern Hand. Hinten nach zogen die Schaaren des Volkes und der Krieger, in deren Mitte ein mit weißen Rossen bespannter Wagen, der eine Urne zum Gedächtniß der für das Vaterland gebliebenen Helden trug. Die Gewerke erschienen mit ihren Fahnen. Der so geordnete Zug setzte sich mit Aufgang der Sonne in Bewegung. Auf dem Platze der Bastille machte der Feierzug halt, bei der kolossalen Bildsäule der Natur, aus deren Brüsten krystallhelles Wasser floß. Die ältesten Abgeordneten waren die Priester, sie schöpften mit Pokalen und brachten der Göttinn als gute Heiden ihre Opfer. Der Präsident des Convents, Herault Sechelles, hielt dabei folgende Predigt: „Gebieterinn der Wilden und der aufgeklärten Nationen! O Natur, dies mit den ersten Sonnenstrahlen vor deinem Bilde versammelte Volk ist deiner würdig, denn es hat sich die Freiheit erkämpft; in deinem Schooß, in deinen h. Quellen hat es mit seinen Rechten seine Wiedergeburt gefunden. Nach so vielen Jahrhunderten der Verirrung und der Sklaverei mußte es auf seine einfachen Pfade zurückkehren, um Freiheit und Gleichheit wieder zu erlangen. O Natur, vernimm den Ausdruck der ewigen Liebe, welche die Franzosen deinen Gesetzen schwören! Möge dies reine Wasser, welches deinen Brüsten entquillt, in dieser Schale der Freiheit und Gleichheit die Schwüre heiligen, welche Frankreich an diesem Tage leistet, dem schönsten, auf welchem die Sonne herabblickt, seitdem sie ihr Licht aus jenen unendlichen Räumen ergießt."

Bei dem am 10. November 1793 gefeierten und bereits erwähnten Feste der zweiten französischen Göttin, der Ver-

nunft, redete Chaumette den Convent mit folgenden Wortschwall an: „Der Fanatismus ist geflohen, denn das Licht der Vernunft hat ihn geblendet. Die gothischen Gewölbe, die Jahrhunderte dem Irrthum gedient, erdröhnten heute von der Stimme der Wahrheit, sahen heute das Opfer der Freiheit, Gleichheit und der Natur. Wir wählten ein Meisterstück der Natur, um die Gottheit der Natur würdig darzustellen, und alle waren von ihrer Schönheit erbauet und hingerissen. Ein Wunsch, ein Gebet ertönte von allen Seiten: Keine Priester mehr, keine andere Götter mehr, als jene, welche die Natur uns bietet! Diesen Wunsch tragen wir euch vor und bitten euch: weihet die ehemalige Metropolitankirche zum Tempel der Vernunft und der Freiheit ein." Der Präsident willigte mit Freuden ein, und bezeigte der Göttin seine Huldigung. Wie der Sturm die Rohre bricht, aber die kräftigen Bäume mit fester Wurzel nicht bezwingt, so waren auch manche Geistliche schwach genug, dem Strome zu folgen, statt ihm entgegen zu rudern. Die vom Convente gemachten Bischöfe nahmen mitunter Frauen; z. B. Talleyrand, Bischof von Autun, und galten nur noch für einen Citoyen. Die bei weitem größte Anzahl der Priester indessen hielt sich brav, und wanderte aus, oder starb mit Heldenmuth, wie die Märtyrer der ersten Jahrhunderte, um dem Glauben und der Pflicht getreu zu bleiben.

Robespierre fand es jedoch nicht gerathen, lange den Atheismus zu predigen, des Pöbels wegen, wie er sagte. Er ließ durch den Convent decretiren, daß ein höchstes Wesen sei, und die Seele des Menschen ewig lebe. Nun wurde auch das Fest des höchsten Wesens gefeiert, aber nach Jacobinerart, das Christenthum blieb verbannt. Der brave Wandsbecker-Bote machte dieses Verfahren wahnwitziger Menschen in folgenden Versen lächerlich:

O Gott! du darfst nun wieder sein;
So will's der Herr der Franken.
Schick' ihnen doch ein Engelein,
Und laß' dich schön bedanken!

Am Ende konnte Robespierre selbst sich nicht halten. Er würgte Freunde und Feinde, und war zuletzt allen Par-

teien zum Abscheu. Den 27. Juli 1794, da er eben viele Mitglieder des Convents zur Guillotine schicken wollte, wurde er im Convente verhaftet. Er stutzte, und rief: „Die Gauner siegen, die Republik ist verloren!“ Aber man hörte nicht auf sein Schreien, man brachte ihn in das Gefängniß Luxemburg. Hier fürchtete sich der Commandant noch vor dem Wütherich, und wollte ihn nicht aufnehmen. Man brachte denselben also zum Rathhause; dort versprachen die Bürgerbeamten ihm sogar Schutz, und der Pöbel in ganz Paris machte schon Anstalten, ihn in Freiheit zu setzen, doch verlor der Convent die Fassung nicht, erklärte den Bluthund für vogelfrei, und schickte Soldaten ab, ihn vom Stadthause wiederzuholen. Erst lieferten die Convents- und Bürgertruppen sich aber ein Treffen in den Straßen, das Stadthaus mußte förmlich bestürmt werden, und als Robespierre mit seinen Freunden keine Rettung mehr sah, sprang einer von ihnen zum Fenster hinaus, und brach beide Beine, ein anderer erschoß sich, und Robespierre wollte sich auch eine Kugel durch den Kopf jagen, zerschoß sich aber nur die Kinnlade, und wurde auf einer Bahre zum Convente getragen. Die Gutgesinnten jubelten, ein Bürger rüttelte ihn auf der Bahre, und rief: „Tyrann, es gibt ein höchstes und gerechtes Wesen!“ — Im Conventsaale wurde er auf einen Tisch gelegt, und mußte so liegen bis zum andern Tage. Er bekam ein Wundfieber, wurde von allen Umstehenden verhöhnt, und hörte sein Todesurtheil (28. Juli). Nachmittags 4 Uhr führte man den Elenden zur Guillotine, sein zerschossenes Gesicht hatte er in eine große Mütze gehüllt. Vor dem Karren tanzte ein Weib her, und rief: „Dein Tod macht mich vor Freude närrisch. Hinab mit dir zur Hölle, du von allen Frauen und Müttern Verfluchter!“ Auf dem Blutgerüste riß man ihm die Binde von der Wunde, daß alle das scheußliche Gesicht sehen konnten, und man ließ ihn eine Weile unter dem Messer liegen, ehe es fiel, damit er die Todesangst, die er so vielen verursacht hatte, selbst völlig empfinden möchte. Gleich nach ihm starben Henriot, Commandant der Nationalgarde, der Präsident des Revolutionstribunals und 19 andere; am folgenden Tage wurden noch 71 Anhänger Robespierre's hingerichtet,

unter denen die meisten Mitglieder der Munizipalität, und der Jakobinerclubb ward zerstört. Die Städte Lyon, Marseille und Toulon, der jakobinischen Bedrückungen und Frevel längst müde, erhoben sich gegen dieselben. In Lyon ward der Jakobinerclubb geschlossen und einer seiner schändlichsten Mitglieder, der Meuchelmorde verübt und zu noch mehreren ermuntert hatte, wurde den Gesetzen gemäß verurtheilt, aber gegen den Willen des Pariser-Convents hingerichtet. Dies war genug, um die Pariser Jakobiner zur wüthendsten Rache gegen die Stadt Lyon aufzubringen. Ein Conventsheer unter dem General Kellermann wurde gegen die Lyoner gesandt. Da derselbe aber zu wenig republikanischen Eifer bewies, so rief man ihn ab. Nach siebenzigtägiger, tapferer Gegenwehr mußte sich die unglückliche Stadt ergeben am 9. October 1795. Nun wurden in Lyon Gräuel verübt, die alle Begriffe übersteigen. Die Stadt sollte dem Boden gleich gemacht werden, und wirklich wurde eine bedeutende Anzahl Häuser niedergerissen. Täglich fielen 50 — 60 Köpfe unter dem Mordbeil. Es wurden Gruben gemacht, um das Blut aufzunehmen; dennoch überschwemmte es die Richtplätze. Als diese Art zu morden noch zu langsam ging, wurden die Schlachtopfer täglich zu Hunderten, je zwei und zwei zusammengebunden, durch Kartätschen-Schüsse zu Boden gestreckt. Auch die entsetzlichsten Frevel gegen das weibliche Geschlecht verübten die Jakobiner in Lyon. Um dieselbe Zeit wurde Marseille von einem republikanischen Räuberheere besetzt und ärger, als eine mit Sturm genommene Stadt behandelt. Dagegen ergab sich die stark befestigte Hafenstadt Toulon am 29. August den Engländern, wodurch diesen eine französische Flotte von 18 Linienschiffen, mehrere Fregatten, das Zeughaus mit vielem Kriegsmaterial und der Haupthafen des Mittelmeeres in die Hände fiel. Als es am Ende des Jahres den Republikanern gelungen war, Toulon wieder zu erobern: wurden auch hier von ihnen die ärgsten Greuel verübt.

§ 95.

Der Kriegsschauplatz.

Nachdem wir Einiges von der Schreckenszeit erzählt haben, müssen wir uns wieder auf dem Schauplatz des Krieges im Norden näher umsehen. Als Dumouriez geflohen war, überschritten die Verbündeten die französische Nordgränze, belagerten Condé und Valenciennes, und nahmen die erstere Festung am 10. und die letztere am 27. Juli 1793. Der General Custine, der dieses um jeden Preis hatte verhindern sollen, wurde nach dem Falle von Condé nach Paris berufen, und mußte das Blutgerüst besteigen. Fast gleichzeitig ergab sich auch Mainz, das von den Preußen unter Kalkreuth belagert wurde. General Beauharnois ward auf die Anklage, zu spät zur Entsetzung von Mainz herangerückt zu sein, nach Paris gerufen, und wie Custine auf's Schaffot geschickt. Nach dem Falle von Valenciennes und Mainz stand im Norden den Verbündeten der Weg in's Innere von Frankreich offen; an den Pyrenäen kämpften zwei Heere unglücklich gegen die Spanier, die Vendeer waren noch nicht bezwungen, im Osten stand eine östreichisch-sardinische Armee, und Toulon war im Besitze der Engländer. Allgemein glaubte man, das Ende der Schreckensherrschaft sei jetzt nahe; aber die Gewalthaber in Paris selbst verzweifelten noch nicht; bei jeder neuen Unglücksbotschaft verdoppelten sich ihr Muth und ihre Kraft. Ende August's 1793 wurde das Volk in Masse gegen die Feinde der Republik aufgeboten. Nicht nur Jünglinge und Männer, sondern auch Knaben und Greise riß die Begeisterung für Freiheit und Gleichheit in's Feld, und alle brannten vor Begier, die Tyrannenknechte (so nannten sie die Krieger der verbündeten Mächte) zu schlagen. Manche rechtliche Leute suchten auch damals der traurigen Wahl, Henker oder Schlachtopfer zu werden, dadurch zu entgehen, daß sie in den Krieg zogen. Ein republikanisches Heer der damaligen Zeit gewährte einen sonderbaren Anblick, indem die Soldaten keine Uniform hatten, sondern jeder das Kleid trug, welches er bei seinem Eintritt in den Kriegsdienst

mitgebracht, so zerfetzt es auch sein mochte. Hatten die republikanischen Truppen auf fremden Boden einen Sieg erfochten, so war das Erste, daß sie sich neu kleiden ließen. Derartige Contributionen in Freundes- und Feindesland auszuschreiben und beizutreiben, haben die Franzosen von jeher meisterlich verstanden. Obgleich die Verbündeten im Spätsommer 1793 von Basel bis Lille 280,000 Mann unter den Waffen hatten, so unternahmen sie doch nichts Großes gegen den Feind. Die geringen Vortheile, welche die Preußen und Oesterreicher gegen die Franzosen unter Pichegru und Hoche errangen, wurden am Ende des Jahres wieder aufgegeben. Auch im Jahre 1794 handelten die Verbündeten leider nicht gemeinschaftlich. Die Oesterreicher, welche im April unter dem Herzoge von Coburg und dem General Mack den Feldzug eröffneten, — Kaiser Franz II. hatte sich selbst bei dem Heere eingefunden — waren anfangs glücklich. Sie begannen mit der Belagerung der Festung Landrecy, und nachdem die Franzosen, welche es versucht, dieselbe zu entsetzen, mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen waren, ergab sich diese Veste. Am 22. Mai wurde die bedeutende, aber nichts entscheidende Schlacht bei Tournay geschlagen; der Verlust der Oesterreicher und Franzosen war beinahe gleich, indem auf jeder Seite ungefähr 10,000 Todte und Verwundete das Schlachtfeld bedeckten. Nach mehreren, minder wichtigen Gefechten mußten die Oesterreicher am 25. Juni die wichtige Festung Charleroi übergeben, und am 26. kam es zu der blutigen Schlacht bei Fleurus. Etwa 90,000 Mann auf jeder Seite stritten gegen einander, und nach neunstündigem Kampfe zogen gegen Abend die Verbündeten sich zurück. Obgleich der Verlust an Todten und Verwundeten auch dieses Mal auf beiden Seiten fast gleich war, so entschied doch die Schlacht bei Fleurus über das Schicksal Belgiens, indem die Oesterreicher dieses Land bald räumten, und die Franzosen es in Besitz nahmen. Da die Preußen unter dem Marschall Möllendorf, während die verhängnißvollen Kämpfe in Belgien vorfielen, am Ober- und Mittelrhein wenig ausgerichtet hatten, so sahen sich die Franzosen, welche siegreich, wild und rastlos vorwärts stürmend, ihren anfänglichen Vertheidigungskrieg in einen An-

griffskrieg gegen die Verbündeten verwandelten, bald im Besitze des linken Rheinufers, welches schon seit Jahrhunderten ein Gegenstand geheimer und offener Begehrlichkeit Frankreichs gewesen war. Nach dem Abzuge der Oesterreicher hatten die Franzosen das englisch-holländische Heer immer mehr zurückgedrängt, und nahmen Holland theils noch am Ende desselben Jahres, und theils im Monat Januar 1795 in Besitz, was ihnen um so leichter wurde, weil dieses Land durch den frühzeitigen, strengen Winter seiner natürlichen Schutzwehren beraubt, und dessen Bewohner in Freunde und Feinde des Hauses Oranien gespalten waren.

Unter allen äußeren und inneren Feinden waren die Engländer den französischen Machthabern am gefährlichsten. Sie nahmen fast alle französischen Colonien weg, und vernichteten eine französische Flotte bei Quessant am 1. Juni 1794 gänzlich. Als England sich von dem Landkriege zurückzog, schloß Preußen am 5. April 1795 zu Basel den für das ganze Deutschland so verderblichen und unglücklichen Frieden mit der französischen Republik, erkannte dieselbe an, und überließ ihr bis zum künftigen, allgemeinen Frieden seine überrheinischen Besitzungen; dagegen versprachen die Franzosen eine sogenannte Demarcationslinie, welche von Ostfriesland anfangend durch Westfalen, Franken, Sachsen bis nach Schlesien ging, nicht zu überschreiten *). Holland wurde jetzt in eine batavische Republik verwandelt.

---

*) Ueber diesen traurigen Punkt sagt Wolfgang Menzel in seinem Literaturblatte Folgendes: „Durch den Frieden, welchen Preußen 1795 mit Frankreich schloß, waren Oesterreich und Süddeutschland preisgegeben worden. Als Oesterreich in den Feldzügen von 1795 und 1800 besiegt worden, konnte es auch Süddeutschland nicht mehr schützen, und wie schon früher Belgien und das ganze linke Rheinufer durch die preußische Politik den Franzosen überlassen war, so mußte jetzt noch Baden, Hessen, Würtemberg und Bayern nothgedrungen mit Frankreich halten .... Man hat ihnen den Rheinbund zum Verbrechen gemacht, aber man soll nicht vergessen, daß sie dazu gezwungen worden sind, seitdem Preußen im Basler Frieden sie sowohl, wie Belgien und die geistlichen Churfürstenthümer aufgeopfert hatte. Hätte Preußen zum Reiche gehalten, hätte es Oesterreich nicht im Stiche gelassen, so würde auch Bayern, Würtemberg, Baden und namentlich Hessen beim Reiche geblieben sein, und der schmähliche Rheinbund wäre unterblieben."

Kaiser Franz II. führte den Krieg gegen die Franzosen unerschrocken und beharrlich fort. Das Kriegsglück schien sich diesmal auf die Seite der Oesterreicher wenden zu wollen, indem sie am 12. October die Franzosen bei Höchst schlugen, ihnen die Festung Mannheim nahmen, und dieselben gegen das Ende des Jahres über den Rhein zurückdrängten. Ueberhaupt verdienen der Muth, die Ausdauer, die Opferwilligkeit und Vaterlandsliebe, welche die Oesterreicher, den fremden Drängern gegenüber, bewiesen, die Anerkennung aller deutschen Stämme.

§ 96.

Die Directoren.

(1795—1799.)

Nach vielen blutigen Kämpfen legte im October 1795 der Convent endlich sein Amt nieder, und die Regierung ward fünf Directoren anvertraut. Sie erfreuten sich einer größern Gewalt, als Ludwig XVI. durch die Constitution gehabt hatte, und statt eines Königs besaß Frankreich nun fünf Könige, nur daß sie nicht König hießen. Die Gesetzgebung ward dem Rathe der Alten (250 Personen) und dem Rath der fünfhundert (Rath der Jungen, 500 Personen) übertragen. Die Alten trugen einen violettenen Talar mit scharlachenem Gürtel und einen weißen Mantel, die Fünfhundert einen weißen Talar mit blauem Gürtel und einen scharlachenen Mantel. Die Gerichtsbeamten bekamen Fasces, mit und ohne Beil. Man erwartete viel Gutes von dieser neuen Ordnung. Zwar waren die Directoren, Barras an der Spitze, noch ächt jacobinisch gesinnt, aber die Religion war doch wieder frei, und viele Emigranten, auch Priester, durften zurückkehren.

Doch Frankreich war geldarm. Man hatte schon im Anfange der Revolution die Kirchengüter eingezogen, die Staatsschulden zu tilgen, und Papiergeld, Assignaten genannt, in Umlauf gesetzt, welche der Staat, wenn er bald zum Verkaufe der eingezogenen Kirchengüter schritte, als

Bezahlung annehmen wollte. Man fertigte aber mehr Assignaten aus, als alle eingezogenen Güter betrugen; die Kirchengüter wurden verschleudert, die Staatsschulden nicht bezahlt, die Assignaten verloren ihren Werth, viele tausend Familien wurden an den Bettelstab gebracht. Wie sollte nun die Politik sich retten?

Man wußte Rath: das schöne Italien sollte erobert und geplündert werden. Ein Mann war auch gefunden, der nur zum Kriegshandwerk gemacht schien — der General Bonaparte.

§ 97.

Napoleon Bonaparte tritt auf.

Napoleon Bonaparte wurde zu Ajaccio auf Corsica den 5. Februar 1768 geboren. Späterhin gab er den 15. August 1769 als seinen Geburtstag an, um ein geborener Franzose zu scheinen, denn im Juli 1769 war Corsica an Frankreich gekommen. Sein Vater war ein Rechtsgelehrter, von guter Familie, aber arm, starb noch vor der Revolution, und hinterließ seiner Gemahlinn Lätitia acht Kinder, Joseph, Napoleon, Lucian, Ludwig, Elise, Pauline, Caroline und Hieronymus, welche alle geschichtlich merkwürdig wurden durch den zweiten Sohn Napoleon.

Napoleon kam als zehnjähriger Knabe in die Militairschule zu Brienne, wo König Ludwig XVI. ihm eine Freistelle gab. Hier lernte er 6 Jahre, kam dann noch 1 Jahr in die Militairschule zu Paris, und so wurde er mit 17 Jahren schon Unterlieutenant bei der Artillerie, 4 Jahre vor dem Ausbruche der Revolution.

Als Knabe liebte er keinen Lehrer und keinen Mitschüler, war finster und verschlossen, und wollte niemals mitspielen. Darüber wurde er oft geneckt, und nicht selten kam es zu Thätlichkeiten, die er nicht ungern mit der Hand ausfocht. In freien Stunden war zu Brienne eine abgelegene Laube sein liebster Aufenthalt; er studirte leidenschaftlich die Mathematik, Geschichte und andere Kriegswissenschaften:

die Helden der Vorzeit beschäftigten ihn; Plutarch (später Ossian) war sein Lieblingsschriftsteller; die Spartaner schätzte er am höchsten von allen Völkern des Alterthums; die alten Sprachen und die Dichtkunst verachtete er. Als er die Militairschule zu Paris besuchte, schrieb einer seiner Lehrer, l'Equile, zu Napoleon's Namen sehr scharfsichtig die Bemerkung: „Ein Corse von Geburt und Character; er wird es weit bringen, wenn die Umstände ihn begünstigen.“ Als Offizier zu Paris war Napoleon pünktlicher, als die andern seines Standes, und gewann dadurch die Gunst seiner Obern.

Da die Revolution ausbrach, hielt er sich zu den Jakobinern, ob aus Grundsätzen und reiner Absicht, oder ob aus Ehrsucht, sich durch diese Partei zu heben, ist nicht mit Gewißheit auszumachen. Er ging 1790 nach Corsica zurück, seine vaterländische Insel zu revolutioniren, und war einer der ärgsten Rufer in der dortigen Nationalgarde. Weil 1793 die Engländer Corsica eroberten, so mußte er mit seinen Geschwistern und seiner Mutter nach Marseille wandern. Hier bekam er als Capitain eine Stelle bei der Artillerie, und trug wesentlich bei, daß den Engländern Toulon wieder entrissen wurde. Nach dieser ersten glänzenden Waffenthat schoß er auf Befehl des Convents 800 Unglückliche, Anhänger der Bourbons, mit Kartätschen nieder, und in dem Berichte, den er darüber an den Convent sandte, unterschrieb er sich Brutus Bonaparte, citoyen sansculotte. Auf der Stelle ward er General, und nach Nizza geschickt. Hier vertheidigte und bethätigte er die Grundsätze und Handlungsweise Robespierre's, und kam deswegen auch, da Robespierre gestürzt war, auf einige Zeit in's Gefängniß, und verlor seinen Posten. Aber er ging nach Paris, erhielt bei der Armee des gemäßigten Convents eine Anstellung, und half die Pariser niederhauen, welche sich der Einführung der Directoren widersetzten, heirathete auch Josophine Beauharnois, eine Wittwe, mit welcher Barras, der erste Director, lange ein ärgerliches Verständniß gehabt hatte. Dies verschaffte ihm die Würde eines Divisionsgenerals.

Im Frühjahr 1796 fingen die Franzosen mit erneuertem Muthe den Krieg gegen Oesterreich wieder an. Zwei Armeen,

die des Unterrheins unter Jourdan, und die des Oberrheins unter Moreau, sollten in die kaiserlichen Erbstaaten dringen, während Bonaparte den Krieg in Italien begann.

Glücklicher Weise besaß Kaiser Franz in seinem Bruder, dem heldenmüthigen Erzherzog Karl, einen der talentvollsten und ausgezeichnetsten Feldherren der neuern Zeit, der die Plane der Franzosen in Deutschland diesmal gänzlich vereitelte, indem er Jourdan am 24. August bei Amberg schlug, ihn am 4. December bei Würzburg völlig besiegte, und Moreau zwang, über den Rhein zurückzukehren.

Dagegen waren die Franzosen in Italien glücklich. Bonaparte wiegelte alle Völker Italiens gegen ihre Fürsten auf, verhieß ihnen Befreiung von ihren Tyrannen, Freiheit und Gleichheit, und diese Zauberworte kitzelten damals aller Ohren. Fast jede italienische Stadt nahm die Franzosen als Engel des Himmels auf, und wer sich widersetzte, ward durch Schnelligkeit und listige Bewegungen überwunden. Bonaparte wußte seinen Soldaten einen wunderbaren Muth einzuhauchen: unter seiner Anführung hielten sie sich für unüberwindlich, und diesen Glauben behielt er bis zum Ende seiner Laufbahn.

Bonaparte siegte über die Oesterreicher und ihre Verbündeten in vielen Schlachten, von denen die Erstürmung der Brücke bei Lodi am 10. Mai und bei Arcole am 14., 15. und 16. November 1796, so wie die bei Rivoli am 12—15. Januar 1797 die bedeutendsten sind. Wurden die Oesterreicher in Italien auch überall besiegt, so blieb ihnen doch der Ruhm, überall als Männer gefochten zu haben. Nach mehreren Gefechten, während des Sommers, kam am 17. October 1797 der Frieden von Campo-Formio zu Stande. Oesterreich verzichtete auf seine Niederlande, und überließ den Franzosen noch ferner die Herzogthümer Genua und Mailand, so wie die venetianischen Inseln; Oesterreich bekam als Entschädigung Venedig und dessen Gebiet größtentheils.

Die Italiener merkten aber bald, daß die ihnen verheißene goldene Freiheit nur ein Lockvogel sei, denn die Fran-

zosen ließen sich von ihnen kostbar bewirthen, Bonaparte schrieb unermeßliche Geldsummen aus, und schickte die ersten Kunstwerke Italiens, Gemälde, Bildsäulen und seltene Bücher, nach Paris. Die betrogenen Italiener wütheten vor Zorn, und wo sie kleine Haufen Franzosen fanden, da mordeten sie dieselben. Das mußten sie hart büßen: Bonaparte ließ plündern, sengen und brennen, und endlich schmiegte sich alles unter die eiserne Faust der Freiheitsmänner. In Oberitalien wurde aus der Lombardei, einem Theile des Kirchenstaates und des venetianischen Gebietes die cisalpinische Republik, aus Genua die ligurische Republik gebildet, beide konnten aber nur als Provinzen Frankreichs gelten.

Im December 1797 kehrte Bonaparte siegreich nach Paris zurück, in zwei Jahren hatte er das nördliche Italien erobert. In Paris fürchtete man ihn aber schon lange, und weil man eben beabsichtigte, durch Asien zu Lande den Handel Ostindiens nach Frankreich zu leiten, und auf diese Weise den Engländern ganz empfindlich zu schaden, so wurde Bonaparte von den Directoren beordert, Aegypten vorläufig zu erobern, und dann durch Palästina und Persien den Weg nach Ostindien zu bahnen. Er erhielt 30,000 Mann Truppen auf 160 Fahrzeugen, unter denen 13 Kriesschiffe waren. Die Flotte segelte in einem Halbzirkel, der wohl 3 Meilen lang war, das Admiralschiff Orient von 110 Kanonen an der Spitze. Den 18. Mai 1798 lief man von Toulon aus, die Soldaten erfuhren aber erst mitten auf dem Meere, wohin es ginge.

Als Kaiser Franz II. sich zum Frieden von Campo-Formio bequemt hatte, wie wir bereits gehört, sollte der Friede zwischen der französischen Republik und dem deutschen Reich zu Rastatt (in Baden) durch einen Congreß zu Stande kommen, welcher letztere am 9. December 1797 eröffnet wurde, und wobei sich die französischen Bevollmächtigten mit beispiellosem Uebermuthe gegen Deutschland benahmen. Während der Friedensverhandlungen nahmen die Franzosen, alles Völkerrecht verhöhnend, die Festung Mainz, welche mittlerweile wieder in deutschen Besitz übergegangen war, so wie die Festung Ehrenbreitstein, und suchten, obwohl

vergeblich, die Revolution in Deutschland zu verbreiten, die Unterthanen zum Sturze ihrer Regierungen aufzureizen, und dann die ersten selbst mit leichter Mühe Frankreich zu unterwerfen. Ebenso drangen sie — gleichfalls noch während des Congresses in Rastatt — in die Schweiz ein, und gründeten dort die s. g. eine und untheilbare helvetische Republik, die es jedoch, wie die übrigen von den Franzosen gegründeten Republiken, bloß dem Namen nach war. Der Congreß zu Rastatt lösete sich am 6. April 1799 nach vergeblichen Verhandlungen auf. Die französischen Gesandten wurden auf ihrer Rückreise von Leuten, die als ungarische Husaren gekleidet waren, ermordet. Diesen schändlichen Gesandtenmord vernahm man überall in Deutschland mit der größten Entrüstung; dessen Urheber sind aber bis heute noch unbekannt.

§ 98.

Papst Pius VI. stirbt in der Gefangenschaft.

(29. August 1799.)

Papst Pius VI. hatte während der Revolution viele Beschlüsse gegen die Eingriffe der Nationalversammlung und des Convents in die geistliche Gewalt erlassen, und dadurch die große Nation beleidigt. Dafür war er schon von Bonaparte gezüchtigt: er hatte bedeutende Landschaften an die cisalpinische Republik abtreten, 25 Millionen Franken Contribution zahlen, und wichtige Kunstwerke ausliefern müssen. Nun hatte er noch den Schmerz, daß in Rom sich ein Jakobinerclubb bildete, denn Franzosen wiegelten das Volk auf. Am 28. December 1797 hielten die Rebellen einen Aufzug, und schrien durch die Straßen: Es lebe die Freiheit! Das römische Volk antwortete: Es lebe die h. Kirche! Es lebe der Papst! Die Meuterer zogen sich zurück, kamen aber bald wieder zum Vorschein, mit dem französischen General Duphot an der Spitze. Ein päpstlicher Corporal bat ihn, seinen Säbel einzustecken, der Franzose rief aber: „Mir nur alle nach! Freiheit!“ und

verfolgte die päpstliche Wache immer fechtend. Da ersah den Verwegenen ein Unteroffizier, und verwundete ihn tödtlich. Der Kampf hörte auf, die päpstliche Regierung sandte dem verwundeten Franzosengeneral 50 Mann mit 2 Offizieren zur Bedeckung, aber er verschied schon nach einigen Stunden.

Die Directoren zu Paris wurden durch diesen Vorfall höchlich beleidigt, und entnahmen daraus einen Vorwand, den mit dem Papste abgeschlossenen Frieden zu Tolentino, wodurch diesem sein politisches Dasein gefristet war, für gebrochen zu erklären. General Berthier rückte den 15. Februar 1798 mit einem Heere in Rom ein, und es wurden Freiheitsbäume errichtet. Vom Capitol herab, verlas er verlegen eine Rede: „Cato — sprach er — Pompejus, Brutus, Cicero, Hortensius — ehrwürdige Geister! empfanget die Huldigung der freien Franzosen, hier, wo ihr des Volkes Rechte so oft vertheidigt, die Republik Rom so oft verherrlicht habt. Die Kinder der alten Gallier betreten, mit dem Oelzweige des Friedens in der Hand, diese erhabene Stätte, um die Altäre der Freiheit, welche der erste Brutus errichtete, wieder herzustellen. Und du, römisches Volk, das du deine wohlerworbenen Rechte wieder errungen hast, erinnere dich an das Blut, welches in deinen Adern fließt, blick' umher auf die dich umgebenden Denkmäler des Reiches; erwirb dir deine alte Größe und die Tugenden deiner Väter." Das waren schönklingende Phrasen, worauf etwa 63 Männer aus dem Pöbel, die zunächst um den General standen, der römischen Republik ein Lebehoch brachten. Die übrigen schwiegen ungläubig, mißbilligend oder gleichgültig. Vorläufig mußte die Stadt Rom eine Kriegssteuer von 6, die Landschaft von 30 Millionen Livres zahlen, 6000 Pferde stellen, und die französischen Soldaten, die zum Schutze der Freiheit bei ihnen bleiben sollten, ernähren. Den 18. Februar hieß Rom eine Republik, und nachdem ein Theil des aufgeregten Pöbels den päpstlichen Schatz geplündert hatte, ward Pius VI. den 20. Februar Morgens ganz früh durch französische Soldaten aus seinem Schlafgemache geholt, und erst nach Siena, dann nach Florenz gebracht. Hier genoß er einer erträglichen

Ruhe, welche die Directoren demselben nicht gönnten, sie ließen ihn also vollends nach Frankreich holen, und bestimmten die Festung Valence ihm zum Aufenthalte. An der französischen Gränze empfing ihn General Merque, der gleich beim ersten Zusammentreffen seinen Säbel ehrfurchtsvoll vor dem Oberhaupte der katholischen Kirche senkte, und zu Valence auf der Citadelle die besten Zimmer im Hause des ehemaligen Commandanten für ihn mit allen Bequemlichkeiten versah, welche die Umstände gestatteten. Auch eine Kapelle ließ er einrichten, und an Festen begleitete er die h. Messe des Papstes mit militärischer Musik. In kurzer Zeit faßte er so viel Vertrauen zu dem ehrwürdigen Oberhirten, daß er ihm seine geheimste Lebensgeschichte mittheilte, und den Wunsch äußerte, er möchte doch wohl wieder einmal beichten, welches er unter den Stürmen der Revolution leider immer versäumt habe. Der Papst äußerte, er betrachte sein offenherziges Geständniß als vollständige Beichte, stimmte ihn noch mehr zur Reue, gab ihm die Lossprechung, und ertheilte ihm bald darauf die h. Communion. Beide waren so vertraute Freunde, daß der Papst dem General erlaubte, in demselben Zimmer mit ihm zu schlafen, welches dieser um so mehr wünschte, weil er dann den Greis persönlich schützen konnte, denn seinen Soldaten traute er in diesem Punkte nicht.

So viel Freude gönnte man dem Papste wieder nicht. Die Directoren entfernten den General von ihm, unter dem Vorwande, einen Aufstand in der Nachbarschaft zu unterdrücken, doch machte dieser, ehe er abging, zwei treue Offiziere für des hohen Gefangenen Sicherheit verantwortlich, und befahl denselben, ihm täglich Nachricht mitzutheilen.

Während seiner Abwesenheit, die einige Wochen dauerte, erkrankte der Papst ernstlich, empfing die hh. Sakramente mit der rührendsten Andacht, und entschlief am 29. August 1799, um ein Uhr nach Mitternacht, in dem Alter von 81 Jahren 8 Monaten und im 25. seiner Regierung. Es ging damals die Rede, Pius VI. sei ermordet worden, dies ist jedoch durchaus nicht erwiesen, ja nicht

einmal wahrscheinlich. Er hat mehr als dreizehn Monate in der Gefangenschaft zu Valence zugebracht.

Die geringe Habe, welche der Oberhirt zurückgelassen, blieb nicht seinen treuen Dienern als theures Andenken, sondern wurde als französisches Nationalgut verkauft. Weil der niedriggesinnte Magistrat es nicht wagte, ohne höhere Befehle ihn beerdigen zu lassen, so konnte das Oberhaupt der katholischen Kirche erst durch den Beschluß Napoleons am 30. December 1799 eine würdige Grabstätte finden.

Ueber ein halbes Jahr verhinderten die Franzosen die Wahl eines neuen Papstes. Da drangen aber die Oesterreicher und Russen unter ihrem tapfern Suwarow in Italien ein, schlugen die Franzosen hinaus, und belagerten den Rest derselben in Genua. Schnell versammelten in Venedig sich die Cardinäle, wählten den 14. März 1800 einen neuen Papst, der sich Pius VII. nannte, und führten ihn unter unbeschreiblichem Jubel in Rom ein, wo er den 21. März gekrönt wurde.

§ 99.

Bonaparte im Morgenlande.

(1798—1799.)

Unterdessen hatte Bonaparte seinen Zug nach Aegypten gemacht. Er hegte dabei die Absicht, Aegypten zu colonisiren, und dadurch Frankreich für die Verluste zu entschädigen, die es in Westindien erlitten hatte, und das Reich der Engländer in Ostindien zu bedrohen. Auf seiner Hinfahrt besetzte er die Insel Malta durch Verrätherei einiger Johanniterritter, und landete den 1. Juli 1798 vor Alexandria. Als er die Stadt mit Sturm genommen hatte, erließ er einen merkwürdigen Aufruf an das Volk: „Ihr Kadis, Scheiks und Imans — spricht er darin wie ein ächter Verehrer Allahs — saget dem Volke, daß auch wir wahre Muselmänner sind. Haben wir nicht den Papst vernichtet, der da sagte, daß man zu allen Zeiten Krieg gegen die Muselmänner führen müsse? Sind wir nicht immer Freunde

des Großherrn und Feinde seiner Feinde gewesen? Haben sich dagegen die Mameluken nicht stets gegen den Großherrn aufgelehnt, und verweigern sie ihm nicht fortwährend Gehorsam? Dreimal glücklich die, welche mit uns sind, denn sie werden an Vermögen und Ansehen wachsen! Glücklich die, welche parteilos bleiben, denn sie werden Zeit haben, uns kennen zu lernen und zu uns zu treten! Wehe, dreimal Wehe denen, die sich für die Mameluken bewaffnen, um wider uns zu kämpfen!" In der That hielt sich die Hauptmasse der Bewohner, Türken und Araber, die nicht wußten, woran sie waren, ruhig, hatten auch wenig Lust, für die unbeliebte Mameluckenherrschaft sich aufzuopfern, die armen christlichen Kopten zählten kaum mit. Nur von den Mameluken war Widerstand zu erwarten. Gegen sie wurden 2 Treffen geliefert; die Mameluken, so schön bewaffnet und trefflich beritten sie waren, erlagen der Tapferkeit und Festigkeit des französischen Fußvolks. Das 2. Treffen fand statt am 21. Juli bei dem Dorfe Embaboh, in der Nähe der Pyramiden, gegen 6000 Mameluken. Vor dieser Schlacht rief Bonaparte seinen Kriegern die wohlberechneten Worte zu: „Franzosen, bedenkt, daß von der Höhe dieser Denkmäler vier Jahrtausende auf euch herniederschauen!" Das ganze Geschütz und Lager der Mameluken war gewonnen, die Häupter entflohen, und schon am 22. Juli rückte Bonaparte in Cairo ein, und begann das Land nach französischer Weise zu gestalten. Durch Hoheit und Freundlichkeit fesselte er die Bewohner, und durch Achtung die Scheiks, und das Volk nannte ihn Sultan Kebir, den Vater des Feuers, den würdigen Sohn des Propheten und den Liebling des großen Allah. Ja, man sang sogar in der großen Moschee folgenden Hymnus auf Napoleon:

„Der große Allah ist nicht mehr gegen uns erzürnt. Er gedenkt unsrer Fehler nicht mehr, die durch die lange Bedrückung der Mameluken hinreichend geahndet sind. Laßt uns singen von der Barmherzigkeit des großen Allah!"

„Wer ist's, der den Liebling des Sieges gerettet hat aus den Gefahren des Meeres und aus der tobenden Wuth seiner Feinde? Wer ist's, der die Tapfern des Abendlandes gesund und unversehrt zu des Nils Ufern geführt hat!"

„Es ist der große Allah, der uns nicht mehr grollt. Laßt uns singen von der Barmherzigkeit des großen Allah!"

„Die Beys der Mameluckęn setzten ihr Vertrauen auf ihre Rosse; die Beys der Mamelucken hatten die Schaaren ihres Fußvolks zur Schlacht geordnet."

„Aber der Liebling des Sieges hat an der Spitze der Tapfern des Abendlandes das Fußvolk und die Reiter der Mamelucken vertilgt."

„Wie die Dünste, welche sich des Morgens aus dem Nil erheben, sich zerstreuen vor dem Strahl der Sonne: so mußte sich das Heer der Mamelucken vor den Tapfern des Abendlands zerstreuen, weil der große Allah jetzt den Mamelucken grollt, weil die Tapfern des Abendlands des großen Allah rechter Augapfel sind."

Diese religiöse Verehrung gegen den Liebling des Sieges mußte durch folgende Ereignisse doch etwas leiden.

Die englische Flotte unter Admiral Nelson war den Franzosen nachgeeilt. Dieser berühmte Seeheld hatte nur noch ein Auge und einen Arm: das eine Auge hatte er 1793 bei Corsica im Kampfe gegen die Franzosen verloren, den einen Arm 1797 gegen die Spanier. Er pflegte zu sagen, drei Dinge müsse ein englischer Seesoldat wohl fassen: er müsse blind gehorchen — er müsse jeden für seinen Feind ansehen, der von seinem Könige übel spreche, und endlich — müsse er jeden Franzosen hassen wie den T....l. Im ganzen Mittelmeere hatte er Bonaparte's Flotte aufgesucht, endlich fand er sie den 1. August beim Dorfe Abukir, 4 Stunden von Alexandria, in einem Halbzirkel auf der Rhede liegen, der Strand war auch mit furchtbaren Batterien besetzt. Nelsons Falkenblick entdeckte gleich, daß am östlichen Ende der feindlichen Flotte zwischen ihr und den Landbatterien zu viel Raum gelassen sei; hier segelte er Abends 6 Uhr hindurch, und 7 Uhr (2. August) begann die fürchterliche Schlacht. Nelson feuerte einerseits auf die Landbatterien, andererseits auf die Schiffe, die hier an der hinteren Seite ihre Kanonen nicht einmal geladen hatten. Um 8 Uhr waren schon 5 kleinere französische Schiffe erobert, und ihr Admiral Brueyes erschossen

(Bonaparte war nicht auf der Flotte); um 9 Uhr brannte der Orient, von Nelsons Kanonenpfropfen angesteckt, und loderte eine Stunde, alles Löschen der Franzosen war umsonst, um 10 Uhr ergriff das Feuer die Pulverkammer, und der Orient mit 110 Kanonen und 1000 Menschen flog in die Luft, und alles stürzte aus den Wolken ins Meer zurück. Eine grausenvolle Pause von 10 Minuten! alle Kanonen von beiden Seiten schwiegen. Dann begann das Schießen mit neuer Wuth, zwei Linienschiffe der Franzosen entwischten nach Malta, und gingen dort im Hafen unter; gleichwohl hatten die Engländer noch 10 Linienschiffe gegen sich, und keins wollte sich ergeben. Doch um 9 Uhr den 3. August flog wieder ein französisches Schiff auf, der Timoleon, mit 74 Kanonen und 700 Menschen, und um Mittag abermals eins, die Fregatte Artemesia. Ein Schiff bohrten die Engländer in den Grund, eins zündeten die Franzosen selbst an, warfen noch erst viele Kanonen und Geldvorräthe ins Meer, und dann strichen die noch übrigen 9 Schiffe und kleinen Fahrzeuge die Segel, und dienten in der Folge zur Verstärkung der englischen Seemacht. Um 3 Uhr Nachmittags den 3. August war die französische Flotte vernichtet, und Bonaparte von Europa abgeschnitten. Nelson, in der Schlacht schwer verwundet, wurde herrlich belohnt: England gab ihm den Titel Baron Nelson vom Nil und 2000 Pfund Sterling Pension, der Sultan einen Diamantschmuck und kostbaren Pelz, der russische Kaiser sein in Diamanten gefaßtes Bild und eine goldene Dose, u. s. w. Aus dem Maste des Orient ließ er einen Sarg machen, den er auf seinem Schiffe forthin beständig bei sich führte.

Bonaparte sah nicht, wie er wieder nach Hause kommen sollte, dennoch verzagte er nicht. Als die Türken den Krieg erklärten, brach er im December 1798 sogar nach dem gelobten Lande auf, und zog durch die Wüste den ehemaligen Weg der Kinder Israel. Im Februar 1799 kam er in Palästina an, aber auch hier fand er die Engländer wieder, die Acre wüthend vertheidigten, und nur einige Festungen konnte er erobern, Gaza und Jaffa. In Jaffa bekam er 4000 Kriegsgefangene, weil er sie nicht ernähren konnte,

so ließ er sie sammt und sonders niedermachen. Nach andern, wohl wahrscheinlicheren Nachrichten, waren es 2000 tapfere Arnauten, die, früher gefangen, und unter der Bedingung, nicht ferner gegen Frankreich zu dienen, entlassen, jetzt aber wieder ergriffen, als Meineidige erschossen wurden. Als Napoleon bis zum Berge Tabor gekommen war, nöthigten ihn die Ausfälle der Engländer, die Neckereien der umherschwärmenden Türken und die Seuchen in seinem eigenen Heere zu einem schnellen Rückzuge. Im Mai hatte er Palästina verlassen, den 14. Juni war er schon wieder in Cairo. Bald darauf erhielt er von seinem Bruder Lucian Briefe, wie schlecht es mit den Franzosen in Italien stehe. Auf einmal — den 14. October — ist er wieder in Paris. Er hatte seine Soldaten in Aegypten heimlich verlassen, und eben ein Schiff zur Ueberfahrt gefunden; seine Truppen unter General Kleber*) überließ er ihrem Geschicke.

*) General Kleber hat in der Militairschule zu Münster unter der bischöflichen Regierung seine erste Bildung erhalten. In Aegypten sehnten er und die seinem Oberbefehle untergebenen Krieger sich nach dem geliebten Frankreich. Er ließ sich daher bald mit den Türken und Engländern in Unterhandlungen ein. Der Befehlshaber der englischen Flotte, Lord Keith, hatte die Unbescheidenheit zu verlangen, daß das französische Heer die Waffen strecken, und sich auf Gnade und Ungnade ergeben sollte. Das war von solchem Feldherrn und von solchen Truppen nicht zu erwarten. Der entrüstete Kleber vertheilte das Schreiben, welches diese Forderungen enthielt, unter seine Reihen, und sprach statt aller Rede nur kurz: „Soldaten, man antwortet auf solche Frechheiten durch Siege; vorwärts!" Bei den Ruinen von Heliopolis, 1 Stunde nordöstlich von Cairo, trifft er am 20. März 1800, das ottomanische Heer, 60,000 Mann, Türken, Araber, Mameluken, schlägt sie mit seinen 10,000 in die Flucht, verliert selbst nur 200, erobert das reiche Lager, vertreibt darauf den Feind aus Cairo, und unterwirft sich wieder das ganze Land. Nach der schmählichen Niederlage von Heliopolis glühte der Großvezier Jussuf-Pascha vor Scham und Wuth, brütete Rache, und suchte Andere zur Ermordung des Ungläubigen zu entflammen. Kaum 3 Monate nachher findet sich ein Fanatiker, Soleymanel-Habbi, ein Fellah oder Landmann, aus Ueberspannung zu allem bereit, auch sich selbst zu opfern. Er erhält aus den Händen eines Unterhändlers des Veziers einen Dolch. Als Zufluchtsstätte für ihn wird ihm die Moschee El-Hassan in Cairo, und als Gehülfen werden ihm die Diener derselben angewiesen. Einen Monat bereitete er sich durch Fasten und Beten zum h. Kampfe vor. Er lauert auf eine Gelegenheit. Als Kleber bei dem General Damas zum

Die Besorgniß vor Frankreichs Uebermacht veranlaßte ein zweites Bündniß gegen dasselbe, indem England, Rußland, Oesterreich, Neapel, Sardinien und die Türkei sich vereinigten, den Krieg wieder zu beginnen, Preußen, wo seit 1797 König Friedrich Wilhelm III. regierte, verhielt sich dabei neutral. So fing denn der Krieg im Jahre 1799 aufs Neue zwischen den Verbündeten und Frankreich wieder an, er wurde sowohl in Deutschland als in Italien geführt, und zwar anfänglich glücklich für die Verbündeten, indem die Franzosen fast ganz Oberitalien verloren. Diese günstigen Erfolge verdankte man größtentheils den ausgezeichneten Talenten Erzherzogs Karl. Als aber dieser abberufen, und dessen großer Gegner Bonaparte aus dem Orient zurückgekehrt war, da errangen die unaufhaltsam vordringenden französischen Waffen Siege über Siege in Italien und Deutschland, wie wir im folgenden Abschnitt vernehmen werden.

Frühstücke einsprechen will, begegnet ihm Soleyman in einer Galerie, wirft sich vor dem Obergeneral nieder, und scheint ihm eine Bittschrift überreichen zu wollen. Der gerührte Kleber neigt sich zu ihm. Da erhebt sich der Fellah, zieht einen Dolch, und stößt ihn seinem Schlachtopfer mitten ins Herz. „Ich bin ermordet!" ruft der General und fällt. Jemand will den Meuchler ergreifen, dieser wirft ihn unter Dolchstichen nieder. Nochmals bringt er den fast schon entseelten Kleber 3 Dolchstiche bei. So endete der Sieger von Heliopolis. Man zieht den Mörder aus seinem Versteck hervor, er läugnet hartnäckig, erst die Bastonade löset seine Zeuge. Die 3 mitschuldigen Ulemas zeigen sich vor dem Kriegesgericht sehr niedergeschlagen, Soleyman aber rühmt sich jetzt seiner That, und zeiht die Diener der Moschee der Feigheit. Diese wurden auf gewöhnliche Weise hingerichtet, nämlich enthauptet, sie verwünschten vorher weinend das Geschick, welches sie mit dem erst 24jährigen Soleyman in Bekanntschaft gebracht hatte. Derselbe geht festen Schrittes einher, und verläugnet keinen Augenblick seinen Muth, der einer besseren Sache werth gewesen wäre. Man legte ihm die Hand auf ein glühendes Kohlenbecken, er läßt keinen Schmerzenslaut von sich hören. Er wurde gespießt, er schwebt auf dem senkrecht befestigten Pfahle in der Luft, man merkt es kaum an seinen Zügen. Er blickt fast stolz zur Menge hernieder, und spricht sein Glaubensbekenntniß: „Es gibt keinen andern Gott als Allah, und Muhammed ist sein Prophet." Vier Stunden lebte der Unselige in der entsetzlichsten Lage. Mehrmals begehrte er zu trinken. Da reicht ihm ein mitleidiger französischer Krieger in einem an die Spitze seines Gewehres befestigten Gefäße etwas Wasser. Als er es gekostet, hauchte er gleich den Geist aus.

§ 100.

Der erste Consul.

(1799—1804.)

Nach seiner Rückkehr begann Bonaparte sein Herrscherleben. Den 9. November 1790 versetzte sich der Rath der Alten im Einverständnisse mit ihm von Paris nach St. Cloud, und zwei der Directoren gingen zu diesem Rathe über. Die drei andern Directoren erhielten die Weisung, ihre Stelle niederzulegen, und sie hatten keine Truppen, ihrem etwaigen Willen Nachdruck zu verleihen, Bonaparte aber gebot über 50,000 Soldaten in und um Paris. Kühn trat er daher in den Rath der Fünfhundert, aber hier faßte man ihn bei der Gurgel, zuckte Dolche auf ihn, und schrie: Nieder mit dem Dictator! Ein Grenadier und General deckten den Verwegenen noch, und zogen ihn aus dem Saale. Gleich darauf sandte er aber den General Murat hin, der, wie einst Cromwell, mit dem Säbel die Räthe aus dem Hause trieb. Von den wenigen verschwornen Räthen ward nun Bonaparte auf 10 Jahre zum ersten Consul ernannt. Man gab ihm freilich zwei andere Consuln zur Seite, aber diese hatten nur eine berathende Stimme, und Bonaparte besaß eine Macht, deren Ludwig XVI. sich nie erfreuet hatte. Sein Bruder Lucian war damals Präsident im Rathe. Murat, eines Gastwirths Sohn aus einer Landstadt, heirathete des Consuls Schwester Caroline, und wurde einer der ersten Günstlinge, aber den ehemaligen Director Barras, dem Bonaparte seine erste Beförderung und seine reiche Frau, Josephine Wittwe Beauharnois, verdankte, ließ er nun, da er Consul war, nicht wieder vor die Augen kommen. — Ueberhaupt wußte Bonaparte fähige Köpfe zu beurtheilen, und diese zog er hervor, waren sie auch von der niedrigsten Herkunft. Sein vorzüglichster Minister war Talleyrand, sein bester General Moreau. So hat Napoleon die Revolution besiegt; wohl sein größtes Werk! Der Gewaltstreich geschah am 18. Brumaire, 9. November.

Im Frühlinge 1800 zog Bonaparte wieder über die

Alpen, und schlug den 14. Juni in der denkwürdigen Schlacht bei Marengo die Oesterreicher, doch war es eigentlich sein Unterfeldherr Desaix, der ihm hier den Sieg errang. Erst nach dreizehnstündiger tapferer Gegenwehr gaben die Oesterreicher die Schlacht verloren. Ihr Verlust an Todten und tödlich Verwundeten betrug ungefähr 12,000 Mann; jener der Franzosen fast 8000 Mann. Nach mehreren kleinen Siegen, die Moreau in Schwaben und Bayern während des Sommers und Herbstes über die Oesterreicher erfochten hatte, besiegte er am 3. December 1800 den Erzherzog Johann in der Schlacht bei Hohenlinden. Diese Schlacht kostete den Oesterreichern 11,000 Mann und 50 Geschütze. In Italien wurden die Republiken hergestellt, auch die parthenopeische Republik, welche unlängst aus dem Königreich Neapel gebildet war, und den 1. Juli war Bonaparte schon wieder in Paris. Gewohnt, Königen und Völkern Gesetze vorzuschreiben, betrug er sich immer übermüthiger gegen achtbare Bürger und Beamte, und es wurde immer deutlicher, daß er auch eine öffentliche Alleinherrschaft suchte, die er heimlich in der That schon besaß. Es gab viele redliche Generale, welche ehrlich die Republik liebten, und sich nicht überwinden konnten, Diener des Corsen zu werden. Pichegru, der früher viele Siege erfochten hatte, und Georges, ehemals General der Royalisten in der Vendee, waren bereits in England; auch Moreau wollte nicht mehr dienen, sondern zog sich auf ein Landgut zurück.

§ 101.

Die Höllenmaschine.

(24. December 1800.)

Schon im Herbste 1800 hatten sich mehrere Rupublikaner verbunden, Bonaparte umzubringen, es wurde jedoch entdeckt. Am Tage vor Weihnachten sollte er wieder sterben, und zwar mitten in Paris, durch die berüchtigte Höllenmaschine. Diese war ein kleiner Karren mit Pulverfäs-

sern beladen, der in der Straße St. Nicaise halten und angezündet werden sollte, wenn der erste Consul vorüber nach dem Schauspielhause führe. Bonaparte kam zur gewöhnlichen Stunde herangefahren; der auf der Lauer stand, zündete wirklich die Lunte an, lief davon, und schnaubend flogen Bonaparte's Rosse vorüber, denn sein Kutscher war betrunken, und nur um wenige Secunden später flog die Höllenmaschine in die Luft. Viele Menschen wurden getödtet oder verwundet, alle Häuser der Nachbarschaft beschädigt; nur er allein, auf den es zielte, ward nicht im mindesten verletzt. Die Polizei stellte eine ernstliche Untersuchung an; 130 Männer wurden als Jakobiner verhaftet, 70 von ihnen deportirt, mehrere guillotinirt, aber nie erfuhr man den eigentlichen Urheber der Höllenmaschine.

Das Glück erweckt Neider, die Gewalt findet Widerstand, das Verbrechen erzeugt neue Verbrechen, und die höchste Erdenmacht ist oft den größten Gefahren und dem schnellsten Wechsel ausgesetzt.

§ 102.

Der Lüneviller Friede.

(9. Februar 1801.)

Das Jahr 1801 schien endlich Europa den Frieden, welchen die französische Revolution so lange gestört, wieder geben zu wollen. Das deutsche Reich hatte schon 9 Jahre lang vergeblich gegen die Franzosen gekämpft, und immer mit Nachtheil: tyrannisch hatten die Soldaten der einen und untheilbaren Republik am Rhein, in Schwaben, Franken und Bayern die Bürger, bei denen sie einquartirt waren, ausgesaugt, ärger, als ehemals Sulla die Städte Kleinasiens. Mancher Bauer mußte das Strohdach von seinem Hause nehmen, um das ihm noch gebliebene wenige Vieh füttern zu können.

Nach der Schlacht bei Hohenlinden (siehe § 100) bedrohten die Franzosen bereits Oesterreich, als sich Kaiser **Franz**, um ferneres Unheil abzuwenden, in seinem und des deut-

schen Reiches Namen zu dem Frieden von Lüneville (9. Februar 1801) entschloß, in welchem der Rhein als Gränze zwischen Deutschland und Frankreich angenommen wurde. Die cisalpinische, ligurische, helvetische und batavische Republik wurden in den Frieden mit eingeschlossen und anerkannt. Oesterreich erhielt zwei Drittel des frühern venetianischen Staates mit der Stadt Venedig, Istrien, Dalmatien und die adriatischen Inseln u. s. w.

Die Ausführung der fernern Bestimmungen dieses für Deutschland besonders nachtheiligen Friedens wurde einem Reichsausschuß zu Regensburg übertragen, dessen Beschluß der „Reichsdeputationshauptschluß" vom 25. Februar 1803, reichsgrundgesetzliche Gültigkeit erhielt. Er bereitete die Auflösung der alten Reichsverfassung vor. Die Kurwürden, welche an den in französischen Besitz übergegangenen Erzstiftern Köln und Trier hafteten, wurden aufgehoben, der Kurfürst von Mainz erhielt den Titel eines Kurerzkanzlers und nebst Aschaffenburg und Wetzlar das Bisthum Regensburg zur Residenz. Statt der aufgehobenen Kurwürden wurden vier neue für Hessen-Kassel, Würtemberg, Baden und Salzburg errichtet. Die Zahl der freien Reichsstädte wurde auf sechs (Augsburg, Nürnberg, Frankfurt am Main, Hamburg, Lübeck und Bremen) vermindert. Salzburg und Berchtesgaden kamen an den österreichischen Großherzog von Toskana; Breisgau und Ortenau an den Herzog von Modena. Die Fürstbisthümer Hildesheim, Paderborn und Münster erhielt Preußen, Osnabrück kam an Hannover, das (protestantische) Bisthum Lübeck an Oldenburg; Würzburg an Bayern; Constanz und die Rheinpfalz an Baden u. s. w. Eine große Anzahl Reichsgrafen und Reichsritter wurden mediatisirt d. h. verloren ihre Reichsunmittelbarkeit. Die meisten Bisthümer, Stifter, Abteien, Klöster und fast alles sonstige Kirchengut wurde den betreffenden Landesherren überwiesen, so daß die katholische Kirche Deutschlands Alles dasjenige verlor, was ihr der westfälische Friede noch übrig gelassen hatte. Vergebens war Papst Pius VII. bemüht gewesen, den Schlag abzuwenden, indem sein Nuntius überall nur Hindernisse und Widerstand gefun-

den hatte. Um in etwa ermessen zu können, wie groß der Verlust ist, den das katholische Deutschland durch die Säcularisation erlitten: bemerken wir, daß es 78 unmittelbare freie Reichsstifte einbüßte, welche unter den größten Gefahren ihre Anhänglichkeit an die katholische Kirche bewährt hatten. Außerdem verlor das katholische Deutschland nebst vielen Mönchs= und Nonnenklöstern mit ihrem ganzen Vermögen, 209 begüterte Abteien, welche sich aus allen Stürmen der Zeit, aus dem furchtbaren Baurenkrieg, aus dem Schwedenkrieg, bei Brand und Kriegsnoth und den tausend übrigen Nöthen vom zehnten Jahrhundert bis zum Revolutionssturme erhalten hatten.

Aber nicht nur mit Deutschland — auch mit Portugal, Rußland, mit der Türkei, selbst mit England schloß Frankreich im Jahre 1801 Frieden. Mit dem Papste kam den 15. Juli ein Concordat zu Stande, durch welches in Frankreich die christkatholische Religion hergestellt wurde. Man erzählt auch, Papst Pius VII. habe nicht nur den ehemaligen Bischof Talleyrand von seinen geistlichen Pflichten entbunden, sondern auch sogar dessen Ehe genehmigt. Wäre dieses wirklich der Fall gewesen, so würde Talleyrand sicher nicht gezögert haben, dieses merkwürdige Aktenstück der Welt bekannt zu machen. Auch die Chouans im Lande, welche noch immer für die Bourbons gekämpft hatten, legten die Waffen nieder, da sie wenigstens einen Christen an der Spitze des Staates sahen. Den 9. November 1801 wurde zu Paris das Friedensfest gefeiert. Es schienen bessere Zeiten für Frankreich zu kommen: der Gottesdienst begann wieder, die Schulen wurden hergestellt, Landstraßen und Kanäle angelegt, neue Schiffe gebauet, Emigranten zurückgerufen. Bonaparte erschien als der Retter Frankreichs, den 2. August 1802 ward er zum lebenslänglichen Consul ausgerufen.

§ 103.

Bonaparte's Blutweg zum Throne.

Der Gedanke war nun nicht mehr zu kühn, daß Bonaparte der Monarch Frankreichs zu werden wünschte. Frankreich und das Ausland feierten seinen Namen, nur die englischen Zeitungen lästerten ihn, England erklärte ihm im Mai 1803 sogar wieder den Krieg, weil er die Schweiz unterjocht hatte. Dafür nahm Bonaparte das Kurfürstenthum Hannover weg, und sperrte alle Häfen dem englischen Handel. Gern hätte er auch eine Landung in England veranstaltet, und wirklich ließ er in allen Häfen am brittischen Kanale eine große Anzahl Schiffe bauen: aber die Engländer erweckten ihm durch ihr Geld so viele Feinde auf dem festen Lande, daß er an eine Landung in England nicht denken durfte.

Dafür versuchte er auf einem andern Wege die Bahn zum Throne. Er schickte an Ludwig XVIII. im Februar 1803 einen Geschäftsträger, mit der Forderung, seinen Rechten auf Frankreich zu entsagen, wofür er ihm und seinen Nachkommen eine reiche Pension zusicherte. Ludwig antwortete: „Als Enkel des h. Ludwig werde ich selbst in Ketten mich achten, und als Nachfolger Franz des Ersten werde ich immer sagen: Wir haben alles verloren, nur die Ehre nicht. Armuth fürchte ich nicht — Schwarzbrod werde ich essen mit meinen Treuen, wenn es sein muß" u. s. w. Nun soll Bonaparte ihn durch Meuchelmord aus der Welt zu schaffen versucht haben, aber Ludwig gelangte glücklich nach England.

Bonaparte schlug gleich einen andern Weg ein. Er ließ den Royalisten in England, unter andern Pichegrü und Georges, heimlich sagen, er wolle die Bourbons wieder herstellen, und lockte sie dadurch nach Paris. Nach andern Berichten wurden sie selbst durch den Wunsch, für das angestammte Königshaus, für welche jetzt alle Hoffnung zu erlöschen schien, zu wirken, und durch das Betreiben der englischen Regierung zu diesem Schritte bestimmt. Der Polizeiminister Fouché entdeckte gleich, daß sie mit Moreau einige geheime Zusammenkünfte hielten, und plötzlich wurden alle verhaftet, auch Moreau; man erhob einen ungeheuern Lärm, als hätten die Bourbons in allen Ländern Mörder gegen

den ersten Consul gedungen. In der Nacht vom 14. auf den 15. März 1804 ließ Bonaparte durch seinen Adjutanten Caulincourt den ritterlichen Prinzen Ludwig Anton von Bourbon, Herzog von Enghien, der die Seele aller Verschwörungen gegen Napoleon sein sollte, zu Ettenheim im Badenschen aus dem Bette holen, und nach Straßburg bringen. Hier saß der Unglückliche bis zum 18., als der Befehl kam, ihn nach Paris zu schaffen. Tag und Nacht dauerte die Reise, den 20. Abends halb 5 Uhr war man am Schlagbaum der Stadt, und dort lag der Befehl, den Gefangenen nach Vincennes zu bringen, 1 Stunde östlich von Paris. Um 5 Uhr war der Prinz dort, und schlummerte vor Mattigkeit ein. Nachts 11 Uhr weckte man ihn, 8 Generale waren zum Kriegsgerichte versammelt. Beim Verhöre fielen dem Unglücklichen mehrmals die Augen zu, doch fanden die Richter keine Gründe, ihn zu verurtheilen, und fragten bei Bonaparte an; auch verlangte der Prinz vor Bonaparte gestellt zu werden, den er wegen seiner Talente immer geschätzt hatte. Der Brief kam zurück mit der Unterschrift: „Zum Tode verdammt!" Noch in derselben Nacht mußte der Prinz sterben. Er verlangte vorher einen Priester. „Willst du wie ein Kapuziner sterben?" — rief einer der Mörder. „Einen Priester? Die schlafen alle." Nun wurde er hinausgeführt in den Schloßgraben. Er bat, einen Ring und Brief an die Prinzessinn Charlotte von Rohan-Rochefort zu Ettenheim zu besorgen, und ein Gensd'armes übernahm den Auftrag, aber ein Befehlshaber schlug ihm die genannten Gegenstände aus der Hand, und sagte: „Niemand darf hier Aufträge von Verräthern annehmen." Da stellte sich der Unglückliche denn hin; man band ihm eine Laterne aufs Herz, damit in der nächtlichen Dunkelheit die Schützen nicht fehlen dürften, und er rief gefaßt: „Wohlan, meine Freunde!" — „Du hast hier keine Freunde!" schrie Murat mit wilder Stimme, und befahl zu schießen. Es war halb 3 Uhr Morgens. Zu London und Petersburg hielt man dem Prinzen Exsequien: zu Petersburg standen an dem Trauergerüste lateinisch die Worte: „Ihn verschlang das corsische Raubthier, der Schrecken Europa's, die Pest des ganzen Menschengeschlechts."

Nun folgte bald das Gericht über die Gefangenen. Pichegrü wollte durchaus nichts bekennen. Als man ihn fragte, ob er nicht gekommen sei, die Bourbons herzustellen, antwortete er: „Ist es denn nicht rühmlicher, die Krone auf das Haupt des rechtmäßigen Fürsten zu setzen, als auf das Haupt eines Nichtswürdigen, den ich unter meiner Armee nicht als Trommelschläger geduldet hätte?“ Er drohte auch, Dinge gegen Bonaparte zu entdecken, daß die Franzosen denselben sicher steinigen würden. Einen solchen Mann vor das öffentliche Gericht zu stellen, wagte Bonaparte nicht, sondern ließ ihn den 5. April im Tempel durch vier Mamelucken, die er aus Aegypten mitgebracht hatte, erdrosseln, und darauf die Mamelucken erschießen. Nun hieß es, Pichegrü habe sich selbst erhenkt. So erzählen die Gegner Napoleons. Seine Freunde behaupten, Pichegrü habe befürchtet, daß vor dem Gerichte alle gegen ihn erhobenen Klagen, die er so entschieden in Abrede gestellt, gerechtfertigt befunden würden, um sich nicht bloß zu stellen, habe er den Selbstmord vorgezogen. In einer Nacht, nachdem er mehrere Stunden gelesen, und das Buch von Seneca an einer Stelle aufgeschlagen gelassen, wo der Römer vom freiwilligen Selbstmorde handelt, habe er sich mit einer seidenen Halsbinde, die er mit einem hölzernen Zapfen zugedreht, erdrosselt, gegen Morgenszeit. Die Wächter hätten ein Getöse in seinem Gefängnisse gehört, worauf sie herbeigeeilt, ihn erstickt mit rothem Gesicht, wie vom Schlage gerührt, gefunden hätten. Die herbeigerufenen Aerzte und Gerichtspersonen hätten keinen Zweifel über die Ursache seines Todes zugelassen, und dieselbe allen aufrichtigen Menschen einleuchtend gemacht. Die Gerechtigkeit erheischt es, auch diese Darstellung mitzutheilen.

Jetzt wurden Bonapartes Creaturen lauter. Sie schlugen im Rathe vor, Bonaparte zum erblichen Regenten Frankreichs einzusetzen, und zwar zum Kaiser mit größerer Gewalt, als der König 1791 gehabt habe, denn nur dadurch könne die Verschwörung ertödtet, die Freiheit der Franzosen gesichert, und das große Reich geehrt werden. Bonaparte stellte sich erst, als wenn er die Sache dem Volke überlassen wolle, doch ließ er sich schon den 20. Mai 1804 zum

Kaiser ausrufen, und die Unterschriften aus den Departements langten viel später an. Das Volk duldete: der Revolutionsgräuel müde, dachten die Franzosen, es könne wenigstens nicht schlimmer werden.

Nur Moreau erhob jetzt desto kühner seine Stimme im Kerker, einige wenige Beamten hatten dieselbe Dreistigkeit. Als Moreau vor Gericht stand, war das halbe Paris auf den Beinen, alle wünschten des verehrten Gefangenen Freiheit, und nur ein Wink von diesem, und so wäre ein Blutbad angerichtet, Bonaparte hätte wohl seine Krone verloren, und Moreau dieselbe aufsetzen können. Am 10. Juni sollte das Urtheil gesprochen werden, die Sitzung dauerte 18 Stunden, auch die Nacht hindurch, und das Volk wogte so gewaltig auf den Straßen, daß die Richter das Todesurtheil nicht auszusprechen wagten, obgleich Bonaparte darauf bestand. Georges mit 19 andern ward zum Tode verurtheilt, Moreau nebst 4 Gleichgesinnten zu zweijährigem Gefängniß, doch bat Josephine, die Kaiserinn, die meisten los, und nur Georges wurde mit 9 Gegnern Napoleons guillotinirt. Moreau erhielt unter der Hand die Ermahnung, er solle den Kaiser um Gnade bitten. „Ich kenne in Frankreich keinen Kaiser,“ antwortete er. Da ließ Bonaparte ihn über die Gränze nach Spanien bringen, und befahl ihm, nach Amerika zu gehen. Moreau begab sich 1805 nach den vereinigten Staaten.

Auch zwei Brüder, Herzoge von Polignac, Franz und Julius, waren als Anhänger der Bourbons aus England herüber gekommen, und mit Pichegrü verhaftet. Franz wurde zum Tode verurtheilt, weil er aber Frau und Kinder hatte, so erbot sich sein jüngerer Bruder für ihn zu sterben. Indessen that seine Gemahlinn vor der Kaiserinn Josephine einen Fußfall, und auf deren Fürwort verwandelte Napoleon die Todesstrafe in Gefängniß. Franz von Polignac entging seiner Haft nach einigen Jahren durch die Flucht, aber Julius von Polignac saß im Tempel 10 Jahre, so lange Napoleon regierte. Ihre Mutter war die vertrauteste Freundinn der Königinn Marie Antoinette und Erzieherinn ihrer Kinder gewesen, und schon 1793 vor Gram in Wien gestorben. Ihr Vater endigte 1817 zu Petersburg.

Auch den englischen Schiffkapitain Wright, der jene Freunde der Bourbons aus England übergesetzt hatte, brachte man gefangen nach Paris, und befragte ihn, ob er nicht von Verschwornen in Frankreich wisse. Er betheuerte, nichts zu wissen, jene Männer habe er überzusetzen Befehl gehabt; aber man glaubte ihm nicht. Es wurde erzählt, daß er schreckliche Mißhandlungen habe erdulden müssen, indem man ihm die Hände und Fußsohlen mit glühenden Kupferplatten gebrannt habe u. s. w. und daß er später, als England ihn zurückgefordert, im Kerker erwürgt worden sei. Ob dieses Gerücht auf Wahrheit beruhet, muß dahingestellt bleiben.

§ 104.

Napoleons Kaiserkrönung.

(2. December 1804.)

Durch Blut und Hinterlist hatte sich Bonaparte — jetzt Kaiser Napoleon — den Weg zum Throne gebahnt. Viele seiner Verwandten waren nicht damit zufrieden, daß er so hoch steigen sollte, besonders seine Mutter, sein Bruder Lucian, und sein Oheim, der Cardinal Fesch. Lucian war unlängst aus Frankreich verwiesen, weil er die Wittwe eines Banquiers geheirathet hatte, und wohnte zu Rom. Der Bruder Hieronymus befand sich in Amerika, und hatte die Tochter eines Kaufmanns zur Ehe genommen, Napoleon erlaubte ihm die Rückkehr nur unter der Bedingung, daß er seine Frau verstoßen sollte. Schändlich genug verstand sich der Bruder dazu; seine Frau folgte ihm bis Lissabon, wo er sie verließ.

Als Napoleon zum Kaiser erklärt, und seine Gegner getödtet oder sonst beseitigt waren, machte er mit seiner Gemahlinn Josephine eine Reise an den Rhein, die 4 Millionen Thaler kostete, während man für 80 Millionen Thaler die Krönungsfeier zurüstete. Hatten wohl Ludwig XIV. und XV. so viel für ihre Krönung vergeudet? — Auch der Papst ward nach Paris geladen, den Kaiser zu salben und zu krönen, denn der Thronräuber wollte seine Person in den Augen des Volkes heiligen. Pius VII. zögerte lange, zu die-

sem Werke seine Hände herzugeben, doch überwand er seinen Widerwillen, weil er Napoleon als den Hersteller der Religion in Frankreich betrachtete, und von ihm noch mehr zum Besten der Kirche erwartete.

Den 2. December 1804 gegen Mittag war die Krönung zu Paris in Notre Dame. Napoleon ließ den Papst eine ganze Stunde auf sich warten, setzte sich und seiner Gemahlinn die Krone selbst auf, und nahm vom Papste nur die Salbung. Nun hatten also die Franzosen einen Kaiser, und standen auf demselben Punkte, wie vor 15 Jahren. Die Republikaner knirschten, daß die weltberühmte Revolution einen solchen Ausgang nahm. Selbst der republikanische Kalender ward abgeschafft. Aber so fremd war dem Gebieter seine neue Würde, daß er bei dem Schauspieler Talma Lectionen in kaiserlichen Stellungen nahm. — Der Papst verweilte 4 Monate zu Paris, ganz unnütz — nichts Wesentliches für die Religion konnte er Napoleon abgewinnen. Sein Hof war glänzend, alte Zustände und Titel wurden unter neuen Formen wieder eingeführt, ein neuer Lehnsadel entstand, fast alle beteten die aufgehende Sonne an, und das Volk vergaß bei den vielen Festlichkeiten den Verlust seiner Freiheiten. Die Presse wurde strenge überwacht, das Republikanische schwand immer mehr. Strenger Gehorsam wurde gefordert. Gleichheit vor dem Gesetze; gleiche Besteurung und das Eigenthumsrecht der Bauern galten noch. Im Inneren des Reichs war der Handel nicht gelähmt, an Geld war kein Mangel. Gewerbthätigkeit blühte wieder auf. Großartige Straßen, wie jene über die Alpen, wurden angelegt, Prachtbauten in Paris aufgeführt.

§ 105.

Napoleon beginnt seinen Länderraub.

In seiner ersten öffentlichen Rede erklärte Napoleon, er liebe den Frieden, und werde Frankreich nie vergrößern. Und sieh! schon den 18. März 1805 wurde die cisalspinische Republik in ein Königreich Italien umgeändert,

und Kaiser Napoleon ließ sich als König von Italien ausrufen. Doch ich irre — die Italiener hatten ihn gebeten, ihr König zu werden. Darum zog er hin, und ließ sich den 26. Mai zu Mailand die eiserne Krone aufsetzen. Der Papst hatte sich, trotz aller Zudringlichkeit geweigert, ihn damit zu krönen. In des Kaisers neuem Wappenschilde zeigten sich bereits der geflügelte Löwe des h. Marcus, Sanct Petri Schlüssel, der Adler von Este und die Schlange der viscontischen Herrschaft: ein bedenkliches Vorzeichen! So groß aber war die Liebe der Italiener gegen ihn, daß einige die Absicht gehabt haben sollen, ihn während der Krönung im Dom zu morden.

Bei dieser Gelegenheit besorgte er noch andere wichtige Geschäfte in Italien. Seiner Schwester Elise, Vermählte Bacciochi, gab er das Fürstenthum Piombino, doch nur als ein Lehngut Frankreichs, und die ligurische Republik vereinigte er mit dem großen Kaiserreiche. Die Ligurier müssen es wohl sehnlich gewünscht haben, denn in großen Kisten legte man die Unterschriften derselben dem Kaiser zu Füßen. Der große Kaiser zog auch selbst nach Genua, verweilte aber nur 5 Tage daselbst, weil das dortige Volk sich ihm wenig hold bewies, eilte fort, reisete 80 Stunden ununterbrochen, und war auf einmal wieder in Paris. Hier schenkte er das Fürstenthum Lucca seinem Schwager Bracciochi, schrieb den Holländern eine neue Regierungsform vor, und sperrte ihre Häfen den Engländern. Seit 6 Jahren hatte er auch an einer neuen Kriegsflotte bauen lassen, die jetzt im atlantischen Meere kreuzte, und an der Küste des brittischen Kanales lagen 200,000 Landtruppen und viele flache Schiffe. Man glaubte allgemein, es werde eine Landung in England stattfinden; Napoleon ging auch selbst zu dieser Armee ab; allein er begnügte sich damit, das den Engländern gehörige Kurfürstenthum Hannover besetzen zu lassen. Den süddeutschen Fürsten, Bayern, Würtemberg und Baden, deren Bestand ganz in Napoleons Hände gelegt war, blieb kaum ein anderer Schritt übrig, als sich dem Mächtigen anzuschließen. Es galt für sie Sein oder Nichtsein. Preußen hielt sich anfangs neutral; doch nahm Napoleon die preußischen Fürstenthümer

Ansbach und Bayreuth weg, und brach dann plötzlich mit seiner Armee nach dem Oberrhein auf. Die Russen nämlich, welche sich zu Paris über den Mord des Herzogs von Enghien laut beschwert hatten und den Länderraub Napoleons nicht länger dulden wollten, verbündeten sich mit Oesterreich, Schweden und England. Von diesen drei Mächten haßte letztere den siegreichen Napoleon am meisten. So kam es denn im Jahre 1805 abermals zum Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich. Da die Oesterreicher den Hauptangriff der Franzosen in Italien vermutheten, so stand dort der Erzherzog Karl mit 100,000 Mann am Etsch und der Erzherzog Johann mit 30,000 Mann in Tyrol; nur etwa 80,000 Mann unter dem Erzherzoge Ferdinand und dem General Mack befanden sich am Inn, als der Krieg ausbrach. Oesterreich mußte bald das Unglück erfahren, daß der General Mack am 17. October ohne Noth die Festung Ulm übergab, und sich am 19. mit 60,000 Mann vom Feinde gefangen nehmen ließ *). Sein Glück rasch benutzend, zog Napoleon nach Oesterreich, besetzte Wien am 13. November, rückte nach Mähren vor, wo sich das Heer der Verbündeten gesammelt hatte, und eilte, den Krieg durch eine Hauptschlacht zu endigen, ehe der Erzherzog Karl mit seinem Heere aus Italien ankäme. Da Napoleon sah, daß seine Stellung bei Austerlitz nicht besser sein konnte, so concentrirte er sein Heer, daß es klein aussähe und reizte dadurch seine Gegner, ihn zu umzingeln. Aber sieh! den russischen General, der dies zuerst versuchte, schnitt er schnell ab. Bald entstand die größte Verwirrung unter den Oesterreichern und Russen, 30,000 Mann lagen todt auf dem Schlachtfelde. Eine große Schaar wollte sich noch über einen zugefrornen Sumpf retten, aber ach! die Eisdecke brach, alle kamen um. Dies ist die unglückliche Schlacht bei Austerlitz, am Krönungstage Napoleons, 2. December 1805, von Napoleon die Dreikaiserschlacht genannt,

---

*) Mack wurde vor einem Kriegesgerichte zum Tode verurtheilt; die Strafe jedoch bis auf Dienstentsetzung und zweijährige Festungsstrafe gemildert; später wurde Mack vom Kaiser vollständig begnadigt, weil sich ergab, daß derselbe ein durchaus rechtlicher Mann war, dem die plötzliche Ueberflügelung bei Ulm alle Besinnung geraubt hatte.

weil drei Kaiser bei derselben gegenwärtig waren. Gehen wir etwas näher in die Einzelheiten dieser denkwürdigen Schlacht ein. Am Abende vor derselben hatte sich Napoleon spät zur Ruhe begeben, die Dinge, die kommen sollten, hatten seinen Geist wach und rege gehalten. Schon um 4 Uhr Morgens saß er zu Pferde, und ertheilte er den Befehl, sein Heer solle im Stillen zu den Waffen greifen. Er ritt durch die Heereshaufen, durch sein mächtiges Wort die Truppen zu begeistern; hierin war der Menschenkenner ein großer Meister. Zu einem Regimente sprach er zuversichtlich: „Diesen Abend werden wir die Feinde, die sich mit uns zu messen wagen, besiegt haben." — „Sucht nicht viele, sondern sichere Schüsse zu thun," versetzte er ruhig zu einem andern. — „Soldaten! durch einen Donnerschlag, der unsern Feind zermalmt, muß dieser Feldzug beendigt werden." Dieses stolze Wort feuerte die kühnen Männer eines 3. Regiments an, und verhieß den Müden baldige Ruhe. — Dem 28. Linienregimente, aus Rekruten des Departements von Calvados bestehend, sprach er zu: „Ich hoffe, daß die Normänner sich heute auszeichnen werden," und regte sie so an, das Vertrauen zu rechtfertigen, welches der hochverehrte Feldherr in sie setzte. — Dem 57. Regimente aber rief er schmeichelnd zu: „Erinnert euch, daß ich eurem Regimente schon längst den Namen des Furchtbaren gegeben habe!" — Sah er das 85. Regiment, das mit ihm bei den Pyramiden gefochten, so hielt er an, und wechselte mindestens mit den bärtigen Veteranen trauliche Worte. Das fruchtete: wo ein Feldherr es versteht, das Ehrgefühl so anzuspornen, wie Napoleon, da hat er die Herzen der Krieger gewonnen, zumal wenn er Truppen führt, die so sehr dafür empfänglich sind, wie die Franzosen. Dichter Nebel — so erzählt ein neuer Schriftsteller*) sehr lebendig — hatte einen Schleier über die Krieger geworfen, und bedeckte das Lager. Mit zunehmendem Tage schien er in die Höhe gehen zu wollen. Grabesstille ringsum, nur aus den Gehölzen von der Schwarza her tönte zuweilen ein lauter Zug der Luft, und wehte die

*) Der Krieg im J. 1805 auf dem Festlande Europa, von Schneidewind. Augsburg, 1848.

Krieger kalt an, als wäre es der Athemzug eines Sterbenden. Trübe erschien die Sonne an den Hochgebirgen Ungarns, und bestrahlte matt die Bajonnette und Degen der französischen Krieger, und zeigte zugleich die aufmarschirenden Massen russischer Krieger, die Höhen wie Gesträuche bedeckend. Um Napoleon waren seine Feldmarschalle, harrend seiner Befehle, er selbst auf einer Erhöhung, sitzend auf seinem schnaubenden Schimmel, alle Blicke auf ihn geheftet, aber sein finster schwarzes Auge starrte auf die Hügel mit den russischen Schaaren, wie das Auge des Löwen, der gekauert liegt und zum Sprunge gerüstet, sobald sein Opfer die günstigste Stelle für ihn einnimmt. Unerwartet besetzte er die Höhen von Protzen, und theilte und zersprengte die Alliirten. Zwei Tage nach dieser blutigen Schlacht hatte Napoleon eine Unterredung mit dem Kaiser Franz in einer Mühle, und den 26. December 1805 wurde der Friede zu Preßburg geschlossen. Oesterreich mußte Napoleon als König von Italien anerkennen, Venedig an das neue Königreich, Tyrol an Bayern, auch andere bedeutende Landschaften an Würtemberg und Baden abtreten; Würtemberg und Bayern wurden souveraine Königreiche. So lohnte Napoleon seine Freunde, und riß sie von Deutschland ab, um Deutschland desto besser unterjochen zu können. Von einem Frieden mit Rußland vernahm man nichts: Alexander zog seine Truppen zurück, und bot sie dem Könige von Preußen an, doch dieser wollte noch nicht gleich auf den Kampfplatz treten.

§ 106.

Schlacht bei Trafalgar.

(21. October. 1805.)

Während Napoleon in Deutschland siegte, war die französische Flotte, 24 Linienschiffe stark, mit den 10 Linienschiffen der Spanier vereinigt, nach Westindien gesegelt, die Engländer zu beunruhigen, lag aber jetzt im Hafen vor Cadir. Da erschien im September Admiral Nelson vor

Cadir, und lockte die verbündete Flotte heraus. Beim Cap Trafalgar, in der Mitte zwischen Cadix und Gibraltar, erreichte er sie. Die Franzosen und Spanier stellten ihre Flotte in einen halben Mond, der 3 Stunden lang war. Nur 3 Stunden dauerte das mörderische Feuer: 19 französische Schiffe waren zerstört oder erobert, die 10 spanischen stark beschädigt nach Cadix entkommen, 4 französische wurden noch auf der Flucht eingeholt. Leider wurde hier auch Nelson getödtet: er erhielt von einem Scharfschützen einen Büchsenschuß ins Herz, und starb noch während der Schlacht, lächelnd, da er hörte, daß schon 12 feindliche Schiffe gestrichen hätten. Seine Leiche ward in Spiritus gelegt, auf seinem Admiralschiffe Victoria nach England gebracht, und er den folgenden Sommer in dem Sarge, den er sich bei Abukir hatte machen lassen, zur Erde bestattet. In der Paulskirche zu London ruhet die Asche des Helden.

Nun gab es keine Flotte auf Erden mehr, die den Engländern die Herrschaft des Meeres streitig machen konnte.

§ 107.

Napoleon versorgt seine Verwandten.

(1806.)

Kaum war Napoleon im Januar 1806 nach Paris zurückgekommen, und als Napoleon der Große begrüßt, da landeten die Engländer und Russen in Neapel, um die Franzosen aus Italien zu jagen. Nun zogen die Franzosen unter Joseph Bonaparte gegen Neapel — der Papst mußte den Durchzug gestatten — der König von Neapel floh nach der Insel Sicilien, welche er durch Hülfe der Engländer noch rettete, und Joseph Napoleon wurde König von Neapel.

Drei Monate später kam die Reihe an Holland. Die Bürger der batavischen Republik baten sich Ludwig Napoleon zu ihrem Könige aus, und den 23. Juni hielt derselbe seinen Einzug in Amsterdam. Murat, der Schwa-

ger, wurde Herzog von Berg. Napoleons Stiefsohn, Eugen Beauharnois, war schon Vicekönig von Italien, und heirathete eine Prinzessinn von Bayern; Stephanie aber, Josephinens Nichte, vermählte sich dem Kurprinzen von Baden. Der König von Holland war mit Hortense, Napoleons Stieftochter, vermählt.

Auch das deutsche Reich, welches fast 1000 Jahre gestanden hatte, wurde nun aufgelöset. Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und einige kleine süddeutsche Fürsten schlossen am 12. Juli 1806 den sogenannten Rheinbund, wählten Napoleon zum Beschützer des Rheinbundes, und sagten sich den 1. August förmlich vom Kaiser und Reiche los. Sie erklärten sich für frei, und wurden Sclaven Napoleons, sie waren nicht einmal mehr in ihrem eigenen Lande Herren. Im Königreich Bayern ließ z. B. Napoleon, ohne sich an die Landesbehörden zu wenden, eigenmächtig den Buchhändler Palm erschießen, weil er eine Schrift gegen die Franzosen, „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" betitelt, verbreitet haben sollte.

Nachdem die Fürsten, welche den Rheinbund bildeten, und deren Schritt nur durch die traurigsten Vorgänge und durch die bedrängteste Lage einigermaßen entschuldigt werden kann, sich thatsächlich von dem Reichsverbande getrennt hatten, wurde dieser auch bald rechtlich aufgelößt; denn am 6. August 1806 erklärte Kaiser Franz II.: „Da er sich durch die neuesten Vorgänge in der Unmöglichkeit befände, die durch die Wahlcapitulation übernommenen Verpflichtungen ferner zu erfüllen, und jenes Diadem nur so lange in seinen Augen Werth haben könnte, als er vermocht habe, dem ihn von Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Reiches bezeigten Vertrauen zu entsprechen, so sagte er zugleich die bisher im Reichsverbande gestandenen Erbstaaten von demselben los, und entbände alle Stände und Diener des Reiches von ihren bisher gegen ihn zu erfüllenden Pflichten." Zwei Jahre früher hatte Franz schon den Titel Kaiser von Oesterreich angenommen. So ward das alte ehrwürdige Kaiserreich, an welches so große Erinnerungen geknüpft sind, zu Grabe getragen.

§ 108.

Preußisch-Russischer Krieg. Deutschlands tiefste Noth.

(1806–1807.)

Napoleon hatte sich durch den Rheinbund eine wichtige Macht in Deutschland selbst gegründet, wodurch er nicht bloß die kleinen deutschen Fürsten wirksam bedrohen konnte, sondern selbst Preußen und Oesterreich, zwischen welchen er Mißtrauen und Eifersucht zu erhalten suchte, um sie dadurch beide zu schwächen. Treulos und übermüthig behandelte er Preußen, dessen König Friedrich Wilhelm III. sich redlich alle Mühe gab, den Frieden so lange zu erhalten, als seine und seines Volkes Ehre es gestattete. Als derselbe im Gegensatze zu dem Rheinbunde einen nordischen Fürstenbund stiften wollte, aber Napoleon dieses untersagte, und dazu noch die preußische Festung Wesel wegnahm, da erlaubte es die Ehre nicht mehr, länger ruhig zu bleiben. Da England und Rußland Hülfe zusagten, so erklärte Preußens König, vertrauend auf die Gerechtigkeit seiner Sache Napoleon den Krieg, was schon lange der Wunsch aller Preußen gewesen war. Aber leider war die Heer-Macht Preußens damals nicht stark genug, und die innere Einrichtung derselben veraltet und mangelhaft, der Zustand der Festungen schlecht, und überdies zögerten die russischen Hülfstruppen, welche man erwartete, allzulange, während Napoleon um so rascher zum Angriff schritt. Der 74jährige Herzog Karl Wilhelm von Braunschweig führte die Preußen an; unter ihm stand der 82jährige Feldmarschall Möllendorf; aber es waren nicht mehr die kampfgeübten Truppen des siebenjährigen Krieges, die sie führten, und die Feldherren selbst kannten nicht die neue Kriegsweise des großen Meisters, und noch berauscht vom Siegesruhme Friedrichs und seiner Truppen, von frühern Waffenthaten der Preußen, hielten sie sich für viel zu sicher, und grausam enttäuscht, verloren sie alle Haltung, und die Sicherheit schlug in Kleinmuth um. So war es möglich, daß Ein Unglückstag, wie zu Griechen- und Römerzeit, das Schicksal eines ganzen Reiches entschied. Nach einem Gefechte bei Saalfeld am 6. October 1806, worin der

Prinz Ludwig von Preußen auf dem Platze blieb, siegte Napoleon in der entscheidenden Schlacht bei Jena und Auerstädt am 14. October, worin gleich anfangs der Herzog Ferdinand von Braunschweig durch einen Schuß beide Augen verlor; bald nachher starb er, von Napoleon geächtet in Altona, wohin er sich geflüchtet hatte. Die Flucht war bald allgemein, von Seiten der Preußen betrug der Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen bis zum 14. October über 50,000 Mann, wobei die 14,000 Mann starke, in Folge dieser Schlacht zu Gefangenen gemachte Besatzung von Erfurt nicht mitberechnet ist, fast alle Anführer waren niedergemacht, und es fehlte wenig, so wäre auch der König in Gefangenschaft gerathen. Das Unglück Preußens wurde noch durch Treulosigkeit und mißliche Umstände jeder Art vermehrt. Der Kurfürst von Sachsen schloß mit Napoleon Frieden. Die Befehlshaber der preußischen Festungen waren zum Theil ohne Muth, zum Theil feige Verräther, und ergaben sich den Franzosen. General Blücher hielt sich am längsten, mußte sich aber auch endlich bei Lübeck ergeben. So wurde am 16. October Erfurt ohne Widerstand übergeben, am 23. Spandau ohne Weigerung, die Uebergabe der wohlverwahrten, mit Besatzung und Vorräthen hinreichend versehenen Oderfestungen Stettin und Küstrin am 29. October und 1. November, geschah ohne Schuß, an schwache französische Abtheilungen. Der Commandant von Küstrin wartete nicht mal eine Aufforderung ab. Am 10. November fiel Magdeburg. Am 27. October überlieferte der Fürst von Hohenlohe das ihm vom Könige anvertraute Heer durch eine Capitulation, bei Prenzlau an der Ucker, 16,000 Mann, dem Feinde. Ueberall Rathlosigkeit, Entmuthigung, Kleinmuth, Schimpf und Schande; ein Stück, daß man gerne aus der deutschen Geschichte ausmerzen möchte. Hier bekam Preußens Kriegesschwert eine tiefe Scharte, die es später wieder ausgewetzet hat. Den 27. Oct. hielt Napoleon seinen Einzug in Berlin; der König von Holland besetzte die preußischen Lande in Westfalen.

Zu Berlin erließ Napoleon das berüchtigte Decret über die Blokade Englands zu Wasser und zu Lande. Alle

Engländer, die sich in französischen Landen erblicken ließen, wurden für Kriegsgefangene, alle ihre Güter für gute Prise erklärt, auch alle englischen Waaren, sie mochten bereits gekauft sein oder nicht, den Besitzern wegzunehmen geboten. England sollte vom festen Lande ausgeschlossen sein, durch das Continentalsystem wollte Napoleon Englands Handel vernichten, und durch Armuth den mächtigen Inselstaat zur Unterwürfigkeit zwingen.

Durch ein anderes berliner Machtgebot Napoleons hörten der Herzog von Braunschweig, der Kurfürst von Hessen und der Fürst von Nassau zu regieren auf, weil sie nicht napoleonisch gesinnt waren, der Kurfürst von Sachsen aber wurde zum Könige von Sachsen erklärt, und derselbe trat auch dem Rheinbunde bei.

Der König von Preußen war nun zwar geschlagen, aber er besaß noch das eigentliche Königreich Preußen und die polnischen Provinzen. Da erließ Napoleon — ein ähnliches Mittel hatte er schon mehrmals mit Erfolg gebraucht — aus Berlin einen Aufruf an die Polen, sie sollten das preußische und russische Joch abschütteln, er komme zu ihrer Befreiung, und werde das polnische Reich herstellen. Die bethörten Polen standen auf, Napoleon verließ Berlin den 24. November, drang in Polen ein, und die Polen meinten, ein Geist vom Himmel sei gekommen.

Nun regte sich auch Rußland wieder, den ganzen Winter hindurch wüthete der Krieg, das Schwert der Russen mähte manchen Franzosen nieder, und auch den Preußen kehrte die alte Tapferkeit wieder zurück. Der preußische Lieutenant Schill, der aus dem Gemetzel bei Auerstädt entronnen war, sammelte eine Schaar muthiger Jünglinge, die der Schrecken der Franzosen wurden. Er nahm sogar den französischen Marschall Victor gefangen, und die Franzosen mußten für denselben den General Blücher losgeben.

Den 7. Februar 1807 begann die große Schlacht bei Eylau. Die Russen führte an General Benigsen, die Kosacken der Hettmann Platow, das Häuflein Preußen L'Estocq; unter Napoleon befehligten Soult, Augereau und Murat. Den ganzen Tag war Schneege-

stöber, und zum Entsetzen wurde die Lage Schnee mit Menschenblut geröthet. Am Abend des blutigen Tages war die Schlacht unentschieden, doch hielt Napoleon seinen Einzug in Eylau, und zwar in einem verschlossenen Wagen, denn dieser fuhr über Todte und winselnde Sterbende, die in den Straßen lagen. Am folgenden Tage erneuerte sich die Schlacht, aber weder Russen noch Franzosen wichen: man schlug sich einander mit Kolben nieder — Verwundete, welche auf dem Schlachtfelde lagen, zerfleischten den Feind noch mit den Zähnen, und Gesunde, welche keine Waffen mehr hatten, traten den Gegner mit ihren Füßen todt. Die Franzosen rühmten sich des Sieges, und verkündigten in den Zeitungen, die Russen hätten 7000 Todte, 15,000 Gefangene verloren, und ihrer 16,000 wären verwundet; die Russen behaupteten, 12,000 Franzosen getödtet zu haben. So viel ist gewiß, daß am dritten Tage noch einmal die Schlacht erneuert werden sollte, aber am Ende zogen sowohl die Franzosen, als auch die Russen, sich zurück, und es trat auf mehrere Monate ein Waffenstillstand ein, den Napoleon benutzte, sein Heer durch frische Truppen zu verstärken.

Den 14. Juni 1807 fand die entscheidende Schlacht bei Friedland statt. Die Franzosen, in einem Walde versteckt, brachen erst Abends 6 Uhr, da die Russen ermattet waren, mit ihrer Stärke hervor, trieben die Russen durch das brennende Friedland, und machten ihrer 17,000 nieder, wenn man der Sieger Berichten glauben darf; sie selbst rühmen sich, nur 500 Mann an Todten verloren zu haben.

Die Franzosen rückten in Königsberg ein, aber Pillau ergab sich nicht, der 75jährige Hermann vertheidigte es, und ließ seine Soldaten bei einem Sarge schwören: Preußen oder Tod!

Die Russen zogen sich über den Gränzfluß Niemen zurück, in der Gegend von Tilsit. Den 19. Juni erschien auch Napoleon dort. Sechs Tage später war die berühmte Zusammenkunft der beiden Kaiser, Napoleons und Alexanders, auf dem Niemen, im Angesichte beider Heere, und die zwei Monarchen wurden so große Freunde, daß nun

auch die beiden Heere ihres vor einigen Tagen stattgefundenen Todeskampfes vergessen zu haben schienen. Franzosen und Kosaken sah man Arm in Arm gehen, Italiener und Mameluden, Preußen und Tartaren. Sie gaben einander sogar Gastmähler, und tauschten oft ihre Kleider zum Zeichen der Brüderschaft.

Den 7. Juli erschien der Tilsiter Friede mit Rußland, den 9. Juli mit Preußen. Preußen verlor alle Provinzen am linken Ufer der Elbe, wie auch die polnischen Provinzen; Rußland aber erlitt keinen Schaden, sondern erwarb noch ein Stück vom preußischen Polen. Aus den preußischen Landen am linken Elbufer, Hessenkassel und Braunschweig (auch Hannover) ward ein Königreich Westfalen für Napoleons Bruder Jerome gebildet mit der Hauptstadt Kassel. Die andern polnischen Lande Preußens wurden als Großherzogthum Warschau dem Könige von Sachsen gegeben.

Schwer lag die Gewalt des siegreichen Eroberers auf unserm unglücklichen Vaterlande; Deutsche mußten auf sein Gebot, unter seinen Fahnen, gegen Deutsche ins Feld ziehen; deutsche Fürsten waren genöthigt, um ihrer Selbsterhaltung willen seine Anordnungen zu vollziehen; Freimuth in Wort und Schrift war geächtet, die leise Klage des Vaterlandsfreundes sträflich, und überall schlichen die lauernden Sendlinge der französischen geheimen Polizei umher. Dennoch vermochten alle auf Vernichtung der öffentlichen Meinung, auf Unterdrückung des Nationalgefühls und Freiheitsdranges, auf die tiefste Demüthigung Deutschlands abzielenden Maßregeln den Zweck des despotischen Eroberers nicht zu verwirklichen. Würdevoll erhob sich Preußen unter seinem Könige Friedrich Wilhelm III. und dem Minister Stein aus dem Unglück; das ganze Staatswesen erhielt eine neue, freisinnige, zeitgemäße Gestalt, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Bürgerthums, und das Heerwesen wurde von Grund aus verbessert. Selbst die durch Napoleon abgedrungene Entfernung Steins (er ächtete ihn) brachte keinen Stillstand in dem großen Werke der Wiedergeburt Preußens; denn Hardenberg, der an Steins Stelle trat, setzte dessen Wirksamkeit fort.

§ 109.

Händel in Portugal und Spanien.

Als Napoleon im Osten Europas zum Ziele gelangt war, warf er seine Augen nach Westen, und forderte Portugal auf, seine Häfen den Engländern zu schließen. Weil die Portugiesen sich dazu nicht schnell entschlossen, so zog schon ein Heer Franzosen durch Spanien heran, zugleich aber erschien eine englische Flotte im Tago, und Johann, der Prinz-Regent, nebst seiner Mutter, der blödsinnigen Königinn, nahm, von 17,000 Portugiesen begleitet, die sämmtlichen portugiesischen Schiffe — 36 Segel — mit sich, und segelte nach Rio Janeiro in Brasilien. Schon am folgenden Tage (30. November 1807) rückten die Franzosen unter Junot in Lissabon ein. Aber bereits nach 2 Wochen griffen die Portugiesen zu den Waffen, und als im Juli 1808 noch 30,000 Engländer unter Wellesley (nachher Herzog von Wellington) landeten, da mußten die Franzosen Portugal räumen.

Daß Napoleon so ungehindert seine Truppen durch Spanien ziehen lassen konnte, verdankte er dem Zwiste, der dort zwischen dem Volke und Könige, und besonders in der königlichen Famalie obwaltete. Seit 1788 regierte nämlich Karl IV. aus dem Hause Bourbon, ein schwacher Mann, der sich von einem unwürdigen Günstlinge leiten ließ. Dieser hieß Don Manuel de Godoy, ein armer Edelmann aus Badajoz, der seit 1787, eben 23 Jahr alt, unter die Leibgarde kam, schön sang und fertig die Guitarre spielte. Durch diese Kunst verdiente er sich in Madrid bei seinem Wirth auf ein ganzes Jahr das Essen, und durch sie machte er sich auch beim Könige beliebt. Er wurde Herzog von Alcudia, und weil er 1795 zwischen Spanien und der französischen Republik einen Frieden zu Stande brachte, so hieß er seitdem der Friedensfürst, vermählte sich mit einer Nichte des Königs, hieß Se. Hoheit, hatte eine Leibwache, und sammelte ungeheure Reichthümer. Als Napoleon ans Ruder trat, wußte

er den Friedensfürsten schnell für sich zu gewinnen: er versprach ihm den südlichen Theil Portugals als ein souveraines Fürstenthum Algarve, den nördlichen Theil solle die Königinn von Etrurien, des spanischen Königs Tochter, haben, den mittleren Theil wolle man beim Friedensschlusse verschenken, wie man es billig fände, aber über alle drei Theile solle Spanien die Oberherrschaft besitzen, dafür solle der Friedensfürst den Franzosen freien Durchzug durch Spanien nach Portugal gestatten, und spanische Hülfstruppen zu den Franzosen stoßen lassen. Als aber Portugal erobert war, behielten die Franzosen alles, und der Friedensfürst und die Königinn von Etrurien gingen leer aus.

Das spanische Volk haßte die Franzosen und den Friedensfürsten leidenschaftlich, und hing an dem Kronprinzen Ferdinand, der seine Eltern nie recht geachtet hatte, und bei denselben nichts galt. Auch vom Friedensfürsten wurde der Kronprinz gehaßt, und sollte ohne Gnade dessen jüngere Schwester heirathen. Da klagte er — Napoleon sein Herzeleid, und hielt um die Hand einer französischen Prinzessinn, d. h. einer Nichte Napoleons, an. Der Friedensfürst erhielt Kenntniß davon, und redete dem Könige ein, der Kronprinz trachte ihm nach Thron und Leben, und der Prinz kam ins Gefängniß. Das Volk murrte, König Karl berichtete die Begebenheit Napoleon, als wäre er diesem Rechenschaft schuldig gewesen, und gab nach 5 Tagen seinem Sohne die Freiheit wieder, weil derselbe ihm schriftlich Abbitte gethan hatte. Aber nun rückten französische Truppen in Spanien ein, ein Haufe nach dem andern, und vertheilten sich in den verschiedenen Provinzen. Das spanische Volk wurde immer gespannter, feindseliger gegen den Friedensfürsten, und diesem gingen auch endlich die Augen auf: bange vor der Treulosigkeit der Franzosen und der Wuth der Spanier, rieth er dem Könige, nach Peru oder Mexiko zu fliehen, und alle Anstalten wurden dazu getroffen. Nun hielt sich das Volk nicht länger, zu Aranjuez und Madrid brach der Aufruhr los, der Friedensfürst behielt nur auf die Fürbitte des Kronprinzen sein Leben, und der furchtsame König Karl entsagte am folgenden Tage (19. März 1808) der spanischen Krone zu Gunsten des

Kronprinzen, welches er auch gleich dem Kaiser Napoleon meldete.

Nun drängten sich die Begebenheiten. Den 23. März hielt Murat mit den Franzosen seinen Einzug in Madrid, am folgenden Tage der junge König Ferdinand VII. Murat erkannte ihn nicht als König an, Karl widerrief auch seine Abdankung als erzwungen, und Murat rieth beiden einzeln, Napoleon als Vermittler ihres Streites anzunehmen, der schon auf der Reise nach Spanien sei, und ihm entgegen zu reisen; er befinde sich gewiß schon in Burgos. Ferdinand reisete zuerst ab, nicht wissend, daß sein Vater dieselbe Absicht hege. Als er zu Burgos ankam, war Napoleon nicht da, und die französischen Soldaten, welche den jungen König begleiteten, riethen ihm, weiter zu gehen, zu Vittoria werde Napoleon gewiß sein. Aber auch zu Vittoria traf er ihn nicht. Hier erhielt Ferdinand viele treue Warnungen, das Volk zerschnitt seinen Pferden sogar die Strenge, und wurde durch die französischen Soldaten zurückgetrieben. Der Bethörte eilte in sein Verderben. Den 20. April kam er zu Bayonne an, auf französischem Boden; hier war Napaleon freilich, empfing ihn auch ehrenvoll, und wies ihm eine Wohnung an. Aber schon nach einigen Stunden schickte er ihm den General Savary ins Haus, mit dem Befehle, Spanien an ihn abzutreten. Ferdinand war wie von einem Blitze aus heiterer Höhe getroffen, lehnte aber des Kaisers Ansinnen entschieden ab. „Besser gar nicht leben, als ehrlos!" rief er aus. Napoleon, entrüstet über diesen festen Entschluß, versicherte nun: „Ich will Niemanden Böses thun, aber ist mein politischer Wagen, einmal im Rollen, wehe dem, der unter die Räder kommt. — Was wissen diese Menschen von einer französischen Armee? Die Preußen haben diesen Unglauben theuer gebüßt. Würde der Spaß mir 80,000 Mann kosten, so würde ich es wohl bleiben lassen; Sie werden sehen, es wird keine 12,000 kosten, und wird schnell beendigt sein." Bei allen diesen großsprecherischen Versicherungen war Napoleon doch durch die Entschiedenheit Ferdinand's nicht in geringe Verlegenheit gerathen, er wußte nicht, ob er ihn frei nach Madrid zurückziehen lassen, oder mit offener

Gewalt ihn gefangen halten sollte. Ein für Napoleon glückliches Ereigniß zog diesen aus der Verlegenheit: Bald darauf langte nämlich der Friedensfürst, den Murat befreiet hatte, und Karl IV. nebst seiner Gemahlinn und den meisten Personen des königlichen Hauses zu Bayonne an. Karl und seine Gemahlinn verwünschten in Napoleons Gegenwart ihren Sohn als einen Rebellen und Mordstifter gegen ihr Leben, die Mutter forderte sogar den Kaiser auf, ihn hinrichten zu lassen. Napoleon, der zu Eylau über Leichen und Sterbende fahren konnte, schauderte bei diesem Auftritte, doch bedrohete er Ferdinand mit dem Tode, wenn er die spanische Krone seinem Vater nicht zurückgeben wollte. Der unglückliche Ferdinand bequemte sich dazu, und Karl IV. — jetzt wieder König — trat den 6. Mai 1808 Spanien für seine ganze Familie an Napoleon ab, welcher einzig das beunruhigte Spanien wieder zur Ordnung und zum Glücke zurückführen könne. Dafür erhielt er vom Kaiser ein Jahrgehalt, und zog mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern erst nach Compiegne, darauf nach Marseille, endlich nach Rom. Aber der junge König Ferdinand wurde mit zweien seiner Brüder auf dem Schlosse Valencay eingesperrt, nachdem er einen Aufruf an die Spanier hatte unterzeichnen müssen, sie möchten ferner dem weisen Napoleon gehorchen.

Noch bis auf den heutigen Tag begreift man den innern Zwiespalt des spanischen Königshauses nicht. Die Königinn von Etrurien mit ihrem Sohne mußte bei ihren Eltern bleiben, und wurde von denselben täglich gemißhandelt. Als ihre Eltern Compiegne verließen, blieb sie dort, wurde aber bald von französischen Gensd'armes weggeführt, litt unterweges sogar Hunger, und kam krank zu Nizza an, wo man ihr zu bleiben befahl. Ihren Sohn brachte man nach Rom zu ihren Eltern, sie selbst aber versuchte, nach England zu entfliehen. Das war in Napoleons Augen ein ungeheures Verbrechen; sie erhielt nun keine Pension mehr, und wurde mit ihrer Tochter bald darauf in ein Kloster zu Rom verwiesen, aus besonderer Gnade des Kaisers, wie es hieß, weil sie den Tod verdient habe. Zu Rom saß sie drittehalb Jahre gefangen; dann kam sie los, und fiel

ihren grausamen Eltern wieder in die Hände. — Karl IV. und seine Gemahlinn sind im Jahre 1819 gestorben; von Ferdinand werden wir noch hören.

§ 110.

Joseph Napoleon in Spanien.

(1808—1814.)

Napoleon trug nun die spanische Krone seinem Bruder Lucian an; dieser aber antwortete großherzig, er möge kein Präfect seines Bruders sein. So hießen die Statthalter in den einzelnen Departements Frankreichs. Wenn er König werden solle -- sagte Lucian — so müsse er allein Herr im Hause sein. Da ließ Napoleon seinen Bruder Joseph aus Neapel kommen, und übergab ihm das Königreich Spanien. König von Neapel wurde Murat, der bisherige Großherzog von Berg, und das Großherzogthum Berg kam an ein Kind des Königs von Holland, dessen Pathe Napoleon war, und in dessen Namen versprach Napoleon das Großherzogthum Berg einstweilen zu übernehmen.

Joseph kam den 7. Juni 1808 zu Bayonne an, wo viele spanische Große auf Napoleons Befehl erschienen, ihren neuen König zu begrüßen. In einem Saale hatten die Herren ihre Anrede abzufassen, und wer dieselbe fertig hatte, mußte erst in ein Nebenzimmer zu Napoleon kommen, der die Arbeit durchlas; und wenn dieser sie billigte, so wurde der Redner zu dem neuen Könige geführt, seine Lection herzusagen. Ein Herzog von ächt spanischem Blute hatte den Muth, Joseph bloß Glück zu wünschen, ohne ihn eigentlich König zu nennen. Napoleon wurde wüthend, als er die Rede las. „Wollen Sie sich an die Spitze der Aufrührer stellen? — schnaubte er — Wollen Sie nach Spanien zurück? Ich werde sie ungehindert ziehen lassen, aber ich gebe Ihnen mein Wort, binnen 8 Tagen — doch nein, binnen 24 Stunden sollen Sie erschossen werden."

Den 20. Juli 1808 hielt Joseph Napoleon seinen Einzug in Madrid, aber auf allen Punkten des Reiches standen

die Spanier auf, und zu Sevilla bildete sich eine Regierung, weil Ferdinand schon von Bayonne aus die spanischen Stände beauftragt hatte, das Land zu regieren, so gut sie könnten. England machte mit der spanischen Nation schnell Frieden, und sandte ihr Hülfstruppen. Ein spanisches Heer von 10,000 Mann unter dem Marquis de la Romana, welches Napoleon schon vor langer Zeit nach Dänemark versetzt hatte, um Spanien zu schwächen, hörte dort von der Noth des Vaterlandes, kehrte zurück, und wurde durch englische Schiffe an der Westküste Spaniens ausgesetzt. Eine andere Heeresabtheilung Spanier (auf Seeland) versuchte ebenfalls nach ihrem Vaterlande zurückzukehren; allein der Versuch mißlang. Sämmtliche Spanier wurden als Kriegesgefangene abgeführt, ehe sie sich einschiffen konnten. Auf allen Punkten wurden die Franzosen zurückgeworfen, den 1. August mußte König Joseph Madrid wieder verlassen. Saragossa, vom 28jährigen Palafox vertheidigt, schlug in 6 Wochen 14 Stürme der Franzosen ab, ohne Festungswerke zu besitzen; als Joseph aus Madrid floh, gaben die Franzosen auch die Belagerung Saragossa's auf, warfen ihr Geschütz in den Ebro, und liefen davon.

Etwas besser erging es den Franzosen, als Napoleon im November und December 1809 selbst einen Zug nach Spanien machte. Er führte Joseph wieder in Madrid ein, hob viele Klöster auf, und schaffte die Inquisition ab. Nun stellten sich Schaaren von Mönchen unter die Truppen gegen die Franzosen, und Napoleon sah ein, daß er ein Land gefunden habe, welches nicht so leicht zu erobern sei, was er seinem Minister Talleyrand nicht hatte glauben wollen. Da Oesterreich eine sehr kriegerische Miene machte, so eilte er im Januar 1809 schnell nach Paris zurück.

§ 111.

Die Helden von Sarragossa.

(1809.)

In der Zwischenzeit hatte Palafox Saragossa befestigt und mit Lebensmittel versehen, als den 20. December 1808 die Franzosen abermals vor die Stadt rückten. Auf der Stelle wurde Sarragossa beschossen, aber die Belagerten machten oft Ausfälle, und vernagelten den Franzosen ihre Kanonen. Die Bauern der Gegend beunruhigten den Feind im Rücken. Den 9. Januar 1809 begann die regelmäßige Beschießung der Stadt, und dauerte ohne Unterbrechung 41 Tage. Erst der Marschall Lannes, der am 20. Januar vor Sarragossa anlangte, gewann einige Vortheile. Am 27. Januar waren drei Breschen in der Mauer, und Lannes ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern. Palafox führte den französischen Boten in den Dom, und zeigte ihm die Bürger und Soldaten, welche auf den Knieen lagen, und Gott laut gelobten, sich unter den Trümmern der Stadt begraben zu lassen, ehe sie dieselbe übergäben. „Bis zur letzten Lehmwand!" sagte Palafox immer, wenn er aus dem Kriegsrathe kam, und wer anders sprach, den ließ er im Augenblick hängen. Die Franzosen eroberten einige Häuser, aber die Spanier vertheidigten jede Lehmwand. Tag und Nacht focht man um Thüren, um Zimmer, um Treppen, und wenn die Franzosen Herren in einem Hause zu sein glaubten, so waren noch Spanier im Keller, zündeten dort Pulver an, und die Franzosen flogen in die Luft. Diese machten Minen unter die Straßen her, und stiegen nun hier und dort aus dem Boden hervor, wo die Spanier es durchaus nicht erwarteten. Nun legten die Spanier auch Minen an, und kamen auf jenen Plätzen, die von den Franzosen schon besetzt waren, wieder zum Vorschein. Einmal begegneten sich Franzosen und Spanier unter der Erde, ihre Gänge hatten sich zufällig getroffen, und nun wurde unter der Erde gefochten.

Aber in diesem unterirdischen Kriege zogen die Spanier

endlich den Kürzern: sie wurden auf den Mittelpunkt der Stadt zurückgedrängt, und die meisten Bürger wohnten nur noch in Kellern. Nun entstanden Faulfieber unter den Spaniern, täglich starben 350, man hatte keine Arznei für die Kranken, keine Begräbnißplätze für die Leichen; 54,000 Spanier waren getödtet, 16,000 Bomben in die Stadt geworfen, Palafox lag krank in einem kleinen Keller. Sechs neue Minen waren mit 3000 Pf. Pulver gefüllt, und sollten am nächsten Tage die Stadt in die Luft sprengen. Da kapitulirte der eine Theil der Bürgerschaft heimlich: den 21. Februar zogen 12,000 spanische Soldaten, der Rest von 50,000 Mann, bleich und todtkrank, mit Gepäck aus der Stadt, unter ihnen Palafox, und wurden als Krieges-gefangene nach Frankreich abgeführt; Palafox kam ins Gefängniß. Wer unterweges nicht weiter ziehen konnte, wurde von den Franzosen erschossen.

Als die Franzosen in Sarragossa einrückten, lagen 6000 Leichen auf den Straßen.

§ 112.

Oesterreichischer Krieg 1809.

Auch das Ausland fühlte die Schmach, mit welcher Napoleon Spanien und Portugal bedeckte, und Oesterreichs hochherziger Kaiser bewaffnete seine Völker, und forderte im April 1809 die ganze deutsche Nation auf, das Joch abzuschütteln.

Der Armee-Befehl des großen Feldherrn, Erzherzogs Karl, verdient eine wörtliche Mittheilung;

Wien, den 6. April 1809.

„Der Schutz des Vaterlandes ruft uns zu neuen Thaten. — So lange es möglich war, den Frieden durch Aufopferungen zu erhalten, und so lange diese Aufopferungen verträglich waren mit der Ehre des Throns, mit der Sicherheit des Staates und mit der Wohlfahrt der Völker, so lange schwieg jede schmerzliche Empfindung in dem Herzen

unseres gütigen Monarchen. Aber, wenn alle Versuche fruchtlos sind, unsere glückliche Selbstständigkeit gegen den unersättlichen Ehrgeiz eines fremden Eroberers zu bewahren; wenn Nationen um uns fallen und rechtmäßige Regenten von den Herzen ihrer Unterthanen losgerissen werden; wenn endlich die Gefahr der allgemeinen Unterjochung auch Oesterreichs gesegneten Staaten, und ihren ruhigen glücklichen Bewohnern droht: so fordert das Vaterland von uns seine Rettung, und wir stehen zu seinem Schutze bereit."

„Auf euch, meine theuren Waffengefährten! ruhen die Augen der Welt, und aller die noch Sinn für Nationalehre und Nationaleigenthum haben. Ihr sollet die Schmach nicht theilen, Werkzeuge der Unterdrückung zu werden; ihr sollet nicht unter entfernten Himmelsstrichen die endlosen Kriege eines zerstörenden Ehrgeizes führen; ihr werdet nie für fremdes Interesse und fremde Habsucht bluten: euch wird der Fluch nicht treffen, schuldlose Völker zu vernichten, und auf den Leichen erschlagener Vaterlandsvertheidiger den Weg zum geraubten Throne einem Fremdling zu bahnen. — Auf euch wartet ein schöneres Loos: die Freiheit Europens hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet, euere Siege werden ihre Fesseln lösen, und euere deutschen Brüder — jetzt noch in feindlichen Reihen — harren auf ihre Erlösung. Ihr geht in rechtlichen Kampf, sonst stände ich nicht an eurer Spitze. — Wir werden auf den Feldern von Ulm und Marengo, an die uns der Feind so oft prahlend erinnert, die glorreichen Thaten von Würzburg und Ostrach, von Liplingen und Zürich, von Verona, der Trebia und Novi erneuern; wir wollen unserem theueren Vaterlande einen dauerhaften Frieden erkämpfen, wir können aber das hohe Ziel nur durch große Tugenden erreichen. — Unbedingte Folgsamkeit, strenge Disciplin, ausharrender Muth und unerschütterliche Standhaftigkeit in der Gefahr sind die Begleiter der wahren Tapferkeit. Nur Einheit des Willens, Zusammenwirken des Ganzen führen zum Siege."

„Se. Majestät mein Monarch und Bruder hat mir ausgedehnte Vollmacht zum Belohnen und zum Bestrafen gegeben; ich werde überall in euerer Mitte sein, und den ersten

Dank des Vaterlandes sollet ihr von euerem Feldherrn auf dem Schlachtfelde erhalten. Der Patriotismus vieler Edlen Oesterreichs ist eueren Bedürfnissen zuvorgekommen, er verbürget euch das höchste Maaß der allgemeinen Erkenntlichkeit. Aber auch die Strafe wird unnachsichtlich jeder Pflichtverletzung folgen; das Verdienst wird Belohnung, das Vergehen Ahndung treffen, ohne Rücksicht der Person und des Ranges. Mit Schande gebranntmarkt soll der Unwürdige ausgestoßen werden, dem sein Leben theurer ist, als seine und unsere Ehre. Mit den Merkmalen der öffentlichen Achtung geziert, werde ich unserm Souverän und der Welt jene Tapferen vorstellen, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben, und deren Namen ich ewig in meinem Herzen tragen werde."

„Noch bleibt mir eine Erinnerung übrig: der wahre Soldat ist nur dem bewaffneten Feinde furchtbar; ihm dürfen die bürgerlichen Tugenden nicht fremd sein. Außer dem Schlachtfelde gegen den wehrlosen Bürger und Landmann ist er bescheiden, mitleidig und menschlich. Er kennt die Leiden des Krieges, und suchet sie zu mindern. Ich werde jeden muthwilligen Frevel um so strenger ahnden, als die Absicht unseres Monarchen nicht dahin geht, Völker zu bedrücken, sondern sie von ihren Bedrückern zu befreien, und mit ihren Regenten ein festes Band zur Erwirkung einer dauerhaften Ruhe und zur Handhabung allgemeiner Wohlfahrt und Sicherheit zu knüpfen."

„Bald werden fremde Truppen im innigen Verein mit uns den gemeinschaftlichen Feind bekämpfen, darum theure Waffengefährten! ehret und unterstützet sie als eure Brüder. Nicht Ruhmredigkeit, sondern männliche Thaten ehren den Krieger. Durch Kühnheit vor dem Feinde müßt ihr zeigen, daß ihr die ersten Soldaten seid. So führe ich euch dann einst, begleitet von der Achtung der Feinde und von dem Dankgefühle fremder Nationen nach erkämpftem rühmlichen Frieden in das Vaterland zurück, wo euch die Zufriedenheit unseres Monarchen, der Beifall der Welt, die Belohnung der Tapferkeit, die Segenswünsche euerer Mitbürger und das Selbstgefühl verdienter Ruhe erwarten. Erzherzog Karl Generalissimus."

In Bayern brach Erzherzog Karl ein, in Italien Erzherzog Johann, in Warschau Erzherzog Ferdinand. Die tapfern Tyroler, jetzt bayrische Unterthanen, standen für das geliebte Haus Oesterreich auf, Schill hielt einen kräftigen Streifzug ins Königreich Sachsen, und die Hessen waffneten sich gegen ihren Tyrannen, Hieronymus Napoleon, ganz Deutschland gerieth in Bewegung.

Die Aufrufe an die deutsche Nation, welche von den vorrückenden Oesterreichern vertheilt wurden, blieben jedoch ohne eigentlichen Erfolg, indem weder Preußen, noch die Fürsten des Rheinbundes es wagten, sich gegen den Gewaltigen zu erheben. Nur Siege konnten den Worten Oesterreichs Eingang verschaffen; aber die Hoffnung, welche auf diese gestellt worden, schlug gänzlich fehl; denn die Stunde der Erlösung hatte für Deutschland noch nicht geschlagen.

Die Fürsten des Rheinbundes schickten ihre Heere aus, und die Hessen mußten bluten für ihr kühnes Beginnen. Schill ward in Stralsund von den Franzosen und Dänen belagert, und fiel mit den meisten seiner Tapfern schon den 31. Mai in den Straßen Stralsunds.

Von Schills Anhängern, welche den Franzosen in die Hände fielen, wurden 14 Offiziere in Braunschweig und 11 in Wesel erschossen. Die Begnadigten brachte man nach den Galeeren von Toulon und Marseille. Sämmtliche Unteroffiziere und Gemeinen des Schill'schen Korps, welche die Franzosen zu Gefangenen gemacht, wurden wegen des bestehenden Subordinationsverhältnisses freigesprochen.

Der Anfang des Krieges war in Tyrol, Italien und Polen für die Oesterreicher glücklich, der Hauptkampf in Deutschland aber durchaus unglücklich. Leider bewegte sich der Erzherzog Karl mit der Armee auffallend langsam über den Inn vorwärts, und verlor auf diese Weise kostbare Tage zum Siegen, indem die französischen Truppen sich nicht gesammelt hatten und Napoleon noch in Paris war. Als der schnellste aller Feldherrn auf die telegraphische Meldung, daß die Oesterreicher den Innstrom überschritten hätten, in vier Tagen von Paris an die Donau geeilt war,

stellte er sich der vorgedrungenen österreichischen Armee entgegen, und besiegte sie bei Abensberg am 20. April, bei Landshut am 21., bei Eckmühl*) am 22. und nahm Regensburg am 23. ein, so daß sich der Erzherzog Karl nach Böhmen zurückziehen mußte. Napoleon selbst erklärte diese Schlachten für die glänzendsten Triumphe seiner Kriegeskunst. Leider hatte er die Hauptschläge dieser Tage, die Deutschlands Knechtschaft für immer zu besiegeln schienen, durch deutsche Truppen gethan. Am 10. Mai, vier Wochen nach Eröffnung des Feldzuges standen die Franzosen vor Wien, und am 12. rückten sie in diese Hauptstadt. Von hier aus forderte Napoleon die Ungarn auf, sich frei zu machen, und einen König aus ihrer Mitte nach eigener Wahl zu erheben. Dabei sprachen die französischen Armeeberichte „von dem Hause Lothringen" als von einer entsetzten Dynastie, und verschonten mit ihren Schmähungen nicht einmal den Kaiser, viel weniger seine Brüder und Minister.

Damals erging auch aus Schönbrunn am 17. Mai ein Decret Napoleons, welches die Einziehung des Kirchenstaates befahl. Alles war darauf berechnet, die Menschen durch Napoleons Macht niederzudonnern: dieselbe bewährte sich jedoch nicht in der schrecklichen Schlacht bei den Dörfern Aspern und Eßlingen. Napoleon war nämlich dem Erzherzoge Karl, der sein Heer durch Böhmen und Mähren zur Befreiung Wiens herangeführt hatte, entgegen gegangen, und wurde von Letzterem bei dem Dorfe Aspern über die Donau gelockt. Napoleon wählte geschickt die Insel Lobau zum Waffenplatze, die durch den Hauptstrom der Donau, vom rechten Ufer getrennt, stark bewachsen und hinreichend breit ist, weswegen sich hier eine hinreichende Anzahl Geschütze und Truppen entfalten konnte. Man brachte den 19—21. Mai mit Zurüstungen zu. Am letzten Tage setzten sich die Oesterreicher, 75,000 Krieger, in Bewegung, um den Feind anzugreifen, der aus Lobau herüberdrang, und dem die Dörfer Aspern und Eßlingen

---

*) Von dieser Schlacht erhielt der Marschall Davoust den Titel: Prinz von Eckmühl.

als geeignete Stützpunkte dienten. Aspern wurde mehr als zehn Mal genommen, verloren und wiedergenommen. Um Kirche, Kirchhof, um Thurm, um Böden und Keller, um einzelne Bäume, um Barrikaden von Wagen und Pflügen wurde blutig und erbittert gekämpft. Eine Masse von 12 auserlesenen Kürassier-Regimentern, stürmte einmal mit solcher Gewalt herbei, daß das entgegenstehende Reiterhäuflein weichen mußte. Das Geschütz wurde nur mit genauer Noth gerettet, und das Fußvolk blieb auf seine eigene Vertheidigung beschränkt. Es hielt sich wacker. Schon war es umzingelt, schon war die zum Schutze herbeigeeilte Reiterei geworfen; man fordert es auf, sich zu ergeben. Es antwortet mit einem entsetzlichen Feuer auf 15 Schritte. Gleichen Heldenmuth, gleiche Todesverachtung zeigen andere Schaaren des österreichischen Fußvolks, über 3000 Kürasse wurden auf der Wahlstatt gesammelt. Von nun an war Napoleons vielfach bewährte Reiterei nicht so furchtbar mehr, sie, deren Anblick einst wohl die Wirkung that, wie in den Schlachten der Alten die besichelten Streitwagen und berühmten Elephanten. Napoleon selbst wollte Zeuge sein von den glänzenden Erfolgen seiner wackern Geharnischten, aber er hatte das Mißgeschick, sehen zu müssen, wie wenige Schritte von ihm Fouler und Durosnel, die hohe Stellen bekleideten, gefangen wurden. Nicht minder heftig war der Kampf um E ß l i n g e n am 22. Mai, besonders, da der Erzherzog Karl in der vorhergehenden Nacht durch brennende Fahrzeuge die über die Donauarme geschlagene Brücke der Franzosen hatte in Brand stecken lassen. Diese waren also auf die Insel und auf dem schmalen Schlachtboden am linken Ufer eingeengt. Ueber 400 Kanonen waren von beiden Seiten zum mörderischen Geschäfte thätig. Das Feuer der Oesterreicher that um so größere Wirkung, als es auf einen sehr beschränkten Raum gerichtet war; so mußten die Reihen des lange unerschütterlichen Feindes gelichtet werden. Man kämpfte heftig und nahe, mit Säbel und Bayonnet, so tapfer, wie je in diesen Kriegen, von beiden Seiten. Napoleon, seine Reihen durchreitend, gab vor, er selbst habe befohlen, die Brücke zu zerstören, um ihnen zwischen glorreichem Siege und unvermeidlichem

Untergange keine Wahl zu lassen. Es frommte nicht; sein wüthendsten Angriffe wurden zurückgeschlagen. Auch die österreichischen Führer erschienen überall an der Spitze ihrer Krieger, und der Erzherzog Oberführer ergriff selbst die Fahne wankender Heersabtheilungen, und fehlte nirgend, wo seine Gegenwart nöthig war. Als die Nacht anbrach, entfloh der Feind ganz vom linken Ufer. Er betrauerte 11,000 Todte, und über 5000 Verwundete geriethen in die Hände der Oesterreicher. Nur 3 Kanonen und 2500 Gefangene nahmen die Sieger, ein Zeichen, mit welcher Hartnäckigkeit beide Theile gestritten hatten. Marschall Lannes, der Verderber Sarragossas, d'Espagne, der Führer jener eisernen Männer, Saint Hilaire und Albuquerque blieben auf dem Bette der Ehre. Die Marschälle, Massena, der Löwe im Kampfe, und Bessieres, die Generale Boudet, Molitor, Lasalle, Lagrange, Lepprand waren verwundet. Die Lobau war mit französischen Soldaten, Verwundeten, Pferden, Geschütz und Gepäck besäet, ganz vom jenseitigen Ufer getrennt. Es herrschte Mangel an Nahrung und Vorrath und tiefe Muthlosigkeit*). Die Schlacht bei Aspern (21—22. Mai) war die erste, welche Napoleon nicht gewann. Die deutschen Herzen schlugen wieder einmal hoffend empor.

Leider wurde die Hoffnung schnell vereitelt, denn der Erzherzog Karl konnte die errungenen Vortheile nicht gehörig benutzen. Der Verlust der Oesterreicher betrug auch über 4000 Todte, und unter 15,600 Verwundeten — 12 Generale und 700 Offiziere. Napoleon zog die Truppen des Königreichs Italien an sich, in den ersten Tagen des Juli ging er wieder über die Donau, und ließ Pfähle in den Fluß schlagen, damit Brandschiffe nicht wieder an seine Brücken kommen könnten. Er hatte 150,000 Mann Truppen, Erzherzog Karl weit weniger, und der Erzherzog Johann kam aus Ungarn ihm nicht schnell genug zu Hülfe. Den 5. und 6. Juli war die unglückliche Schlacht bei Wagram, in welcher die Oesterreicher wie Löwen fochten, endlich aber überflügelt wurden.

---

*) Sieh allgemeine Geschichte der neuesten Zeit von J. Freiherrn von Hormayr. Wien 1819.

Der Krieg war wieder beendigt, den 14. October schrieb Napoleon auf dem Schlosse zu Schönbrunn bei Wien, wo er wohnte, den Frieden vor. Oesterreich verlor ein Gebiet von 2058 Geviertmeilen mit einer Seelenzahl von $3^1/_2$ Million, theils an Bayern, theils an das Großherzogthum Warschau, theils an Frankreich, mußte den König Joseph Napoleon von Spanien anerkennen, und allen Handelsverbindungen mit England entsagen.

Es war also wieder viel deutsches Blut umsonst geflossen, und der tapfere Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels mochte die Schande Deutschlands nicht länger ansehen. Während des Krieges hatte er mit einer Freischaar in Sachsen gekämpft, jetzt beschloß er sich durchzuschlagen nach dem gastlichen England. Mit 1500 Mann ging er über Leipzig und Halberstadt nach Bremen, überall verfolgt von Sachsen, Westfälingern und Holländern. Die einen schlug er, die andern täuschte er durch Schnelligkeit. Zu Elsfleth schiffte er sich mit seinen Treuen ein, und ward in England mit Jubel begrüßt.

§ 113.

Andreas Hofer, der Sandwirth.

(1809.)

Das Betragen der biederen Tyroler in dem österreichischen Kriege verdient noch besonders erzählt zu werden. Durch den presburger Frieden war ihr Land an Bayern gekommen, aber sie konnten die Trennung von Oesterreich nicht verschmerzen. Als daher Oesterreich 1808 sich gegen Frankreich rüstete, schickten sie einige Vaterlandsfreunde, besonders den Andreas Hofer, genannt der Sandwirth (weil sein Wirthshaus in einer Gegend lag, welche der Sand hieß), heimlich nach Wien, die Stimmung des kaiserlichen Hofes in Betreff Tyrols zu erforschen. Als diese günstig war, entwarfen sie den Plan des Aufstandes zwei Monate vorher, ehe er zur Reife kam, und doch merkte die bayrische Regierung nichts. Es rückte im Anfange Aprils 1809

ein österreichischer Heerhaufe ein, und gleich schlossen sich 5000 Tyroler Bauern ihm an. Der Sandwirth Hofer erschien mit seinem Landsturm den 10. April im Sterzinger Moose gegen die Bayern, und schob ihnen drei große Heuwagen vor, die feindlichen Kanonenkugeln aufzufangen; hinter den Wagen lauerten die trefflichsten Scharfschützen, und schossen die Bayern bei ihren Kanonen nieder. Den mittelsten Heuwagen lenkte eine rüstige Bauerndirne; nach jedem Schusse der Bayern rief sie: Juchhei! zum Zeichen, daß sie noch lebe, und schrie den Männern zu: „Nur frisch darauf los, nur immer frisch! Fürchtet euch vor den bayrischen Dampfnudeln nicht!" Als die Hälfte der Bayern niedergemacht war, mußte der Rest das Gewehr strecken. Leider verübten die siegreichen Tyroler auch einige Grausamkeiten an den Bayern und Franzosen, die ihnen in die Hände fielen.

Den 11. April wurde Innspruck von 20,000 Tyrolern erobert; die Bayern wurden von ihnen mit Flintenkolben und Dreschflegeln an ihren Kanonen niedergeworfen. Den 12. April erschienen 8000 Franzosen, aus Italien kommend, und baten nur um freien Durchzug nach Augsburg. Aber die Tyroler und Oesterreicher forderten unbedingte Ergebung, und siegten nach einem mörderischen Gefechte. Am 13. April war kein bewaffneter Franzose und Bayer in Tyrol mehr, und die Tyroler machten sich ein Fest daraus, zu Innspruck den bayrischen Löwen vom Burgthor herunterzuschießen: so oft ein tüchtiger Klumpen fiel, erhob sich das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Pauken und Trommeln. Augenblicklich wurden auch die weißblauen bayrischen Wappen in österreichische mit Gold und Schwarz verwandelt.

Nach der Schlacht bei Eckmühl rückten aber wieder Bayern und Franzosen in Tyrol ein, siegten in den Thälern, und die Tyroler mußten auf ihre Eisberge fliehen. Grausam rächten sich nun die Bayern in dem armen Lande: bei dem Städtchen Schwatz ließen sie an die 100 Landleute, die sie mit den Waffen in der Hand ergriffen hatten, an den Bäumen aufknüpfen, und legten dann den Ort in Asche, weil die Oberinnthaler Bauern den bayrischen Parlamentair niedergeschossen, und fliehend noch immer aus den

Häusern gefeuert hatten. Durch das Aufknüpfen ihrer Kampfgenossen, die Einäscherung von Schwatz und andere Maßregeln der Franzosen und Bayern waren die Tyroler auf das Aeußerste empört worden.

Hofer erließ folgenden eigenhändigen Aufruf an seine Kampfgenossen im Oberinnthale:

Liebe Brüder Oberinnthaler! Für Gott, den Khayser und das theyre Vatterland! Morgen in der frueh ist der löste Angriff. Wir wellen die Boarn mit hilff der göttlichen Muetter fangen oder erschlagen, und haben Uns zum liebsten Hertzen Jesu verlobt. Kombt Uns zu hilff, wollt ihr aber gescheiter sein, als die göttliche Fürsichtigkeit, so werden wir es ohne Enk (euch) auch richten!

Andere Hofer Oberkommandant von Passeyr.

Die Oberinnthaler kamen, am andern Tage (29. Mai) war das Treffen; Hofer leitete bei einer hohen Batterie, wo er alles übersah, die Angriffe, und der Kapuziner Haspinger sprach den Streitern Muth ein. Verwundete Tyroler ließen sich nur unter die nächsten Bäume tragen, und riefen, sie sähen den Himmel offen, die Landsleute möchten doch unverzagt stehen für Gott, Kaiser und Vaterland. Die Nacht machte dem Gemetzel ein Ende, und während der Finsterniß zogen die Feinde aus dem Lande, indem sie die Kanonenräder und die Hufe der Pferde mit Stroh umwickelten. Tyrol war zum zweiten Mal frei.

Bald darauf ereignete sich die unglückliche Schlacht bei Wagram, und in dem Waffenstillstande versprach Kaiser Franz, auch Tyrol zu räumen. Er schickte die dazu erforderlichen Befehle nach Tyrol. Die Tyroler konnten es aber nicht glauben, daß ihr guter Kaiser sie weggeben wolle, und geriethen in wilde Bewegung. Die regulären Truppen der Tyroler, welche in des Kaisers Dienst standen, zogen indessen ruhig ab. Hofer versteckte sich, blieb jedoch in Verbindung mit dem Landvolke, welches sich jetzt selbst helfen mußte, und unterschrieb seine Befehle Andere Hofer, dermal unwissend, wo. Der Kapuziner Haspinger befehligte nun die Bauern, und die einrückenden Franzosen wurden an der Eisack erwartet. Ueber diesen tobenden Fluß hatten die

Tyroler eine Brücke von Baumzweigen gebauet, und dieselbe mit einer hohen Lage Steine bedeckt. Die Franzmänner betraten sie mit Zuversicht, aber sieh, die Brücke brach unter ihnen, und sie wurden in den tosenden Fluthen begraben. Ueber 50 Offiziere wurden von den Scharfschützen der Tyroler erlegt, die Franzosen verloren 1200 Mann nach ihrem eigenen Geständnisse. Ihr Marschall Lefebvre rückte zwar immer weiter vor, aber er kleidete sich als gemeiner Dragoner, nahm eine Flinte in den Arm, eine Holzmütze auf den Kopf, und ritt immer zwischen zwei kernfesten Reitern, denn nicht zu trauen war den Tyroler Scharfschützen. Das Landvolk rollte Felsenstücke von den Gebirgen auf die Feinde, besonders thätig waren dabei die Weiber und Mädchen. Die Franzosen von der einen Seite und die Bayern von der andern wurden alle nach Innspruck getrieben, wie scheues Wild. Der Kapuziner, gelähmt durch die unaufhörlichen Anstrengungen, schlief des Nachts immer auf einem Wagen, und war an jedem Morgen wieder rüstig. Vor Innspruck war auch der Oberkommandant, Sandwirth Hofer, abermals bei dem Heere. Die Franzosen hatten 25,000 Mann, über 2000 Pferde und 40 Kanonen, die Tyroler eben 18,000 Mann, schlecht bewaffnet. Der 13. August war der entscheidende Tag. Eben nach Mitternacht weckte der Kapuziner den Sandwirth, hielt die h. Messe, und eilte dann auf seinem kleinen Pferde, einen weißen Stock in der Hand, an den äußersten Vorposten. Um 6 Uhr Morgens fielen die ersten Schüsse. Die Tyroler kämpften wie Helden und siegten, am Feste der Himmelfahrt Mariä hielt Hofer seinen Einzug in Innspruck, und Tyrol war zum dritten Male befreiet.

Zu Innspruck hatte der Sandwirth auch eine berühmte Anrede aus den Fenstern des goldenen Adlers gehalten, die uns einen tiefen Blick in die treuherzige und biedere Natur des Ehrenmannes werfen läßt, und die wir deßhalb nachholen: Er sprach: „Grü'ß enk Gott, meine lieb'n 'sprucker! Weil ös mi zum Oberkommandanten g'wöllt hobt, so bin i holt do. Es sein aber a viel andre do, dö kaani 'sprucker sein; alle dö unter meine Waffenbrüder sein wöll'n, dö müss'en für Gott, Koaser und Vaterland, als tapfre, rödle und

brave T'roler streiten, dö meine Waffenbrüder wer'n wöll'n; dö aber dös nit thu'n wöll'n, dö soll'n haim zieh'n! I roth' enks; und dö mit mir zieh'n, dö soll'n mi nit verlass'n, i wer enk a nit verlaß'n, so wohr i Andere Hofer hoaß; g'sogt hob' i enks, g'söhen hobt's mi, b'sied enk Gott!"

Bald nach dem erwähnten Siege wurde der Wiener Friede verkündigt. Die Tyroler gehorchten dem Aufrufe des Kaisers, sich dem Könige von Bayern zu unterwerfen. Allen Tyrolern ward von der bayrischen Regierung Verzeihung versprochen und auch gehalten. Selbst Sandwirth Hofer rieth seinen Landleuten Folgsamkeit, und unterzeichnete sich Andere Hofer, Oberkommandant in Dirollgewässer (gewesener Oberkommandant in Tyrol).

Da aber Hofer, durch falsche Freunde bethört, im November desselben Jahres den Volksaufstand wieder erweckte, so wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Zwei Monate lang lebte er nun in einer Alpenhütte, vier Stunden von seiner Wohnung, unter dem Schnee, im December 1809 und Januar 1810. Ein Vertrauter, Staffel mit Namen, der ihm das Essen zu bringen pflegte, wurde sein Verräther: er führte Mitternacht den 20. Januar (1810) Franzosen zu der Sennhütte, und Hofer wurde mit seiner ganzen Familie gefangen. Seine Frau und Kinder entließ man bald, Hofer selbst aber wurde nach Mantua abgeführt, und vor ein Kriegesgericht gestellt. Die wenigsten Stimmen waren für den Tod, aber ein Befehl aus Mailand verordnete, ihn binnen 24 Stunden zu erschießen. Das Urtheil ward den 20. Februar 1810 vollzogen. Auf dem Richtplatze gab er dem Unteroffiziere der 12 Grenadire, die ihn erschießen sollten, noch ein Zwanzigkreuzerstück. Stehend mit unverbundenen Augen wollte er sterben, und erst die 13. Kugel tödtete ihn. Kaiser Franz erhob 1818 seine Familie in den Adelstand, und entschädigte sie für den Verlust ihres Vermögens. Sehr schön und volksthümlich hat ein deutscher Dichter das traurige Ende dieses Biedermannes besungen:

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
Zu Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar.

Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Der Sandwirth Hofer ging,
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Inselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrath'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schläger vor,
Als nun der Sandwirth Hofer
Schritt durch das finst're Thor.
Der Sandwirth noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen,
Er sprach: „Das thu ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz! —
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm das Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Und Sandwirth Hofer betet
Allhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: „Nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!"

Andreas Hofer war von hoher Statur und starkem Knochenbau; er hatte einen langen schwarzen Bart, eine stumpfe Nase, eine rothe Gesichtsfarbe, einen kühnen, aber doch gutmüthigen Blick. An seiner Seite hing ein großer Säbel; am Halse trug er ein glänzendes Schild und ein

Kreuz; seine Kopfbedeckung war ein großer schwarzer Hut, seitwärts aufgeschlagen, mit dem Bilde der Mutter Gottes auf der Krempe, und mit einer Feder geziert. Die Franzosen nannten ihn Général Sanwird. Feldherrntalente besaß er nicht, aber Muth und Vaterlandsliebe; mit seinen Soldaten sprach er nur als Bruder, und niemals ließ er einen Kriegsgefangenen tödten oder peinigen. Er ist eine sehr erhebende und liebliche Erscheinung in einer unerquicklichen Zeit.

§ 114.

Napoleon im Kirchenbann.

(11. Juni 1809.)

Schon im Jahre 1808 fing Napoleon Feindseligkeiten gegen Papst Pius VII. an, weil er die Gewalt der Kirche über die Gemüther seiner Unterthanen haßte. Die geistliche Gewalt sollte völlig von dem Kaiserthrone Frankreichs abhangen, nicht vom päpstlichen Stuhle; darum forderte Napoleon von Pius, er solle alle Bischöfe von der päpstlichen Gewalt unabhängig erklären, einen französischen Patriarchen frei vom Papste anerkennen, alle Klosterorden aufheben, Priestern, Mönchen und Nonnen die Ehe gestatten, Napoleons Gesetzbuch, in welchem auch Ehescheidungen erlaubt wurden, im Kirchenstaate einführen, und Joseph Napoleon zum Könige von Neapel und Sicilien krönen. Pius weigerte sich ohne Bedenken.

Da rückten den 2. Februar 1808, von Neapel her, 6000 Mann Franzosen in Rom ein, und pflanzten vor dem Quirinal, dem Palaste des Papstes, Kanonen auf. Pius erhob Einspruch gegen den Angriff des Kirchenstaates, ermahnte aber sein Heer und Volk zur Ruhe. Nun wurden bald päpstliche Soldaten unter französische Regimenter gesteckt, Offiziere eingesperrt, Cardinäle fortgejagt, überall französische Bürgergarden errichtet, und päpstliche Unterthanen vor das französische Kriegsgericht gestellt und hingerichtet. Das Volk blieb dem Papste ergeben, gab seine Trauer kund durch Einstellung des Carnevals, feierte aber den Krönungstag des

Papstes gegen die sonstige Sitte. Napoleon erfuhr alles zu Wien, und weil Pius ihn schon zweimal durch ein Breve mit dem Kirchenbanne bedroht hatte, so erklärte der Gewalthaber mit einem Federstrich den 17. Mai 1809, 4 Tage vor der Schlacht bei Aspern, den Kirchenstaat dem französischen Kaiserthum einverleibt, und warf dem Papste 2 Millionen Franken Gehalt zu. Den 9. Juni wurde dieser Erlaß in den Straßen Roms feierlich ausgerufen.

Nun säumte Pius nicht länger. Den 10. Juni machte er dem römischen Volke bekannt, daß er die Rechte der Kirche unverletzt bewahren müsse, und von ihrem Feinde kein Gnadengehalt annehmen dürfe, er vertraue auf Gott und die Frömmigkeit der Gläubigen. Am folgenden Tage hielt er in der Frühe die h. Messe, und nach derselben sprach er heldenkühn vor dem versammelten Volke den Kirchenbann aus über Napoleon und alle dessen Rathgeber und Mitwirker. Mit blitzenden Buchstaben ward der Bann an den Thüren der Hauptkirchen angeschlagen, und ehe die Franzosen das Blatt abrissen, hatte die ganze Stadt Kenntniß von dem Inhalte bekommen.

Pius konnte nun sein Schicksal vermuthen, und ließ die Thüren seines Palastes zumauern, verbot seinen Schweizern aber alle Gegenwehr, und nahm schriftlich Abschied von seinem Volke. Den 6. Juli 1809 überstiegen die Franzosen unter General Radet die Mauer des päpstlichen Gartens, schlugen einige Thüren ein, und traten in das Gemach, wo der Papst zwischen einigen Cardinälen an einem Tische schrieb. Er stand auf, und fragte mit Würde und Milde: „Warum stören Sie die Ruhe meiner Wohnung, und was wollen Sie?“ Ergriffen zogen alle ihre Hüte ab, und Radet verlangte Abtretung des Kirchenstaates im Namen des Kaisers. Als Pius mit Nein antwortete, und Radet erklärte, er habe in diesem Falle Befehl, ihn von Rom wegzuführen, nahm Pius sein Brevier, und reichte dem Cardinal Pacca seinen Arm. In einem verschlossenen Wagen ward er schnell abgeführt, Radet nahm den Kutschersitz ein, Gensd'armen ritten um den Wagen. Man brachte ihn nach Grenoble, Valence, Nizza, und überall lagen Menschen am Wege, welche um seinen Segen baten. Zu Nizza waren 16000 ver-

sammelt. Die Schnelligkeit der Reise und die Sommerhitze machten den ehrwürdigen Greis in dem verschlossenen Wagen bald krank, so daß man ihm auf dem Cenis 2, zu Grenoble 11 Ruhetage vergönnen mußte. Den 9. August 1809 brachte man ihn nach Savona, einer Seestadt im ehemaligen Gebiete von Genua. Hier fand er einen Hofstaat für sich angeordnet, er weigerte sich aber, von demselben Gebrauch zu machen, und versagte jetzt allen von Napoleon ernannten Bischöfen die Bestätigung, weil Napoleon das frühere Concordat selbst gebrochen hatte. Nun änderte Napoleon den Ton: der Hofstaat verschwand, der Papst wurde in ein Zimmer gesperrt, mußte seine Gebetbücher und Schreibmaterialien abgeben, und bekam täglich 5 Paoli (etwa 20 Sgr.) zum Unterhalte, so daß er Almosen von den Bürgern Savona's nehmen mußte. Zwar wurde nach zwei Wochen dieser karge Unterhalt verbessert, aber seine Gefangenschaft blieb 3 Jahre hindurch gleich strenge: er durfte gar keinen Brief schreiben oder empfangen, noch weniger einen Besuch annehmen. Der große Kaiser selbst schrieb ihm einmal einen höhnischen Brief, der also anfing: „Sie sind eine alte Gans (vieille volaille), das hätten Sie schon längst wissen müssen. Ihre Widersetzlichkeit ist nur Beschränktheit.“ Aber ganz Europa bewunderte den Mann, der wehrlos, sich kühn dem Despoten widersetzte, vor welchem die mächtigsten Monarchen in den Staub sanken.

§ 115.

Die Kaiserinn Marie Louise.

(1. April 1810.)

Eins fehlte Napoleon nun noch. Am Ende des Jahres 1809 verstieß er seine Gemahlinn Josephine, weil sie ihm keinen Thronerben gebar, und suchte eine andere Frau aus einem alten Kaiserhause, damit er durch eine solche Verschwägerung den Schandflecken des Kronraubes von sich abwüsche*). Erst hielt er um eine russische Prinzessinn

*) Der bürgerliche Vertrag wurde vorher im Senate gelöset; dann sprach das Offizialat zu Paris am 9. Januar 1809 die Nich-

an, und der Kaiser Alexander war auch nicht abgeneigt, aber ihre Mutter erklärte, lieber wolle sie ihre Tochter nach Sibirien schicken, als sie dem Napoleon zur Ehe geben. Napoleon schwieg wohlweislich von diesem Bescheide; dann warb er um die Hand der Erzherzoginn Marie Louise, Tochter Kaisers Franz I. von Oesterreich, und dieser gab sie ihm hin mit blutendem Herzen, aber in der Hoffnung, durch eine solche nähere Verbindung seinem Staate den Frieden zu sichern. Die Vermählung Napoleons mit Marie Louise wurde am 2. April 1810 mit außerordentlicher Pracht zu Paris gefeiert, und am 11. März 1811 schenkte die Kaiserinn ihrem Gemahl einen Sohn, den Prinzen Franz Karl Napoleon, welchen sein Vater zum Könige von Rom erklärte. So hatte Napoleon, der die unbeschränkteste Macht mit der ausgedehntesten Herrschaft verband, nun auch die Freude, einen Erben derselben zu besitzen.

Bald nach seiner Vermählung unternahm Napoleon mit Maria eine Reise nach Belgien und Holland. Ueberall machten die Beamten ihre Aufwartung. Zu Breda hatte Napoleon den Verdruß, daß die katholische Geistlichkeit vor ihm nicht in ihrer Amtskleidung erschien, weil der Papst unlängst den Kirchenbann über ihn ausgesprochen hatte. Die Kühnheit dieser Männer ist ehrenwerth. Wie Napoleon sie empfing, mag als Probe seiner Beredsamkeit dienen. „Warum habt ihr den Priesterrock nicht an? Was seid ihr, Procuratoren, Notare oder Bauern? — Was für eine Religion lehret ihr? Wisset ihr nicht, daß Christus gesagt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt? Und ihr wollet nicht für euern Fürsten beten? Ihr wollet ungehorsame Bürger sein? Die Beweise habe ich in meiner Tasche. Wenn ihr in solchen Grundsätzen verharret, so wird Strafe in dieser und Verdammung in jener Welt euer Loos sein. Sie sind — so redet er den päpstlichen Nuntius an — apostolischer Vicarius? Wer hat sie angestellt? Der Papst? Er hat kein Recht dazu, ich mache die Bischöfe. — Ihr wollet nicht für

---

tigkeit dieser Ehe aus; das Metropolitangericht bestätigte am 12. Jan. desselben Jahres den Spruch. Bei diesem Verfahren von den geistlichen Gerichten wurden die Bestimmungen in der Bulle Benedicti XIV. „Dei miseratione“ und überhaupt die kanonischen Vorschriften beachtet.

euern Monarchen beten, etwa darum, weil ein römischer Priester mich in den Bann gethan hat? Aber wer hat ihm das Recht gegeben, einen Monarchen in den Bann zu thun? — Die Päpste haben durch ihre Herrschaft Europa in Feuer und Flammen gesetzt. Ihr möchtet wohl gern wieder Blutgerüste und Scheiterhaufen errichten; aber ich will dafür sorgen, das nichts daraus wird. — Ich bin von eurer Religion nicht, ich bin von der Religion Jesu Christi, der da gesagt hat: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; und demselben Evangelium gemäß gebe ich auch Gott, was Gottes ist. Mein Zepter habe ich auch von Gott .... nicht ich habe mich auf meinen Thron geschwungen, Gott hat mich darauf gesetzt, und ihr Erdengewürm wollet euch dem widersetzen? .... Meinet ihr, daß ich dazu gemacht sei, dem Papste den Pantoffel zu küssen? Wenn es nur von euch abhinge, ihr würdet mir wohl eine Glatze scheren, und mich wie Ludwig den Frommen in ein Kloster stecken oder nach Afrika verbannen*). Was für dumme Schwachköpfe ihr seid! Beweiset mir aus dem Evangelium, daß Jesus Christus den Papst zu seinem Stellvertreter, zum Nachfolger des h. Petrus angeordnet habe, und daß er das Recht besitze, einen Monarchen in den Bann zu thun. Ist euch an meinem Schutze gelegen, so prediget das Evangelium, wie es die Apostel gepredigt haben.“ U. s. w.

Die geschmeidigen reformirten Prediger, an ihrer Spitze, Herr ten Oever, der eine allerunterthänigste Anrede hielt, fanden eine überaus gnädige Aufnahme, und wurden vom Gewalthaber auf Kosten der katholischen Geistlichen sehr gepriesen; ja, der französische Czar bemerkte selbst, hätte er nicht in Bossuets Lehre, in den Maximen der gallicanischen Kirche, Grundsätze gefunden, die mit den seinigen übereinstimmten, und wäre das Concordat nicht angenommen worden, so würde er Protestant geworden sein, und 30 Millionen Menschen mit ihm. (!!!) In Aegypten sprach er heuchlerisch für den Islam, hier in Leidenschaft für den Prote-

*) Dies Letztere ist in Erfüllung gegangen. Noch auffallender sind die Worte erfüllt worden, welche Napoleon voll Zorn über den Papst an den Prinzen Eugen schrieb: „Er glaubt, seine Excommunication würde meinen Soldaten die Waffen aus den Händen werfen.“

stantismus, im Unglücke äußerte er sich mit Liebe und Achtung über die katholische Kirche, worin er geboren war*).

§ 116.

Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht.

Endlich gelangte Napoleon zu den letzten Erweiterungen seines Reiches. Ludwig Napoleon, König von Holland, aus Mitleiden gegen sein Land, das er wirklich liebte, erlaubte seinen Unterthanen einen geheimen Handel mit England. Napoleon erfuhr es und drohete. Ludwig reisete selbst nach Paris, konnte aber keine Begünstigungen für Holland erhalten. Da legte er den 1. Juli 1810 die Krone nieder, übertrug sie seinem ältesten Sohne Napoleon Ludwig, und setzte seine Gemahlinn, Napoleons Stieftochter, zur Regentinn ein. Gleich darauf zog er aus Holland fort, und ließ sich zu Grätz nieder. — Napoleon verwarf aber die Verfügung seines Bruders in Hinsicht der Thronfolge, und vereinigte Holland mit Frankreich.

Noch am Ende desselben Jahres schlug er einen großen Theil von Norddeutschland unter dem Namen der hanseatischen Departements zu dem großen Kaiserreiche: Münster, Osnabrück, Emden, Bremen, Hamburg und Lübeck lagen in diesen Bezirken als die größten Städte. Der russische Kaiser legte Verwahrung ein gegen solchen Gewaltstreich für seinen nahen Verwandten, den Herzog von Oldenburg, weil derselbe dadurch sein Land verlor.

Werfen wir jetzt einen Blick auf das Riesenreich, welches Napoleon gewonnen hatte! Frankreich erweitert bis an das obere linke Rheinufer; Belgien, Holland und Deutschland bis über die Elbe mit demselben vereinigt; Italien, theils zum gallischen Kaiserreiche geschlagen, theils als Königreich

*) Die histor. pol. Blätter theilen (16. B. 10. H. 1845) gleichfalls diesen Auftritt ausführlich mit, ohne die Quelle angeben zu können. Diese Erzählung ist aber entnommen aus der allg. Modenzeitung vom 2. Oct. 1819, Nr. 79, enthaltend einen Correspondenzartikel, datirt Pyrmont den 22. Sept. 1810. Die Unterredung fand am 6. Mai desselben Jahres statt.

mit ihm verbunden; Portugal, Spanien, Neapel, die illyrische und dalmatische Küste sind als Napoleons Vasallenstaaten anzusehen; deutsche Fürsten müssen ihn als ihren Oberherrn verehren; Preußen erdrückt und tief gedemüthigt; Oesterreich hat um hohen Preis sich Ruhe vom Dränger erkauft; Dänemark und die Schweiz sind von ihm abhängig; einer seiner Marschälle ist schwedischer Thronfolger; wo finden wir seit Karl's des Großen Zeiten ein solches Reich? Kein Wunder, daß Napoleon sich mit diesem auch gerne verglich! Woher diese glänzenden Erfolge? Nicht allein durch Napoleons wirklich großes Feldherrntalent, durch seinen Muth und seine Willensstärke, nicht allein durch die Tapferkeit seiner Heere, nein, zum großen Theile auch durch die Unentschlossenheit, Schwäche, Selbstsucht, Uneinigkeit und durch den gegenseitigen Neid seiner Gegner, doch nicht sowohl durch die Fehler der gegen ihn kämpfenden Völker, die sich später so rühmlich erhoben, als vielmehr durch jene mancher Regierungen.

Napoleon stand jetzt auf dem Gipfel seiner Macht, kein Staat widersetzte sich ihm mehr, nur England und Spanien hatten das Schwert noch nicht aus der Hand gelegt. In Spanien wurden jährlich an 100,000 Mann theils durch die Wuth der Spanier, theils durch Seuchen aufgerieben, und immer neue Schlachtopfer, besonders aus Deutschland, hingeschleppt. Der Heldenmuth und die Ausdauer der Spanier war bewundernswerth; aber bei der Uneinigkeit der damaligen unwürdigen spanischen Regierung gelang es den Franzosen dennoch, fast das ganze Land bis auf Cadix zu erobern. Diese Festung ergab sich aber nicht, obgleich sie drittehalb Jahre belagert, und auf allerlei Weise, selbst durch schwimmende Batterien, geängstigt wurde; die Engländer hielten mit einer starken Flotte die Festung von der Seeseite frei.

§ 117.

Nationalconcilium zu Paris.

(1811.)

Der Sohn Napoleons hatte, wie wir bereits erzählt haben, den Titel König von Rom erhalten. Auf seinen

Tauftag, den 9. Juni 1811, wurden alle Bischöfe Frankreichs und Italiens nach Paris berufen, ein Nationalconcilium zu halten, denn Napoleon hoffte, die Bischöfe würden sich vom Papste lossagen, und die von Napoleon ernannten 19 neuen Bischöfe, die der gefangene Oberhirt nicht bestätigen wollte, als rechtmäßige anerkennen. Es erschienen 104 Bischöfe, und sie sandten 5 aus ihrer Mitte nach Savona an den Papst, er möge doch nachgeben, zum Besten der Kirche, und Frankreich nicht ohne Bischöfe lassen. Aber vergebens! Pius VII. verlangte erst seine Freiheit. Das Nationalconcilium eröffnete also seine Sitzungen den 17. Juni, unter dem Vorsitze des Cardinal Fesch, Erzbischofs von Lyon. Man entwarf an Napoleon einen Vorschlag, wie die Besetzung der bischöflichen Stühle ins Werk gesetzt werden könne, und als der Entwurf vorgelesen wurde, stand der Bischof von Münster, Caspar Maximilian, Freiherr Droste zu Vischering (damals Weihbischof, Bischof zu Jericho), kühn auf, und bemerkte, vor allem müsse der Kaiser gebeten werden, den Papst in völlige Freiheit zu setzen. Ihn unterstützten vorzüglich der Bischof von Chambery, Irenäus von Solly und der Erzbischof von Turin. (Schon früher hatte der wackere Abbé Emery freimüthig gegen Napoleon geäußert, das Concil, welches der Kaiser zusammen rufen wolle, habe durchaus keine Macht, wenn es vom Oberhaupte getrennt oder mißbilligt würde.) Die Hofprälaten waren gegen den freimüthigen Antrag, weil derselbe den Kaiser unangenehm berühren werde. Die Pariser aber bewunderten den unerschrockenen und würdigen münsterschen Weihbischof, der so dreist spreche mitten in Paris, und besuchten schaarenweise täglich seine Messe in St. Roch. Die dem Kaiser günstigen Bischöfe wurden indeß in der Sitzung vom 27. Juni bekämpft; weswegen nicht alle die Adresse unterzeichneten, sondern nur der Präsident nebst dem Sekretair. Die Zuschrift an Napoleon, der bereits von den Streitigkeiten unterrichtet worden, ward jedoch nicht übergeben, denn die Abgeordneten der National-Kirchenversammlung wurden nicht vorgelassen. Ueberhaupt war Napoleon mit dem Geiste dieser Versammlung durchaus nicht zufrieden, da den von ihm ernannten Bischöfen sogar das Stimmrecht abgesprochen

wurde, und der Kirchenrath sich keineswegs für befugt hielt, statt des Papstes ernannte Bischöfe zu bestätigen. Da hob Napoleon das Concilium plötzlich auf. Doch berief er die Bischöfe, nachdem er drei von ihnen, welche am muthigsten im Interesse des Papstes und der Kirchenfreiheit gesprochen, nämlich die Bischöfe von Troyes, Tournay und Gent, in den Kerker geworfen hatte, den 5. August noch einmal, und es ward eine neue Abordnung von Bischöfen an den Papst gesendet. Pius erklärte nun die ganze Kirchenversammlung für unbefugt, weil Napoleon sie berufen habe, und versicherte mit Festigkeit, er werde den Vorschlägen derselben immer seine Zustimmung versagen. Das entschied: Napoleon entließ die Bischöfe aus Paris den 20. October, die drei gefangenen aber verwies er in das Innere seines Reiches.

§ 118.

Revolution und Thronveränderung in Schweden.

(1809.)

Es ist bereits erzählt, daß der von Ankarström ermordete König von Schweden einen minderjährigen Thronfolger unter der Regentschaft seines Bruders, des Herzogs von Südermannland, hinterlassen habe. Der Prinz bestieg als Gustav Adolph IV. wirklich den Thron, bewies sich aber zum Herrscher unter so schwierigen Verhältnissen nicht sehr geschickt, besaß indeß ehrenwerthe Gesinnungen und häusliche Tugenden. Als Regent mag man ihn in einiger Beziehung mit Paul von Rußland vergleichen, als Mensch stand er höher. Am meisten fehlte ihm jener scharfe Ueberblick, der aus den jedesmaligen Zeitereignissen Nutzen zieht, und war dieser Fürst auch von Fehlern nicht frei, so können doch durch Mängel der Könige die Verbrechen der Empörer, welche den Gustav Adolph so sehr geschmäht haben, um ihr Handeln in ein günstigeres Licht zustellen, unmöglich gerechtfertigt werden. Der neue Schwedenkönig hegte einen wahren Haß gegen die Umwälzungspartei in Frankreich, und eine rührende Anhänlichkeit an die Bourbonen, deren Thron Napoleon widerrechtlich bestiegen hatte. Vergebens

machte ihm dieser, den er für das Thier der geheimen Offenbarung hielt, dessen Herrschaft nicht lange währen würde, den Antrag, mit ihm ein Bündniß gegen Rußland einzugehen, und sich so wieder zu verschaffen, was Karl XII. durch Unbesonnenheit verloren hatte; aber der König blieb seinem mit Rußland, England und Preußen geschlossenen Vertrag getreu. In der Mitte des Mai 1807 machte er den Herrschern von Rußland und Preußen verschiedene Anträge, Ludwig XVIII. wieder auf den Thron seiner Väter zu erheben.

Am 2. Juli kündigte er den Franzosen den Waffenstillstand. Bald darauf ward der Tilsiter Friede geschlossen. Man bedeutete daher dem Gustav Adolph von Seiten Preußens, man habe Napoleon Vorschläge hinsichtlich Schwedens gemacht, und dieses könne wegen seiner Lage niemals ein Feind Frankreichs sein. Von Rußland ging die Versicherung ein, daß Frankreich keine Absichten auf die Besitzungen Schwedens habe. Die eigenen Staatsmänner stellten dem Könige die Zwecklosigkeit eines Krieges und den unvermeidlichen Verlust Pommers dar, wenn ein Krieg erfolge. Gustav bestand dennoch auf seinem Vorhaben. Und der Ausgang? Die Schweden wurden von den Franzosen mit leichter Mühe und in kurzer Zeit nach Stralsund getrieben, diese Stadt ward am 20. August von den Schweden verlassen, und einige Wochen darauf auch die Insel Rügen geräumt.

Rußland, das um diese Zeit feindselig gegen England auftrat, forderte den Gustav auf, mit ihm und mit Dänemark gemeinsame Sache zu machen, um die Ostsee gegen die englischen Anmaßungen und Gewaltschritte zu vertheidigen. Gustav lehnte solches Ansinnen ab, weil er seinen Verpflichtungen gegen England treu bleiben wollte, ja er schickte sogar den Andreasorden nach Petersburg zurück, wahrscheinlich, weil er diese Auszeichnung als eine Art von Bestechung ansehen mochte.

Da brach im Februar 1808 ein russisches Heer unter Burhöwden unerwartet in Finnland ein, ohne eine Kriegserklärung vorher einzusenden, wie es das Völkerrecht

fordert. General Klingsporn war mit seinen wenigen Truppen den zahlreichen russischen Truppen nicht gewachsen, und der Verräther Vice-Admiral Kronstädt übergab die bedeutende Festung Sweaburg, von deren Behauptung hauptsächlich die Rettung Finnlands abgehangen hätte, sammt der im Hafen liegenden Flotte von 94 Schiffen an die Russen, in deren Dienste er selbst überging. Darauf erschien ein Ukas des russischen Kaisers, daß Finnland seinem Reiche einverleibt sei, und dessen Bewohner ihm zu huldigen hätten.

Fast zu derselben Zeit (gegen Ende des Februar 1809), erklärte Dänemark Schweden, als dem eifrigsten Verbündeten Englands, den Krieg. Dänemark wollte gern von seinem Bündnisse mit dem mächtigen Napoleon Nutzen ziehen, und mit Hülfe französischer Truppen Schonen, eine schwedische Landschaft, erobern, welche früher schon Dänemark gehört hatte, um sich so einigermaßen für die gewaltsame und widerrechtliche Wegnahme seiner Flotte Seitens der Engländer zu entschädigen. Im März rückten unter Bernadotte französische Hülfstruppen ein, theilweise aus Spaniern bestehend. Aber der Anschlag gegen Schweden scheiterte im August 1808, hauptsächlich durch den Umstand, daß der Marquis de la Romana mit dem größten Theile der Spanier entwich.

War die Gefahr von dieser Seite nun auch glücklich vorüber, so drohte dem Lande doch wieder anderes Mißgeschick. Die Schweden machten zwar im Juni 1808 unter Klingsporn in Finnland erwünschte Fortschritte, aber sie fanden keine hinreichende Unterstützung von Seiten Gustavs, der seine Kräfte zersplitterte, und nun ein Heer zur Eroberung Norwegens ausschickte. Dieser Plan scheiterte, weil die Angreifer Fehler begingen, und die Norweger sich tapfer vertheidigten. Im Herbste 1808 durfte man auch nicht mehr hoffen, Finnland den Russen zu entreißen. Das Waffenglück hatte gewechselt. Dadurch ward Gustav Adolph höchst entrüstet, und ließ die Garderegimenter, welche in Finnland unglücklich gefochten hatten, theilweise auflösen, und allen ihre Fahnen nehmen. Ob sie nun wirklich ihre

Pflicht nicht erfüllt hatten, oder ob diese Maßregeln nur ein Werk der Leidenschaftlichkeit des Königs war, auf den selbst ein Theil der Schuld fällt, indem er die Krieger auf Finnland ohne hinreichende Unterstützung ließ, vermögen wir nicht zu entscheiden; aber er rief dadurch eine überaus ungünstige Stimmung der Soldaten gegen sich hervor. — Nur ein Bundesgenosse war ihm geblieben, England, und auch mit diesem gerieth er in Streit. Als dem Könige im Juni 1808 ein brittisches Heer von 10,000 Mann zu Hülfe geschickt ward, verweigerte er den Truppen, die nicht unbedingt seiner Führung übergeben werden sollten, die Ausschiffung, und wollte gar ihren Anführer Moore verhaften lassen, der aber floh, und mit seinen Schiffen nach England heimkehrte. Der zürnende Gustav erhob nun mehrere feindselige Handlungen gegen England, dem er nicht trauen mochte, und wohl nicht ohne allen Grund. England fand dagegen seinen störrischen Bundesgenossen allgemach lästig, und suchte ihn mit Rußland und Dänemark auszusöhnen. Er theilte ihm ein Friedensgesuch Alexanders und Napoleons mit; aber Gustav erklärte, unter keiner Bedingung Frieden mit Bonaparte schließen zu wollen.

Er merkte, daß England seiner überdrüssig war, und ließ nun höchst entrüstet auf alle englische Kauffahrteischiffe zu Gothenburg Beschlag legen. Er wollte sich jetzt an Dänemark anschließen, und im Vereine mit dieser Macht Krieg gegen England führen, von genanntem Plan ging er jedoch ab, als er erfuhr, daß die Dänen Schonens Bewohner durch ausgestreute Kundmachungen zur Empörung zu reizen suchten. Deshalb bemühte er sich, die locker gewordene Verbindung mit England wieder anzuknüpfen. Am 1. März 1809 wurde wirklich ein neuer Vertrag abgeschlossen, nach welchem England jährlich 1,200,000 Pfund Sterling Hülfsgelder zahlen wollte. Dann verpflichteten sich auch beide Mächte ausdrücklich, nur gemeinschaftlich oder mit wechselseitiger Genehmigung Frieden mit dem Feinde zu schließen.

Nun hatte aber Gustav in frühern Verträgen erklärt, nie mit Bonaparte unterhandeln, und unter keiner Bedingung mit Frankreich Frieden schließen zu können, als wenn

die Bourbonen dort den ihnen rechtmäßig gehörenden Thron wieder bestiegen hätten. Daher übergab der englische Gesandte noch an dem Tage des Abschlusses die Erklärung, daß England in diesem Punkte eine andere Meinung hege.

Die Forderung Gustavs, daß England ihm die Wiedererlangung Finnlands oder eine Entschädigung für dessen Verlust gewährleiste, war bereits früher zurückgewiesen. Kurz, von England war trotz des Bündnisses nicht sehr viel zu erwarten, und von seinen eigenen Unterthanen wurde bald sein gänzlicher Sturz herbeigeführt. Die Herzen der verschiedenen Stände wurden ihm, theils durch, theils ohne seine Schuld immer mehr entfremdet; am meisten grollten ihm der Adel, den des Alleinherrschers Selbstständigkeit verdroß, und die Truppen, die sich von ihm beleidigt fühlten.

Am meisten hatten früher die Bürger und Landleute wegen seiner häuslichen Tugenden auf ihn gehalten; aber Gustav verstand es nicht, deren Liebe zu bewahren, und dann wird es auch an Bearbeitung des Volkes und an Verläumdungen und Verdächtigungen gegen den König von Seiten der Großen nicht gefehlt haben. Kurz, es wurde eine Verschwörung gegen ihn angezettelt, deren Wurzel unter den Vornehmen der Hauptstadt und deren Zweige in den beiden schwedischen Heeren in Finnland sowohl als in Norwegen zu suchen sind. Die Truppen in Norwegen erklärten sich am 7. März 1809 förmlich gegen den König, und zogen unter Adlersparre's Befehl auf Stockholm. Als sie nur noch 15 Meilen von dieser Stadt entfernt waren, erhielt Gustav erst auf dem Schlosse Haga von der Nähe der Empörer Nachricht. Er eilt zur Hauptstadt, um mit den dortigen Truppen gegen die Aufrührer zu ziehen, wandte sich aber bald nach Linköping, um daselbst ein größeres Heer zu sammeln. Von der reichsständischen Bank forderte er zum Kriege 2,000,000 Thaler Vorschuß, und als ihm dieselben geweigert wurden, machte er Miene, dieses Geld mit Gewalt zu nehmen. Schon war am Morgen des 13. März alles zur Abreise bereit, und die genannte Summe sollte von der Bürgergarde abgeholt werden, da glaubten die Verschworenen einen entscheidenden Schritt

thun zu müssen. Vernehmen wir hierüber den König selbst. Er erzählt diese Vorgänge in einem Werkchen, (betitelt: La Journée du 13. Mars, ou les faits essentiéles de la révolution de 1809, redigés par le colonel Gustafsson) also: „Der Feldmarschall Graf von Klingsporn, Oberbefehlshaber der finnländischen Armee, war seit einigen Monaten in Stockholm zurück, und nach ihm war auch der General von Adlercreuz von der nämlichen Armee, mit Lorbeern bedeckt, angekommen, allein es fehlten ihm noch diejenigen der Revolution. Diese Generale sollten die Befehle des Königs erhalten, ehe sie an ihre Posten zurückkehrten; sie waren mit verschiedenen Offizieren und andern bürgerlichen Beamten, wovon der König einige schon zugelassen hatte, im Vorzimmer versammelt, und nachdem er nun auch den Feldmarschall von Klingsporn rufen ließ, öffnete dieser während der Unterredung dem General Adlercreuz und dem General-Adjutant von Silfersparre heimlicherweise die Thore, diese Herren traten alsbald herein, um den König zu beschwören, die Hauptstadt nicht zu verlassen. Der König, welcher sah, daß verschiedene Stabsoffiziere denselben folgten und den Eingang mit Gewalt durchbrachen, zog seinen Degen, ausrufend: „Verrätherei!“ Die wachthabenden Offiziere eilten zwar herbei, allein statt diesem Frevel ein schnelles Ende zu machen, ließen sie sich durch diejenigen entwaffnen, welche es durch sie hätten sein sollen. Der König, welcher von einer großen Anzahl Offiziere umzingelt war, konnte allein nicht widerstehen; der Herr von Silfersparre fiel rückwärts über ihn her, und entriß mit beiden Händen und mit aller Gewalt dem Könige den Degen, worauf dann durch Schlagen die Verwirrung den höchsten Grad erreichte. Während sich die Verschworenen der Person des Königs bemeistern wollten, und deswegen die Thüre seines Zimmers zuschlossen, suchten andere Offiziere und getreue Diener, dieselbe aufzubrechen, um ihn zu befreien; die Eingangsthüre wurde dabei von oben bis unten gespalten, und man sah auf dem Boden des Zimmers eine Ofengabel, welche Jemanden aus den Händen gefallen oder entrissen worden war, ferner Krystallstücke, welche zu dem Leuchter gehörten, so wie auch kleine,

blaue und gelbe Federn, die einen Theil der Federbüsche der Stabsoffiziere ausmachten, wovon die Bruchstücke, wie in Folge des heftigsten Sturmwindes, auf dem Teppich zerstreut herumlagen. Als der König sah, daß sich die Verschwornen der Thüre bemächtigt hatten, rief er laut: „Rettet mich im Namen Jesu Christi!“ und strengte sich an, sich zu befreien. Er ergriff den Degen eines Generals von Strömfeld, der mit der Menge hereingekommen war, mit Gewalt, allein von den Verschwornen ganz umringt, ward er bald wieder entwaffnet. Als die Ruhe einigermaßen hergestellt, und der größte Theil der verschwornen Offiziere fortgegangen war, blieben nur noch der Feldmarschall von Klingsporn und einige andere Personen bei dem Könige. Der General von Adlercreuz, der es für schicklich gefunden, sich des Commandostabs des Generaladjutanten zu bemächtigen, glaubte es eben so anständig, seinen Rapport S. K. H. dem Herzoge von Südermannland über das zu machen, was eben bei dem Könige vorgefallen war; er ließ sich von seinem neuen Waffenbruder, dem Generaladjutant von Silfersparre, dahin begleiten. Die Herren suchten den Herzog zu bewegen, sich als Reichsverweser an die Spitze der Regierung zu stellen, wozu S. K. H. seine Einwilligung geben zu müssen glaubte.“

„In dem Zimmer, in welchem der König verhaftet wurde, befanden sich zwei Seitenthüren, jede mit ihren verschiedenen Ausgängen; die erstere war jene, welche man erbrochen hatte, und durch welche man den König beobachtete; Niemand von den Verschworenen dachte daran, auch die andere zu bewachen. Ehe diese Gewaltthätigkeit ihren Anfang nahm, hatte der König sie selbst mit dem Schlüssel geschlossen; wie durch ein Wunder ging aber die Thüre von selbst auf. Da der König es allein bemerkte, und sah, daß der Degen des Generals, dessen er sich bedient hatte, aus Unachtsamkeit im Zimmer zurückgelassen wurde, bemächtigte er sich desselben, setzte seinen Hut auf, ging durch die obengenannte Thüre, und schloß sie mit dem Schlüssel wieder zu. Der General von Adlercreuz, welcher von dem Herzoge von Südermannland zurückkam, wurde sogleich davon unterrichtet, und setzte dann auch mit meh-

reren Offizieren dem Könige nach. Nachdem dieser die Thüre verschlossen hatte, ging er eine Wendeltreppe hinauf, welche zu dem oberen Stocke führte. Er sah den General hereintreten, welcher die beiden Thürflügel mit Heftigkeit erbrach, und hatte nur noch Zeit, den noch in Händen habenden Schlüssel gegen ihn zu werfen, worauf er seinen Weg springend fortsetzte, so daß er allen zuvorkam, welche ihm nachjagten; indem der König durch die Zimmer der Königinn eilte, befahl er einigen seiner Dienerschaft, die Thüren nach ihm zu schließen; allein diese Leute, welche denselben von so vielen Offizieren verfolgt sahen, hatten den Muth nicht, ihm zu gehorchen. — Während der Verfolgung fiel der General von Adlercreuz, oder einer seiner Offiziere auf der Treppe, und rollte von oben bis unten; der König erhielt dadurch einen solchen Vorsprung, daß er Hoffnung hatte, bei der Hauptwache des Schlosses anzukommen, um daselbst der Revolution oder seinen Tagen ein Ziel zu setzen. — Nachdem er die große Treppe erreicht hatte, fiel auch der König, mit dem Fuße gegen einen Stein anstoßend, wodurch er eine starke Quetschung am rechten Arme erhielt; inzwischen stand er wieder auf, und verfolgte seinen Weg durch den Korridor bis zu dem Gewölbe der nördlichen Thüre, mit dem Vorsatze, über den innern Schloßhof nach der westlichen Thüre zu gehen. Allein die Vorsehung, deren Rathschlüsse oft so undurchdringlich sind, wollte es anders; die umherirrenden Schritte der beiden Verschwornen richteten sich gerade in dem Augenblicke nach der nördlichen Thüre, als auch der König daselbst ankam. Einer derselben war ein alter Offizier und starker, rüstiger Mann, Namens von Greif, der bei der königlichen Jagd mit dem Majorgrade angestellt war; der andere dagegen ein junger, im Civilfache beschäftigter Mann; jener floh davon, als er den König mit dem Degen in der Hand auf den Offizier zueilen sah, um ihm denselben durch den Leib zu stoßen, allein er wich dem Stoße aus, und wurde nur am linken Arm leicht verwundet; und da der Degen in dem Aermel seines Ueberrockes stecken geblieben, so benutzte er diesen Umstand, um den König zu ergreifen, und mit all seinen Kräften festzuhalten. Der König, ent-

kräftet, ermüdet und außer Athem, konnte sich nicht loswinden. Ein für den Schloßdienst angestellter Holzträger kam unvermuthet dazu, der vorwärts schritt, und zu dem Offizier sprach: „Was wollt ihr dem König thun?“ Der Offizier erwiderte: „Ich will dem Könige nichts Leides thun.“ Der Fürst, welcher die Sprache verloren hatte, konnte kein einziges Wort herausbringen, und der Holzträger, ganz bestürzt von dem, was er eben sah, rettete sich, als die andern Verschwornen ankamen, um sich des Königs zu bemächtigen. Sie führten ihn mit Gewalt durch die große Treppe zu dem ersten Stock, in die Zimmer der Königinn. Der König konnte nicht mehr gehen. Er sprach zu ihnen mit schwacher Stimme: „Tragt mich!“ Bei zwei deutschen Wachen vorbeigehend, strengte er sich an, um ihnen zu sagen, sie sollten ihn retten und ihm folgen; allein der General von Adlercreuz, der ihm zu Seite war, erhob, wie begreiflich, Einspruch dagegen. Als sie in dem ersten Saale des großen Stockes angekommen waren, fühlte der König seine Kräfte ein wenig zurückkommen, und äußerte, daß er wieder gehen wollte. Von den Verschwornen umringt, die ihn festhielten, setzte er seinen Weg auf diese Weise fort. Im zweiten Saal sah man 2 Leibbeamten des Herzogs von Südermannland im Amt, welche die Gewehre präsentirten, als der König vorbeiging. In der dritten Galerie angekommen, waren die Verschwornen unschlüssig, auf welche Seite sie sich wenden sollten. Der König wies ihnen die nahe Thüre des Zimmers an, das weiße genannt, worauf sie ihm gehorchten. Sie setzten den König auf einen Stuhl bei der Fensteröffnung, der Galeriethüre gegenüber, wo er während mehrerer Stunden in einem Zustande der tiefsten Erniedrigung blieb, dem Anblick der Personen ausgesetzt, welche Antheil an der Revolution genommen hatten, oder welche die Verhältnisse des Augenblicks im Schlosse vereinigt hatten.“

So erzählt der unglückliche König selbst seine Gefangennehmung, die angeblich im Namen der Nation geschah. Frevler gegen seine geheiligte Person waren jene, die vorzugsweise zu seinem Schutze verpflichtet gewesen, — hochstehende Krieger und königliche Diener. Die Verschwornen zogen Truppen aufs Schloß, denen sie Zutrauen schenken

konnten, aus der Absicht, um bereitet zu sein, wenn etwa das Volk für seinen König aufträte. Das that aber das Volk nicht, denn Gustav war kein Volksmann. Noch an demselben Nachmittage erließ der Herzog von Südermannland die Nachricht, daß er die Regentschaft übernommen habe, weil der König zu regieren gehindert sei. Dieser ward Nachts nach dem Schlosse Drottningholm gebracht, einige Tage darauf ein Reichstag zusammengerufen, und in der Einladung wurden Gründe angeführt, weswegen die Regierungsveränderung nothwendig gewesen sein sollte. Schon am 29. März erklärte der König, daß er die Regierung freiwillig niederlege, weil er seinem Berufe nicht länger nachkommen könne.

Hätten nun die Empörer noch etwas auf Recht und Billigkeit gehalten, so würden sie dem jedenfalls unschuldigen Kronprinzen den Thron nicht genommen haben, mochten sie auch noch so sehr seinem Vater grollen; während des Sohnes Minderjährigkeit konnte ja immerhin der Herzog von Südermannland, wie schon einmal, Reichsverweser sein. Aber das wollten jene nicht, die den Aufruhr angezettelt hatten, denn wenn man einen Schritt auf dem Wege des Unrechts gethan hat, so pflegt leicht der zweite und alle andern zu folgen. Die Schlauen dachten, der Sohn würde wohl nicht vergessen, was sie dem Vater gethan, und selbst die spätern Nachkommen desselben seien zu fürchten. Man verbreitete eine alte Prophezeihung von Schauer- und blutigen Auftritten und Mordgesichten, die entstehen würden, wenn der Prinz den Thron besteige, und so schüchterte man das Volk ein; dann entstand gerade zur rechten Zeit eine Art Aufstand, vielleicht ein erkünstelter, bei den Truppen in Upland, für den entsetzten König, wodurch der Schreck noch vermehrt ward. Nun schritt man keck zum Werk. Am 10. Mai erklärte auf dem Reichstage ein adliger Herr von Mannersheim, Expeditionssekretär des Reichstages, nachdem er die Abdankung Gustavs verlesen hatte, diesen mit seinen Erben in absteigender Linie, für jetzt und für immer, der Krone verlustig. Wer ihm dazu Vollmacht gegeben, weiß man nicht, vielleicht irgend ein Meister vom Stuhl, mindestens ist das politische Wirken geheimer Verbindungen in Schwe-

den nicht zu verkennen; und auf des Sekretärs Frage, ob man ihm hierin nicht beipflichte, soll ein lautes und einhelliges Ja erschollen sein. Gewiß ist, das ein Erlaß gegeben wurde, worin alle vier Stände des Reiches ihrem bisherigen rechtmäßigen Könige Treue und Gehorsam aufkündigten, und seine leiblichen Erben, geborne und noch nicht geborne, des schwedischen Thrones für immer verlustig erklärten. Der Herzog von Südermannland führte bei diesen, seine nächsten Verwandten so tief erniedrigenden, ungerechten Verhandlungen den Vorsitz. Was man auch ohne besondern Scharfsinn voraussehen konnte, geschah: Der genannte Herzog ward am 5. Juni zum Könige gewählt, und am folgenden Tage als Karl XIII. ausgerufen; zuvor hatte er noch eine neue Verfassung geben müssen, wodurch er manchen früheren königlichen Rechten entsagte. Weil der neue König keine Kinder besaß, so wurde der Prinz Christian August von Holstein-Sonderburg-Augustenburg zum Thronfolger gewählt, obschon er noch kurz vorher gegen die Schweden gefochten. Man hatte gehofft, einen günstigen Frieden mit Rußland durch die Hinwegräumung eines diesem mißliebigen Königs zu erhalten; aber der am 17. Sept. 1809 zu Friedland abgeschlossene Friede war noch theuer genug, denn er mußte durch Abtretung von ganz Finnland, Westbothnien und eines Theils der Alandsinseln erkauft werden. Dahingegen war der Friede mit Dänemark zu Ende desselben Jahres, und jener mit Frankreich im Anfange 1810 günstiger.

Der abgesetzte König begab sich noch im Laufe des Jahres 1809 mit seiner Familie nach Deutschland, und lebte unter dem Namen eines Grafen von Gottorp bald in diesem Lande, bald in der Schweiz. Später nannte er sich Oberst „Gustavson."

Am 28. Mai 1810 stürzte der neue Kronprinz plötzlich todt vom Pferde; das Volk glaubte, sein frühes Ende sei die Folge einer Vergiftung; tauchen ja solche Gerüchte häufig genug auf, wenn Parteien sich feindselig gegenüber stehen. Bei der Bestattung des Prinzen wandte sich die Volkswuth gegen den Grafen Axel Fersen, der als Marschall den

Trauerzug führte. Man glaubte nämlich, er habe an der angeblichen Ermordung Theil genommen; darum ward er unter den fürchterlichsten Mißhandlungen vom Pöbel hingewürgt. Es war jener Mann, der dem unglücklichen Ludwig XVI. bei seiner Flucht behülflich gewesen, ihm den Wagen verschafft, und einige Zeit als Kutscher gedient. Nun bedurfte man wieder eines Thronfolgers, und bei der Wahl desselben suchte man das Wohlgefallen Frankreichs sich zu erwerben. Der Erkorne war der französische Marschall Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, geboren zu Pau in Béarn 1764, ein Verwandter Napoleons, nämlich Schwager des damaligen Königs von Spanien, Joseph Napoleon's.

Er wurde am 21. August von den Ständen zu Orebro gewählt, und Karl XIII. willigte ein. Bernadotte nahm den Antrag gerne an, und Napoleon war auch keinesweges dagegen, denn er mochte hoffen, durch seinen Krieger in Schweden sehr an Einfluß zu gewinnen. Als Bernadotte im October nach Schweden kam, nahm ihn der König an Kindesstatt an. Nach dem Sturze Napoleons wurden alle entthronten Fürsten wieder eingesetzt, nur Gustav Adolph, der heftigste Feind des Eroberers und der innigste und treueste Freund der Bourbonen, erhielt seine Krone nicht wieder; vergeblich erinnerte er im Jahre 1813 den Wiener Congreß an die Rechte seines Sohnes, denn für sich verlangte er die Krone nicht zurück. Als König Karl XIII. am 5. Februar 1818 mit Tode abging, folgte ihm Bernadotte als König Karl XIV., ohne Schwierigkeiten zu finden. Gustav IV. beschloß seine unglückliche Laufbahn am 7. Febr. 1837 zu St. Gallen in der Schweiz, nachdem er zuletzt, von seiner Familie getrennt, in Dürftigkeit gelebt hatte, denn er verschmähte das ihm von Schweden ausgeworfene Gnadengehalt, und wollte auch von seiner Familie keine Unterstützungen annehmen. Sein ältester Sohn Gustav nennt sich „Prinz Wasa,“ und steht in österreichschen Diensten. — Karl XIV. herrschte mit Klugheit und Umsicht; gleichwohl hat es auch ihm nicht an Gegnern gefehlt, welche Veränderungen in der schwedischen Verfassung zu erlangen strebten; aber er wußte allen Widerstand in Schweden wie in Norwegen niederzudrücken. Er starb im hohen Greisenalter,

und ihm folgte seit dem März 1844 sein Sohn Oskar I. in der Regierung, geb. 4. Juli 1799, vermählt 19. Juni 1817 mit Josephine Maximiliane Auguste, Schwester des Herzogs von Leuchtenberg.

Nun noch einige Worte über die schwedische Thronveränderung, zur Steuer der Gerechtigkeit gegen eine gestürzte Größe, die von den revolutionären Gegnern zu sehr geschwärzt ist. Karls XIII. Benehmen ist nicht zu rechtfertigen. Er hätte dem ihm von seinem Bruder anvertrauten Sohne den Thron bewahren sollen, worauf derselbe ein Recht, und den er durch nichts verwirkt hatte; ihm lag die Pflicht ob, des Waisen Rechte geltend zu machen; aber er bestieg selbst diesen Thron, welchen er den Nachkommen seines Bruders ungekränkt zu erhalten geschworen hatte, und wurde nebst seinen Mitunterthanen eidbrüchig. Man sagt freilich, er sei König durch die Beschlüsse der Reichsstände geworden; gut; aber diese Beschlüsse wären ohne Kraft und Wirkung geblieben, wenn Karl XIII. als Reichsverweser diesen Beschlüssen seine Zustimmung versagt, und sich ihnen nicht selbst gefügt hätte. Wer konnte oder wollte ihn zwingen? Die Umstände sollen ihn genöthigt haben, den schwedischen Thron zu besteigen. Durch nichts wird Unrecht zu Recht; und der Friede mit Rußland wäre doch zu erreichen gewesen, wenigstens ein solcher Friede, wie jener, von dem bereits Rede war, wenn der Herzog sich begnügt hätte mit der Regentschaft bis zur Großjährigkeit Gustavs.

Man führt als Grund zur Entthronung des Königs und der Revolution des Jahres 1809 an, Gustav sei halsstarrig und hartnäckig zum Schaden des Landes und überhaupt unfähig zum Regieren gewesen. Man beurtheilt in der Regel den Menschen sehr unrecht nach dem Erfolge seiner Handlungen: wäre Gustav glücklich gewesen, so hätte man ihn einen Mann von Charakter und Gesinnungstüchtigkeit genannt; er war unglücklich, nun muß er hartnäckig und halsstarrig gewesen sein, und dürfte jeder Herrscher entsetzt werden, den das Volk oder vielmehr ein Theil des Volkes für unfähig hält, wer säße noch fest auf seinem Throne? Könnte man nicht mit gleichem Rechte demjenigen sein Vermögen nehmen, von dem man glaubte,

er mache einen schlechten Gebrauch von demselben? Man führt ferner an, der König sei nicht zum Frieden mit Rußland zu bewegen gewesen. Unparteiische Geschichtschreiber sagen: „Zu einem ehrenvollen Frieden zeigte er sich wohl geneigt, aber nicht zu einem, dessen Bedingung die Abtretung Finnlands mit dessen Inseln war, wodurch Schwedens Selbstständigkeit verloren ging. Er wollte daher einen neuen Feldzug versuchen, zumal da England Hülfe versprochen hatte, und es auch in Schweden dazu noch nicht an Mitteln gebrach. Inländische und ausländische Umtriebe und fremde Interessen hinderten ihn, sein Vorhaben durchzusetzen, und Parteien haben ihn verläumdet und gestürzt." „Napoleon — so spricht W. Menzel in seinem Literaturblatt, dem wir bei der Vertheidigung des unglücklichen Königs theilweise gefolgt sind — Napoleon wollte einen geschmeidigen, halbrevolutionären König in Schweden, Alexander wollte Finnland; beiden war der König zuwider, dessen Legitimität und Anhänglichkeit an die englische Partei dem französischen, und dessen eben so legitimes Recht auf Finnland dem russischen Kaiser im Wege lag. Die Parteien im Lande selbst, die den Staatsstreich vollbrachten, waren nur das Mittel, waren nur gefällige Diener eines nicht schwedischen Interesses*)."

So viel zur Entschuldigung des entthronten Königs und zur Charakterisirung der Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe

---

*) Ueber die langjährige Politik Schwedens fügen wir noch folgende Bemerkung von W. Menzel an:

„Anstatt sich, wie England, in seiner glücklichen, insularischen Lage, dem Continente gegenüber, abzuschließen, und durch die Herrschaft der Meere und großer Colonien sich zu stärken, vergeudete Schweden seine Kräfte in nutzlosen Versuchen, von seiner Halbinsel aus auf dem Continente zu erobern, wo zuletzt die ungeheuren Bevölkerungen und die Menge mächtiger und eifersüchtiger Staaten ihm alle Vortheile wieder rauben mußten, die es anfangs von Glück und Muth begünstigt, erlangt hatte. Die Schweden waren vielleicht Macedonier an Tapferkeit, und hatten auch ihren Alexander; aber das Festland von Europa war kein persisches Reich, und umsonst brach sich die wilde schwedische Brandung an unsern und Polens Nordküsten. Die Politik Schwedens gegen Polen hat viel Aehnliches mit der frühern Englands gegen Frankreich; jede insularische Seemacht operirt

der Empörer. Die Gerechtigkeit darf man Niemanden versagen, am wenigsten ziemt es sich für einen großmüthigen Menschen, die gefallene Größe noch zu mißhandeln, wie der Esel den sterbenden Löwen stieß, und die untergehende Sonne zu verachten.

---

auf diese Weise einmal gegen die ihr gegenüberliegende Continentalmacht. Ohne den Hussitenkrieg und das Reformationsfieber würde das deutsche Reich den Zwist und die wechselseitige Erschöpfung Frankreichs und Englands eben so gut haben benutzen können, als Rußland später das Verhältniß Schwedens zu Polen zum Verderben beider ausbeutete!"

(Soll das Letzte heißen, wenn deutsche Brüder sich nicht entzweiet hätten, so würden sie behalten haben, was ihnen von Gottes und Rechtswegen zukommt, so unterschreiben wir es gern; soll es aber heißen, wir hätten auch im Trüben fischen und fremde Noth benutzen sollen zum ungerechten Vortheil, wie Rußland, so sagen wir: besser arm und redlich, als reich und ungerecht!)

Inhalt.

Neue Geschichte.

Zweiter Zeitraum. Vom westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution.

I. Die Deutschen.

II. Die Franzosen.

III. Die Spanier und Portugiesen.

IV. Die nordischen Staaten.

V. Fortsetzung von den Deutschen.

VI. Die Engländer.

VII. Die Franzosen.

Dritter Zeitraum. Von der französischen Revolution bis zur Befreiung Europa's.